Sta. 4. Kino









SIPPURIM,

eine Sammlung

jüdischer Volkssagen, Erzählungen, Mythen, Chroniken, Denkwürdigkeiten

und

Biographien berühmter Juden

aller Jahrhunderte, besonders des Mittelalters.

Unter Mitwirkung rühmlichst bekannter Schriftsteller herausgegeben

von

Jakob W. Pascheles.

Fünfte Sammlung.

Prag, 1864.
Eigenthum und Verlag der Buchhandlung von Wolf Pascheles.
In Leipzig bei C. L. Fritsche.
Druck von Senders & Brandeis. Rittergasse Nr. 408—I.



Vorwort.

Wohl keine Nation auf Erden besitzt einen reichhaltigern Sagen und Geschichtenschatz als die jüdische. Schriftliche Dokumente, mündliche Ueberlieferung haben unauslöschlich, das Andenken an erlebte Leiden und Verfolgungen, an Schaffen und Wirken berühmter Männer von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und selbst jener lange furchtbare Winterschlaf, zu dem die israelitische Nation, zur Zeit des Mittelalters, baar allen Verkehres mit der Außenwelt, gezwungen wurde, hat die Erinnerung an glorreiche Thaten der Vergangenheit nicht zu tilgen vermocht. —

Die Martyrkrone, welche jene Periode mit neuen Dornen füllte, hat den alten Schmerz nicht übertäuben können. Israel hatte ein gutes Gedächtniß, so oft auch sein Geschick wechselte.

Dumpf hallten die Klänge der Trauer und Wehmuth lange nach, als das römische Schwert sich in Judäas Herzblut tauchte, und die ergreifenden Schilderungen von den Schrecken der Belagerung Jerusalems, von der Zerstörung des ganzen Reiches, werden nur hie und da von den Erzählungen des Talmud und Midrasch unterbrochen, die freudig und tröstend vom Ansehen Stellung und Einfluß der jüdischen römischen Staatsbürger sprechen, welche selbst Freunde und Rathgeber von Imperatoren waren. Ein anderer Cultus und die durch ihn hervorgerufenen Veränderungen im staatlichen und sozialen Leben drängte die Juden nach Hispaniens Gefilden. —

Es war eine schöne und herrliche Zeit, die Balsam auf die alten kaum verharschten Wunden träufelte. Wie blühten die Künste, wie wetteiferten die wohlangesehenen Israeliten mit den Arabern, auf dem Gebiete sprachlicher und wissenschaftlicher Forschung; selbst jene holde Wunderblume, Poesie, wand ihre duftende Blüthenkrone, beiden Nationen, einend um's Haupt! Schöne, rosige, Blätter schimmern aus der Chronik dieser Epoche dem Forscher entgegen und haben manch' ergiebigen begeisternden Stoff dem Dichter geboten. Selbst Heine, der lascive Spötter, der Lyra und Narrenpritsche, mit gleicher Meisterschaft schwang, ließ letztere fallen, um ergreifende hochpoetische Accorde, in seinem Jehuda Halevy ertönen zu lassen. —

1*

Nicht lange haftet unser Blick auf dieser Glanzperiode jüdischer Geschichte und grauenerregend sehen wir die Kehrseite derselben vor uns auftauchen. — Zum Erstenmale beginnt ein System grauser Verfolgungen, in Gestalt von Tortur, Mord und Scheiterhaufen, die Juden gewaltsam von der liebgewordenen Scholle zu verdrängen und Israel ergreift wieder den Wanderstab, nimmt nichts mit, als die Erinnerung an so viel edle Opfer für Glaubenstreue und diese, wie die Leiden, der ins Exil Gehenden, füllen ein ziemliches Register der jüdischen Chronik.

Seit jener Zeit beginnt bis ins 18. Jahrhundert eine endlose Kette von Verfolgungen, Verbannungen, für die arme gehetzte Nation. Es blieb ihr wirklich Nichts, als was jene englische Dichter bemerkte — die Gruft — und was er zu bemerken vergaß — die Religion, das theuere immer hoch gehaltene Banner — und die Erinnerung, welche verklärenden Glorienschein um die Dulder und großen Männer des Volkes wob. Kann irgend eine Nation, eine so reichhaltige Chronik aufweisen? Wie viel tausend und aber tausend Züge von Edelmuth, Opferfreudigkeit Heroismus, Geistesstärke, und Menschenliebe, sind in den meisten Blättern dieses „Gedenkbuches“ eingeprägt?

Diese sind es wohl werth, daß man sie dem jüdischen Volke vorhalte ein Spiegel gleichsam, dessen Reflexe, wenn sie auch in eine schöne, für uns helle Zeit fallen, immerhin der Nation zur Ehre gereichen, *Jedes Volk, das seine Vergangenheit ehrt — ehrt sich selbst.*

Im Gewande der Erzählung und Sage will der Herausgeber „jene Geschichten“ „Sippurim“ sammeln und damit, der jüdischen Familie, Jung und Alt, eine gute und edle Unterhaltungslectüre, die zugleich eine schätzbare Belehrung gewährt, bieten.

Schon haben berühmte Schriftsteller, Glaubensgenossen, ihre Mitwirkung zugesagt, unter denen auch jene, welche einen kleinen Theil, dieses so ergiebigen Stoffes in den ersten vier Jahrgängen der Sippurim bearbeitet haben.

Ein so ausgerüstetes und wahrhaft den Intressen des Judenthums dienendes Unternehmen bedarf weiter keiner Anpreisung um der Unterstützung des gebildeten Lesens gewiß zu sein.

Jakob W. Pascheles.

Mönch und Jüdin.

Historische Erzählung aus dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts.

I.

Erzbischof Johann Lohelius.

Auf dem Domplatze in Prag wogte die Menge umher, buntfarbige Trachten aus allen Kreisen des Landes, welche das Fest des Landespatrones Johann von Nepomuk in die Hauptstadt geführt hatte. Um die ambulanten Kramstellen, auf welchen Rosenkränze, Agnus dei Kügelchen, Lebensbeschreibungen des Heiligen u. s. w. feilgeboten wurden, drängten sich die Weiber und Mädchen, während die Männer und Burschen mehr Hinneigung zu den fliegenden Garküchen an den Tag legten, welche frugale Gerichte auf offenem Platze kochten und der Volksernährung zu billigen Preisen Rechnung trugen. Eine große Schaar Neugieriger hatte sich um die erzbischöfliche Staatscarosse gedrängt, die vor der Kirche hielt. Der goldbedeckte Gallawagen, mit den mächtigen Spiegelscheiben, die sechs stolzen Pferde mit den prachtvollen Schabraken, die Vorreiter, die Laufer und der buntscheckige Zwerg, der am Hintersitze kauerte und auf die gaffende Schaar Grimassen hinabschnitt, bildeten Gegenstand genug, um das Intresse der simplen Landleute zu fesseln. Die Musik in der Kirche verstummte, die Domglocken hallten in mächtigen Accorden aus, der Erzbischof, der das Hochamt celebrirt hatte, verließ die Kirche, von dem gesammten Domcapitel bis zum Portale der Kathedrale geleitet. Beim Anblicke des Kirchenfürsten sank die Menge in die Knie, er spendete den Segen, bestieg den Wagen und langsamen Schrittes rollte er zur erzbischöflichen Burg durch eine von der Menschenmenge gebildete Gasse. In seinem Gemache angekommen, nahten sich ihm die Diener, entkleideten ihn der kostbaren Gewänder, worauf sie sich zurückgezogen.

Erzbischof Johann Lohelius von Prag blieb allein im hohen Gemache zurück. Der Kirchenfürst war ein stattlicher Mann, den die Last der Jahre nicht gebeugt hatte, das Gesicht hatte Züge, die man mit dem Ausdrucke „gemeißelt“ bezeichnet, selbst in den Mundwinkeln fand man nicht jene schlaffe welke Form, die bei den meisten Geistlichen vorzuherrschen und das beschauliche Leben zuweilen Gutmüthigkeit zu bedeuten pflegt. In dem Augenblicke als sich Lohelius allein sah, schien eine mächtige Veränderung mit seinem ganzen Wesen vorzugehen, die eiserne Ruhe, die über ihn ausgegossen war, schien wie mit einem Zauberschlage gewichen, die dem Volke gegenüber nothwendig zu beobachtende Repräsentation und Würde glaubte er in seinen vier Pfählen nicht beibehalten zu müssen, unmuthig durchtheilte er den Raum, blieb vor seinem Schreibtische stehen, ließ eine geheime Feder spielen und nahm ein be-

reits geöffnetes Schreiben in die Hand, begann es nochmals aufmerksam zu lesen und dann scheinbar gedankenlos über dasselbe hinweg zu starren. Das Blatt enthielt aber nur zwei Worte in lateinischer Sprache: „Ibis, Redibis!“ (du wirst gehen und wieder kommen). Nach einer Weile schien er endlich zu einem Entschluße gelangt zu sein, ein leises, kaum bemerkbares, verächtliches Lächeln glitt über die festgeschlossenen Lippen, die Hand schnippte das Papier, als sollte damit die Wert-und Bedeutungslosigkeit desselben gekenntzeichnet werden, dann näherte er sich dem mächtigen Kamin, indem trotz des Frühjahres ein leichtes Feuer brannte, um das Papier zu verbrennen. Als aber die Flammen das Pergamentblatt zu umspielen begannen, traten seltsame Charaktere auf demselben zum Vorscheine, schnell zog der Priester das Blatt zurück, bevor es vernichtet war, und begann mit Hilfe eines aus dem Geheimfache hervorgeholten Dechiffrirquadrates die Hieroglyphen zu entziffern. Der Inhalt des Schreibens schien den als Aushängeschild angegebenen zwei Worten in Räthselhaftigkeit und unangenehmer Vorbed eutung des Inhaltes in nichts nachzustehn; denn Lohelius schien offenbar bestürzt zu sein und mit einem zu faßenden Entschluße zu kämpfen. Endlich schien er darüber ins Klare gekommen zu sein, klingelte und rief dem eintretenden Diener den Befehl zu: „Sogleich ins Kreuzherrnkloster schicken und Sp ontanelli zu mir beordern!“

Die Zeit bis zur Ankunft dieses Mannes schi en dem Kirchenfürsten unendlich lange zu dauern, man konnte sehen, daß er seine Ungeduld nicht zu bemeistern wußte, er versuchte zu lesen und klappte die Bücher auf und wieder zu; endlich nahte der Ersehnte, eine Gestalt, wie man sie in den Klöstern reicher Orden, die meist wohlgenährte Geistliche zu ihren Bewohnern zählen, nicht zu finden pflegt, eine hagere, düstere Gestalt mit fahler Gesichtsfarbe tiefliegenden, intelligent und schlau blitzenden Augen, dünnen schmalen Lippen und regelrecht zugestutzter und sorgfältig und so breit als möglich gepflegter Tonsur, über welche die dürren Finger der Hand von Zeit zu Zeit fuhren, als wollten sie sich von ihrer Anwesenheit überzeugen. Der Eingetretene beugte sich tief vor dem Erzbischofe, der ihm mit dem lateinischen Gruße: Dominus Tecum die Hand reichte, die dieser mit einer erheuchelten oder wirklichen Miene der Verzückung ehrfurchtsvoll küßte. „Spontanelli“, begann der Kirchenfürst das mit gedämpfter und in lateinischer Sprache geführte Gespräch — „Spontanelli die Kirche weiß Eure Verdienste um dieselbe zu würdigen, als Großmeister des Ordens, dessen würdiges Mitglied Ihr seid, denke ich seit Langem daran, Euren Bestrebungen den würdigen Lohn zu Theil werden zu lassen, und was in Eurer Seele Innerstem als geheimer Wunsch verborgen liegt, soll bald in Erfüllung gehen, wenn Ihr den einen Auftrag, den ich Euch jetzt ertheile, zur Zufriedenheit erfüllt. Es ist ein Auftrag ad majorem Dei gloriam, ein Auftrag der unsre heilige Kirche von mächtigen Stürmen bewahren kann, die über dieselbe he-

reinzubrechen drohen. Es geht ein Geist der Neuerung durch die Welt, der die alten Satzungen unserer Kirche umzustürzen droht, Aufklärung dieser Popanz, mit der man den Pöbel bethören will und leider aus dem alten und festen Bande der Anhänglichkeit und Liebe zu den bestehenden Satzungen der Kirche herauszureißen beabsichtigt, bricht sich Bahn und selbst bis in unser treues katholisches Land sind diese atheistischen Ansichten gedrungen. In meinen alten Tagen mußte ich den Schmerz erfahren, daß in meinem Orden, dessen Großmeister ich bin, ein Mann aufgenommen ist, an dessen Ueberzeugungstreue ich zweifle. Wider mein Anrathen hat ihn der Papst als Kreuzherrnordenspriester bestättigt und nach Prag versetzt. Vom Generale des Ordens des heiligen Loyola aus Rom geht mir nun ein Schreiben zu, das mich in meinem Argwohne bestärkt, mich zur Vorsicht mahnt. Mein Auftrag, lieber Spontanelli, geht daher dahin, diesen Mann scharf zu beobachten, über dessen Thun und Lassen mir genaue Rechenschaft zu erstatten, das aber so einzuleiten, daß der Beobachtete auch nicht den leisesten Verdacht schöpft und keiner außer uns beiden über diesen Auftrag Kunde erhalte. Um es zu ermöglichen, daß Ihr mir täglich Bericht erstattet, werde ich Euch die Ernennung zu meinem geheimen Rathe zukommen lassen, und Ihr werdet dann ungehindert und ohne Verdacht zu erregen, täglich in meiner Burg erscheinen können." „Eminenz diese Gnade," lispelte Spontanelli während eben über sein fahles Antlitz ein Wetterleuchten der Freude für einen Augenblick hinflog — weitere Reden schnitt der Erzbischof mit einem gnädigen Kopfnicken und einer kurzen Abschiedsbewegung der Hand ab.

II.

Im Kreuzherrnkloster.

Spontanelli verließ raschen Schrittes das erzbischöfliche Palais und eilte dem Kreuzherrnkloster zu; Dort angelangt, schloß er sich in seine Zelle ein, nahm auf dem einfachem Sessel Platz, verbarg das Gesicht in beide Hände und überließ sich dort seinen Gedanken. Er überhörte die Klänge der Tischglocke, welche alle Mönche zum gemeinschaftlichen Mahle in das Refectorium berief, und als er endlich aus seinem Nachsinnen über die Ursachen des Auftrages des Erzbischofs erwachte, bereute er es zu spät, die erste Gelegenheit versäumt zu haben, mit dem Gegenstande seiner Beobachtungen zusammengekommen zu sein. „Es ist aber besser so," brummte er vor sich hin — ich werde zum Quardian gehen und mir eine Zelle neben ihm ausbitten, ich werde da besser Gelegenheit haben in seiner Nähe zu sein und unter dem Scheine der Nachbarschaft mich in sein Vertrauen einschleichen."

Bald darauf fand die gewünschte Uebersiedlung statt, neben der Zelle des neuen Ankömmlings erhielt P. Spontanelli die seinige eingeräumt und ein Laienbruder übertrug dessen armseligen Hausrath. — — — —

Der Abend war hereingebrochen, die Sonne versank hinter den Bergen

und die Glocken der Stadt gaben ihr das Abschiedsgeleite, mit ihren hellen und freundlichen Tönen den Frieden einläutend in das Herz eines jeden Menschen. Auch die Hausglocke des Kreuzherrnklosters wurde in Schwingungen gesetzt und der schrille durch die lange Gänge hallende Klang versammelte auf denselben die Ordensbrüder, die in gemeinschaftlichem Zuge zur Hauskapelle sich bewegten, um dem Abendsegen beizuwohnen, nach dessen Schluße das gemeinsame Abendmahl verzehrt wurde Bei der Thür des Refectoriums trennte sich der neue Klosterankömmling von den übrigen Fratres, vorschützend von der Reise ermüdet zu sein, betrat er seine Zelle. Ein vor einem Heiligenbilde brennendes Lämpchen warf einen matten Schein durch den kleinen Raum, den der Geistliche rasch durchschritten hatte und zum Fenster eilte, dasselbe öffnete und sich hinauslehnte. Der Mond streute sein Silberlicht über die rebenbekränzten Halden des Belvederes, die Moldauwellen sangen ihr einförmiges Lied, Ruhe und Frieden schien in den weiten Räumen der Natur zu herrschen, nur nicht in den engen Räumen des alten Mannes, der am Fenster lehnte. Thränen rollten langsam aus seinen Augen, einzelne Seufzer rangen sich aus seiner Brust los, ein wehmüthiges Gefühl zeichnete sich in den starren Zügen ab, das endlich in Worten sich Luft machte.

„So stehe ich wieder auf dem Boden meiner Väter" sprach der greise Ordenspriester vor sich hin, — auf einem Boden wo selbst ich eine glückliche Jugend verlebte, bis ein finsteres Geschick mich trieb in die Fremde und zu einem verzweifelten Schritte, den ich jetzt so tief bereue, den ich rückgängig machen wollte, könnte ich dies nur mit Aufopferung meines eigenen Lebens. Hoffnungsloser Zustand, qualvolles Dasein, wann wirst du ein Ende nehmen! O kämest du nur schon, Mann mit der Hippe, für Viele ein so gefürchteter Mahner, mir der beste und einzige Freund, dem ich mit Sehnsucht entgegensehe, komme, befreie mich von meinen Leiden!"

Die schmerzlichen Erinnerungen hatten den Dulder übermannt, die leisen Töne, die seinen Lippen entschlüpften, wurden lauter, die innere Unruhe, die im Herzen des einsamen Klausners gährte und dasselbe zu zersprengen drohte, ließ ihn nicht auf seinem Platze stehen, in heftiger Aufregung durchmaß er raschen und dröhnenden Schrittes das schmale Geviert der Zelle und lauter wurden die Worte des Selbstgespräches, welches er führte:

„Nur den einen Wunsch noch, gütige Vorsehung, laß mir in Erfüllung gehen, meine müden Gebeine an jener Stätte ihre Ruhe finden, von der sie sich einst gewaltsam losgerissen haben. Jahre sind dahingeschwunden, die Trennungswunde blutet noch, der Schlangenzahn der Reue nagt daran . . . Was habe ich Alles gethan, um diese Mahnrufe zu übertäuben, ich stürzte mich in den Strudel des Vergnügens, aber bei fröhlichem Gelage vergällte mir der Wermuth der Erinnerung den Becher der Freude; ich suchte die Einsamkeit, aber auch da drängte sich der Schmerz als unvermeidlicher Ge-

sellschafter auf, ich suchte zu beten, Stunden lang lag ich auf den Knieen und psalmodirte, eitles Versuchen, aus den durcheinanderlaufenden Zeilen des Breviers starrte mir die verhängnisvolle Vergangenheit entgegen, die Engelsköpfe der Initialen in dem Evangelienbuche verwandelten sich in höhnisch grinsende Gespensterlarven und wo ich hinsah, wo hin ich mich wandte das Menetekel des Gewissens flammte lichterloh auf .... Ich fühle, daß es mit mir zu Ende geht, der morsche Leichnam ist von der Wucht der schmerzlichen Erinnerungen erdrückt, bald werde ich vor dem Throne des Allvaters stehen, an den Stufen seines Thrones will ich liegen und Gnade erflehen. Der Ewige ist ja ein Gnadengott, er liebt ja Juden und Christen mit gleicher Liebe, theilt in gleicher W:ise seine Gnaden aus, er wird mir auch vergeben, mir, o qualvoller Zustand — der beides war und keines ist!" ..

Der unglückliche Greis versank in tiefes Nachdenken, durch die vergitterten Scheiben stahl sich das Mondlicht ein und zeichnete ein Netz am Boden ab, in welches die gefangene Einbildungskraft des vor sich Hinbrütenden sich verstrickte. So stand die schlanke Gestalt des Dulders starr und unbeweglich da, durch nichts herausgerissen aus seinem Nachdenken, nicht gestört durch den Glockenschlag, der in regelmäßigen Zwischenräumen herüberhallte. Endlich rang er sich los aus dem Banne, den der Rückblick in die Vergangenheit über ihn geworfen hatte, er schien zu einem Entschlusse gekommen zu sein, der Plan, über den er gebrütet schien ihm reif, sogar ausführbar und mit den Worten: „Ja, das will ich thun, er wird mir diese Bitte nicht verweigern können," raffte er sich empor, schloß das Fenster und suchte die Ruhe.

Die Scene, die sich in der Zelle des greisen Priesters abgespielt hatte, war aber nicht ohne Zeugen geblieben. Als Spontanelli gesehen, daß der neue Ankömmling die Gesellschaft seiner Ordensbrüder fliehe, hatte auch er sich vom Mahle weggestohlen und war in seine Zelle geeilt. Dort angelangt war er zur dünnen Scheidewand getreten, welche seine Zelle von der des Nachbars trennte, den zu beobachten seine Aufgabe war, drückte an einem für ein uneingeweihtes Auge unbemerkbaren Knopfe, eine Klappe sprang auf und den Einblick in das Zimmer des Nachbars hinderte nur das über derselben Stelle hängende Heiligenbild, das aber an seinem unteren Ende ein Loch hatte, an welches Spontanelli sein Auge drückte und so das Gemach übersah. Durch die dünne Leinwand hörte er auch jedes der etwas lauter gesprochenen Worte seines Collegen.

„Mir scheint der Erzbischof täuscht sich" brummte er vor sich hin, als er nach Beendigung des Selbstgespräches des neuen Ordensmitgliedes sich zurückzog, — „er hält den alten Priester für einen Sendboten geheimer Zwecke, an die der nicht denkt, noch beauftragt ist, solche zu vollziehen, aus dem ganzen Selbstgespräche habe ich ersehen, daß er kein geborener Katholik ist, und den Schritt bereut, der ihn in den Schoß unsrer Kirche geführt

hat. Indessen man kann nicht wissen, wir wollen noch auf der Lauer bleiben, und abwarten, was sich aus dieser räthselhaften Erscheinung weiter entpuppt. „Nach diesen Worten legte sich auch der Spion schlafen, der den festen Schlaf des Gerechten schlief, während sein greiser Zimmernachbar unruhige Träume haben mußte; denn öfters drang banges Stöhnen in die stille Nacht hinaus.

III.

Die Familie Hinnel.

Pater Josef Calasanzius, so hieß der neue Ankömmling im Kreuzherrnkloster rief am folgenden Morgen einen Laienbruder in seine Zelle und gab ihm einen Auftrag, dessen Geheimhaltung er ihm beim Cruzifixe beschwören mußte. Als die Dämmerung hereinbrach, verließ der dienende Bruder das Kloster und schlug seinen Weg zum Ghetto ein. Die Pforten desselben waren noch nicht geschlossen, die Wache machte dem im geistlichen Gewande Einherschreitenden ehrerbietig Platz, der nun seine Schritte den winkligen Gassen zulenkte, in welchen am heutigen Abend alles Leben erstorben schien. Dafür drang aus den sorgfältig verschlossenen Fensterladen Lichterglanz und der gedämpfte Ton zusammenklingender Stimmen scholl heraus. Vor einem der stattlicheren Häuser in der Breitengasse hielt der Bote und pochte an der verschlossenen Hausthüre. Nach einer ziemlich langen Pause des Wartens öffnete sich die Pforte und ein rothaariger Geselle mit einer Lampe in der Hand ließ deren Schein auf den Klopfenden fallen, und frug bei Ansicht des geistlichen Gewandes in demüthigem Tone nach dem Begehr seines Trägers.

„Führe mich zu deinem Herrn“ erwiederte dieser kurz und folgte dem voranleuchtenden Diener durch die winkligen dunklen und ärmlich aussehenden Gänge des Vorbaues in den rückwärtigen Theil des Hauses, das mit vielen Glanze ausgestattet schien. Schwere Teppiche lagen auf dem Boden und dämpften den Schall des darüber Hinschreitenden, in den Nischen standen mächtige Schränke mit großen Schlößern und aus einem der geöffneten blitzte der Glanz silbernen Geschirres und edler Geschmeide entgegen. Eine reichgeschnitzte Thüre öffnete sich und gewährte den Einblick in das Prunkgemach des in der Stadt und im ganzen Lande als reich bekannten Juden Hinnel. Die Ausstattung des Gemaches wetteiferte in Glanz und Pracht mit dem eines fürstlichen; seidene Teppiche mit kunstvollen Stickereien und Juvelen reich besetzt verhüllten die Wände, von der reichgemalten Decke hingen drei vergoldete Lampen herunter, die eine Fülle von Licht durch den Saal goßen, die mächtige Tafel, mit den edelsten Speisen besetzt, deren Wohlgerüche sich mit denen der fremdländischen Spezereien mischten, welche in einer Krystallvase am Kamine verdampften, umstanden mächtige Lehnsessel, in denen einige Gestalten ruhten, deren Blick sich fra-

gend nach der Eingangsthüre richtete, in welcher der Geistliche erschien. Der Hausvater, der am oberen Ende des Tisches saß, erhob sich bei Anblick des Gastes von seinem Sitze, lüftete ehrerbietig das Sammtkäppchen, welches die silberne Fülle seines Hauptharres bedeckte und trat dem Fremden entgegen. „Stört Euch nicht in Eurem Feste," sagte der Laienbruder, — ich weiß, Ihr feiert heute ein Fest, seid auch nicht bange, daß ich Euch Euern Freudentag trüben will, die Wolke, die auf Euerer Stirne erscheint habt Ihr diesmal vergebens heraufbeschworen, ich komme Euch eine Mittheilung zu machen, die Ihr zwar, wie Ihr vorgiebt, am Feiertage nicht gerne hört; aber wir kennen das schon, von Geschäften hört Ihr immer gerne.

„Am Feiertage mache ich keine Geschäfte, fiel Abraham Hinnel ein" — seid so gut und entschuldigt hochwürdiger Herr, wir haben so heute schon den zweiten Feiertag, des Pfingstfestes, ich komme morgen zu Ihnen, gnädiger Herr ins Kloster — wenn Ihr es erlaubt" — setzte er hinzu.

„Darin besteht ja der ganze Inhalt meines Auftrages," antwortete der Geistliche, dem unterdessen die Tochter des Hauses einen Sessel und einen Pokal mit Wein angeboten hatte, den derselbe rasch leerte, — es ist ein neuer Ordenspriester aus Italien angekommen, der will einen Juden haben, wahrscheinlich will er etwas einkaufen.„ „So, so," murmelte Abraham und fuhr sich mit den beringten Fingern durch den stattlichen Bart, der auf die mit Pelzwerk reichverbrämte Schaube herabfiel, nun ich danke, ehrwürdiger Herr, ich werde dem Befehle folgen, wann soll ich kommen.

Das müßt ihr eben schlau anstellen, ergänzte der Bote, während er bereits den zweiten Pokal leerte und mit den Fingern spielend ein Stück Barches zerbröckelte — der hochwürdige Herr will eben nicht haben, daß man Euch zu ihm kommen sieht, warum, das weiß ich selbst nicht, aber er ist ein eigener, verschlossener Herr, der seine Grillen hat, er ist schon einige Tage im Kloster, keinen hat er noch vieler Worte gewürdigt. Also kurz und gut am morgigen Abende nach der Vesperglocke kommt Ihr zur Seitenthüre des Klosters, da werde ich warten und Euch zum Pater führen. Mit diesen Worten erhob sich der Bote, wollte sich entfernen, ließ sich aber noch bewegen, einen dritten Pokal als Stehtrunk zu leeren und den goldenen Kelch mit einem unwillkührlich ausgestoßenem Ah des Behagens zurück gebend konnte er die Bemerkung nicht unterdrücken: „Euer Koscherwein, Abraham ist gut," was die angenehme Folge für ihn hatte, daß er zwei mächtige Flaschen mit auf den Weg bekam, die er in den weiten Taschen seiner Kutte barg und dann vom Diener bis zum Hausthore geführt, dasselbe verließ.

Abraham Hinnel blieb mit seinem Tischgenossen im getäfelten Saale zurück. Die Botschaft hatte ihn trotz des Unwesentlichen ihres Inhaltes, etwas nachdenklich gestimmt. Der ewig verfolgte und der Willkühr preisge-

*) Festbrod.

gebene Jude, den alle seine Reichthümer und sonstige Vorzüge vor plumpen Angriffen der rohen Menge nicht schützten, sah in Folge dieser oft gemachten bittern Erfahrungen hinter jeder Rose einer Schlange lauern, zitterte und schreckte vor jedem Ereigniße zurück, welches ihn in eine etwas ungewöhnte Bahn trieb, wie die Blumen Noli me tangere verschloß er sich ängstlich vor jeder fremden Berührung, weil er wie die Blumen, von jedem fremden Eingreifen, Zerstörung fürchtete. Der Befehl, zum Geistlichen zu kommen stimmte Abraham mißmuthig. Was wollte der Geistlicher von ihm? Gutes gewiß nichts, dachte er bei sich, — eingedenk der zahlreichen Leiden, welche zelotische Priester seit Jahrhunderten über seine Glaubensgenossen heraufbeschworen hatten.

Man hat mich zum Galach*) befohlen, murmelte er vor sich hin und schob verdrüßlich das Käpchen am Kopfe herum, — nun ja, man kennt mich als den reichsten Juden, ich soll das Bad ausgießen. . . „Ribone schel olem,"**) ich will es ja gerne thun, wenn es nur zu Geld ausgeht. . ."

„Aber theuerer, guter Vater, warum verdirbst du dir deinen „Oneg Jomtof" ***) sagte Hinnels Tochter, beugte sich über den Vater herüber, und küßte ihm die Falten von der Stirne weg.

„Judith, meine Judith," rief der Greis mit halb freudig, halb schmerzbewegter, ahnungsvoller Stimme, — „mein einziger Schatz, Leuchte und Stütze meines Alters," mein einziger Stolz und Freude, deine Liebe und Treue stählt mich gegen jedes Ungemach, wenn du mir nur erhalten bleibst, können mir die Feinde und Dränger Alles entreißen. Deinetwegen habe ich gearbeitet am Tage, deinetwegen habe ich die Nächte durchwacht, allen Gefahren mich ausgesetzt, Reichthümer gesammelt, um sie dir in den Schoß zu legen. O mein Kind, komme in meine Arme. Ich weiß nicht, was mich heute so schmerzlich bewegt, ich will dich festhalten in meinen Armen. Eine Ahnung sagt mir, daß ich dich verlieren soll, „Schadai!" bewahre mich vor diesem Unglücke..."

Eine heftige Rührung übermannte den Greis, Thränen quollen aus seinen Augen und von des Vaters Schmerz bewegt, fiel Judith schluchzend in die Arme des Vaters. Als sie sich nach langer stillen Umarmung gegenseitig loslösten, konnte man die Gestalt der Jungfrau sehen, deren Züge der Schmerz noch verschont hatte. Judith Hinnel war eine schlanke herrliche Figur, welche die kostbaren und geschmackvollen Gewänder noch hob. Das prachtvolle schwarze Haar fiel in breiten von Perlenschnüren zusammengehaltenen Flechten auf den üppigen blendenden Nacken herab, das keusch geschlossene Kleid ließ nur den ebenmäßig geformten Busen ahnen, der die ebenmäßige Form der Antiken Roms haben mochte. Das helle Auge spielte im gegenwärtigen Momente im irisirenden Lichte die Strahlen desselben, die sich in den Thränen brachen, welche das Mädchen erst vergossen hatte, erzeugten diesen fascinirenden Glanz; Wangen und Kinn trugen jenen Pfirsich ähnlichen

*) Geistlicher. **) Herr der Welt. ***) Feststimmung.

Reif, welcher für die Frische und Reinheit das sprechendste Zeugniß gibt. Mit diesen herrlichen, selten in einer Person vereinigten Gaben der Natur, besaß Judith ein treues, liebendes und hingebendes Herz für Angehörige, und Freunde, eine seltene Opferwilligkeit und eine Frömmigkeit und Ueberzeugungstreue, wie sie nur im Herzen der Edelsten zu wohnen pflegt. Frühzeitig hatte sie die Mutter verloren, und der Vater übertrug den reichen Schatz der Liebe, der in seinem Innern wohnte, auf das einzige Kind, welches wieder Alles aufbot, um dem Vater den Verlust zu ersetzen, den er durch den Tod eines treuen biedern Weibes erlitten hatte. Nur für sein einziges Kind lebend und sterbend, hatte Abraham demselben eine für die damalige Zeit und die Verhältnisse seltene Erziehung angedeihen lassen. Wer nicht wußte, daß die von einer Fülle von Liebreiz umflossene Gestalt eine Jüdin war, hätte sie gewiß für ein adeliges Fräulein gehalten; sie spielte die Laute mit Meisterschaft, begleitete das Instrument mit geschultem Gesange, sprach geläufig rein deutsch, französisch und sogar etwas lateinisch, eine Sprache, welche gebildete Damen der damaligen Zeit pflegten. Das Studium der schönen Wissenschaften war auch ihre einzige Erholung und Zerstreuung in der Einsamkeit, der sie oft Tage lang überlassen blieb, wenn der Vater in Geschäften über Land ging. Oft nahm sie auch die Bibel zur Hand die sie in der Ursprache zu lesen verstand und die tiefe Poesie, welche aus den Versen des Psalmisten ihr entgegen quoll, fand reine und volle Annahme in ihrem Herzen, in welchem sich das lebendige Gefühl der Liebe und Anhänglichkeit zur Religion der Väter stets wach erhalten hatte. Abgeschlossen von der Welt, nicht beirrt und beeinflußt von deren materiellen Treiben und Drängen herrschte ein idealer, fast schwärmerischer Zug vor, der in ihr den Wunsch aufkeimen ließ, gleich ihrer Namensschwester Judith und anderer Heldinnen der Bibel, für den Glauben das höchste und schwerste Opfer zu bringen. Diese schöne Liebe war das einzige Gefühl, das sie beseelte, die irdische Liebe hatte ihre unbezwingbare Gewalt noch nicht an das reine, keusche Herz der Jungfrau versucht und dasselbe höher schlagen lassen. Wohl freiten die besten Söhne des Ghetto's um ihre Hand, und auch von andern Orten des Landes, wohin der Ruf ihrer Schönheit und Herzensgüte gedrungen war, fanden sich Bewerber ein, manches Männerherz hatte der bezaubernde Blick ihres Auges in ihren Bannkreis gezogen, alle fanden freundliche Aufnahme, keine Erhörung. Für manchen dieser Verehrer legte Judith's Vater selbst ein Fürwort ein, allein sie schüttelte stets verneinend ihr Haupt und sagte: „Du stehst allein auf der Welt ich kann dich nicht verlassen, wenn auch die Bibel sagt, daß man über den Bund der Ehe Vater und Mutter verläßt, ich bleibe bei dir, den Abend deines Lebens zu einem ruhigen und zufriedenen zu gestalten, ist meine einzige Lebensaufgabe."

Vergebens suchte ihr der Vater diesen Gedanken auszureden und dar-

auf hinzuweisen, daß es seine sehnsüchtigste Hoffnung sei, sie „versorgt“ zu sehen, sie scherzte über solche Aeußerungen mit der Frage hinweg: Bin ich nicht so versorgt, daß mich alle meine Freundinen darum beneiden!

Abraham ließ endlich diesen Gegenstand fallen, als er sah, daß er seine Beredsamkeit fruchtlos erschöpfe, er hoffte, daß der Zufall siegen werde, wo die Absicht unterlag, eröffnete sein gastfreies Haus den Besuchern und jeder Samstag Nachmittag vereinigte in seinen Prunkgemächern, die jungen Männer und die Blüthe der Mädchen des Ghetto's.

Nehmen wir nach dieser nothwendigen Schilderung den Faden der Erzählung wieder auf. Abraham Hinnel war durch die Einladung zum Geistlichen etwas bestürzt, die Tochter suchte es ihm auszureden, nichts destoweniger beschäftigte dieser Auftrag Abraham den ganzen Abend und bevor er zu Bette ging, rief er seinen Diener Zodik herbei und befahl ihm, sich am folgenden Abende bereit zu halten, er werde ihn zum Kloster begleiten, band aber dem Diener auf die Seele Niemanden von diesem Gange etwas zu erzählen, und über den Besuch des Geistlichen überhaupt das unverbrüchlichste Stillschweigen zu bewahren.

Abraham und dessen Tochter hatten sich zur Ruhe zurückgezogen, nur der rothhaarige Zodik blieb allein im Gemache zurück, mit dessen Aufräumung beschäftigt.

IV.

Zodik.

Es ist ein alter, aber oft bewährter Spruch, daß man die Schlange am eigenen Busen nähre. Eine solche Schlange war auch Zodik, der langjährige Diener im Hause Hinnels. Der alte Abraham hatte ihn als Waisenkind, das man eines Morgens in den Straßen der Judenstadt gefunden hatte, in das Haus genommen und ihn gleich einem eigenen Kinde gepflegt. Zodik war zu einem hübschen Burschen herangewachsen, dem nur die rothen Haare ein etwas unheimliches Aussehen verliehen. Allein sein Pflegevater hatte sich an den alten jüdischen Spruch: „An einem Rothkopf ist keine Broche.“ *) nicht gekehrt und Zodik verrieth durch seine Handlungsweise nicht, daß er diesen Spruch bewahrheiten wolle. Er war diensteifrig, anhänglich und der Judith mit brüderlicher Liebe zugethan. Wo er ihr einen Wunsch von den Augen herablesen konnte, beeilte er sich, denselben zu erfüllen, ein freundliches Wort von ihr — und sie spendete es ihm oft, — schien ihn glücklich zu machen, kurz er wurde wie ein Kind des Hauses behandelt und man ließ ihm weder seine Herkunft, noch seine Stellung fühlen; denn sein Amt als Diener des Hauses war ihm leicht gemacht, schwere Arbeiten wurden ihm nicht zugetheilt, er verlebte daher seine Tage in einem ange-

*) Segen.

nehmen Nichtsthun, bei guter Kost und stetem Besitze von Geld, mit dem ihn die Freigiebigkeit des Alten und seiner Tochter in reichem Maße bedachten. Diese sorgenlose Stellung hatte ihn aber auf Abwege geführt, das Stilleben im häuslichen Kreise behagte ihm nicht, er sehnte sich darnach, den gefüllten Geldbeutel mit lockeren Gesellen zu verprassen und sich nicht jene Zurückhaltung aufzuerlegen, die ehedem, aber auch jetzt noch, zu den Vorzügen der Juden gehören. Noch eine andere Leidenschaft war in sein Herz eingezogen und erfüllte dasselbe mit namenlosem Schmerze, weil er Befriedigung derselben nicht hoffen konnte. Er hatte sein Auge zu der schönen Judith erhoben, die liebliche Tochter des Hauses hatte in seinem Innern eine Gluth angefacht, welche ihn zu verzehren drohte. Wenn sie so dalag auf der Ottomane und die rauschenden Seidengewänder ihre edlen Formen mehr zeigten, als verhüllten, die volle weiße runde Hand herabgesunken welche in die Saiten der angelehnten Laute griff und klagende Töne vibriren ließ, da hätte er vor ihr hinstürzen mögen in sinnlicher Glut und aussprechen, was in seinem Innern wogte und gährte, ihn wachend zum Träumer machte, aus Träumen ihn weckte. Da trat das verbitternde Gefühl seiner geringfügigen Stellung ihm entgegen, das Wort auf seinen Lippen erstarrte und der Strom der gewaltsam zurückgehaltenen Empfindungen presste ihm die Brust, in der zwei der widerstreitendsten Gefühle Platz griffen, eine namenlose stille Liebe zu Judith und ein grenzenloser Haß, weil er diese Liebe als eine vergebliche und unerwiederte kannte. Oft wenn der alte Abraham freundliche Worte ihm schenkte, Judith ihn mit „lieber Zodik“ anredete, da trieb es ihn an, dem Vater ein Geständniß abzulegen, von Judith Erhörung zu erflehen. Er legte aber gewaltsam seinen Gefühlen einen Zaum an, knirschend vor Wuth über sein Schicksal, das ihn wie einen Ball in dieses Haus geschleudert, bildeten sich in seinem Innern die bösen Leidenschaften der Heuchelei und Verstellung heraus und die Qualen, die wie ein unterirdischer Vulkan verborgen in ihm brannten, suchte er um jeden Preis zu übertäuben.

An diesem Abende hatte abermals die Leidenschaft in ihm emporgelodert, beim Festmahle saß er an ihrer Seite, ihr Hauch streifte seine Wange, ihr Fuß hatte den seinigen gestreift und ein Wollustschauer überrieselte ihn. So nahe seinem Wunsche und so ferne doch von der Erfüllung desselben, das hatte ihn in stille Raserei versetzt und die Fluth der Gedanken, die in seinem Kopfe zusammenrauschten, wollte er um jeden Preis wegschwemmen. Vom Schlafe war keine Rede, den hätte er umsonst gesucht, er beschloß noch in später Nacht in eine Kneipe zu gehen. Er hatte dies schon oft gethan, der Gang war für ihn nichts Neues. Leise wie eine Katze schlich er sich in seinem Mantel gehüllt hinaus, sperrte das Hausthor auf und trat auf die Gasse. Es war eine silberhelle Mondnacht, Friede und Ruhe war über alle Wohnstätten des Ghetto's ausgegossen, nur ihn trieb die Unruhe aus

denselben hinaus. Beim Thore der Judenstadt angelangt, pochte er an dasselbe in eigenthümlicher Weise, es schien ein bekanntes Zeichen zu sein, denn bald knarrte das Schloß und ein bärtiger Thorwarte hielt ihm den Kienspan ins Gesicht, den er mit den Worten: du bist's Zodik, wir haben schon lange deinen Schimmelpfenning nicht gesehen," ausblies. Zodik hatte auch schon die Silbermünze in Bereitschaft, die er dem Pförtner in die Hand drückte und dann durch die Seitenposten zur steinernen Brücke eilte, in deren Nähe das stark besuchte Wirtshaus „Zum rothen Hirsch" sich befand. In der Hinterstube der Schenke, die er wie ein alter Bekannter durch den Seiteneingang gleich betrat, saßen noch ein paar Zecher beisammen, welche den Ankömmling mit einem Halloh begrüßten und ihm die Bierkrüge zum Willkomm!" reichten, aus denen er der Reihe nach," Bescheid trank.

„Als hätt' des Gottseibeiuns Großmutter auf ihren Besenstiel, ihr rothhaariges Söhnlein hergebracht", grölzte die Bierstimme eines alten Kriegers, dessen Stirne eine Schmarre zierte, die er eher bei einer Wirthshausprügelei, als auf dem Schlachtfelde davongetragen, — du kommst gerade recht, das dürre schwatzhafte Männlein da, brummt mir jetzt schon zwei Stunden die Ohren von seinem Herrn, dem Erzbischof voll und vergällt mir mit seiner Schimpferei den Schluck Bier, Jude, ist deine Geldkatze trächtig, wir wollen sie entbinden, he, Wirthshaus, Würfel herein, wir spielen eins. Weh dir Zodik, wenn du nicht verlierst ich hau' dich zu der Speis' zusammen, die ich als Heiduck des Palatines in Hungarien täglich fressen mußte, Gullasch wird aus dir gemacht, frommer Jobst, du spielst ja auch mit. Na verdreh' nur nicht deine Augen, als wenn du mit Heuchlermiene in der Kirche stündest, hier wird kein Gebet geplärrt, wir wollen ein Spielchen halten und des Zodik Kram ist grade gut genug dazu, soll's sich's zur Ehre anrechnen, daß ein kaiserlicher Feldwaibel mit ihm spielt, also hollah, Einsatz, Patsch! „die Würfel und die Geldstücke rollten, die Bierkrüge wurden geleert und gefüllt, es wurde gelärmt und gejohlt, daß die Runde darauf aufmerksam wurde, der Führer mit der Hellebarde an den Laden schlug und das Kleeblatt zum Nachhausegehen antrieb, welchem Befehle auch Folge geleistet werden mußte.

Der Soldat ging die Altstadt hinab, Zodik begleitete den Kammerdiener des Erzbischofs über die steinerne Brücke. Am Ende derselben angelangt, schieden sie von einander. Zodik, glücklich um die Hand voll Thaler gebracht, die er vom Hause mitgenommen und mit den Kumpanen verwürfelt hatte, eilte wieder in die Judenstadt zurück und suchte sein Lager, auf welchem er noch einige Stunden bis zum Morgen im Halbschlafe zubrachte. Unruhig sich hin- und herwälzend reifte in ihm der Entschluß, die nächste Gelegenheit zu benützen und zum alten Hinnel hinzutreten, bei ihm um die Hand seiner Tochter anzuhalten, und wenn sie ihm verweigert würde, Rache furchtbare Rache zu nehmen. Um die Ausführung des Racheplanes war ihm nicht bange, nicht umsonst verschleuderte er sein Geld an die Zechbrüder, die

sollten ihm dann Werkzeuge seiner bösen Entschlüsse sein. Mit diesen Vorsätzen lullte er sich in den Schlaf ein.

V.

Ein Wiederfinden.

Am Abende des nächsten Tages verließen zwei in ihre Mäntel sorgfältig verhüllte Gestalten das Ghetto. Abraham Hinnel und sein Diener Zodik schlugen den Weg zum Kreuzherrnkloster ein. Beim Seitenpförtlein harrte schon der dienende Bruder und führte Hinnel in das Kloster, Zodik ging vor demselben schildernd auf und ab. Vor der Thür der Zelle des Pater Josef Calasanz hielt der Pförtner und Hinnel trat in das Gemach Der greise Priester schien schon mit Ungeduld der Ankunft des Juden geharrt zu haben, mit einem „Ah, schön, daß Ihr Wort haltet" empfing er, ihn und schnitt mit dieser freundschaftlichen Redewendung die demüthigen Begrüßungsworte Abrahams ab, die der gedrückte Jude der damaligen Zeit reich oder arm, dem Nichtglaubensgenossen gegenüber stets im Munde führte.

„Setzt Euch nieder, mein lieber Freund, ganz in meine Nähe, ich habe mit Euch Wichtiges und Geheimes zu sprechen und muß meine Worte dämpfen, daß sie nur für Euer Ohr vernehmlich sind. Kann ich auf Eure Verschwiegenheit bauen?„

„Stumm wie das Grab, hochwürdiger Herr!" ergänzte der Jude, „Nennt mich nicht, hochwürdiger Herr," fiel der Geistliche ein, nenne mich Bruder. Tritt nicht erschreckt zurück vor dieser Aufforderung; zwar flammt auf meiner Brust ein großes rothes Kreuz, aber nur auf der Außenseite meiner Brust, unter derselben schlägt ein Herz, welches einst das Kreuz nicht verehrte, mit einem Worte, wisse, ich bin dein Bruder, doch nein — setzte er schmerzbewegt hinzu — ich war es, war ein Jude!

„Was hör ich!" rief Abraham, nicht Meister seiner Bewegung und seines Erstaunens, und sprang von seinem Sitze auf. —

„Ja fahre nur entsetzt zurück," fuhr der Pater fort, — „auch ich fahre schmerzbewegt zurück, denk ich des Jetzt und Einst, aber geschehne Dinge lassen sich nicht ändern — ginge dies, o was gäb ich darum . . . . doch ruhig, ruhig" — fuhr er mehr zu sich selbst gewendet fort — „ ruhig, bekämpfe deinen Schmerz, deine Aufregung."

Sich zu Abraham wendend sprach er: Theuerer Bruder und einstiger Glaubensgenosse, bevor ich dir den Grund sage, warum ich dich zu mir gebeten, bevor ich die letzte Bitte eines Sterbenden dir vorlege, die du nach den Satzungen Deiner Religion nicht abschlagen darfst, will ich dir meine Lebensgeschichte erzählen. Ich rufe damit schmerzliche Erinnerungen wach, reiße von Neuem Wunden auf, die die Zeit nicht ganz heilen konnte, aber ich werde wieder Trost darin finden, daß ich mich versenke in jene goldenen

glücklichen Tage der Jugend . . . Ja, ich war einst ein stattlicher Junge wenn auch heute keine Spur davon übrig ist, da Schmerz und Gram seine tiefen Merkmale zurückließ. Ja. Das Prager Ghetto kannte den Jochai Rubin als einen feurigen Jungen — „ bei Nennung dieses Namens schien Abraham wie von einem Blitzstrahle getroffen zu sein, eine furchtbare Aufregung bemächtigte sich seiner, die er nur mit Mühe unterdrückte, der Geistliche aber, der sich in die Jugenderinnerungen versenkte und deren heitere Bilder im Gespräche entrollte, hatte ganz auf seine Umgebung vergessen, mit offenem Auge träumte er sich in die Vergangenheit hinein und lebte für die Gegenwart nicht. Wie in Somnambulismus oder im Halbschlafe sprach er vor sich hin, mehr sich selbst als seinem Zuhörer erzählend.

„Es waren goldene Tage“ — fuhr er fort — . . die ich in den Mauern des Ghetto's verlebte, ich fühlte nicht den Druck, der auf uns Juden lastete, was kümmerte mich die Außenwelt, mir blühte das schönste Glück in jenem Kreise, der von allen andern ausgeschloßen war. Sulamith, die Tochter des reichen Jechiel liebte mich und ich sie mit jener unaussprechlichen Glut, wie sie nur im Herzen zweier jugendlich reiner Wesen lodern kann. Mehr als ein Viertel Jahrhundert ist seit diesem Momente verstrichen, ich gehöre einem Stande an, der die weltliche Liebe abgeschworen hat, aber noch immer schwebt mir das Bild der ersten Jugendliebe vor, der Anfang meines Glückes und meines Unglückes, das mich unstät herumtrieb auf dem weiten Erdballe . . . . .

Die Stunden des Glückes mußte ich mit Jahren des Unglückes erkaufen. Der stolze Jechiel wollte von einer Verbindung seiner Tochter mit mir nichts wissen, heimlich fanden, wir uns zusammen und leisteten gegenseitig den Schwur eher zu sterben, als uns zu trennen . . . . . Weiberschwüre! dabei stieß der greise Erzähler eine gelle Lache aus, welche als schauerliches Doppelecho von der gewölbten Zellendecke zurücktönte — Abraham war halb ohnmächtig von seinem Sitze herabgesunken.

„Verzeihe theuerer Freund,“ bat ihn der Geistliche, der diese Aufregung des Zuhörers seiner eigenen zuschrieb, ich will mich faßen und ruhiger erzählen, habe Geduld mit mir und höre mich an: Eines Abends kam Sulamith später als gewöhnlich an den Ort unserer Zusammenkunft, einen richtig gewählten Ort; denn an diesem herrscht nur die Liebe, der Haß ist dort begraben, unter einem Hollunderbusche des Friedhofes erwartete ich sie flog in meine Arme, aber sie war an diesem Abende bläßer als die Scheibe des Mondes, welcher seine Strahlen auf uns herabwarf. Thränen zitterten in ihren Augen und mit vor Schluchzen unterdrückter Stimme rief sie mir zu: Jochai, theuerer Jochai, Alles ist verloren, wir müssen uns trennen! Noch hoffte ich immer den harten Sinn meines Vaters zu einer Einwillung der Ehe mit dir zu erweichen, aber der heutige Tag hat den Rest meiner Hoffnung vernichtet. Mein Vater trat am Morgen als er aus der

Synagoge kam zu mir in's Gemach und sagte: Sulamith, lange genug habe ich Nachsicht mit deinen Schwächen gehabt, aber für die Folge geht es nicht. Ich muß dir ein trauriges Bekenntnis ablegen. Du weißt, ich habe außer dir noch mehrere Kinder, sie glücklich zu versorgen, war mein Streben, zu diesem Zwecke habe ich rastlos Tag und Nacht gearbeitet und mir selbst alle Entbehrungen auferlegt. Der Ewige, gepriesen sei sein Name, hat mir aber seinen Segen nicht gewährt, mein letztes Hab und Gut ist durch ein unglückliches Geschäft verloren gegangen, Noth und Elend steht uns allen bevor. Aber der Ewige hat seinen Rettungsengel gesendet, er kam in der Gestalt eines schönen Mannes, der mit Glücksgütern gesegnet ist, er will sie dir alle zu Füßen legen, reichst du ihm die Hand am Traualtare. Sieh mein theueres Kind, ein bekümmerter Vater steht vor dir, ein Vater, den das Schicksal seiner Familie, die an den Bettelstab versetzt ist, vorzeitig in die Grube bringen möchte, dieser Vater fleht zu Dir, der du der Schutzengel aller sein kannst, wenn du das Jawort zu dieser Ehe gibst, erhöre seine Bitten, bringe dem Vater, bringe deinen Geschwistern dies Opfer, sage dich los von dem unglückseligen Verhältniße, an das Du dich geknüpft hast, ich habe nie eine Bitte an dich gestellt, ich, der ich dir das Leben gegeben, dich unter Noth, Leiden und Schmerzen groß gezogen habe, ein vom Unglücke gebrochener Vater steht vor seinem Kinde, welches das Unglück in Glück, den Schmerz in Freude umwandeln kann, Sulamith, kannst du zu diesen Bitten deines Vaters Nein sagen?

Sie erzählte mir dies mit bebender Stimme, während ihr Arm um mein Haupt geschlungen war, das ich schmerz gebeugt, ahnend das Kommende gesenkt hatte.

„Jochai," fuhr sie fort, — „theurer Jochai, den ich noch immer mit gleicher Glut liebe, den ich nie vergeßen kann und werde, Jochai, sage du selbst, was hättest du gethan, wenn ein Vater zu dir getreten und dies Opfer verlangt hätte. Du kannst die Qualen nicht ermessen, die ich empfand, als mein Vater so zu mir sprach, der Kampf läßt sich in Worten nicht schildern, den ich in diesem Augenblicke durchkämpfte, ich faßte endlich einen Entschluß, Vater rief ich und der Schmerz und die Seelenangst zitterte in meinen Worten nach, Vater ich bin zu jedem Opfer bereit, verfüge über meine Hand:

„Ich habe das von dir gehofft," sprach mein Vater ernst und bewegt und legte seine zitternden Hände segnend auf mein Haupt und verließ mich. Ich hatte kaum Zeit meinen Schmerz auszuweinen, als die Thür meines Zimmers sich wieder öffnete und der Vater an der Hand eines fremden Mannes hereintrat, der mich theure Braut nannte, der Vater legte meine Hand in die seinige, ein Kuß brannte auf meiner Stirne, die Sinne entschwanden mir, bewußtlos sank ich zur Erde. Es war schon Abends, als ich in meinem Bette erwachte, mein erster Gedanke warst du, theurer Jo-

chai, den ich noch immer liebe, von Fieberangst gejagt, durcheilte ich die Straßen, um dich hier aufzusuchen und dir Alles zu erzählen. Jochai, es ist das letzte mal, daß wir uns heute sehen, ich habe meinem Vater, meiner Familie das Opfer gebracht, ich gehe eine freudenlose Ehe ein, aber Gott wird mich stärken, dies zu ertragen, wenn du mir nur vergibst! . . .

Sprachlos hörte ich Sulamith an, das unerwartete Ereignis hatte mir die Sinne geraubt, ich hatte mich in diesem Augenblicke hinabgewünscht unter jenem Rasen, auf dem ich saß und unter dem die Gebeine unsrer Brüder und Schwestern lagen, die ausgekämpft hatten, des Lebens Freuden und Leiden nicht mehr kannten. Starr und ohnmächtig sah ich hinauf zu den Wolken, die wie höhnende Gespenster vorüberflogen, ein namenloses Weh durchschnitt mit einem Male alle Fasern meines Herzens, aus dem alles Blut gewichen war. Mit einem dumpfem Schrei sprang ich von der Seite der Geliebten auf, und wie von Furien gejagt, floh ich den Friedhof, auf dem alle meine Hoffnungen, mein Lebensglück begraben war.

Den andern Tag erzählte man sich schon in der Judengaße, Sulamith sei Braut geworden:

„Du kannst dir denken," — fuhr der Pater nach einer Pause fort, während welcher er von den trüben Erinnerungen überwältigt, schwer aufgeseufzt hatte, — mit welchen Gefühlen ich in der Judenstadt herumwandelte. Ich war meiner Sinne nicht recht mächtig, in aller Thätigkeit gelähmt, zu keinem Entschluße fähig. Ich wollte Prag fliehen, aber ein geheimes Etwas hielt mich mit magnetischen Banden wieder zurück, die Hoffnung war aus meinem Herzen nicht ganz geflohen, ich glaubte noch immer das Alles sei nur ein Traum, ein vorüberziehendes Gewitter, nach welchem eine heitere Friedenssonne wieder lächelt und durch die trüben Schicksalswolken der Regenbogen als leuchtendes und vereinigendes Symbol die Häupter zweier nur auf kurze Zeit getrennten Liebenden bescheinen werde. Eitle Täuschung!

An einem Sonntage, nachdem ich die ganze Woche fieberkrank im Bette gelegen war, betrat ich die Gasse wieder an einem heitern Nachmittage, der seine Reize auch über das verstoßene Ghetto ausgegoßen hatte. Nach langer Entbehrung athmete ich die frische, reine Luft mit Wohlbehagen ein, der stille Friede der Resignation war in mein Gemüth eingezogen und das fahle Auge, welches getäuschte Liebe gebrochen hatte, bekam neuen Glanz. Rasch griff ich aus, um einige Stunden im Freien zuzubringen, da, o Augenblick namenlosen Schmerzes, der nach Jahren bei der Erinnerung davon noch immer brennt, naht sich mir ein Zug, Cymbeln und Pfeifen tönen lustig durch die Luft, muntere Rufe tönen rings umher, neugierige Schaaren laufen vor mir her und bilden eine Gasse, durch welche ein Zug schreitet. Es war ein Hochzeitszug, zwei Schalksnarren voran mit rothbemalten Gesichtern, welche komische Grimassen schnitten, die Peitschen in den Händen, mit denen sie

rechts und links die Hiebe austheilten, um die johlende Gassenjugend in den Schranken zu halten, hinter ihnen die Zinkenisten und Pfeifer, die ein lustiges Liedlein spielten, und unter dem Baldachine das Brautpaar.

Die Braut war Sulamith, ihr Gesicht noch weißer, wie das Atlaskleid, das ihren Leib umspannte, die Perlenschnur um den Hals, erstarrte Thränen, welche sie vergoßen, aber nein, über ihre Lippen schwebte ein Lächeln, ein Lächeln, das mich rasen machte, das mir das Blut zum Kopfe trieb, mit namenloser Wuth mich erfüllte, daß ich mit den Zähnen knirschte und die Fäuste ballte, ein Fluch trat auf meine Lippen, ein schriller Aufschrei rang sich aus meiner Brust los, aller Augen wendeten sich nach der Gegend, woher er kam, der Zug stockte, die Braut richtete ihren Blick auch dahin, unsre Blicke begegneten sich, schreckerfüllt schauerte sie zusammen, faßte krampfhaft den Arm des Bräutigams, während ich durch die gaffende Menge mir einen Weg bahnte und ins Freie stürzte. Ich fluchte der Braut, dem Bräutigame, ich verfluchte ihre Nachkommen —"

„Haltet ein, um Gotteswillen, haltet ein," schrie entsetzt Abraham und stürzte auf den in Extase gerathenen Priester zu, — fluchet nicht weiter, Euer Fluch traf, — ich bin Abraham Hinnel, der Gatte Sulamiths, die bereits dort weilt, wo die menschlichen Leidenschaften verstummt sind!

„Abraham Hinnel!" rief Pater Calasanz mit einer Stimme, in deren Laute sich Schreck und Überraschung mischten, — Abraham Hinnel, mein Nebenbuhler! Schicksal, du spielst ein grausames Spiel mit mir, oder ist es nur Zufall, der den Urheber aller meiner Leiden mir entgegenführt.

„Doch nein," fuhr der Geistliche nach einigen Augenblicken bangen Stillschweigens fort, während welchen er sein fiebernd Haupt an das Fenster gelehnt hatte, um sich Kühlung zu verschaffen, — „nein, der Haß und die Leidenschaft toben nicht mehr in meinem Innern, es ist ein ausgebrannter Krater, den ich nur von den Schlacken reinigen will, ich preise dich Schicksal, das mir gerade diesen Mann entgegenführte. Geist der geliebten Sulamith, der du aus den Wolken herabsiehst auf uns, verzeihe dem reuigen Sünder, vergib ihm die Flüche, die er gegen dich ausgestoßen und du Gatte, der einst und noch immer von mir so heiß Geliebten, gib dem zitternden Greise die Hand, Verzeihung, Versöhnung sei unser Losungswort!"

Die beiden Greise sanken sich sprachlos in die Arme und in stiller Umschlingung weinte einer an der Brust des andern seinen Schmerz aus. Nach längerer Zeit konnte der Pater wieder soviel Selbstbeherrschung über sich gewinnen, daß er sich langsam losmachte, Abraham auf die Bank neben sich zog und dann die bange Stille mit den Worten unterbrach: „Erzähle mir Abraham von deiner Sulamith, erzähle mir Ihr Leben, Ihr Sterben, wie ein Ball durch die Welt getrieben, habe ich über Ihr Schicksal nichts erfahren können, ich kann in meiner Lebensgeschichte nicht fortfah-

ren, bis ich nur Aufschluß über die Schicksale der so heiß Geliebten erhalten habe . ."

„Das ist in wenigen Worten erzählt," begann Abraham — „ich führte Sulamith als meine Gattin heim. Ich wußte wohl, daß Liebe sie nicht in meine Arme geführt hatte, indeßen hoffte ich von der Alles heilender Zeit, daß sie auch bei ihr wohlthätig einwirken werde. Sie war mir eine liebende Gattin, sie suchte jeden meiner Wünsche zu erfüllen, aber ein stiller Schmerz wohnte in ihrer Seele, selten kam ein Lächeln über ihre Züge, für alle Freuden des Lebens abgestorben, lebte sie nur für dessen Pflichten. Ich hoffte, daß ein Pfand der Liebe dieses mich peinigende Verhältnis lösen werde, daß die Mutterliebe verdrängen werde die Erinnerung an eine unglückliche Jugendliebe, aber der Ewige wollte unsre Ehe mit keinen Kindern segnen. Endlich nach einigen Jahren ging der sehnliche Wunsch in Erfüllung, Sulamith kam mit einem Mädchen nieder, aber das Leben des Kindes kostete das Ihrige, sie starb im Kindbette, ihr letztes Wort war: „Jochai!"

Eine heftige Rührung hatte beide Greise ergriffen, sie schluchzten wie die Kinder. — — — —

„Meine weiteren Schicksale sind in wenigen Worten erzählt," nahm Abraham den Faden des Gespräches wieder auf, — nach dem Tode meines Weibes, das ich trotz ihrer kalten Zurückhaltung aufrichtig und warm geliebt hatte, widmete ich mich nur dem einzigen Kinde, welches mir aus dieser Ehe entsproß, ich hütete Judith, so nannte ich sie, wie meinen Augapfel, ich wies alle Anträge einer nochmaligen Verheiratung, die mir zahlreich gemacht wurden zurück, ich wollte nur für mein Kind leben. Gott, gelobt sei sein Name, hat mir wenigstens in dieser Blume in Israel, ich kann mit Vaterstolz sie so nennen, einen Ersatz gegeben für die früh dahingewelkten Blüten des häuslichen Glückes. Einsam würde ich durch die weiten Gemächer meines Hauses schreiten, stände sie mir nicht zur Seite, würde sie mir nicht die Falten von der Stirne bannen, welche der Gram auf dieselbe gezogen. Und dennoch, wenn auch mit blutendem Herzen würde ich schon die bange Trennungsstunde gerne schlagen hören, die sie herausführen möchte aus meiner Wohnung in die Arme eines liebenden Gatten. Aber sie will von einer Verheiratung nichts wissen, sie will bei mir bleiben, um, wenn ich mein müdes Haupt zur Ruhe gelegt, auch einsam dahinzuwelken, der Pflanze gleich, die von warmen Süden in des Nordens rauhe Gefilde versetzt wurde . . . das ist mein ganzer Lebenslauf, einförmig sich hinziehend, wie die Wüste, unterbrochen nur durch den erquickenden Augenblick der Oase, welche Kindesliebe in das dürre Alltagsleben gezaubert hat, erhalten nur durch die zauberische Hoffnung der Fata morgana eines glücklichen und zufriedenen Lebensabends!"

„Beneidenswerter Greis!" fiel der Pater ein, — „dessen Lebensschiff-

lein auf ruhiger Flut dahin steuerte, der ohne Reue in die Vergangenheit, ohne Verbitterung in die Zukunft blicken kann! — Mich schleuderte der Sturm umher, eine qualvolle Vergangenheit, eine freudenlose Gegenwart ist mein Los, wann naht das Ende dieser Leiden ?!"

„Religion ist ein lindernder Balsam für alle Wunden" tröstete Abraham den Klagenden, — „oft wenn ich das Ganze meiner traurigen Einsamkeit überdachte, mich so verlassen sah, die Möglichkeit erwog, wenn auch das letzte Band, das mich ans Leben feßelt, meine Tochter, von mir getrennt, da überkam mich ein namenloses Weh, das Auge suchte nach Thränen und fand sie nicht, da versenkte ich mich in die Bücher der heiligen Schrift, aus den Worten der Propheten quoll mir ein erfrischender Strom des Trostes entgegen und in einem inbrünstigen Gebete zu dem Allerbarmer, sprang der starre Eispanzer bangen Ahnungen und Qualen welcher den Quell meines Lebens stocken gemacht hatte."

„Ja, wer auch beten konnte, wie du," fiel der Priester ein, — „ich kann es nicht, ich habe meinen alten Glauben verläugnet, und in dem neuen läßt mich die Erinnerung an die Vergangenheit, diese geißelnde Eumenide keinen Trost finden . . . . doch ich wollte dir ja erzählen, wie es so weit kam, ich kann es heute nicht mehr, ich bin zu erschöpft, die Zeit ist überdies so weit vorgerückt, daß ich nicht damit zu Ende kommen kann; denn es ist — setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu — eine lange und schmerzliche Geschichte. Wir müssen uns jetzt trennen, ich hoffe dich aber bald wiederzusehen und werde dich davon verständigen lassen."

Die Greise schieden; als Abraham auf die Straße trat, schlug der Nachtwächter mit der Hellebarde auf das Pflaster die Mitternachtsstunde, still und todt war Alles rings umher, Zodik war auch nicht mehr zu finden, der Greis eilte in seine Wohnung, in der ihn seine Tochter noch erwartete, deren Unruhe sie nicht hatte zu Bett gehen lassen. Beim Anblicke des Vaters entschlüpfte ihr ein freudiger Ausdruck, der Alte legte seine Hände segnend auf das Haupt des Kindes, wie er es allabendlich that, dann suchten Beide die Ruhe. Abraham fand sie nicht so bald, die Erlebnisse des Abends beschäftigten seine Gedanken, freudige und schmerzliche Ahnungen durchwogten ihn, im Halbschlafe zauberte die aufgeregte Phantasie allerlei lachende und düstere Bilder vor, bekannte freundliche und wilde feindliche Stimmen schlugen wirrend um sein Ohr und dieses Chaos unterbrach erst der langhingezogene einförmige Ruf des „Schames," der zum „Frühgebete" rief. Rasch schälte sich Abraham aus den Eiderdunen, in denen er diese Nacht keine wohlthätige Ruhe fand und eilte mit dem „Talisbeutel"[1]) in die Synagoge.

[1]) Gebetmantelbehälter

III.

Stilleben.

Sabbath war es, zwei Tage nach der erzählten Begegnung mit dem Pater. In der Behausung Abraham Hinnels war zahlreiche Gesellschaft. Regelmäßig am Samstag Nachmittage fanden sich die jungen Mädchen und Männer des Ghetto's bei Judith zusammen, um daselbst die letzten Stunden des Ruhetages in harmlosem Geplauder und unschuldigen Spielen zu verbringen. Manches Liebesbündnis wurde da geschlossen und unter dem Traualtare besiegelt, die Schaar der Freundinnen lichtete sich immer mehr, nur Judith blieb unvermählt zurück. An diesem Nachmittage hatten sich ebenfalls die Gäste nach Gruppen gesondert, manche waren so vertieft in Herzensplaudereien, daß sie ganz vergaßen, wenn im Spiele die Reihe an sie kam und hochaufgethürmt lagen vor Judith die Pfänder, welche die Unachtsamen abliefern mußten. Mitten im Spiele und Geplauder wurden die Paare aber durch das Erscheinen Hinnels gestört, der in Begleitung eines Fremden in die Stube trat. „Gut Schabbes," rief Abraham mit kräftiger Stimme den Anwesenden zu, die sich ehrerbietig vor dem Hausherrn und dessen greisem Haupte erhoben.

„Ich habe mir einen „Orech" [1]) zu „Schaluschudes" [2]) mitgebracht," sagte Abraham — „zum Mittagstische zu kommen verschmähte er in seinem Stolze und aß lieber in der Garküche, ich muß die Ehre hoch schätzen, daß er der Einladung zu dieser dritten Mahlzeit folgte. Doch ich habe Euch noch nicht gesagt, wer der Fremde ist: Rabbi Alexander von Ferrara, er ist nach Böhmen gereist, um die hiesige „Jeschiwa" kennen zu lernen, selbst berühmt als tüchtiger „Lamden" [3]) . . . Das ist meine einzige Tochter Judith" mit diesen Worten stellte er das erröthende Mädchen dem Fremden vor, dessen flammender Blick das Auge der Jungfrau traf, die es scheu zu Boden schlug.

Der Gast war eine intressante Erscheinung, eine imposante Gestalt, mit bräunlichem Teint, wie ihn die Sonnenglut des Südens erzeugt, ein dunkles feuriges Auge, langes, wallendes, schwarzglänzendes Haar. Er war in einem kostbaren Seidentalar gehüllt, an den Schuhen blitzten Brillantschnallen.

Die anwesenden jungen Männer drängten sich um den Gast, riefen ihm „Scholem Alechem" [4]) zu, das er mit derselben Begrüßungsformel erwiederte, drückten ihm die Hände, während die Mädchen ihn neugierig von der Seite musterten und sich gegenseitig die Bemerkung zuflüsterten, er sei ein schöner Mann.

Judith hatte unterdeßen den Tisch gedeckt ein Stück Fisch vom gestrigen Abend und das letzte Barches aufgetragen, die Becher mit Wein ge-

[1]) Gast [2]) Dritte Mahlzeit des Sabbaths. [3]) Talmudgelehrter [4]) Friede mit Euch die übliche Begrüßungsformel, welche sich bei allen Orientalen erhalten.

füllt, worauf sich die beiden Männer niederließen, während die jüngere Gesellschaft mit einem Dessert von Obst und Backwerk vorlieb nahm und aufmerksam dem Gespräche zuhörte, das Wirth und Gast führten.

„Also, unsre Brüder in Italien sind beawonusenu rabbim“ [1]) noch immer so gedrückt und gepeinigt“, sprach Reb Abraham und legte mit einer schmerzlichen Geberde den Löffel weg, mit dem er ein Stück Fisch aus dem Teller heben wollte, — „wann wird denn unsre Pein endigen. Täglich beten wir: „Und für Zion wird der Erlöser kommen!“ aber unerhört schallt unser Klageruf zur Decke des Tempels, noch immer behandelt man uns wie den Auswurf der Menschheit. Hier in Böhmen haben wir doch jetzt einige Jahre her Ruhe, wir sind zwar mit Abgaben sehr geplagt, aber man gibt ja Alles gerne her, um des lieben „Scholems“ [2]) willen, aber in Italien meine lieben Freunde, erzählt unser Gast, sind unsre Brüder sehr gequält, täglich findet man neue Dinge aus, um sie zu pressen, zu demüthigen und sie den ganzen Druck fremder Macht fühlen zu lassen.“

„Ihr lebt hier ruhig und unangefochten, Ihr seid glücklich trotz Reichskammerknechtschaft, denn Euch schützt der Kaiser,“ — bemerkte der Italiener — „wir aber müssen der Übermuth eines jeden Podesta ertragen und die Ohrfeige, die der jüdische Vorstand Roms öffentlich erhält, ist ein Schlag, den die ganze Judenschaft Italiens nachempfindet. Aber es soll anders werden, abgeschüttelt soll das Joch werden, welches wir so unverdient tragen, ein neuer Geist wird sich Bahn brechen .... Ja es soll anders werden“ — sprach der Fremde mit einer Extase, welche die ganze Umgebung vergaß, dabei war er von seinem Sitze aufgesprungen und fuhr in visionärem Tone fort: „Nicht immer wird der Druck auf die armen Kinder Israels ruhen, nicht blos der Geist, sondern auch die Kraft Davids wird über sie kommen und den Riesen Goliath, den höhnenden Gegner, werden sie stürzen. Genug lange hat man das Haupt demüthig gebeugt, aber wir kennen die nimmerrastenden Gegner, die mit frömmelnden Mienen als Diener Gottes sich geberden, und uns, ihre Mitmenschen verderben wollen. Glaubet mir, meine Freunde und Freundinnen, der Tag der Vergeltung naht!“

Eine Pause der Überraschung und der eigenthümlichen Spannung war eingetreten, man sah auf den Redner hinauf mit einem Gemische von Unglauben und Spott.

In diesem Augenblicke trat eine fremde Person ins Zimmer, es war der Schames [3]) Jokel, der nach den üblichen Begrüßungsformeln auf den Fremden zueilte und sagte: „Hätt' ich mir's doch denken können, daß ich den Orech in gastfreien Hause Reb Abraham Hinnels treffen werde, ich bin schon durchs ganze „Mokim“ [4]) gelaufen, Euch zu suchen, in allen Tracteurhäusern gewesen, nun gut, daß ich Euch treff', habt Ihr nichts verloren?“

---

[1]) zur Buße unserer Sünden. [2]) Friedens. [3]) Synagogendiener. [4]) Ort.

„Verloren?" wiederholte der Fremde, aus seiner Extase noch nicht erwacht, mechanisch und fühlte sich dabei auf die Brusttasche, wo er den Verlust eines wichtigen Gegenstandes bemerkt haben mußte; denn die Röthe seines Antlitzes wich der Todtenblässe.

„Nun erschreckt nur nicht so," bemerkte der Schames beschwichtigend — „wie ich die Runde durch die Schul' machte, hab' ich auf Reb Abraham's Sitz einen großen Brief gefunden, auf dem Siegel war ein großes Zelem ausgedruckt und die Aufschrift war in einem fremden „Loschen" [1]), da hab' ich mir gleich gedacht, es wird Euch gehören, ihr werdet es an irgend einen „Goj" [2]) zu überbringen haben."

„Ihr habt es errathen, ich danke Euch für Eure Mühe, kommt „Moze Schabbes" [3]) zu mir, ich werde Euch den Finderlohn bezahlen." Nach diesen Worten nahm er ihm das Pergament aus der Hand und barg es rasch unter seinem Kaftan.

„Reb Jokel, was ist Neues?" interpellirte jetzt einer der Anwesenden, den Schames, der wegen seiner Geschwätzigkeit den Spitznamen „Postantrager" im Ghetto hatte.

Die einfache Frage genügte, um die Schleußen der Beredsamkeit des dünnen, wie ein Kreisel sich bewegenden Jokel zu öffnen.

„Soll ich auspacken," frug er mit einem schlauen Blinzeln auf den Hausherrn, dessen Abneigung gegen den Stadtklatsch er kannte. —

„Bah' ich weiß, bei Euch ist keine „Deige" [4]) um „Schtuß" [5])" — — erwiederte Abraham, — „ich seh', die Gesellschaft ist neugierig, redts zu, nur ka loschen hore. [6])"

„Meine „Maißes" [7]) thue keinem weh!" ergriff Jokel wieder das Wort, — ich bin e gut Schof, ich leb' gern' und laß' jeden gern leben, was gehts mich an, wenn Elle „Kropf" sich um ihren dicken Hals die großen Perlen dreht, die ihr der Mann aus lauter Ribisgeld [8]) verschafft hat, „Jomtof" [9]) hat sie sie in Schul' getragen, mein Weib, die Schamesté in der Weiberschul' hat mir gesagt, daß alle anderen Weiber von Neid grün und gelb geworden sind. Bah, was soll man thun, wie bleibt man leben, die eine hängt sich den Hals voll echte Steiner, die andere, sie wissen schon wen ich meine Feifel Gawsen's Weib, tragt e falsche Kett! Kuriose Leut' auf der Welt, leiden zu Haus' Noth und Tod, thun aber, als wenn sie alle Truhen mit Dukaten angefüllt hätten, man soll's nicht thun, ich kann das nicht leiden, ein Schlüßellochgucker zu sein, aber den Freitag zu Nacht, wie mein Weib nach Haus' gangen, hört sie bei Feifeln so ein Gejochez, daß sie gemeint hat, die Leute haben e Mezieh [10]) gefunden, mit die Teller haben sie geklappert, als wäre eine große Sude [11]), da hat mein Weib durch die Ladenritz geguckt. Was meinen sie hat sie gesehen? Die „Dalfonimmischpoche" [12])

---

[1]) Sprache. [2]) Nichtjuden. [3]) Sabbathende. [4]) Sorge. [5]) Narrheit. [6]) Medisance [7]) Geschichten. [8]) Wucherlohn. [9]) Feiertag. [10]) Fund. [11]) Mahlzeit. [12]) Proletarierfamilie.

ist um den Tisch gesessen, und mit den Löffeln haben sie in den leeren Tellern herumgeklappert und gesungen haben die Alten, weil die Kinder geschrien haben um Brod. Mein Weib ist hinaufgekommen zu mir und hat mir's erzählt, ich hab gemeint, es gibt mir einen Stich durch's Herz. Elleben, hab' ich zu mein Weib gesagt, wir haben da ein Stück Fisch auf Morgen und ein fett Scholetel haben mer auch, haben wir nicht am Scholetel genug, ich werde das Stück Fisch den Leuten hinunter schicken. Thu's nicht, hat mein Weib zu mir gesagt, sie werden's nicht nehmen und dir noch gute Red' geben. Gescheidt muß mann's anstellen, hab' ich ihr wieder gesagt, du mußt es hinuntertragen nicht als „Nedowe"[1]), nein als „Kibed[2]) sie sollen verkosten, wie wir unsr'n Fisch „gesiedt'" haben. Mein Weib hat es auch so machen müßen. Die Alten haben's um kein Preis nehmen wollen, aber wie sie gesehen haben, wie die Augen der Kinder den Fisch schon aufgegeßen haben und wie die Händchen gezittert haben nach den Barches, da haben sie doch nachgegeben, aber haben sie gesagt, nächsten Schabbes müßen wir von ihnen Fisch annehmen."

„Das war schön, Reb Jockel" — sagte Judith, in deren Augen eine Thräne glänzte bei Erzählung dieses Kampfes zwischen Stolz und Entbehrung — „manchmal ist doch die Neugierde zu etwas gut, ihr sollt aber um Eueren Fisch nicht kommen, morgen muß Zodik hinuntergehen auf das Ufer und Ihr sollt einen doppelt so großen Fisch als Ersatz bekommen."

„Was haben wir von diesen traurigen Maißes" — rief ein munteres Stimmchen dazwischen, das einer gazellenäugigen Schönen angehörte, die bei Judith ebenfalls in Besuch war — „erzählt uns lieber etwas Lustiges, Jokelleben, ist kein „Schidech"[3]) in Gang?"

„Sprinzele, Sprinzele", fiel der Schames lächelnd ein und hob seinen gekrümmten langen Finger zu komischen Drohung gegen das Mädchen — „kennst du nicht das Sprüchle: „Wer Butter am Kopf hat, soll nicht in die Sonne gehen;" von neuen Schiduchim willst du wissen, was macht Masche jeden Abend in Eurer „Dire"[4]). Klaubt sie bei Euch Arbisen oder Linsen, oder klaubst du dich so?"

Das Mädchen wurde bei diesen Worten des Schames, der den Pfeil seiner spitzen Redensarten gegen sie gekehrt hat, über und über roth und die lustige Schaar der Mädchen und jungen Leute brach in ein übermüthiges Halloh aus.

„Du bist ein guter Schidech, Madeleben," sagte der Schames — „du hast recht, wenn du „herumzamperst" (zimperlich thust), und vielleicht wird die Woch' noch anderwärts „Scharbele" zerbrochen werden, Judithleben mein Gold, vielleicht ist dir e „Chosen" aus der Fremd' bestimmt" bei diesen Worten sah der geschwätzige Schames neugierig fragend auf den Frem-

[1]) Almosen. [2]) par Honeur. [3]) Brautwerbung. [4]) Wohnung.

den und auf Judith, um die Wirkung seiner Combination zu beobachten. „Jokelleben, weißt du nicht für mich ach e Schidech“, fragte der alte Abraham in etwas ärgerlichem Tone den Postanträger — „bei dir gehen ja die Schiduchim zusammen, wie die Flügel von einem Mantel, ja, ja, „marbe Dworim, marbe schtuss,“[1]), dein „Pschettel“[2]) hast du einem e runtergesagt, jetzt geh' wieder „lechajim und lescholem“[3]).“

Der Schames, der begriff, daß er eine Dummheit begangen, hielt es für das Passendste sich zu entfernen. Nach seiner Entfernung überließen sich die Anwesenden wieder dem heiteren Spiele, an dem aber der Fremde nicht theilnahm, sondern in einer Nische mit dem Hausherrn in einem talmudischen Disput sich vertiefte. Allmälig wurde es dunkler, in der Dämmerung klang das Flüstern und Kichern der Gesellschaft wie Geisterton, der Kreis löste sich aber, als von der Gasse hinauf der sonore Ton des Schulrufers hinaufdrang, der sein „Borche gesagt!“ in die Wohnungen des Ghetto's rief. Der männliche Theil der Anwesenden entfernte sich, um in der Synagoge den Ausgang des Sabbaths mit Gebet zu begehen, die Mädchen eilten ebenfalls nach Haus', um Feuer machen zu laßen, damit die Abendsuppe auf dem Tische nach „Habdalah“[4]) dampfen konnte, wenn der Hausvater mit dem fröhlichen Gruße: „Gut Woch, gut Jahr!“ die Wohnstätte betrat.

Die Nebenbuhler.

Rabbi Alexander von Ferara dehnte seinen Aufenthalt in Prag auf längere Zeit aus Es schienen ihn noch andere Beweggründe, als die des Kennenlernens der Prager Talmudschulen an die Stadt zu fesseln. Worin aber seine anderen Beschäftigungen bestanden, darüber wußte Niemand Bescheid. Der Italiener wußte sich in ein geheimnisvolles Dunkel zu hüllen, ließ Niemanden in seine Wohnung, die er sich am Ende des Ghetto's, wo dasselbe an das Moldauufer mündet, gemiethet hatte, sprach auch mit Niemandem ein überflüßiges Wort. In ein je geheimnisvolleres Dunkel er aber sich zu hüllen bemüht war, desto mehr regte er die Neugierde der Nachbarschaft an und als Resultat dieser unausgesetzten Beobachtung brachten die Aufpasser heraus, daß er zuweilen des Nachts seine Wohnung verlaße, in der Verkleidung eines Mönches auf die Kleinseite eile und von dort erst in der Morgenstunde zurückkehre. Einen neugierigen Frager, der ihn darüber zur Rede stellte, wies er mit energischen Worten zurück und seitdem wagte sich Niemand an ihn heran, es blieb den Neuigkeitskrämern nichts übrig als sich, wie dies bei solchen Gelegenheiten stets der Fall ist, übertriebene Gerüchte in die Ohren zu raunen.

In Hinnel's Haus kam Rabbi Alexander öfters und trotzdem sich die geschwätzige Fama des Ghetto's beeilt hatte, die mysteriösen Geschichten über

[1]) Viel Rede viel Narrheit. [2]) Dein Theil. [3]) Ziehe in Frieden. [4]) Segensspruch bei Endigung des Sabbath.

den Italiener an das Ohr des Hausherrn zubringen, waren dieselben doch nicht im Stande das Freundschaftsverhältnis zu erschüttern, welches sich zwischen Abraham Hinnel und Alexander von Ferara herausbildete. Der Südländer hatte einen großen Theil der Welt bereist, obgleich noch ein junger Mann, hatte er doch schon mehr Erfahrungen gesammelt, als nothwendig sind, um das Haupthaar weiß zu färben. Eine seltene Bildung hatte er sich anzueignen gewußt, es gab wenige wissenschaftliche Fächer, in denen er nicht vollkommen bewandert gewesen wäre. Dabei besaß er die Gabe in seinem Gespräche, wenn es auch ein dem Laien bekanntes Gebiet verließ dennoch allgemein verständlich zu sein und den Zuhörer mit sich fortzureißen. Gerieth er für eine Sache in Eifer, dann nahm sein Antlitz einen verklärten Ausdruck an, ein leises Roth überflog das Gesicht, zu welchem der glänzend schwarze, sorgfältig gepflegte Bart eigenthümlich abstach, die funkelnden Augen rollten beweglich in ihren Höhlen hin und her, wie ein entfesselter Strom brauste die Sprache dahin und riß die Zuhörer mit sich fort.

Judith, die bei den Zusammenkünften der beiden Männer stets anwesend war, hörte mit Spannung den Gesprächen zu, glaübig sah sie zu dem Fremden auf, der aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen die seltsamsten Geschichten hervorzuholen wußte und aus der Verehrung, die sie für den Gast hegte, entwickelte sich allmälig ein anderes Gefühl das sie bisher nicht kannte und über welches sie sich auch keine Rechenschaft zu geben wußte. Sie konnte nun den Tag und die Stunde nicht erwarten. wenn der Gast die Wohnung betrat, sie sprang freudig von ihrem Sitze auf, wenn sein Schritt über die gedielte Vorhalle klang, ein Schritt, den sie durch ihr Ahnungsvermögen schon erkannte, sie konnte ihr Auge von der charakteristischen Gestalt dieses Mannes nicht lassen, und wenn er sich zum Aufbruche rüstete, da fielen die brennenden Blicke ihres Auges auf ihn und mit jener vibrirenden Stimme, in der sich das Gefühl der Liebe mit dem der jungfräulichen Scham bricht, bat sie ihn noch zu bleiben, sich nicht so rasch zu trennen.

Und wenn er dann die gebräunte Rechte in die ihrige legte, da zitterte die Letztere und ein leiser Wonneschauer überrieselte ihren Leib. Verstrich ein Tag, an welchem er zum Besuche erscheinen sollte, ohne daß er gekommen wäre, da saß sie traurig auf ihrer Ottomane, mißmuthig sah sie auf die Thüre, die sich nicht öffnen wollte, um die geliebte Erscheinung durchzulassen und die innere Erregtheit mußte dann Zodik wenn auch nicht unmittelbar fühlen, in dem sie ihm an solchen Tagen kein freundliches Wort schenkte.

Zodik wußte sich früher den Gemüthszustand Judiths zu erklären, als diese selbst. Das Auge eines Nebenbuhlers ist scharf, und ein Blick, ein hingeworfenes Wort genügt, um ihn Alles errathen zu lassen. Die ver-

borgene Glut, die in seinem Innern brannte und dasselbe zu verzehren drohte, wurde dadurch zu einem Höllenfeuer angefacht, dessen Ausbruch niederzuhalten, das Aufgebot aller seiner moralischen Kräfte in Anspruch nahm. Rothhaarige sind in der Regel leidenschaftlich, das sanguinische Temperament verräth sich durch das äußere Abzeichen. Je mehr sich die Beweise häuften, daß Judith dem Fremden zugethan war, je mehr für ihn die verwegene Hoffnung schwand, doch Judiths Besitz zu erlangen, um so brennender und quälender trat das Verlangen nach Ihr vor seiner Seele und von diesen inneren Foltern hin und hergetrieben, beschloß er endlich, mit einem gewagten Schritte sich Gewißheit über sein Schicksal zu verschaffen.

Eines Abends saß Abraham allein in der Vorderstube, Judith hatte zeitlicher die Ruhe gesucht, da sie etwas unwohl war. Der Alte war heute guter Laune, er summte ein Liedchen vor sich hin und schlug den Tact dazu mit den Fingerspitzen auf die Tischplatte. Es war das ein seltener Fall; denn der Alte war sonst immer ernsthaft. Diesen günstigen Augenblick wollte Zodik benützen, um was ihm so lange auf der Seele drückte, endlich von derselben zu reden.

„Reb Abraham,“ begann er mit jener zaghaften Stimme wie sie die Ungewißheit des Erfolges eines Antrages oder einer Bitte verleiht — „Reb Abraham, ich hätte Euch etwas vorzutragen, was ich schon lange thun wollte, nur hat mir der Muth dazu gefehlt und auch jetzt verläßt er mich, so daß ich es nicht wage . . . .“

„Red' heraus, Zodik“, erwiederte der Greis in wohlwollendem Tone — „du weißt ich habe dir noch wenige Bitten versagt, die zu erfüllen möglich waren, was willst du?“

„Reb Abraham, es muß heraus, was mich so lange quält, mir die Ruhe verscheucht, mit einem Worte, ich liebe Eure Judith, grenzenlos, wahnsinnig, gebt mir Judith zum Weibe, macht mich zum Glücklichsten der Menschen!“

Abraham Hinnel fiel vor Erstaunen und Schrecken in seinen Lehnstuhl zurück. Das Findelkind, der arme geduldete Diener des Hauses wagte es um die Hand der einzigen Tochter, der schönen und reichen Erbin anzuhalten. Dem Alten kam die Sache so sonderbar vor, daß er eine helle Lache aufschlug, deren einzelne Laute Zodiks Brust wie Dolchstiche durchbohrten.

„Wenn du „meschugge“[1]) bist, laß dich binden, oder geh' ins „Hekdisch[2]) und laß dich heilen,“ sagte Abraham nach einer langen für den Diener schrecklichen Pause, während welcher derselbe mit einer Armensündermiene und schlotternden Beinen vor dem Greise stand — „so tief ist meine Judith nicht gesunken, daß ich sie dem ersten Besten, der von der Gasse aufgelesen wurde, an den Hals werfen werde. Meine und Judiths Güte hat dich verführt, wir haben dich zu gut behandelt und wie es von Israel in

[1]) wahnsinnig. [2]) Spital.

der Bibel heißt: „Und Israel wurde übermüthig und schlug aus,“ so ist es auch mit dir der Fall, du wagst es den Blick zu deiner Herrin zu erheben. Hebe dich hinweg und beeile dich durch fleißige Arbeit den Eindruck mich vergeßen zu machen, den deine frechen Anträge bei mir hinterlaßen haben. Meiner Judith will ich von diesem ganzen Vorgange nichts erzählen, auslachen würde sie den kühnen Burschen, der es wagt seine Augen zu ihr zu erheben . . . . Willst du heirathen, so wird sich für dich schon irgend ein „Josem“[1]) finden, das du nehmen kannst, aber die Tollhausgedanken, Judith Hinnel heimzuführen, schlag dir aus dem Kopfe.“

Nach dieser kurzen und strengen Entgegnung erhob sich der Alte aus seinem Lehnstuhle, zündete die Lampe an, welche auf einem Seitentische stand und suchte sein Schlafgemach auf.

Zodik blieb allein zurück. Obgleich er geahnt hatte, daß er nutzlos an Hinnel diesen Antrag stellen werde, so hatte doch im tiefsten Winkel seines Herzens eine leise Hoffnung gelebt, welche ihn dazu angetrieben hatte, endlich einmal den Bann zu brechen, der auf seiner Seele lag. So schmählich aber zurückgewiesen zu werden, das versetzte ihn in die größte Aufregung und Wuth. Starr wie eine Bildsäule stand er noch lange da, nachdem der Alte das Zimmer verlassen hatte, der letzte Tropfen Blutes war aus seinem Antlitze gewichen, die Zähne knirschten an einander und bißen die darüber zusammengepreßten Lippen blutig. Verzweiflungsvoll fuhr er sich mit den Händen durch die borstenartig emporgesträubten Haare, bald wühlte die Hand an der Brust, die durch die heftige Erregung gehoben, zu zersprengen drohte und die langen Nägel der Finger bohrten sich in das Fleisch. Aber er schien für physische Schmerzen in diesem Augenblicke unempfindlich zu sein, die Schmach und Demüthigung der Zurücksetzung, der schnöde Abweis lähmte alle seine Sinne. Die aus den Augenhöhlen hervorgequollenen Augen waren stier auf einen Punkt gerichtet, ohne daß irgend ein Bild von ihnen aufgenommen worden wäre, die Wuth raubte ihm die Sprache. Wie ein Rasender stürzte er sich endlich auf die Ottomane, auf der Judith so oft geruht, verzweiflungsvoll vergrub er sein Antlitz in die Kissen.

Endlich löste ein wohlthätiger Thränenstrom den starren Schmerz, in dumpfen Klagetönen vibrirten die fieberhaft gespannten Saiten seines Gemüthes, aber mit der Rückkehr des Bewußtseins erwachte in seinem Innern noch ein anderes Gefühl, das Gefühl des Haßes, in das sich jenes der Liebe, der verschmähten und verachteten, rasch verwandelt hatte und dem Schlangenhaupte des Haßes wuchs wie dem der Hydra noch ein anderes nach, das der Rache.

„Sie sollen nicht lachen!“ rief er mit heiserem Tone — „nein, bei Gott, oder besser bei allen denen, die mich in ihrem Bunde nehmen wer-

[1]) Waise.

den, nein, sie sollen nicht lachen . . . aber ich werde dann lachen, haha, ich kann auch lachen und mein Lachen wird noch schauerlicher klingen, als das des Alten, welches er aufschlug, als ich ihm meinen Antrag stellte, mein Lachen wird ihnen durch Mark und Bein gehen. Nicht ruhen will ich fortan, bis ich sie zu Grunde gerichtet, den stolzen Alten und die übermüthige Dirne, Tag der süßen Rache du wirst kommen. Willkommen im Vorhinein! . . . doch fortan, in diesem Hause zu bleiben wäre Wahnsinn, fort von hier, aus jeder Ecke grinst mir hier ein hohnlachendes Gespenst entgegen, sie sollen nicht den Triumpf erleben, daß ich mein Haupt demüthig vor ihnen beuge, fort, fort!"

Den Worten folgte der Entschluß, Zodik erhob sich, wischte sich die Thränen aus den Augen und sah wild umher.

„Leer soll ich von hinnen ziehen" — murmelte er vor sich hin — „nein, so dumm ist Zodik nicht, ich werde mir ein anständiges Jahrgeld und meinen Lohn für so viele Dienstjahre schon mitnehmen."

Leise schlich er sich mit dem Nachttigel ins Vorhaus, trat zu einer Spinde, zog einen Hacken aus dem Kasten, ein Druck und die Thür sprang auf. Gold- und Silberrollen blitzten ihm entgegen, kostbare Geschmeide lagen in Ledertruhen herum, er packte in die Taschen soviel Gold und Silber, als sie nur fassen konnten, hüllte sich in seinen Mantel und verließ das Haus. Vor demselben blieb er eine Weile stehen, hob die geballte Faust zu den Fenstern empor und flüsterte: „Fluch über dich und deine Bewohner! Niemehr führe mich mein Schritt über diese Schwelle, als bis an dem Tage, der, der Rache bestimmt!"

Nach diesen drohend herausgestoßenen Worten eilte er davon. —

— — — — — — — — — —

Als Abraham am andern Morgen erwachte, wunderte er sich, den Diener nirgends zu finden. Die Ereigniße des verfloßenen Abends waren ihm wie im Traume verschwunden, er dachte derselben nicht mehr und als er sich an der Brautwerbung Zodiks zurückerinnerte, zwang ihm dies mehr nur ein komisches Lächeln ab, als daß er der ganzen Sache eine höhere Bedeutung beigelegt hätte.

Erst als der ganze Tag verstrich und Zodik sich nicht zeigte, faßte er dies etwas ernster auf, indessen glaubte er dies noch immer auf Rechnung des Schmollens zu setzen. Der Zufall führte ihn, da er ein Geschäft abgewickelt hatte und das Geld dafür auszahlen wollte, zum Geldkasten. Er fand denselben aufgebrochen und eine beträchtliche Summe aus demselben entwendet. Nun war ihm Alles klar. Er beschloß aber keinen Lärm zu machen, sondern sagte vor sich hin: „Undank ist der Weltlohn!" Ich habe diese Erfahrung öfters in meinem Leben gemacht, ich sollte sie noch am Ende desselben wieder verkosten, nun, die paar Rollen Dukaten machen mich nicht

ärmer, ich bin den Rothkopf poter[1]) geworden, und wie sagt Jokel: „Patern[2]) ist Alles Geld werth.“ Mit diesen komischen Trostworten suchte er sich über den Verlust hinwegzusetzen. Judith theilte er von dem Vorgefallenen nichts mit, er erzählte ihr nur, daß es ihm unbegreiflich sei, wie Zodik plötzlich aus seinem Hause, in dem er sich es doch so gut gehabt hatte, plötzlich verschwunden sei.

Verschwunden war aber Zodik; denn im Ghetto sah man seine Gestalt nicht wieder.

Nach wenigen Wochen hatte man ihn aber vergeßen. — Die Ereigniße gingen unterdeßen ihren gewöhnlichen Gang. Rabbi Alexander kam nach wie vor in Hinnels Haus, allmälig öfter und öfterer, auch dann, wenn Hinnel nicht zu Hause war; denn dieselbe Sehnsucht, welche Judith nach ihm empfand, hegte er auch für die herrliche Jungfrau und die zartesten Liebesbande umschlangen Beide. Der Alte sah diesem im Stillen sich entwickelnden Liebesverhältniße mit Freuden zu. Sein höchster und letzter Wunsch ging der Erfüllung nahe, er sah sein Kind eine würdige Wahl treffen; denn Alexander von Ferara's Ruf war ein ausgezeichneter, er entstammte aus einer berühmten Familie und alle die Gerüchte, welche der geschwätzige Leumund über seinen Aufenthalt in Prag und der seltsamen Verkleidung in der er sich des Nachts bewegen sollte, verbreitete, hielt Abraham Hinnel für müßige Ausgeburten der Phantasie.

Konnte es da Wunder nehmen, daß Abraham Hinnel des Italieners Bewerbung um die Hand seiner Tochter mit Freuden aufnahm, daß auch Judith erröthend ihr Haupt an der Brust des Vaters barg und ihre Liebe zu Alexander gestand.

Die Verlobung fand bald statt, es war ein Festabend, wie ihn nur der reiche Hinnel veranstalten konnte. Die halbe Judenstadt war geladen, Luft und Glanz erfüllte die Räume, neuverjüngt nahm der Alte die Glückwünsche der Menge entgegen. Ein Schmaus endete den feierlichen Verlobungsact.

Als der Hausvater zum Schluße der Tafel den Pokal mit Rebensaft gefüllt in die Höhe hob und mit dem Rufe: „Lechajim!„[3]) dem Brautpaare zutrinken wollte, da entfiel plötzlich der Pokal seiner Hand, der Wein floß in Strömen über die weißen Linnen und färbte sie roth.

Ein „Simen Ra“[4]) flüsterte eine klatschsüchtige alte Jungfer ihrer Tischnachbarin zu.

Indessen war ein zweiter Pokal gefüllt und auf das Wohl des Brautpaares geleert worden und mit einem allseitigen nochmals vorgebrachten „Masel tof“[5]) trennte man sich.

[1]) los. [2]) sich entledigen [3]) Zum Leben! üblicher Toast. [4]) Böses Zeichen. [5]) Glück auf.

VIII.
Eine Leidensgeschichte.

Eines Nachmittages erschien der Laienbruder aus dem Kreuzherrnkloster wieder bei Abraham Hinnel und bat ihn, dem Pater Kalasanz einen Besuch abzustatten, der seit einigen Tagen bettlägerig sei. Am selben Abend fand sich der Jude in der Zelle des Geistlichen ein, dessen bleiche Züge ein Schimmer freudiger Röthe überflog, als er den ehemaligen Nebenbuhler, nun seinen einzigen Freund, eintreten sah. Er streckte ihm die magere abgezehrte Hand entgegen und ließ ihn am Kopfende des Bettes Platz nehmen.

Mit mir geht es rasch abwärts „sprach der greise Priester“ mit pfeifender Stimme, wie sie den Lungenkranken eigen, — „und bevor ich scheide will ich noch meinen letzten Wunsch vorbringen, dessen Erfüllung mich ruhig sterben lassen wird. Allein bevor ich ihn laut werden lasse, muß ich den Rest meiner Leidensgeschichte erzählen, diese wird dann mein Begehren begründen können.“

Als wollte er die Erinnerungen der vergangenen Tage in einen Punkt konzentriren, fuhr sich der Kranke mehrmals über die Stirne, schloß sinnend die Augen und begann dann:

„Als der Hochzeitszug vorüber kam an mich, der ich nun einsam und verlassen auf der Welt stand und meine einzige Liebe und Hoffnung mir geraubt und in die Hände eines Anderen gelangt sah, da überkam mich ein unnennbares Gefühl des Schmerzes und wie das von unbarmherzigen Jägern gejagte Wild floh ich die Bannmeile einer Stadt, deren Mauern den Urquell alles meines Elendes einschloßen. Draußen in der freien Natur, die so still und friedlich vor mir ausgegossen lag, zog auch sanfteres Gefühl in meinen aufgeregten Busen ein, der starre Trotz, die blinde Wuth gegen das feindliche Geschick löste ein wohlthätiges Weinen und mit den Thränen floß auch das herbe schmerzliche Gefühl allmälig dahin. Ich gewann wieder Besinnung und Fassung und konnte einen Plan für die Zukunft fassen. Fest stand es in mir, nach Prag nicht mehr zurückzukehren und so wanderte ich weiter, bis ich in ein Städtchen Böhmens kam, dessen freundliche Lage mich anheimelte. Hier wollte ich bleiben, es gelang mir auch. Durch meine Kenntnisse verschaffte ich mir eine Stelle als Schreiber bei dem dortigen Richter, der in dieser Kunst wenig bewandert war. Ich hatte mich nicht als einen Juden ausgegeben und man erkannte mich auch nicht als solchen. Resignirt fand ich mich in meinen neuen Verhältnissen zurecht, die sich sogar zu angenehmen gestalteten. Der Richter besaß eine Tochter, ein schönes und braves Mädchen, welche eine Zuneigung zu mir gewann. Anfangs beachtete ich ihr Entgegenkommen gar nicht, aber wer hat noch nicht die wohlthuenden Empfindungen kennen gelernt, Aufmerksamkeiten zu finden, und ein so zerrißenes Gemüth, wie das meinige, mußte dadurch noch tiefer, wie jedes andere bewegt werden. Ich erwiederte ihre Freundlichkeit und

bald hatte sich daraus ein Liebesverhältnis entwickelt, dessen Folgen ich nicht absah, die aber in ihrer ganzen Schrecklichkeit vor mir hintraten, als das Mädchen mir eines Tages schluchzend ein Bekenntnis ablegte, ein Bekenntnis, welches auch mir eines abzwang, das den Abstand zwischen uns beiden grell hervortreten ließ und für uns beide eine Quelle unsäglicher Leiden werden sollte. Der strenge Vater gerieth in Raserei, als die Tochter ihm zu Füßen stürzte und das Schuldig hinseufzte, aber noch namenloser entbrannte seine Wuth, als ich ihm gestehen mußte, daß ich ein Jude sei. O diesen Abend, an welchem sich diese Scene im stillen Orte abspielte, habe ich nie vergessen und in Träumen tritt mir noch das wuthverzerrte Antlitz des Vaters, die jammervolle Gestalt des unglücklichen Mädchens vor Augen! Mit Flüchen jagte er sie vom väterlichen Hause, ich aber ward von Schergen erfaßt und in einen dunklen Kerker geworfen. Da lag ich Wochen lang trübes Wasser und verschimmeltes Brod war meine einzige Nahrung und durch den ungesunden Aufenthalt, durch die elende Kost war ich geistig und körperlich tief herabgekommen. Schon glaubte ich, mein Loos sei ewiger Kerker, bis der Tod mich von allen Qualen und Fesseln befreit habe, als eines Tages die Schlösser meines Kerkers rasselten und ich vor dem Richter geführt wurde. Man frug mich nicht viel, das Damnatur wurde über mich ausgesprochen, ich wurde auf öffentlichen Marktplatze geführt, dort wurde ein Ausweisungserlaß verlesen und von einigen Bütteln geleitet, ward ich über die Ortsgrenze geschafft. Erst als ich zu rechter Besinnung gelangte, trat das Geschehene mit der furchtbar quälenden Gewißheit vor mich hin, aber zu spät, es ließ sich nicht mehr ändern. Aller Hilfsmittel entblößt, bettelte ich mich von Ort zu Ort, bis ich eines Tages vor der Schwelle eines Klosters ohnmächtig zusammenbrach. Wie lange ich da lag, was mit mir sodann geschah, ich wußte davon keine Rechenschaft zu geben, ich erwachte erst zu vollem Bewußtsein nach langer hitziger Krankheit in einem saubern Bette eines Klosterspitales und neben mir saß ein frommer Bruder, eine milde Gestalt, die ich in meinen Fieberträumen oft zu sehen geglaubt hatte. Es war ein wahrer Priester der Mildthätigkeit der die Qualen meiner Verzweiflung zu lindern verstand und nicht blos Balsam für den leiblichen Schmerz zu träufeln wußte, sondern auch dem Lebensüberdrüßigen neue Lebenshoffnungen erweckte. Die Eisesrinde des Haßes chmolz unter den frühlingswarmen Trostworten des Geistlichen, der den Verlorenen wie seinen Sohn behandelte und pflegte. Auch dann als ich mein Schmerzenslager schon verlassen konnte und durch die stillen Gänge des Klostergartens wandelte, war er mein Begleiter und seine religiösen Trostworte fanden willigen Eingang bei mir. Was bot sich mir dem Geächteten, dem Verschlossenen für eine Aussicht? Welche Freuden konnte ich im Getriebe der großen Welt finden, die sich mir nur als Welt des Lugs und Trugs gezeigt hatte. . .

In solchen Augenblicken erschien mir die Mission des Priesters der mich begleitete, wie ein Vater mir zur Seite stand, als eine erhabene. Körperliche Leiden zu pflegen, den kranken, gesunkenen Geist wieder aufzurichten, das schien mir ein edler Beruf zu sein und die Selbstverläugnung, einer Welt nur zu nützen, von der man nur das herbe Gegentheil erfahren hatte, war mir das schönste Ziel, mir, der ich mit der Welt schon abgeschlossen hatte. Ich offenbarte dem Priester meinen Wunsch, die Mauern dieses Klosters nicht mehr verlassen zu wollen, mich in gleich edler Mission, wie er, dem Dienste der Kirche und der Menschheit zu weihen. Diese Eröffnung machte auf den Geistlichen einen freudigen Eindruck, er umarmte mich, führte mich sogleich zum Prior, den er von meinem Entschluße in Kentniß setzte. Ich mußte nun täglich zum Prior in die Zelle kommen, der mich in die Lehren der christlichen Religion einweihte. Er stellte mir sie dar als eine Religion der Liebe und Humanität, ich sah in dem engen Kreise des Klosters so viel Beweise davon, daß ich begierig diesen Worten lauschte. Die ceremonielle Pracht der katholischen Kirche übte auch ihren bezaubernden Einfluß auf mich ein, wenige Wochen später ward ich getauft, und trat als Novize in das Kloster der Barfüßermönche.

Lasse mich rasch über diese Zeit hinwegeilen, sie brachte mir nebst Tagen innerer Seelenruhe auch solche der größten Aufregung. Jugendbilder tauchten vor meiner Seele auf, ich sah mich versetzt in meine Vaterstadt, hörte jüdische Laute an mein Ohr schlagen, sah die gramgebeugte Gestalt meines Vaters, der nun nach mir Schüweh [1]) saß, hörte das Flüstern und Wispern der Nachbarsleute und hörte auch die Stimme meines Innern, die mir Vorwürfe machte, ein Renegat geworden zu sein, den Glauben meiner Väter verlassen zu haben. Was ich in solchen Momenten empfand, welch nagender Schmerz in meiner Brust arbeitete, o dafür gibt es keinen Ausdruck. Der Mensch besitzt aber eine seltene Spannkraft, gleich dem Salamander, der nach dem Volksglauben aus dem Feuer unversehrt hervorgeht, zerstören auch ihn die brennenden Schmerzen der Verzweiflung nicht, geläutert nur geht er daraus hervor. Ich fand endlich die nöthige Resignation, um mein Schicksal zu ertragen. Nach und nach sehnte ich mich auch hinaus aus dem lebendigen Kerker der engen Klostermauern, und um meinen Wunsch zu erfüllen, erhielt ich vom Klosterobern den Auftrag zu terminiren. Als terminirender Bruder zog ich von Ort zu Ort, bis ich auch an jenen kam, aus welchem ich so schmählich hinausgewiesen ward. Das Bild des Mädchens trat vor meine Seele, des Mädchens, das ich unglücklich gemacht, das durch mich vom väterlichen Hause verstoßen, in die rauhe mitleidlose Welt hinausgejagt worden war. Ich suchte ihr ferneres Schicksal zu erkundigen und es gelang mir auch. Wenige Wochen nach meiner Ausweisung aus diesem Orte war an den Richter der Todtenschein

[1]) Sieben Trauertage.

seines Kindes angelangt, das im Spitale zu Prag verstorben war. O eine gemeinsame Kette von Leiden hatte uns umschloßen, nur daß der Tod sie früher davon befreite, als mich. Ich reiste nach Prag, um etwas Näheres über das von dem Himmel, wenn auch nicht von den Menschen angetraute Weib zu erfahren, meinem Habite öffneten sich alle Thüren, alle Register. Auf dem Sterbebette hatte sie einen Krankenwärter in ihr Vertrauen gezogen, ihm bekannt, daß sie ein Kind geboren, das sie, weil es einen jüdischen Vater hatte, heimlich ins Ghetto trug und vor einem Hause dieses Viertels niederlegte" . . . .

„Ein Kind vor einem Hause des Ghetto's niedergelegt!" rief Abraham im Tone der größten Ueberraschung, „wann war das, trug es kein Kennzeichen am Leibe?"

„Deine Theilnahme rührt und erfreut mich, Abraham, nicht wahr gleich mir empfindest du wie drückend die Wucht der traurigen Erfahrungen auf mein müdes Haupt lastet, ja, letzter und einziger Freund, man übergab mir ein Kennzeichen, die Hälfte einer Schaumünze, welche die Sterbende in den Händen des Wärters zurückgelassen und dessen andere Hälfte sie um den Hals des weggelegten Kindes gehangt hatte."

„Laßt es sehen dieses Kennzeichen, laßt es sehen" — rief Hinnel in großer Aufregung

„Ich habe es wohl verwahrt, wie ein Amulet trug ich es auf meiner Brust," fuhr der Pater fort — vergebens waren alle meine Nachforschungen, die Spur meines Kindes konnte ich nicht entdecken. „Doch hier ist die Denkmünze." Beim Anblicke derselben entfuhr dem greisen Abraham ein schrill ausgestoßener Schrei des Schreckens und der Aufregung mit bebenden Lippen rief er: „die zweite Hälfte trug Zodik am Halse!"

„Was sprichst Du da" fiel hastig der Mönch ein und fuhr im Bette auf — „wer ist Zodik, weißt du etwas über mein Kind?"

Abraham erzählte nun, wie vor seinem Hause das Kind gelegen, wie er es aufgenommen, erzogen, bis zum Tage vor Zodiks Flucht! „Also die Spur des Kindes nur gefunden, um sie wieder verloren zu haben", klagte der Greis, Himmel, du prüfst mich hart und strafst mich auch härter, kaum aufgefunden die Spur meines Kindes und sie wieder verloren, . . . es hätte mich ruhiger und friedlicher sterben lassen, wenn ich sein geliebtes Antlitz noch einmal gesehen hätte, in dessen Züge sich die des geliebten unglücklichen Mädchens wiederspiegeln, doch Fassung, Fassung! Ich will mit Geduld Alles tragen, was der Herr thut ist wohlgethan! „Ja Gott führt Alles zum Guten" tröstete Abraham den Dulder — wie aus dunklem Schoße der Nacht die freundliche beglückende Sonne bricht wie über die finster zusammengeballten Wolken des entfesselten Orkanes das milde vielfarbige Friedenszeichen des Regenbogens sich wölbt, so genießt auch das geprüfte Menschenherz nach den Wellenschlägen des herben Geschickes die Ruhe und Segnungen des Friedens.

„Ja das gläubig fromme Gemüth findet Trost, Beruhigung und Frieden in seinem Glauben, aber ich . . . . laß mich den Gedanken nicht aussprechen, ich will lieber fortfahren in der Erzählung meiner Leiden, es soll auch ein wollüstig Gefühl sein, im eigenen Schmerze, in den eigenen Wunden zu wühlen!“

„Ich kehrte von meiner Entdeckungsreise wieder in das Kloster zurück, dem ich angehörte, dort lebte ich mehrere Jahre, mich der Krankenpflege widmend. Der leidenden Menschheit beizustehen, geistigen und leiblichen Trost, wie Hilfe den Unglücklichen zu spenden, war die letzte Aufgabe die ich meinem Leben setzte und ich führte diese Aufgabe durch mit Aufopferung mit Entbehrung aller Genüße. An Krankenlagern wachte ich ganze Nächte, den Todesschweiß der Agonisten wischte ich von deren Stirne; sinnliche Liebe hatte mich auf fremde Bahnen getrieben, die betreten zu haben ich bereute, die geistige Liebe, die Humanität, waren meine Leitsterne, welche die kurze Strecke meines ferneren Lebenspfades erhellten. Was ich aus innerstem Antriebe meines Herzens that, was ich mit Selbstverläugnung that, um jene lauten Mahner des Gewissens zu übertäuben, die Tags und Nachts in mir laut wurden, wurde mir auch zu hohem Verdienste angerechnet, die glänzendsten Zeugniße meiner Obern belohnten mich dafür. Im Auftrage des Priors reiste ich nach Rom und wurde in Audienz zum Papste zugelassen. Er war freundlich und herablassend, erkundigte sich nach meinem Schicksale und die ungeschminkte Darstellung desselben verfehlte nicht, auch auf ihn Eindruck zu machen. Seiner Gnade hatte ich es zu danken, daß ich in den Orden der Kreuzherrn übersetzt wurde. In einem Kloster, an der Grenzscheide Deutschlands und Italiens liegend, verlebte ich eine Reihe von Jahren, meine einzige Erholung im Studium findend. Aber immer mehr griff in meinem Innern die Sehnsucht nach dem Heimatlande Platz. Wenn ich von dem Fenster meiner Zelle hinaussah auf die schneebedeckten Kuppen der Alpen, diese treuen Grenzwächter des Landes, da traten vor meiner Seele die Bilder des Heimatlandes, des schönen Böhmen, dessen Marken auch dieser von der Natur gebaute Wall umgibt; wenn das Glockenspiel herübertönte vom nahen Lustschlosse des adeligen Grundbesitzers, da rief mir der melodische Ton die Klänge des Glockenspieles des heimatlichen Loretto's ins Gedächtnis — ins Vaterland zog es mich mit unwiderstehlicher Gewalt und der einzigen Bitte, die ich noch zu stellen hatte, ward Erfüllung.

Wie schwoll mir das Herz, als ich die alte Königsstadt erreichte, die sich in dieser Reihe von Jahren nicht verändert hatte. So nahe war mein Aufenthaltsort an jenen gerückt, wo ich die glücklichsten und bittersten Stunden meines Daseins verlebt hatte.

Vorüber zogen vor mir die wohlbekannten Gestalten meiner einstmaligen Brüder, die Bewohner des stillen abgeschiedenen Ghetto's. Im Leben

konnte ich nicht mehr unter ihnen weilen, ein undurchdringlicherer Wall als das Fallthor am Ende der Judenstadt, trennte mich von ihnen.

Aber ein anderer Gedanke wachte in mir auf, ein Gedanke, der mich mit aller Macht erfaßte, der mich nicht mehr verließ und in meiner Seele immer festere Wurzeln faßte, der Gedanke, — wenn nicht im Leben so doch im Tode mit meinen Brüdern vereint zu sein!

„Ja, Abraham, im Tode will ich mit den Meinigen vereint sein. Tritt nicht schaudernd zurück, mach keine abwehrende Bewegung, ein günstiger Zufall führte dich grade mir entgegen, du mußt mir diesen letzten Wunsch erfüllen, von dir es zu verlangen, habe ich sogar ein Recht. Nicht anklagen will ich dich in diesem Augenblicke, daß du mir das Jugendglück zerstört, die Manneskraft gelähmt, den Trost des Alters geraubt hast, ohne dein Verschulden warst du doch der Urquell aller meiner Leiden und Qualen. Ich will, ich kann dir keinen Vorwurf machen, aber diese Bitte des Sterbenden mußt du erfüllen, mit diesem Troste mußt du mich ins Jenseits scheiden lassen, daß ich bei den Vätern ruhe, mit denen ich nach dem Tode Vereinigung finden will, nachdem ich mich im Leben von ihnen getrennt habe. „Wo denkt ihr hin, hochwürdiger Herr," fiel Abraham mit der Miene des Schreckens ein und ließ den vertraulichen Ton fallen, der zwischen ihnen geherrscht — „wie könnte ich ein solches Verlangen erfüllen, ohne über mein und meiner Brüder Haupt das größte Unheil heraufzubeschwören. Laßt diese Ideen fahren, ich bitte Euch, der Leib ist ja fühllos nach dem Tode, es bleibt sich ja gleich, wo er liegt, er zerfällt, verweht, die Seele kömmt zu Gott und vor seinem Gnadenthrone findet ja jede Erbarmen und Verzeihung."

O diese Trostgründe kenne ich wohl auch, aber ich finde eine Beruhigung darin, mich dort begraben zu sehen, wo sich der Grabhügel über die Leichen meiner Verwandten wölbt, du mußt diesen letzten Wunsch erfüllen. . . . . Fürchte nichts für Dich und Deine Brüder, keine Menschenseele soll von diesem Vorgange Ahnung, vielweniger Wissenschaft erhalten, der Laienbruder, der dich immer zu mir herbescheidet, ist mir treu, ergeben, liebt mich wie seinen Vater, er ist mir auch viel Dank schuldig, ich hab' ihm viele Wohlthaten erwiesen und verschwiegen ist er auch, also zögere nicht, martere mich nicht länger mit der Ungewißheit, ja ja, Mensch, Greis, laß' dich erweichen, sprich das Wort aus!

„Nun, es sei" antwortete tief aufseufzend Abraham Hinuel, — „aber beschwöre ich nicht damit ein Unglück über vieler Haupt herab — "

„Sei unbesorgt", erwiederte der Pater — ich habe Alles sorgfältig vorbereitet, kein Mensch wird von dem Vorgange ahnen. Komme näher, lege dein Ohr an meinen Mund, das lange Reden hat mich erschöpft, ich kann nicht so recht fort, ich will dir noch mittheilen, in welcher Weise die Vorbereitungen getroffen sind."

Nach kurzem Gespräche erhob sich Abraham Hinnel. Der greise Priester hielt ihm noch die rechte Hand fest mit den Worten: „Schwöre mir die Erfüllung meiner letzten Bitte, beim Glücke und Seelenheile deiner Tochter!“

„Beim Glücke und Seelenheile meiner Tochter!“ rief der Greis mit schluchzender Stimme und wankte hinaus. Die Erfahrungen und Ereignisse dieses Abends hatten den alten Abraham tief erschüttert, fast betäubt erreichte er seine Wohnung, sein Kind trat ihm entgegen, ein jäher Schmerz durchzuckte ihn bei ihrem Anblicke, gebeugt schlich er in sein Gemach und machte sich die heftigsten Vorwürfe, daß er dem Geistlichen das Versprechen abgegeben habe.

„Das Glück und Seelenheil meines einzigen Kindes hab' ich dafür verpfändet“, murmelte er vor sich hin — „ich muß das Versprechen halten, das Glück meines einzigen Kindes hab' ich ja dafür eingesetzt!“

IX.
Die Verschworenen.

Die Zeit, in welcher unsere Erzählung spielt, ist eine der bewegtesten in der Geschichte, und das alte Prag bildet den Ausgangs- und Brennpunkt von Ereignissen, die ihren blutigrothen Schein auf eine lange Reihe von Jahren werfen und denselben ein düsteres Colorit verleihen. Der unseligste, erbittertste aller Kämpfe, der Religionskampf, ließ das schauerliche Fanal über die gesegneten Fluren unseres Vaterlandes aufsteigen und äscherte dieselben ein. Der Katholicismus und der Protestantismus traten mit der Erbitterung, die unterdrücktes oder verkürztes Recht verleiht, einander gegenüber und je länger und verhaltener der gegenseitige Groll war, mit desto größerer Heftigkeit und Schonungslosigkeit kam er zum Ausbruche. Und lang verhalten war der Groll, den die Protestanten in Böhmen gegen ihre vermeintliche Unterdrücker hegten; schon im Jahre 1616, als Kaiser Mathias seine Gemalin Anna zu Prag, feierlich zur Königin von Böhmen krönen ließ, und da er keinen Leibeserben besaß, beschloß, den Erzherzog Ferdinand zu seinem Nachfolger in der Regierung zu designiren, brach die Unzufriedenheit der protestantischen Stände los. Auf den im Jahre 1617 in Prag einberufenen Landtage erschienen dieselben, machten aber da ihre Bedenken laut, daß der Kronprinz sich gegen den Protestantismus unduldsam erwiesen, den protestantischen Gottesdienst verboten, die Prediger verwiesen und Steiermark, wo er als Statthalter regierte, katholisch gemacht hatte. Ihre Opposition war eine vergebliche, die meisten Stände erklärten sich bereit, Erzherzog Ferdinand als Kaiser anzuerkennen und die Protestanten verließen zornig den Landtag. Bald sollten heftigere Mißhelligkeiten die Katastrophe herbeiführen. Kaiser Rudolfs Majestätsbrief bildete den Zündstoff zu jener verheerenden Flamme des religiösen Fanatismus, die mit gierigen Zungen um

sich griff. Erzbischof Johann Lohelius, ein starrer Katholik und wie es heißt, im geheimen Bunde mit den Jesuiten, welche alle Mittel aufboten, dem Weitergreifen der protestantischen Lehren in Böhmen, hemmend entgegenzutreten, ließ die protestantische Kirche zu Klostergrab zerstören. Der Abt von Braunau wieder ließ die protestantische Kirche in Braunau sperren und als die Abgeordneten Braunau's über diese Maßregeln bei der böhmischen Statthalterei klagbar auftraten, wurden sie als Störer des Landfriedens in das Gefängniß geworfen.

Die zum Schutze des Protestantismus bestellten Defensoren, konnten solchen Vorgängen gegenüber nicht gleichgiltig bleiben, sie beriefen die protestantischen Stände zu einer allgemeinen Versammlung nach Prag. Im großen Saale des Carolinums, ein schönes Bauwerk Kaiser Karl des Vierten fanden sich die protestantischen Herrn zu einer Berathung zusammen. Die Doppelreihen der geschnitzten Bänke waren gefüllt mit diesen Männern, Vertretern aller Klassen der Bevölkerung, durch das Band gemeinsamen Religionsbekenntnisses vereint zu gemeinsamen Handeln. Noch standen die Gruppen im weiten Saalraume und besprachen sich mit einander, ohne daß die Versammlung sich geordnet und in einer regelmäßigen Debatte eingegangen wäre, aber aus den lauten, abgerissenen Worten, aus den heftigen Gesticulationen konnte man schließen, daß sich der Gemüther eine heftige Erregung bemeistert hatte, die sich auch in den glühenden Gesichtern der Sprechenden abzeichnete.

Jetzt bestieg die Tribune, auf der sonst nur Licentiaten und Baccalaurei ihre gelehrten Disputationen hielten und das jus romanum interpretirten, ein Mann, bei dessen Anblicke ein Murmeln der Ueberraschung durch den Saal lief und die Neugierde jedem andern Gefühle, welches die Brust dieser Leute durchwogte, Platz machte. „Judaeus est!“ Ein Jude — Ein Jude — hörte man Rufe der Ueberraschung durch den Saal laut werden, die aber athemloser Stille wichen, als die charakteristische Gestalt mit klingendem Organe in lateinischer Rede begann: „Ja, hohe und edle Herren, ich bin ein Jude, aus dem Lande stammend, wo der Thron des Katholicismus steht und der Statthalter des Herrn auf Erden sein mächtiges Scepter führt, ich bin aus dem Lande, wo jener Orden seinen Hauptsitz aufgeschlagen, der mit dem Wahlspruche: „Ad majorem dei gloriam!“ auch den vereinigt: „Der Zweck heiligt die Mittel“ und kein Mittel scheut, den Zweck zu erreichen, der ihm als Höchstes vorschwebt, der Verbreitung jeder andern Religion entgegen zu arbeiten. Ein mächtiges Netz haben die Brüder Loyola's über alle katholischen Länder gezogen und wollen die Anhänger einer andern Religion nicht in den enggezogenen Fäden dieses Netzes für immer gefangen bleiben, so bedarf es ernsten Willens, thatkräftigen und raschen Handelns. Seit Jahren aus Rom geflohen, aus Gründen, die hier nicht zur Sache gehören, lebte ich in Wien und Eure protestantischen Brüder in diesem Lande

haben mich, den Juden, zu ihrem Vertreter und Anwalte in dieser hohen Versammlung erwählt, die Wahl fiel auf meine Person weil sie mich als einen treuen und zuverlässigen Mann erkannten, und weil sie wußten, daß auf mich, als dem Bekenner des Judenthumes, kein Verdacht fallen werde, und ich den strengen Nachforschungen entgehen werde, denen die Anhänger des Protestantismus ausgesetzt sind, deren einzelne Schritte und Tritte überwacht werden. Und so ist es mir auch gelungen, über die Gränze, jenes Schreiben Eurer Brüder zu bringen, welches ich den hohen und edlen Herren dieses Landes in dieser Versammlung vor einiger Zeit bereits überbracht habe.

Bei diesen Worten machten sich die beiden Herren Mathias von Thurn und Wenzel von Raupowa Bahn durch die Menge, welche sich um das Emporium geschaart hatten, von welchem herab der Fremde sprach, bestiegen dasselbe, entfalteten eine Pergamentrolle und Mathias von Thurn las der Versammlung den Inhalt dieses Schreibens vor, in welchem die Protestanten Oestereichs sich in heftigen Klagen über die Unterdrückung ihrer Lehrer ergingen, die böhmischen, protestantischen Stände zu thatkräftigem Handeln aufforderten und ihre Hilfe und ihren Beistand im Falle der Noth und des Bedarfes erklärten. „Ihr seht, theure Brüder!“ rief Graf Thurn mit donnernder Stimme in die Versammlung herab — „nicht allein hier in Böhmen, in unserem Vaterlande, auch jenseits dessen Gränzen haben unsere Brüder zu kämpfen und zu dulden, und der düstern Gegenwart kann noch eine düstere Zukunft folgen, wenn der katholische Ferdinand, der Vetter des gegenwärtigen Königes unseres Landes, den Thron besteigt. Schon hat das traurige Vorspiel begonnen, der Majestätsbrief wird gedeutelt, unsere Kirchen geschlossen oder dem Boden gleich gemacht, da kann nicht länger gezaudert werden . . . Deliberante Roma, Saguntum perit! Hier heißt es handeln, . . . Principiis obsta! Den Anfängen trete gleich entgegen, ruft der edle Römer und diesen Spruch beherzigend wollen wir unsere Zeit nicht mit leeren Berathungen vertrödeln, jeder versäumte Augenblick kann in alle Ewigkeit nicht eingebracht werden. Wie wir alle sind, wollen wir uns zu einem engen gemeinsamen Bund vereinigen, treu ausharrend in demselben im Siege oder im Untergange. Blut und Leben für unsern Glauben!“

„Blut und Leben für unsern Glauben!“ hallte es donnernd von der Decke des mächtigen Saales als die ernsten Männer wie aus einem Munde in diesen Ruf einstimmten. „Wir wollen aber nicht voreilig handeln“ fuhr hierauf der Redner fort, — „nicht als Rebellen gegen unsern angestammten Herrn und König auftreten, sondern auf gesetzlichem Wege um Abhilfe einkommen. Wenn aber unsrem gerechten Verlangen Gewähr verweigert, wenn wir zum Außersten getrieben werden, nun, dann geschehe Gottes Wille und Sieg oder Tod sei unser Losungswort!“

„Hohe und edle Herren!“ nahm der Jude hierauf das Wort— „erlaubt, daß ich auch einige Worte an Euch richte. Ich habe Jahre lang in

der Residenz unseres Kaisers und Königs gelebt, ich kenne seine Neigungen, ich weiß er ist ein edler, aber schwacher Herr, der sein Ohr den Einflüsterungen der Umgebung leiht, die ihm, jene Starrheit und Abgeneigtheit gegen den Protestantismus einflößen, die ihn auf Bahnen leiten, welche ihren Zwekken entgegenführen. Der Beichtvater des Königs gehört dem Orden der Jünger Loyola's an, und was dieser sagt, dem schenkt der Herrscher ein gläubiges Ohr. Die Jesuiten sind die Gegner, welche Eurer Religion die empfindlichsten Schläge versetzten, die Jesuiten sind es, die Euch verketzern und durch diese Darstellungen jenen unseligen Riß hervorriefen, der sich zu einer Kluft ausbildet, an deren Rändern die Parteien nur im feindlichen Sinne einander gegenüber stehen können. Wenn Ihr bewirken könnet, daß diese Ordensbrüder aus dem Lande gejagt werden, wenn Ihr so das schleichende Gift entfernt habt, das an dem Marke Eures Bekenntnisses zehrt, dann wird der getrübte Friede wieder hergestellt werden, dann werden die Vertreter der verschiedenen Religionsbekenntnisse in friedlicher Eintracht neben einander wohnen, und die Kutte des Zeloten wird nicht als dunkler Schatten zwischen Euch und Euern Brüdern treten!" „Ja, sie sollen hinaus aus dem Lande" brauste es durch den Saal, indem die Ruhe erst wieder hergestellt wurde, als Graf Thurn durch eine Handbewegung das Zeichen zum Stillschweigen gebot. In längerer Rede setzte er nun die Pläne und Vorschläge auseinander, welche die protestantischen Stände Böhmens gefaßt, und welche Schritte einzuschlagen wären, um Abhilfe der gerechten Beschwerden zu finden. Es wurde eine Petition niedergeschrieben, von den Wortführern der Partei contrasignirt, worauf sich die Versammlung auflöste. Der Jude, man wird in demselben Alexander von Ferrara erkannt haben, wandte sich an Grafen Thurn mit der Bitte, ihn begleiten zu dürfen, er habe ihm auch etwas an's Herz zu legen.

„Folge mir und laß Dein Anliegen hören" sprach der Graf und verließ mit seinem Begleiter den Saal.

„Edler Graf", begann Rabbi Alexander — „wir gehen ernsten und bewegten Zeiten entgegen, im prophetischen Geiste sehe ich die kommenden Tage mit ihrem Gefolge schwerer und erbitterter Kämpfe herantreten; denn das Vertrauen auf die Macht der Waffen in Oesterreich ist so groß, daß sie dem Herrscher widerrathen werden, der Bitte der Protestanten Gehör und Gewährung zu verleihen — und so wird es dazu kommen, daß die Nothwehr die Faust rüsten wird zur Gegenwehr und das Schwert den Rangstreit der religiösen Confessionen wird lösen müssen. In diesem Kampfe der Parteien steht der Jude in der Mitte, der widerstandlose Stoff, der zwischen den sich reibenden Mühlsteinen geräth und zermalmt wird. Gebt mir das Versprechen, daß Ihr, wenn die gesetzliche Ordnung in der Stadt aufgelöst ist, wenn die Glocken zum Sturme heulen und der Handwerker seinen Arbeitstisch verläßt, und das friedliche Geräth seines Gewerkes mit der

Streitaxt oder anderen Waffe vertauscht, der Juden dieser Stadt und des ganzen Landes Euch annehmen werdet, daß Ihr abwehren werdet jenem in solchen Zeiten stets auftauchenden Verlangen, die Judenstadt zu stürmen und das mühsam erworbene Hab und Gut der armen Bewohner derselben zu plündern. Ihr kämpft ja um freie Ausübung Euerer Religion, Euer Ringen und Streben geht ja dahin, Euch von dem Drucke, der Uebermacht zu befreien, ihr fühlt das Traurige eines solchen Druckes, gedenket in dieser Stunde jenes Stammes, der seit Jahrhunderten geduldig dieses Joch trägt . . . . . .

„Ich habe einer Sache" fuhr der in Erregung Geratene fort — „die nicht meine heiligsten und innersten Interessen berührt, viele Opfer gebracht, ich habe meine Heimath verlassen und mich eueren protestantischen Brüdern als Rathgeber, Helfer und Vermittler angeschlossen, ich habe mein Leben aufs Spiel gesetzt, um den Verkehr der Protestanten Böhmens mit denen des Landes Niederösterreichs rege zu halten, für alle diese Bemühungen verlange ich keinen Dank keine Belohnung, nur einen Wunsch, eine Bitte habe ich, — lasset meinen Brüdern entgelten, was ich gethan, seid ihnen ein Schützer und Schirmer in den Tagen der Stürme und Gefahren!"

„Du hast mein adeliges Wort zum Pfande!" sagte der Graf und trennte sich dann von Rabbi Alexander, der den Weg in die Judenstadt einschlug.

Die Berathung hatte lange gedauert, zu vorgerückter Nachtstunde gelangte er in seine unscheinbare Behausung. Die Aufregung des Abends ließ ihn aber nicht den Schlaf suchen, gedankenschwer das Haupt in die Hände bergend, warf er sich in den Lehnstuhl und saß still und sinnend da. „Bist du nicht ein Wahnwitziger", murmelte er vor sich hin — daß du mit deiner schwachen Hand das sausende Rad der Ereignisse einhalten willst, wirst du das Ziel erreichen, welches du dir gesteckt hast? Und was treibt dich an, aus deinem Wirkungskreise herauszutreten, die Handhabe zu bilden für eine Partei, die dich nicht anerkennen wird, wenn sie ihren Zweck erreicht hat, welche den Schemmel wegstößt, auf dem sie sich erhoben . . . .

Dich wollte ich ja rächen, theuerer Vater! O noch sehe ich deine Jammergestalt vor mir, wie sie aus der Folterkammer zurückkam, in die man dich geschleppt, noch denke ich jener gräßlichen Stunde, wo man mich hinzerrte an jene Stätte, wo man meinen unglücklichen Vater marterte und folterte, noch schwebt mir die grinsende Gestalt des Richters in der dunklen Kutte vor, der in unerschütterlichen Gleichmuthe den Zuckungen des armen gepeinigten Schlachtopfers folgte, das man beim geistlichen Tribunale denuncirt hatte, daß es Kirchengeräthe gekauft und entweiht habe. Standhaft bliebst du armer Vater bei allen Martern, mit einem falschen Geständnisse erkauftest du dir nicht eine Freiheit, die dir in Aussicht gestellt wurde, und als die Folterleiter vergebens verlängert wurde, um deine schwachen Glieder auszurenken, als Daumschrauben und spanische Stiefel wirkungslos an deine magern Glieder sich anpreßten, daß das versengte Fleisch derselben zischte,

als man dich endlich unter die Bleidächer des Gefängnißes warf, daß die Sonnenglut dir das Mark aus deinem Leibe brannte und du geistig und körperlich gebrochen mir entgegenwanktest, ein unglücklicher Krüppel, da, als bei solchem Anblicke mein Herz brach und die tausend Folterqualen, die dich zerschmetterten, auch mich zerrißen und namenlos elend machten, da schwur ich Rache, ewige Rache jenen Heuchlern, welche das erste Gebot ihrer Religion, das Gesetz der Liebe nicht beachteten; Untergang schwur ich ihnen. Und der schwache Arm gewann Riesenkraft, der arme Geist Erfindungs und Spannkraft, der getretene Wurm krümmte sich, und . . Jahre sind seit jenem verhängnisvollen Tage vergangen, wo das heitere unbefangene noch kindliche Gemüth vergiftet wurde von solch schrecklichem Vorgange und das Gift der Rache schwoll. Staunend blicke ich selbst zurück, auf das, was mir dem verachteten Juden gelungen ist, es wankt der Boden unter diesem mächtigen Orden, die Allgewalt des Jesuitismus ist gebrochen und bald werden sie Böhmen, bald auch die andern Länder verlassen müssen . . . . Nachzittern in aller Herren Länder wird die von Böhmen ausgehende Bewegung und nicht früher will ich mir Rast und Ruhe gönnen, bis ich an das Ziel gelangt.

„Thu ich nicht Unrecht," fuhr er nach einer Pause trüben Nachdenkens fort, — an mein so gefahrvolles Dasein das eines Weibes zu ketten, soll ich die schöne und gute Judith mitreißen in den Strudel des Verderbens, in den ich noch immer gerathen kann? Soll ich nicht zum Vater, zum Mädchen, zu der geliebten Braut hintreten und ihnen alles bekennen? Doch nein, das Geheimniß soll in meiner Brust vergraben bleiben, ... aber nicht früher will ich Judith die Hand unter dem Trauhimmel reichen, bis ich meine Aufgabe gelöst . . . . und die Lösung ist nahe. Gehe ich früher unter, dann bricht das Unglück nur über mein Haupt zusammen und die Umgebung bleibt vom Wetterstrahle des Verhängnisses unberührt, gelingt aber das Unternehmen, dann führe ich die Sonne des Friedens und des Glückes über die Häupter meiner Brüder herauf, ich habe ja das Versprechen des Grafen, daß er ein treuer Freund und Beschützer der Juden dieses Landes sein wird. Möge dies in Erfüllung gehen!" Mit diesem Wunsche und Gebete lullte sich der Mann in den Schlaf ein, den er nach der Aufregung des Tages im harten Lehnstuhle fand.

X.

Der Verrath.

Im Wirthshause „zum rothen Hirsche" waren wieder drei alte Zechkumpane zusammengekommen, der alte militärische Knasterbart, der Kammerdiener des Erzbischofs und Zodik, den wir schon lange aus den Augen verloren hatten. Seit seiner Flucht aus Hinnels Hause hatte er sich einem

müßigen, liederlichen Leben ergeben, mit wilden Gesellen trieb er sich bei Tag und des Nachts in allen Schenken und Herbergen herum, solange der letzte der aus Hinnels Hause geraubten Goldfüchse sich noch vorfand. Durch dieses wüste Leben hatte Zodik ein verwildertes Aussehen erhalten, Trotz und Haß gegen die Menschheit mahlte sich auf seinen Zügen, einen Humpen oder eine Kanne nach der andern stürzte er herunter, um den an ihm zehrenden Gram zu übertäuben. Heute schienen aber diese gewaltsamen Hilfsmittel auch die gewohnte Wirksamkeit zu versagen, schwermüthig lehnte der Kopf in seinen Händen, kein erzwungenes Lächeln wollte über seine dünnen, zusammengepreßten Lippen gleiten, vergebens strengten sich die Saufbrüder an mit rohen Witzen dies Ziel zu erreichen. Selbst spielen wollte er nicht, kurz er war, wie der Kammerdiener des Erzbischofs mißmuthig sagte „zu nichts zu gebrauchen.“ Die Zahl der Stammgäste des Hinterzimmers, des Wirthshauses wurde durch einen Ankömmling vermehrt, dem man als Honoratioren einen Sitz in diesem Raume ebenfalls abtrat, es war ein Laienbruder aus dem Kloster der Kreuzherrnbrüder, der mit kurzem Gruße eintrat, aus den dargereichten Krügen Bescheid trank und bald in das Gespräch sich einmischte.

„Da seh' ich ja einen Bekannten,“ rief er Zodik zu — „wir haben uns schon lange nicht gesehen, warst du verreist Zodik?“

„Verreist? Nein!“ gab dieser einsilbig zur Antwort und vergrub wieder den Kopf in beide Hände.

„Bringt mir einen guten Wein“ sprach der Laienbruder den durch das Zimmer wackelnden Wirth an, — „aber einen ungetauften, ich muß mir heute Labung und Stärkung antrinken, habe heute Nachtdienst, unangenehmen Dienst, puh, Todtenwacht!“

„Was für eine Todtenwacht?“ frug der Kammerdiener neugierig.

„Der Pater Calasanz ist heute Nachmittags gestorben, er hat lange gekränkelt, nun, um den weint auch kein Mensch, vielleicht höchstens die Ju— “ Bei diesem noch nicht zur Hälfte ausgesprochenen Worte hielt der dienende Bruder inne und legte, als wollte er sich selbst in seiner geschwätzigen Zunge Schweigen gebieten, die Hand auf den Mund.

Zodik war aber aufmerksam geworden, die Silbe genügte, um seinen Verdacht rege zu machen, es war ein Gedankenblitz, der eine Reihe von Vermuthungen und Combinationen in seinem Kopfe wachrief. Was hatte sein ehemaliger Herr bei dem verstorbenen Pater so oft zu suchen, was war der Inhalt ihrer langen Conferenzen, deren Ende er niemals abwarten konnte? Dem Geheimnisse beschloß er auf die Spur zu kommen und wohl wissend, daß Wein das beste Mittel sei das Siegel der Zunge zu lösen, ließ er dem Laienbruder einen Schoppen nach dem andern auffahren, der ihren Inhalt in gierigen Zügen heruntertrank.

Bald befand sich die Kumpanei in der seligsten Stimmung, der Sol-

dat war unter den Tisch gesunken und schnarchte einen fürchterlichen Baß, der Kammerdiener, der einen leichteren Rausch hatte, sang lateinische Lieder, der Laienbruder konnte sich auch kaum aufrecht erhalten und nur Zodik hatte die Regsamkeit seiner Sinne behalten, von denen er den richtigen Gebrauch zu machen beschloß.

„Bruder!“ sagte er und stieß den Klosterdiener an, — du verpaßt ja deine Zeit, die Vesperglocke hat schon längst den Abend eingeläutet, erhebe dich, du sagst ja selbst, du habest heute Todtenwache also komm ich begleite dich bis zum Klosterthore, es sind zwar nur wenig Schritte, aber deine Füße könnten dir heute doch den Dienst versagen.“

Zodik wollte den Laienbruder aus der lästigen, behorchenden Gesellschaft entfernen, die obgleich betrunken, dennoch vielleicht etwas merken konnte von der Absicht, die Zodik leitete, als er dem dienenden Bruder unter den Arm greifend, aus der Schenkstube auf die Gasse zog. Nicht Mitleid mit des Betrunkenen hilflosen Zustand war es, aus Zodiks Gemüthe waren solche edle Regungen längst verbannt, statt des edlen, erwärmenden Feuers der Nächstenliebe flammte in seinem Innern die wilde, verzehrende und verderbende Lohe der Rachsucht, deren Erfüllung ihm jetzt nahe gerückt schien, eine Ahnung sagte ihm dies, eine Ahnung, die sich erfüllen sollte.

„Also ist er gestorben, der arme Pater Josef Calasanz“ wendete sich Zodik mit scheinheiliger Miene an seinen Begleiter, der sich nur mühsam aufrecht erhielt, — nach langen Leiden, einsam und verlassen, wie dies das Schicksal eines Mönches ist!“

Laß mich mit deinen Jeremiaden in Ruh! „brummte der Laienbruder, — “ ich bin froh, wenn ich von der Geschichte nichts höre, nach dem kräht kein Hahn mehr, der liegt steif und starr da, pah, — nur die Lebendigen haben Recht!“

Zodik sah, daß er dem Begleiter doch gar zu wenig Zurechnungsfähigkeit zugetraut hatte; denn er wollte mit der wahren Farbe nicht herausrücken, er beschloß daher auf Umwegen zum Ziele zu gelangen.

„Die Klosterpforte ist schon geschlossen“ sprach Zodik, — “es ist also alles eins, lieber Freund, eine halbe Stunde früher oder später an dieselbe zu pochen, wir gehen ein bischen an's Ufer spazieren, die milde Nachtluft wird dir wohlthun und die vom Weine aufgeregten Lebensgeister beschwichtigen, es thut dir noth, dein Gesicht glüht ja, wie die Sonnenscheibe an hellen strengen Wintertagen und die Strenge des Obern kennst du ja, der dich deinen jetzigen Zustand durch achttägiges Nachdenken in einsamer Zelle, wo dir nur Junker Schmalhans als Küchenmeister, Gesellschaft leisten würde, abbüßen ließe.“

„Du hast recht, Kamerad,“ lallte der Klosterdiener und hing sich fester in Zodiks Arm, der ihn an das Ufer geleitete, wo die beiden im Mondenscheine auf und abwandelten.

„Es ist wohl schon lange her“ — begann Zodik nach einer Pause,— „daß Abraham Hinnel in Euer Kloster nicht gekommen ist. Weißt du nicht, was er immer bei dem verstorbenen Pater wollte?“

„Was er früher bei ihm fortwährend gemacht hat, das weiß ich nicht“ entgegnete der Trunkene — „aber was er das letztemal dort machte, hihi, na, das wär' eine schöne Geschichte, das darf ich nicht sagen.“

„Dummkopf, mit deiner Geheimnißkrämerei“ rief zornig Zodik — geh damit auf Jahrmärkten hausiren, Geheimnisse, schöne Geheimnisse, es pfeifen es ja alle Spatzen auf den Dächern.“

„Was? man weiß davon, daß Pater Calafanz ein Jude istund was Abraham Hinnel mit ihm vor hat — “ rief erschrocken der Laienbruder, — um Gotteswillen, Zodik sag mir, was man davon weiß, was man davon spricht, es geht mir um den Hals.“

„Werde einen Narren machen und dir erzählen“, brummte der Rothhaarige — „ha, ha, das möchte noch fehlen, friß die Suppe auf, die du dir eingebrockt hast, wirst schon ein Haar darin finden.“

„Lieber bester, einziger Zodik! hilf rathe mir, ich bin ja unglücklich, wenn die Geschichte an den Tag kömmt, o sancta simplicitas, der ich glaubte, daß so etwas verborgen bleiben werde.“

„Nun geberde dich nicht so närrisch“, fiel beschwichtigend Zodik ein, und ein schadenfrohes, triumphirendes Lächeln über das Gelingen seiner List überflog auf einen Augenblick sein Gesicht, — „es gibt ja für alles Mittel, vielleicht weiß ich Rath zu schaffen, aber nur unter einer Bedingung, daß du mir haarklein und wahrheitsgetreu den ganzen Hergang dieser verworrenen Geschichte erzählst, die ich vielleicht entstellt, übertrieben, falsch hörte, wenn man einen Plan fassen will, muß man über jeden einzelnen Punkt im Klaren sein.“

„Ich will dir ja Alles erzählen“, rief der Laienbruder mit angsterfüllter Stimme — „ich Thor, der ich die Hand zu diesem frevelhaften Spiele gab. Höre also: Gleich nach der Ankunft des Pater Calafanz in unser Kloster erhielt ich von ihm den Auftrag, einen Juden zu holen, ich brachte ihm Abraham Hinnel, weil ich glaubte, daß es sich um Geschäfte handle, und Abraham, als reicher Mann bekannt, dieselben am besten und leichtesten abwickeln werde. Du bist ja im Hause Abraham's und hast den alten Juden öfters bis zur Klosterpforte begleitet, weißt also auch um diese Gänge und vielleicht früher und richtiger um den Zweck derselben, den ich erst vor wenigen Tagen erfuhr. Als nämlich das Sterbeglöcklein unseres Klosters in schrillen und klagenden Tönen die letzten Augenblicke des Pater Calafanz verkündete da ward ich in seine Zelle entboten. Gelähmt lag die blasse magere Gestalt auf dem ärmlichen Lager und ein gebrochenes, glanzloses Auge stierte mich an. Aber, neues Leben schien in die morsche Hülle gefahren zu sein, als er mich erkannte, ein leises Roth der Erregung überflog das gespenster-

haft blasse Angesicht, das gebrochene Auge füllte sich mit neuem Glanz, die Starrheit der Glieder schien auf wenige Augenblicke gelöst, der Flamme gleich, die vor dem Verlöschen noch einmal heller aufflackert, schienen auch die verlöschenden Lebensgeister des agonistischen Paters neue Nahrung erhalten zu haben, mit röchelnder Stimme sprach der Greis zu mir: „Ich scheide aus einem Leben voll Kämpfe und Drangsale,“ als willkommener Erlöser naht sich mir der Tod, wenige Stunden noch und der Pulsschlag eines Herzens hat aufgehört, das von tausend Leiden und Qualen zerrißen langsam verblutete. Einen letzten Wunsch hab' ich, bin ich dessen Erfüllung gewiß, dann scheide ich gerne aus diesem Leben, daß für mich kein Leben war, ... einen Wunsch hege ich und dessen Erfüllung sagte mir Abraham Hinnel zu und nur Deiner Mithilfe bedarf es, um ihn auszuführen. Hebe die Hand gegen den Himmel und schwöre,“ fuhr der Sterbende zu mir fort —“ daß nie eine Silbe von dem über deine Lippen kömmt, was ich dir jetzt vertraue. „Nachdem ich den Schwur geleistet, fuhr der Greis mit immer schwächer werdender Stimme fort — wisse denn ich war ein Jude und in den letzten Jahren meines Lebens erwachte in mir die Liebe und Anhänglichkeit zur Religion meiner Väter und Brüder. Im Leben kann ich mit ihnen nicht mehr vereint sein, möge es denn im Tode geschehen. Mein einziger und letzter Wunsch besteht darin, auf dem jüdischen Friedhofe begraben zu werden. Hinnel hat mir das Versprechen gegeben, diesen Wunsch zu erfüllen, er bedarf nur deiner Mithilfe, du wirst sie ihm und mir nicht versagen“. Ich hatte von dem sterbenden Pater während der Zeit seines Aufenthaltes im Kloster soviel Beweise seiner Güte erhalten, er hatte den geringen Betrag seines Vermögens zur Unterstützung meiner Angehörigen mir eingehändigt, — ich konnte nicht Nein sagen, obgleich es mich einen harten Kampf kostete; denn ich überdachte mir die Folgen meines Schrittes. Aber Hinnel kam am Tage, an welchem der Pater gestorben war, zu mir, stellte mir eine große Summe als Belohnung in Aussicht, wenn ich bei der Ausführung dieses Planes hilfreiche Hand leisten wollte, dies beschwichtigte meine Skrupel.... Ohnehin dieses Geschäftes überdrüßig als Diener Tag und Nacht auf den Beinen zu sein, bot sich mir eine verlockendere Aussicht, diese Stadt zu fliehen und mit der mir übergebenen Summe in der Ferne einen angenehmeren Herd zu gründen. Doch halt ich höre Ruderschläge, sie kommen, ich muß ans Werk. Lebt wohl, Zodik!„ In der That durchschnitt ein Kahn die Fluten der Moldau, im Kahne stand eine verhüllte Gestalt, die furchtsam umherspähte, ob das Fahrzeug nicht beobachtet werde. Es war aber Todtenstille rings umher und keine menschliche Gestalt sichtbar, Zodik hatte sich unter eines der Fischerhäuschen am Ufer verborgen und harrte daselbst mit Spannung beobachtend, was nun weiter vorgehen werde. Der Kahn landete, die verhüllte Gestalt, in die der alte Hinnel zu erkennen war, pochte an das zum Wasser mündende Ausfallspförtchen des Klosters, dasselbe drehte

sich geräuschlos in den Angeln, der Klosterdiener stand mit einer Blendlaterne im Eingange und leuchtete durch den dunklen Klostergang. Auf den Zehen schlichen beide denselben entlang, bis sie an die Todtenkapelle des Klosters gelangten. Auf der Trauerbahre lag, die bereits in den Sarg eingeschlossene Leiche des Priesters. Einige Kirchenkerzen, die um den Katafalk standen, streuten ein trübes Licht durch den dunklen Raum.

Drohend sahen die Gesichter, der an den Wänden hängenden Bilder, auf die Kühnen herab, welche sich zur Ausführung dieses gewagten Unternehmens entschloßen hatten. Im entscheidenden Momente überkam beide eine namenlose Angst und Furcht, der Windstoß, der die Gitterscheiben der Kapelle zittern machte, durchschauerte auch sie. Doch da galt es kein Bedenken mehr, der Schritt war einmal gethan, — zurück konnte man nicht mehr.

Ein Ruck und der Sargdeckel sprang auf. Da lag die starre kalte Leiche des Dulders. — Vom schwarzen Ordenshabite, das man ihm zu seinem letzten Gange mitgegeben hatte, stach seltsam das geisterblasse Gesicht ab, welches die silbernen Locken umkränzten. Ein Zug der Milde und des Friedens umspielte die für immer geschlossenen Lippen. In den über die Brust gefalteten Händen hielt er eine Bibel... Der Laienbruder hob die Leiche aus ihrer engen Behausung. Der Sarg wurde mit schweren Gegenständen ausgefüllt, der Deckel hierauf verschlossen und die beiden Männer trugen die Leiche durch den Gang zum Kahne. Hier wurde die Leiche hineingelegt, der Kahn stieß vom Ufer ab und wie in der alten Mythe fuhr Hinnel als Charon über den Strom, der aber nicht der Lethestrom war, denn aus dem Strome erhob sich als dräuendes Gespenst die Rachegestalt in der Person Zodik's. Hinter dem Fischerhäuschen lauernd hatte er den ganzen Vorgang gesehen, schadenfroh lachte er in sich hinein, rieb sich die Hände, ein dämonischer Zug überflog sein Gesicht, von dem Wollustkitzel der Rache angestachelt, sprang er mit einem Satze in die Höhe und rief: „Hab ich dich, alter Aufgeblasener! Du hast den Knecht verachtet und mit Füßen getreten, aber die Schlange krümmt sich unter den Füßen und sticht in die Ferse. Ja, ich will dich in die Ferse stechen, daß das Gift, das Blut in deinen Adern wird stocken machen. Verderben über euch, ihr hochmüthiges Volk, ihr klagt immer über den Druck und Stolz der Christen. Legt selbst den Fehler ab. Auch bei Euch herrscht der Sonderungsgeist, eine weite und tiefe Kluft trennt den Armen vom Reichen. Nun, der „meschugene“ Zodik wird dir zeigen du auf deinen Geldsack prahlender Hinnel, ob er „meschugge“ ist. Du mit deiner ganzen Sippschaft sollst es fühlen, so wahr ich Zodik heiße!“

Während der Rachsüchtige seiner Wohnung zueilte, war Hinnel mit der Leiche an jener Stelle des Ufers gelangt, von wo er sie leicht auf den Friedhof bringen konnte. Der Fährmann, ein Glaubensgenosse Hinnels trug mit demselben die Leiche auf den Friedhof, wo der ins Einverständnis gezogene Gräber bereits ein Grab ausgeschaufelt hatte. Lautlos senkten sie

den verstorbenen Priester in das dunkle Grab hinab, dumpf rollten die Schollen darüber zusammen und der Grabhügel wölbte sich über den Leichnam, ehe noch der Mondesglanz verblichen war, dessen magischer Schein auf die nächtlichen Gestalten fiel. Stumm reichten sich die Drei zum Zeichen des Einverständnisses und des Stillschweigens über diesen ganzen Vorfall, die Hände und bald war der Friedhof, das „Haus des Lebens“ das, was er eigentlich bedeutet, das Haus der Ruhe und der Todtenstille. Nur einige Raben und Eulen und andere Nachtvögel umflatterten kreischend die Stelle, an der der Priester die ersehnte Ruhestätte gefunden hatte.

Zwei Personen fanden aber in dieser Nacht die ersehnte Ruhe nicht; Hinnel und Zodik. Nach vollbrachter That trat erst die Tragweite derselben dem Alten mit der folgenschweren Wucht für ihn, seine Familie und vielleicht für die ganze Gemeinde, lebhaft vor Augen, die quälende Ungewißheit, ob das Geschehene ein strenges Geheimnis bleiben werde malte ihm unaufhörlich die entsetzlichsten Bilder der Zukunft aus; so, von innern Qualen hin- und hergetrieben, ward ihm die Lagerstätte ein brennender Pfuhl, der ihm Geistes- und Leibestorturen bereitete. — Aber auch Zodik wachte in dieser Nacht in seinem Kämmerlein, der bleiche Mondstrahl, der durch das Fenster fiel, welches er geöffnet hatte, weil er es im engen dumpfigen Raume nicht aushalten konnte und die innere Glut sich auch seinem Leibe mittheilte, beleuchtete ein wuth- und racheverzerrtes Gesicht, welches das wild aufgerichtete rothe Haar grell umrahmte. Mitten durch das tobende Chaos der wilden Leidenschaften, drängte sich aber doch von Zeit zu Zeit eine bessere Stimme, die ihm abrieth von dem Schritte des schrecklichsten Verrathes an seinen Wohlthäter, und an seine Glaubensgenossen. Wenn diese bessere Regung, wie das den Frieden ankündigende Symbol des Regenbogens, durch die wilde Nacht des Sturmes seines aufgeregten Gemüthes brach, da lößten sich aus den im wilden Glanze dämonisch leuchtenden Augen, die Thränen los, welche in schweren Tropfen über die fieberhaft brennenden Wangen langsam herabrollten. Das gute und böse Element, das in jedes Menschen Brust wohnt, kämpfte in diesem Gemüthe einen harten und verzweifelten Kampf aus, unter dessen qualvollen Leiden der schwache Leib sich schmerzlich aufbäumte. Ein unerquikender Halbschlaf führte einen kurzen Waffenstillstand in diesem Seelenkampfe herbei.

XI.
Der Sturm.

Erzbischof Johann Lohelius ging in seinem Gemache unruhig umher, sein Antlitz war Gram durchfurcht, die stolze Gestalt gebeugt. Stürmische Ereignisse waren über die Hauptstadt des Landes hereingebrochen und der mächtige Kirchenfürst hielt sich in seiner Burg nicht mehr für sicher. Was eine prophetische Hand vor Jahresfrist ihm in mystischen Worten angedeutet hatte, daß seiner Macht und seinem Einfluße ein Ziel gesetzt wurde,

es schien in Erfüllung zu gehen. Die Zerstörung der protestantischen Kirche zu Klostergrab, welche der Erzbischof angeordnet hatte, rief eine mächtige Erbitterung in den Gemüthern der protestantischen Stände wach.

Die allgemeine Gährung und Unzufriedenheit darüber zeigte sich in bedenklicher Weise. Auf den Straßen stand das Volk in Haufen, in ernstlichem und tiefem Gespräche zusammen, bis zum Pallaste des Erzbischofes wallfahrteten die Schaaren, standen vor dem Thore des Gebäudes, sahen mit finsteren Blicken hinauf zu den Fenstern der „Zwingburg“ wie sie dieselbe nannten. Dem Erzbischofe konnte das nicht verborgen bleiben. Besorgt hatte er sich in eines der innersten Gemächer zurückgezogen und ging, von innerer Unruhe hin und hergetrieben, in dem schmalen Gevierte auf und ab. Ein eigenthümliches Pochen, an einer geheimen Tapetenthüre, weckte ihn aus seinem finstern Hinbrüten, ein Schimmer der Freude überflog die Züge, er öffnete die Thüre, in der Spontanelli in seltsamer Verkleidung erschien.

„Das Volk flutet über die Brücke zur Burg“ rief er im erregten Tone, den Erzbischof kaum begrüßend, — „ein mächtiger Sturm bereitet sich vor, laut hört man gegen Euch, und gegen die katholischen Priester, Schmähungen ausstoßen, aus Furcht in die Hände des erbitterten Pöbels zu fallen, wählte ich diese Verkleidung. Wie wird das enden, wird der fanatisirte Pöbel siegen und die wahre, einzige Kirche unterliegen? Noch hält die Liebe zur Ordnung, die gerechte Furcht, vor einem Umsturz alles Bestehenden, die Menge von Thätlichkeiten zurück, sie murrt, aber des Funkens bedarf es nur um das Pulverfaß in die Luft zu sprengen.“ „Ja Spontanelli,“ sprach der Erzbischof seufzend — „die Zeiten sind ernst und traurig geworden und besorgt sehe ich als Oberhirte, für die mir angetraute fromme Heerde in die Zukunft. Wer hätte das auch ahnen sollen. Spontanelli wir waren auf einer falschen Fährte. Nicht jener, ein unbedeutender Jude, der als Kreuzherrnpriester im hiesigen Kloster starb und bereits begraben ist, drohte und brachte uns Gefahr, er hatte eine stille Marotte, er verfiel in ein Sehnsuchtsgefühl zum alten Glauben seiner Väter; nicht dieser Mensch war uns gefährlich, sondern ein anderer italienischer Jude, ein gewißer Alexander von Ferara war der Ränkeschmied, der sich zum Handlanger und willfährigen Boten der Umsturzpartei gebrauchen ließ. Ein gefährliches Individuum, das bei der ersten Versammlung der akatholischen Stände im Carolinum, eine so aufregende Rede hielt. Kraft des vom Kaiser an die böhmischen Statthalter erlassenen Auftrages, die Aufrührer zur gerechten Strafe zu ziehen, habe ich den Verhaftsbefehl gegen ihn erwirkt, er ist aber nicht aufzufinden, er soll sich wieder in geheimer Mission der Unzufriedenen, fern von Prag befinden, ein geheimer Agent dieser Partei, der mit allen Mitteln und Kräften dahin arbeitet, dem Orden der Brüder Loyola's, den letzten Stoß zu versetzen . . . Ja, die Nemesis hebt ihr Schlangenhaupt gegen mich. . . . .

Wer hätte das ahnen sollen, Spontanelli, daß ein schwacher ohnmäch-

tiger Jude, ein so furchtbares und gefährliches Werkzeug der gegnerischen Partei werde. Hätte ich es damals geahnt, als dieser Jude, den Kinderschuhen kaum entwachsen, halb ohnmächtig niedersank, da man seinen Vater in meiner Gegenwart folterte, der Bursche hätte die Schwelle jenes Kerkers nicht verlassen. So achtete ich seiner nicht und nun soll ich die Folgen dieser unzeitigen Milde hart büßen. Ein unversöhnlicher Gegner unseres Ordens setzte er sich es zu seinem Lebenszwecke, demselben auf jede mögliche Weise Schaden zuzufügen, als protestantischer Priester verkleidet, überfloß sein Mund von Beredsamkeit, deren Ziel es war, die protestantische Bevölkerung gegen uns aufzureizen, und unser Thun und Lassen, unsre Zwecke und Ziele in den schwärzesten Farben zu malen — der machiavellische Plan dieses Menschen ist nur zu gut gelungen .... Aber nun, Spontanelli, da das Geschehene sich nicht ändern läßt, zu etwas Anderem. Ich habe euch herbeschieden, um mit euch zu berathen, welche Schritte wir der drohenden Bewegung und Gährung gegenüber einschlagen sollen. Haltet ihr die Rolle der Dulder für zweckmäßiger, oder sollen wir mit aller Entschiedenheit und Strenge auftreten, unbekümmert was draußen vorgeht, eingedenk des Spruches des alten Römers: „Si fractus illabatur orbis, impavidum feriunt ruinae!“

Spontanelli war während dieser ganzen Auseinandersetzung des Erzbischofs auf seinem Tabouret unruhig hin, und hergerückt. Er wäre am liebsten, aus dem erzbischöflichen Schloße und aus der Stadt überhaupt, schon draußen gewesen. Die schwüle Atmosphäre, die über den Häuptern der katholischen Geistlichen und der in letzter Zeit besonders verhaßten Jesuiten lagerte, schien ihm nicht zu behagen, sein Leben war ihm zu lieb, als daß er dem Spruche seines Herren und Meisters gehuldigt hätte, die Trümmer eines Weltalles unbekümmert über sein Haupt zusammenstürzen zu lassen; doch ehe er noch dazu gelangte, auf die lange Rede mit den in derselben zusammengedrängten Fragen des Erzbischofes eine Antwort zu geben, pochte es neuerdings an der Thür und der Kammerdiener des Erzbischofes erschien mit der Nachricht, daß draußen ein Jude harre, der sich unter keinem Vorwande abweisen lasse, indem er vorgebe, er habe etwas Wichtiges und äußerst Dringendes, aber nur dem Erzbischofe selbst, mitzutheilen.

Der Eintritt des Juden wurde bewilligt, während dem Spontanelli in ein Nebengemach sich zurückzog. Ueber die Schwelle des erzbischöflichen Penetrale schritt Zodik, blaß, in furchtbarer Erregung. Er nahte sich demüthig dem Erzbischofe, küßte den Saum seiner Kutte und begann hierauf, in kurzen, fliegenden Worten, den ganzen Hergang der Entfernung der Leiche des Priesters aus der Kreuzherrnkapelle und deren Uebertragung auf den jüdischen Friedhof zu erzählen.

Sprachlos vor Erstaunen und vor Erregung über diesen unerhört kühnen Schritt blieb der Erzbischof stehen.

„Unglaublich, unglaublich“, murmelte er einigemal leise vor sich hin und maß den Angeber mit forschenden und durchbohrenden Blicken vom Scheitel bis zur Sohle —“ „sollte die unerhörte Frevelthat doch wahr sein, es kann mir nicht einleuchten, und wenn es sich wirklich so verhält“ — fuhr er dann laut fort — „sage mir, Jude, was treibt dich an, mir diese Eröffnung zu machen. Ihr Juden haltet ja immer fest und treu zu einander, ihr seid ja stets bereit, Einer für den Andern Gut und Blut zu weihen, sage mir Jude, ich frage dich hier ernst und strenge, was hat dich bewogen, deine Glaubensgenossen zu verrathen? Es muß einen fürchterlichen Grund haben, was diesen Treubruch herbeiführte.

„Hoher und gnädiger Herr! Buchstäblich wahr ist alles, was ich soeben mitgetheilt, und was mich antrieb, die Bande zu zerreißen, welche gemeinsame Abkunft und Heimath mich und meine Brüder knüpften, das ist, weil sie selbst dieses Band lösten, weil sie mich schnöde hinausstießen, aus ihren Kreisen, das Findelkind verächtlich behandelten und für einen Knecht noch zu schlecht hielten. O das schmerzt und brennt auf der Seele und wenn man so einsam und verlassen steht auf der Welt und kein liebendes Herz kennt, das mitfühlt mit diesen Leiden, keine treue Brust kennt, an der man die Thränen der Verzweiflung ausweinen kann, dann faßt der finstere Geist des Menschenhaßes in diesem verbitterten Gemüthe Platz, und die Rache regt gierig und geschäftig die Schwingen . . . . Wer, wie ich aber die Qualen dieses Alleinseins und dieser Verachtung, in doppeltem Maße ertragen mußte, der kennt keine Schonung. Ich liebte die Tochter des alten Hinnel, in dessen Hause ich aufgezogen wurde. Einmal in einer fröhlichen Stunde, in der er sich besonders gut gelaunt befand, versprach er mir die Hand seiner Tochter. Diese Aussicht stählte meine Kräfte, ich kam mir immer vor, wie der Erzvater Jakob, der um die Rachel freite, und um derentwillen sieben weitere Jahre schweren Dienstes in den Kauf nahm. Da plötzlich kam ein Jude aus Italien, Alexander von Ferara, seines Namens“

„Alexander von Ferrara,“ fuhr der Erzbischof erregt auf, „muß bei Allem dieser ominöse Name mitunterlaufen? Doch weiter!

Zodik erzählte hierauf seine ganze Leidensgeschichte und was ihn zu dem Entschluße getrieben, Abraham Hinnel’s That zu verrathen.

„Trete in’s Nebenzimmer ab und bleibe da“, gebot ihm der Erzbischof, — „ich werde indessen meinen Entschluß fassen.“

Spontanelli ward wieder in’s Gemach gerufen und ihm der Vorgang mitgetheilt.

„Ich bin entschlossen mit aller Strenge vorzugehen“ sagte Lohelius mit gerunzelter Stirne —

„Keine Uebereilung!“ fiel Spontanelli ein — „die Strafe, die sie träfe, wäre auch eine gerechte, aber wie gesagt, keine Uebereilung. Sollen wir denn den Worten dieses Juden unbedingten Glauben schenken, kann es nicht eine Falle sein, die man uns legt?“

„Du hast Recht, Spontanelli, wir wollen vorsichtig handeln und mit Bedacht zu Werke gehen. Der Jude bleibt in Gewahrsam hier, in der Abenddämmerung wird er von einigen Leuten meiner Leibgarde auf den jüdischen Friedhof geführt, dort wird er die Stelle bezeichnen, an welcher die Leiche des Priesters verscharrt wurde. Man wird dort die Nacht über Wache halten und am Morgen wird das Grab geöffnet werden. Sind die Angaben des Juden wahr, dann wehe über die Häupter der Thäter!"

Nach diesem Gespräche trennten sich die beiden Priester.

XII.
Die Schreckensnacht des Ghettos.

Seitdem Abraham Hinnel den letzten Willen des Priesters erfüllt und ihn auf den jüdischen Friedhof gebracht hatte, wurde er von namenloser innerer Unruhe herumgetrieben. Wohl waren, seit jenem verhängnißvollen Augenblicke des gefahrvollen Wagestückes, einige Tage vergangen und der Schleier des Geheimnisses, der über den ganzen Vorgang gebreitet war, schien von Niemandem gelüftet, aber dennoch erfüllte namenlose Bangigkeit sein Gemüth und wie ein Schatten schlich er durch die Straßen. Das Gewissen drückte ihn, er mied den Umgang mit seinen Glaubensgenossen, jeder Einzelne erschien ihm als strenger Mahner an eine That, deren Ruchbarwerden die ganze Gemeinde zweifellos ins Verderben gestürzt hätte. Aber auch die schöne Judith, seine einzige Tochter ließ ihr niedliches Köpfchen traurig hängen, Gram erfüllte ihre Seele. Ihr Bräutigam, Alexander von Ferrara, war seit mehreren Tagen ausgeblieben. Ohne sich zu verabschieden, war er aus dem Hause weggeblieben, aus dem Ghetto verschwunden, denn in seiner Wohnung hielt er sich auch nicht auf, wie Judith durch ein vertrautes Weib erfahren, der sie diese Mission übertragen. So war Trauer und Gram in das Haus Hinnels eingezogen, öde und leer standen die prunkvollen Räume, in denen sich die Bewohner unheimlich und bange fühlten.

Abraham Hinnel kam gerade von Mincha [1]) aus der Altneuschule. Gesenkten Hauptes wollte er seiner Behausung zuschreiten, da weckte ihn Stimmengeräusch und das Tosen der Menge aus seinem Brüten. Er blickt auf, und wer beschreibt seinen Schrecken, als er vier erzbischöfliche Gardisten erblickt, die in voller Waffenrüstung durch die Belelesgasse einherschreiten, in ihrer Mitte den ehemaligen Diener Hinnels, Zodik. Die Blicke dieser zwei Männer kreuzten sich, in diesem Blicke lag mehr als lange Auseinandersetzungen ausdrücken konnten; auf der einen Seite Wuth, Schadenfreude, Trotz, Rachetriumpf, auf der andern Seite das Gefühl namenlosen Elends, endlosen Unglücks; denn wie mit einem Zauberschlage stand vor Hinnel die ganze Wucht der Ereignisse, die über sein und der Gemeinde Haupt hereinstürmen sollten, Zodik mußte von der Entfernung der Leiche aus dem Kloster erfah-

ren haben, die Richtung, welche die Gardisten einschlugen, sie bewegten sich zum Beth-Chajim, ließen Hinnel keinen Augenblick zweifeln, daß Zodik das Geheimnis erfahren und den Verräther gespielt habe.

Von Angst und Gewissensqualen getrieben, eilte Abraham Hinnel zum „Parneß". Ahnungslos saß der in seinem Lehnstuhle, als der Alte in das Zimmer stürzte und mit dem Rufe: „Schma Jisroel!" zusammenbrach. Mit keuchender Brust rang sich aus derselben das Geständnis des Vorfalles los, erstarrt hörte der Parnes dieser schrecklichen Enthüllung zu und rathlos erhob er sich, um zum Rabbi zu eilen, vielleicht aus dessen weisem Munde einen Ausweg aus diesem Labyrinthe des Schreckens und der Verwirrung zu erfahren. Allein auch der würdige Rabbi starrte mit einem Blicke dumpfer Verzweiflung hinaus auf den Friedhof, auf den er von seinem Zimmer aus die Aussicht hatte, die Grabsteine ragten wie drohende Gespenster heraus aus dem dunklen Boden, den vielleicht bald das Blut der Gemeindeglieder tränken sollte.

Vom namenlosen Schmerze gebeugt, rang der Rabbi verzweiflungsvoll die Hände, die bebenden Lippen schienen ein Gebet zu murmeln. Abraham Hinnel stand aber da, gesenkten Hauptes, niedergeschmettert von dem unerwartet über ihn und über die Gemeinde hereingebrochenem Verhängnisse.

„Lischuosecho kiwisi Adoschem!" [2]) seufzte der Rabbi Ephraim Luntschitz und wischte sich die glühenden Thränen aus den Augen, die als Vorboten, des in Resignation sich auflösenden Schmerzes, über die bleichen Wangen herabrollten — „ja, meine Freunde, zu Vorwürfen ist jetzt keine Zeit, und sie ändern auch nichts an dem Geschehenen, auch sehe ich keinen Ausweg, bei Gott ist Gnade, bei ihm Hilfe. Kommet Brüder, wir wollen in die Synagoge, vor dem „Oren hakodesch" wollen wir flehen, „Schadai rachamim" wird uns befreien aus diesem namenlosen Drangsale, er wird die furchtbare „Gesere" von uns abwenden. Die drei Männer eilten in die Altneusynagoge, vor derselben standen zahlreiche Gruppen der Bewohner des Ghettos, Schrecken und Angst malten sich auf ihren Gesichtern, die Mähr eines ungewöhnlichen gefahrbringenden Ereignisses hatte sich blitzschnell verbreitet, die Ungewißheit, um was es sich eigentlich handle, ließ das Vorgefallene in noch grellerem, übertriebenerem und schauerlicherem Lichte erscheinen. Schon glaubten sie, den in solchen Zeiten plünderungs- und mordsüchtigen Pöbel, heranstürmen zu sehen wie die Lawine des Verderbens alles vernichtend.

Die Synagoge füllte sich mit den armen Schlachtopfern, die hineinströmten, um ihre Rechnung mit dem Himmel zu schließen, bevor sie gezwungen, dieselbe auch mit der Erde zu schließen. Ueber die Betpulte gelehnt standen da die Jünglinge, Männer und Greise, laut schluchzend und

[1]) Abendgebet

[2]) Auf Deine Hilfe hoffe ich o Herr

ihre letzten inbrünstigen Gebete zum Throne des Allvaters emporsendend; da klopfte einer die „Widde“ und die ohnehin geängstigte Brust erbebte unter den „Schlägen,“ die der verzweifelte Beter gegen dieselbe führte, um durch diese Selsttortur die auf sich geladene Sündenlast abzuschütteln, dort lag einer auf dem Boden der Synagoge und ließ sich „Malkes“ schlagen, die erbittersten Gegner nahten sich einander, reichten sich die Hände und baten sich um Verzeihung. Es war ein rührender Anblick, wie die gemeinsame Gefahr, jene vereinte, die sich im Leben erbittert und feindlich entgegenstanden. Aber mit dem Beten und Psalmodiren konnte man das Damoclesschwert des Verderbens nicht abwenden, Stunde um Stunde verann und immer näher rückte der verhängnisvolle Morgen, der das traurige Schicksal der Gemeinde im Gefolge führen sollte. Was sollte aber in dieser allgemeinen Rathlosigkeit

Eine unheimliche Stille war über die Räume des Gotteshauses gelagert, von Zeit zu Zeit nur hörte man leise Seufzer der Brust eines Lebenslustigen sich entringen, dem es nahe ging, so jung und so schuldlos aus dem Leben zu scheiden, wie düstere Grabgewölbe, starrten die dunklen Mauern der Synagoge die gespensterbleichen Opfer an, und der matte zitternde Strahl der „Ner tomid“ warf seine trüben Reflexe auf die zerknirschten Gestalten, die auf den Treppen lagerten, welche zum „Aron hakodesch“ führten, vor dem die Lampe, nun eine Sterbelampe für alle, hing. Der Raum, in den sich die todesgewisse Schaar, geflüchtet, war geeignet, die trübsten Gedanken und Erinnerungen wach zu rufen. Noch leuchtete vom dunklen Grunde der Mauern, das blutige Zeichen des „Schem hakodesch“ entgegen, welches vor zweihundert Jahren, die Brüder mit ihrem Herzblute an die Pfeiler des Gebäudes geschrieben, ach, sie fürchteten, daß dieses blutige, unheimliche „Mene tekel upharsin“ sich bald erneuern sollte.

Aus dem dumpfen Hinbrüten, wurden die unglücklichen Flüchtlinge durch eine eigenthümliche Erscheinung gerissen. Durch die dicht gedrängte Schaar der Männer bahnte sich eine weibliche Erscheinung den Weg, es schien ein Versöhnungs- wenn nicht ein Rettungsengel zu sein. Gespensterhaft huschte die Gestalt durch den Raum, stieg die Treppen zur Bundeslade empor und machte, auf dem letzten Treppenabsatze angekommen, Halt. Judith Hinne, war es, welche gekommen war, das Leid der Glaubensgenossen zu theilen vielleicht Trost und Hoffnung zu bringen. Einem Engel des Friedens, einem überirdischen Wesen gleich, stand die Jungfrau da, gehüllt in die weißen Sterbelinnen, umflattert von den schwarzen Locken, die aufgelöst über den Nacken herabfielen. Ueber ihr bleiches Antlitz war der Hauch der Ruhe und des Friedens gebreitet, ihr Auge leuchtete in überirdischem Glanze.

Ein Murmeln des Erstaunens durchlief die Reihen der Männer, selbst Abraham Hinnel wurde durch dasselbe aus seiner dumpfen Verzweiflung gerissen, und als er seine Tochter sah, rang sich aus seiner schwergepreßten Brust ein Schrei los, ein Schrei, in dessen Tone sich die ganze Stufenlei-

ter der Empfindungen von höchster Freude bis zum tiefsten Schmerze ausdrückte.

„Mein einziges, geliebtes Kind!“ rief der unglückliche Greis — weiter konnte er nicht reden, der namenlose Schmerz schnürte ihm die Kehle zu, und gleichsam sich selbst anklagend, schlug er sich verzweiflungsvoll in die Brust und raufte sich Haupt- und Barthaar aus.

„Weinet nicht meine Brüder, verzaget nicht!“ rief jetzt die edle Jungfrau hinab in den Kreis der Männer, — „der Allerbarmer wird abwenden vom Haupte seiner frommen und treuen Gemeinde das furchtbare Verhängniß, das über dasselbe schwebt. Ein Einzelner trägt Schuld daran, daß es so weit gekommen, mein theurer Vater hat diese schrecklichen Stunden heraufbeschworen. O klaget ihn nicht an, verdammet ihn nicht, er that es „leschem schemajim“[1]), den letzten Willen eines Sterbenden wollte er erfüllen, er hatte einen heiligen Eid geleistet. Und wißt Ihr, was als Preis dieses Schwures eingesetzt war, mein Glück, mein Leben. Vom unbegrenzten Gefühle der Vaterliebe getrieben, that er, was er hätte vermeiden sollen, weil das Heil der ganzen Gemeinde auf dem Spiele stand. Aber nun ist es unabwendbar geschehen. Sehet nicht mit den verdammenden Blicken auf den armen Greis, auf meinen einzig geliebten Vater, er ist unschuldig, ich bin es allein, welche Noth und Gefahren herbeiführte, von Liebe zu mir getrieben vergaß der Vater die Pflichten gegen die Gemeinde. Und habe ich Euch, meine theuern Brüder ins Elend gestürzt, habe ich Euern Frauen das namenlose Elend bereitet, daß auch sie als Opfer der Rachsucht fallen müßen, vielleicht auch der unschuldigen Kindlein nicht geschont werden sollte, so möge das Verderben über mein Haupt zusammenbrechen. Der Prophet Jonas wurde ins Meer gestürzt um die Stürme zu beschwichtigen und das Schifflein auf ebene Bahn zu führen. Auch hier verlangt die stürmische Stunde ein Opfer . . . Brüder, ich habe es gebracht! In diesen Adern schleicht schon das verderbliche Gift, schon fühle ich meine Kräfte abnehmen, der Leib wird starr und kalt, bald wird mir auch die Zunge ihren Dienst versagen und mein gebrochenes Auge wird das Unglück dieser Gemeinde nicht sehen. Aber nicht nutzlos will ich mich hingeopfert haben, es lebt in mir die Hoffnung, daß mein Tod die Rettung der Gemeinde herbeiführen wird; darum habe ich den Giftbecher geleert und Hand angelegt an mich selbst. Der Ewige wird mir diese Sünde verzeihen. Wo so Vieler Leben und Wohlfahrt auf dem Spiele steht, da fällt das einer Einzelnen nicht in die Wagschale. Und nun meine theuern Brüder und Freunde, lebt wohl, lebt wohl für immer, auf Wiedersehen in einer schönen und bessern Welt! Verzeiht mir, schließt mich in Euere Gebete ein und bewahret mir in Freud oder Leid ein treues Andenken!“

---

[1]) Aus höherem Antriebe

Die Jungfrau sprach die letzten Worte schon mit schwächerer Stimme, die Glieder begannen ihr den Dienst zu versagen und hilfreiche Hände sprangen ihr bei, um sie von den Stufen des „Aron Hakodesch“ herabzubringen. Unten angelangt stürzt ihr der Vater entgegen.

„Kind, mein einziges Kind!“ rief er mit jenen herzerschütternden Lauten, welche nur die Verzweiflung aus dem gepreßten Menschenherzen losringt— „mußte dieses Unglück über mein und dein Haupt kommen, o Gott, o Gott! Wo find ich Trost, wo find ich Beruhigung, du stürzest vor der Zeit in die Gruft und ich weiß nicht, was dein Opfertod der Gemeinde nützen soll?“

„Die Augenblicke meines Lebens sind gezählt, Vater!“ begann Judith mit brechender Stimme, während über das bleiche Gesicht der dämonische Schein einer verhängnißvollen Fieberröthe fuhr, — „stille deine Klagen, ermanne dich! neig' deinen theuern Mund an den meinen, den Abschiedskuß reiche mir und höre, was ich dir sagen will, welchen Plan ich ersonnen“.

Schluchzend drückte der Vater sein geliebtes Kind an sich, segnend breitete er seine Hände über ihr Haupt aus, das sie schmerzlich und müde neigte, wie die Blume ihren Kelch, wenn der versengende Strahl der Sonne dieselbe getroffen. Eine kurze Weile flüsterte die sterbende Tochter dem Vater Worte ins Ohr, aufmerksam hörte er zu, ein Freudenstrahl zitterte über sein gramgebeugtes Gesicht, und den eigenen Schmerz vergessend, jubelte er auf: „Ja, das ist Rettung! der Stimme der Natur wird er sein Ohr nicht verschließen können.“

Judith's Kräfte wurden immer schwächer, das herrliche Auge, welches in seltener Reinheit und Klarheit geleuchtet, begann sich zu verglasen, die schwellenden, kirschrothen Lippen nahmen die furchtbare bläuliche Färbung an, in den Schalkgrübchen, in denen sonst Amor seinen Wohnsitz aufgeschlagen, breitete der Tod seine Lagerstätte aus, der runde volle Arm fiel schlaff und welk herab und langsamer und matter wurden die Schläge des einst ungestüm wogenden Busens.

„O warum hast du mich verlassen, Alexander!“ lispelte sie noch — „Dein Blick hätte mir die Qualen der Todesstunde erleichtert. Ach mit dem Bewußtsein aus dem Leben zu scheiden, das überall Verrath lauert, das ist schmerzlich!“

Mit einem leichten Seufzer entfloh die Seele aus ihrer Hülle. Gramgebeugt umstanden die Männer die Leiche der zarten, edlen Jungfrau, und des eigenen Schmerzes und Elendes vergessend, vergoßen sie Thränen über das Los der armen Jungfrau. Die Hoffnung auf Rettung der Gemeinde schien aber dem alten Abraham neue Kräfte verliehen zu haben, so groß und heftig sein Schmerz über den Verlust seiner Tochter war, das Heil der Gemeinde schwebte ihm als sicheres und edleres Ziel über die Intressen der Familie und mit seltener Ruhe und Fassung wandte er sich an die trauernden Gruppen mit den Worten! Nicht Zeit ist es jetzt zu klagen

und zu jammern, die Stunden fliegen rasch dahin, nicht lange wird es dauern, und das Verhängnis kann uns ereilt haben. Während wir aber trostlos in dumpfer Verzweiflung nur Gebete und Klagen fanden, hat mein einziges Kind einen möglichen Rettungsweg entdeckt, den sie mit ihrem Leben erkaufen mußte. Ich eile auf den Friedhof, um mit dem Verräther Zodik zu sprechen, lebt noch in seiner Brust der Funken einer menschlichen „Neschome dann sind wir gerettet! bleibet indessen ruhig hier, rühret nicht mit der Leiche, ich komme bald zurück. Sicherer Tod oder sichere Rettung ist unser Los!"

Nach diesen Worten eilte Abraham Hinnel aus der Synagoge auf den Friedhof. Der Morgen begann eben zu grauen, die Wächter um das von Zodik bezeichnete Grab waren auf den runden Leichensteinen, eingeschlafen. Nur Zodik hatte keinen Schlaf gefunden, beim Anblicke des alten Hinnel riß sich ein Schrei der Wuth und des Trotzes aus der Brust des Rachsüchtigen los. Hinnel ließ sich aber nicht abschrecken, er trat auf ihn zu und sagte: „Zodik, in ernster wichtiger Stunde trete ich dir nochmals gegenüber. Deine ungezähmte Rachsucht droht eine ganze Gemeinde ins Verderben zu stürzen. Hast du dir die Folgen deines Schrittes überdacht, regte sich nicht in deinem Innern eine bessere Stimme, welche dir von dieser That abrieth? Doch, wenn die Stimme des allgemeinen Menschlichkeitsgefühles vergebens verhallte, so höre einer andern Stimme, die nicht mehr selbst an dich sich wenden kann, die aus meinem Munde zu dir spricht. Ahntest du nie, wer dein Vater sei?"

„Mein Vater!" rief Zodik mit unheimlicher Stimme und ein gellendes Lachen erschallte über den Friedhof, welches an den fernen Leichensteinen einen gespenstigen Wiederhall fand, — „mein Vater! habe ich denn einen Vater, habe ich denn eine Mutter gehabt, habe ich je das beseligende Gefühl der Elternliebe gekannt! wie ein Thier hob man mich von der Straße auf, fütterte man mich groß und nun, wo ich in gerechter Entrüstung die Zähne zeige, will man mich mit leeren Liebkosungen wieder gewinnen Nein Zodik kennt kein Erbarmen!

„Zodik," rief der alte Hinnel in namenloser Angst und die Erregung verlieh ihm Ueberredungs- und Ueberzeugungsgabe — „Zodik weißt du, wem ich mit Gefahr meines Lebens und des der Gemeinde den letzten Liebesdienst erwies, deinem Vater that ich es! — „Meinem Vater!" entgegnete Zodik — „plumpe Lügen, suche Dir einen andern aus, den du beschwatzen kannst, hochmüthiger Hinnel:"

„Ja, es war dein Vater, Zodik. Denkst du noch daran, wie du als Knabe mit einem Medaillon spieltest, das ich deinen Händen entriß, es war um deinen Hals geschlungen, als ich dich von der Straße nahm und in mein Haus brachte. Die andere Hälfte dieses Medaillons fand ich bei dem Priester, der nun hier ruht. Zwei Wünsche hatte er noch im Leben,

sein Kind noch einmal zu sehen und auf jüdischer Erde begraben zu werden. Warum er das Letztere wünschte, dies dir jetzt zu erzählen, bleibt nicht Zeit. die Gefahr ist im Wachsen. Zodick! bei dem Andenken an deinen Vater beschwöre ich dich, bei dem Andenken an deinen Vater, dessen letzten Wunsch zu erfüllen ich mein eigenes Leben in Gefahr brachte, beschwöre ich dich, vergiß der Rache und gehe auf den Plan ein, den ich dir jetzt vorschlage,

„O mein Gott, mein Vater!“ schluchzte Zodik, die starre Rinde des Trotzes, der Wuth und des Menschenhasses löste sich und der entfesselte Strom der Thränen brach lindernd hervor, — „so bin ich doch nicht so allein und verlassen gewesen, gab es“ doch eine menschliche Seele, welche mit wärmeren Gefühlen an mich dachte. O doppelter Schmerz, der in dem Augenblicke der Gabe sie den dürstenden Lippen, wieder entreißt!

„Beim Seelenheil deines hingeschiedenen Vaters, bei deinem Seelenheile beschwöre ich dich“ rief jetzt Hinnel, — „vergiß der Rache vergebe, und willige in Alles ein, was ich dir jetzt vorschlage.“

Abraham Hinnel erzählte ihm nun, wie Judith sich für die Gemeinde geopfert, wie sie den Plan entworfen, mit Entfernung der Wächter und mit Einwilligung Zodiks sich in dasselbe Grab legen zu lassen, in welchem bereits der Pater ruhte, damit wenn die erzbischöflichen Comißarii kämen und die Oeffnung der Brust befehlen würden, ihnen aus derselben die Leiche der Jungfrau entgegenstarre.

Menschlichere Regungen waren in Zodiks Brust eingezogen, er willigte ein. Es gelang durch eine List die vier Wächter auf eine Stunde zu entfernen, indeß Zodik sich erbot Wache zu halten, und Hinnel eilte rasch in die Synagoge zurück, um die Leiche seiner Tochter auf den Friedhof bringen zu lassen.

In der Synagoge hatte sich indessen ebenfalls eine heftige und bewegte Scene zugetragen. Nach Hinnels Entfernung waren die besorgten Gemeindeglieder in dumpfer und banger Erwartung zurückgeblieben. Als stumme Mahnerin des Kommenden lag die Leiche der Jungfrau an den Stufen der Bundeslade. Da brach sich durch den Kreis der Männer eine Gestalt Bahn, staubbedeckt stürzte Alexander von Ferara herein, mit einem dumpfen Schrei der Verzweiflung über die Leiche hin und nur mit Mühe rißen ihn die Uebrigen aus der Umarmung mit der Todten.

„Was ist hier vorgegangen! rief er mit bebender Stimme, — was bedeutet diese Bestürzung, welchen Todes starb die Jungfrau, meine Braut. Judith, theure Judith, o öffne noch einmal deine geschlossenen Augen, noch ein Lächeln von deinen Lippen falle als zitternder Sonnenstrahl in mein gramumnachtetes Herz.“ Trostlos brach er neben der Leiche zusammen, als er sich wieder erholte, theilte man ihm das Vorgefallene mit, „O warum mußte ich in diesen Tagen verreist gewesen sein“ klagte er in verzweiflungsvollen Tönen, — „nur wenige Stunden früher zurückgekehrt und

das Leben der Theuern wäre gerettet gewesen. Aber Fassung, Muth, der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, gelobt sei sein Name!" Kann ich das Leben meiner einzig geliebten Braut nicht retten, so soll das Eure theuere Brüder, nicht mehr in Gefahr schweben. Ermannet euch, laßt das Klagen und Jammern, die Hilfe ist nah. Verschließet die Thüre der Synagoge, nur Hinnel öffnet sie, wenn er vom Friedhof zurückkommt. Selbst wenn die Schergen oder Pöbelhaufen kommen, lasset sie pochen, stürmen, leistet Widerstand, nur auf kurze Zeit, ich bringe euch bald Rettung. Mathias Thurn, der Augenblick der Vergeltung ist gekommen, ich werde sehen, ob du Wort gehalten, ob du mir und deinen Brüdern Schutz und Hilfe gewähren wirst." Mit diesen Worten eilte Alexander athemlos aus der Synagoge.

In peinlicher Stille harrten die Beter des Kommenden. Der zitternde Strahl des Morgenlichtes fiel durch die schmalen Luken der Synagogenfenster und beleuchtete matte und blaße Gesichter. Immer höher stieg die Königin des Tages am Horizonte empor, aber die Nacht der Verzweiflung, die in den Gemüthern der unglücklichen Juden Platz gegriffen, konnte sie nicht erhellen. Glockengeläute schlug jetzt an ihr Ohr, stürmisch tönte dasselbe, es schienen alle Glocken des hundertthürmigen Prags in Schwingung versetzt worden zu sein. Plötzlich tönte lautes Geschrei in die Synagoge hinein, aber es war nicht das wilde Geheul einer fanatischen Menge, es waren freudenverkündende Stimmen und die Alexander von Ferraras tönte heraus: „Oeffnet theure Brüder! rief er, — öffnet, ihr seid gerettet:"

Die Thore flogen auf und auf die Gasse strömten die eingepferchten Schlachtopfer, zu neuem Leben, zu neuer Freude. Draußen aber harrte Alexander von Ferrara umgeben von einer Schaar Gewappneten, die eine tüchtige Schutzwehr für die armen Ghettobewohner bilden konnten. In die Arme Hinnels fiel Alexander von Ferrara und beide weinten an der Brust des Anderen den Schmerz aus.

Am Friedhofe war aber alles leer geworden, die bischöflichen Gardisten waren geflohen, Zodik verschwunden.

Die eine Nacht hatte nicht blos das Schicksal des Ghetto's, sondern auch das der ganzen Stadt Prag entschieden. Die 30 Direktoren hatten am selben Morgen (am 9ten Juni) den Prager Erzbischof und alle Jesuiten verjagt. An dem Morgen an welchem Johann Lohelius zum letzten Male seine geistliche Macht fühlen lassen wollte, die Juden ihres Vergehens wegen zu bestrafen, mußte er mit Spontanelli und andere Jesuiten schleunigst die Stadt räumen. Das Directorium gab hierauf gegen die Jesuiten eine Verordnung heraus, deren Wortlaut die furchtbare Erbitterung bekundet, welche gegen diesen Orden herrschte.*)

---

*) Siehe Pelzel „Geschichte Böhmens."

Schluß.

Nachdem die von außen drohende Gefahr so von den Häuptern der armen Juden abgewendet war, dachte man erst daran, sich dem Schmerze und der Trauer über das Opfer hinzugeben, welches dieselbe, freilich nutzlos gebracht hatte. Das Begräbnis Judiths brachte die ganze Bevölkerung der Judenstadt auf die Beine, Klein wie Groß ging schluchzend hinter der Bahre. Der damalige Prager Rabbi, Ephraim Luntschitz, ordnete an, daß die ganze Gemeinde für die Jungfrau Schiwe sitzen möge, welche durch ihren Opfertod mekadesch haschem"[1]) gewesen und die ganze Gemeinde „vor der Gesere" bewahren wollte. Diese allgemeine Trauer und Theilnahme goß den Balsam des Trostes in das Herz des alten Hinnel. Alexander von Ferrara konnte aber nicht getröstet werden. Ihn peinigte der Vorwurf, daß er von der Jungfrau geschieden, ohne ihr Lebewohl gesagt zu haben. Zwar hatte er eiligst Aufträge Thurns zu erfüllen gehabt, aber der Gedanke, daß Judith mit einem Vorwurfe für ihn auf den Lippen gestorben war, verdüsterte ihn und machte ihn betrübt. Der Aufenthalt in Prag konnte ihm nicht länger erträglich sein, es war alles ringsum ihn stummer Vorwurf, stiller Mahner. Seinen Zweck hatte er erreicht." Wenn auch nicht durch ihn allein, so hatte seine Mithilfe dennoch zum schleunigen Sturze der Jesuiten beigetragen, nun er dieses Gelübde vollzogen, beschloß er von nun an sich von allen politischen Bewegungen fernzuhalten. Hatten sie ihm ja die schönste Hoffnung zerstört, die geliebte Braut entrißen. Einsam stand er nun in der Welt und beschloß von nun an nur edleren Zwecken den Rest des Lebens zu weihen. In die Hände des Prager Rabbiners that er das Neder[2]) sein übriges Leben nur dem Dienste der jüdischen Religion zu widmen. Er verließ Böhmen und zog nach Italien, in sein Heimatland, wo er in einer armen Gemeinde umsonst das Amt eines Rabbi's versah.

Der alte Hinnel überlebte es auch nicht lange, seine letzte Stütze verloren zu haben. Er folgte der Tochter rasch ins Grab nach. Die dankbare Gemeinde hatte die heldenmüthige That der Tochter Hinnels nicht vergessen, sie verewigte dieselbe durch einen Grabstein.

Wer den jüdischen Friedhof besucht, wird den Leichenstein gesehen haben, die auf demselben befindlichen charakteristischen Figuren erregen besonderes Interesse. Die Spitze des kleinen Steines trägt das Bild einer Person, die in einen weiten Rock gehüllt ist, welchen man eben so gut als Frauenkleid, wie als Kutte annehmen kann. Zu beiden Seiten der Figur befinden sich Hühner ausgemeißelt. Wer mit den Sitten des Judenthumes vertraut ist, wird das Symbol dieser Hühner verstanden haben, es sind die „Kaporahühner. Ein mächtiger Fliederbusch breitet seine Zweige über den Leichenstein, dessen Inschrift lautet: „Sie verschied die weise Jungfrau im Alter von 25 Jahren, Tochter des Weisel aus der Familie Hinnel, hier begraben, die bescheidene Jungfrau, lieblich allen, die sie sahen."

Der heldenmüthige Opfertod der Jungfrau lebt noch heute im Angedenken und im Munde der Bevölkerung der Prager Judenstadt. Die rührende Geschichte ist im Strom der Zeit nicht untergangen.

— — — — — — — — — —

Jahre waren dahin geschwunden, die Schrecken des dreißigjährigen Krieges waren über ganz Deutschland hereingebrochen, das blutige Drama

[1]) den göttlichen Namen geheiligt hatte. [2]) Gelübde.

neigte sich seinem Ende zu und in der Sadt, in der es seinen Anfang genommen, spielte es auch die letzten Scenen aus. Ottowalski's Verrätherei hatte dem schwedischen Generale Königsmark die Thore des Hradschins geöffnet und es begann der bekannte heldenmüthige Kampf der Bewohner Prags gegen den Feind. Auch die Juden nahmen daran Theil, sie hatten den Auftrag in den Gassen die vom Feinde in die Altstadt herüberfallenden glühenden Kugeln zu löschen, um so die Stadt vom Brande zu bewahren. Ein Theil der Juden kämpfte auch vor dem Wišehrader Thore gegen den Feind. Jene Schanze, auf welcher sie Posto gefaßt hatten, führt noch heute den Namen „die Judenschanze."

Unter den Leuten, die mit wahrer Todesverachtung daselbst kämpften, zeichnete sich ein greiser Jude aus. Vor einigen Jahren war er nach Prag gekommen, ein stiller Mann, der scheu jedem auswich, den ganzen Tag in der Synagoge lag und betete und von geringem Almosen, das er theilnamslos empfing, sein Leben fristete. Als er vom Kampfe gegen den Feind hörte, glänzte sein Auge heller auf, er bat mit der Schaar ziehen zu dürfen und zeichnete sich durch Heldenmuth, durch wahre Todesverachtung aus. Er schien den Tod suchen zu wollen und er fand ihn auch. Eine feindliche Falkonetkugel traf seine Brust. Vom Schlachtfelde getragen, verlangte er nach dem Rabbi. Dieser kam; ein Strahl der Freude überflog die Züge des Dulders, die Vernunft, die seit Jahren aus dieser gebrechlichen Hülle geflohen zu sein schien, kehrte auf wenige Augenblicke zurück.

„Rabbi", sprach er mit röchelnder Stimme, — „ich habe schwer und bitter bereut einen Schritt, den ich vor dreißig Jahren that, und der die Prager Gemeinde in das größte Unglück gestürzt hatte, wenn nicht Gottes Vorsehung das Unglück abgewendet hätte. Rabbi, könnt ihr mir vergeben, ich habe mein Vergehen abzubüßen gesucht, lasset mich nicht ohne Trost aus diesem Leben scheiden."

„Gott vergibt den Sündern" sprach der Rabbi gerührt — „so sie bereuen und zurückkehren auf den Weg des Rechtes."

„Ich danke, jetzt sterbe ich ruhig," seufzte der Greis und schloß die Augen auf immer.

Zodik, denn dieser war der Greis, wurde auf dem Friedhofe neben dem Pater begraben. Dicht daneben befindet sich ein zweiter Leichenstein unter welchem Abraham Hinnel ruht. So fanden die Personen, die im Leben bald in freundlicher, bald in feindlicher Beziehung zu einander standen, im Grabe Vereinigung und Frieden, die Leidenschaften hatten ausgetobt und der Geist der Versöhnung schwebte als milder Engel über deren Häupter dahin!

S. Wallerstein.

Die Tefilin

eine ungarische Dorfgeschichte.

Wer das Unglück hat zur Winterszeit in dem Banate oder in der Bacsca reisen zu müssen, könnte wahrlich in Verlegenheit gerathen, wenn ihm freigestellt würde zwischen Frost und Regenwetter eine Wahl zu treffen. Bei einem nassen Boden ist Niemand im Stande die Dauer einer Fahrt zu berechnen, wenn ihr Ziel auch nur das nächste Dorf wäre. So oft das Pferd seinen Huf in den lehmigen Teig steckt, braucht es wenigstens eine doppelte Pferdekraft, denselben wieder emporzuheben. In der Regel wird die zweite Pferdekraft durch die mit der Peitsche bewaffnete Hand des Kutschers ersetzt, die nicht aufhört zu agiren; und wenn die Schnur der Peitsche sich nicht mehr bewähren will, muß der dicke Stiel nachhelfen. Die Wagenräder sehen da gewöhnlich aus wie unebene Scheiben, die an mancher Stelle eine halbe Elle im Durchmesser haben. Ist aber der Boden gefroren, dann sind Wagen, Pferde, Kutscher und Passagiere einem drohenden Geschicke Preis gegeben. Nach der Fahrt auf einer solchen Straße, könnte aus des Mannes Rippe nur ein sehr gebrechliches Weib gemacht werden . . . . .

Im Jahre 1854 riefen mich mitten im Winter Geschäftsangelegenheiten in jene Gegenden. Die Kälte war groß, die Straße gefroren. Nur des Morgens nach gepflogener nächtlicher Rast war es möglich zu erkennen, ob ich mich am vorhergegangenen Abend mit unverletzten Gliedmassen auf das Lager begeben habe, um den Himmel hiefür zu danken. Was ich täglich beinahe in jeder Minute erwartete, das kam denn am Ende wirklich. Ein Rad stieß gegen einen Kothügel heftig an; es brach; der Wagen stürzte, und ich wurde unsanft hinausgeschleudert. Ich kam auf zwei gefrorene Klumpen zu liegen, von denen ich mich nicht zu erheben vermochte. Ob die Schmerzen, die ich an verschiedenen Stellen meines Körpers fühlte, als Folgen des Sturzes oder des frühern Fahrens zu betrachten seien, getraute ich mich in diesem Augenblicke nicht zu entscheiden. Mein Kutscher, der mit einem gebrochenen Finger, einer Kopfwunde und einem zerschundenen Beine noch glücklich davon kam, fing zu schreien an; und da ich einsah, daß ich in meinem Zustande nichts Besseres thun könne, sekundirte ich ihn mit meinen höchsten Tönen. Zum Glücke lag einige hundert Schritte weit von

uns entfernt ein Dorf an der Straße, wohin unser Jammergeschrei drang; einige Bauern kamen herbei, und brachten uns mit vieler Mühe in das Gebäude, das man hier ein Wirthshaus nannte. Dieses bestand aus einem ziemlich großen Zimmer, in welchem sich zwei Betten, ein Kasten, ein langer Tisch und mehrere Bänke befanden: es war das Gastzimmer und zugleich das Schlafgemach des Hausherrn. Anstoßend war noch eine Kammer, die aber das Geschäftslokal bildete; denn der Wirth betrieb auch ein Krämergeschäft. Ich verlangte ein Zimmer; allein der Wirth versicherte, seit dem Bestand der dorflichen Commune sei noch niemals ein Fremder hier über Nacht eingekehrt gewesen; daher sei man auf Comfort, wie ein Passagierzimmer sie bietet, nicht eingerichtet; er wolle mir jedoch eines der zwei Betten mit „echten Kanafaspolstern" zur Benützung überlassen; er selbst schlafe in dem Andern. Ich mußte diese Anerbietung annehmen, denn ich hatte keine Wahl; und da die Räumlichkeit des Hauses für zwei Passagiere schon gar nicht geeignet war, wurde mein Kutscher bei einem Bauern in der Nachbarschaft untergebracht.

Derjenige, der sich mir als das Surrogat eines Gastgebers, Krämers und Brandweinschänkers präsentirte, war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, mit einem freundlichen, ehrlichen Gesichte, der sich in seiner Tracht von den übrigen Dorfbewohnern gar nicht unterschied.

Ich empfand große Schmerzen, vorzüglich an meinem linken Beine; die Kleider mußten zerschnitten werden, um mir sie abnehmen zu können; und eine Magd wurde sogleich zum Ortspfarrer geschickt, der schwer erkrankt, täglich von dem Arzte des nächsten Marktfleckens besucht wurde; und so hatte ich das Glück, daß nach kaum einer Stunde der Doctor auch schon bei mir war, der mir die trostreiche Versicherung gab, daß ich bei ruhigem Verhalten und zweckmäßiger Pflege nach sechs bis acht Wochen so ziemlich hergestellt sein werde. Mein Verlangen jedoch, in ein anderes, bequemeres Local gebracht zu werden, fand der Arzt vor der Hand unausführbar, da in dem Dorfe selbst kein besseres zu finden und ich ohne Gefahr nicht transportabel war. Er versprach mir jedoch, mir eine verständige Wärterin zu schicken und mich täglich zu besuchen. In beiden Stücken hielt er redlich sein Wort.

Drei Wochen brachte ich in dem traurigen Zustande hier zu, in welchem ich mich noch dafür glücklich pries, daß mein Wirth — allgemein „Herr Mathis" genannt — mir sehr liebevoll und hilfreich begegnete. Er offenbarte überhaupt eine Menschenfreundlichkeit, wie ich sie kaum in einer Bauernhütte zu suchen mir jemals hätte einfallen lassen. Da nun der Arzt erklärte, ich sei so weit in der Heilung vorgeschritten, daß ich mit Beobachtung der nöthigen Vorsichtsmaßregeln von hier könne fortgeschafft werden, wurde ein Tag bestimmt, an welchem vier Bauern mit einer Tragbahre mich abholen sollten, um mich nach D . . — ungefähr anderthalb Meilen weit — in die Wohnung des Arztes selbst zu bringen, woselbst ich meiner

völligen Genesung entgegenharren sollte. Außerdem, daß ich in dem Hause des Doktors mehr Bequemlichkeit und durch die Nähe desselben eine sorgfältigere Pflege hoffen durfte; war mir die Uebersiedelung auch deßwegen lieb, weil der Doktor mein Glaubensbruder, ein Israelite war.

Es war ein Tag vor meiner beabsichtigten Fortschaffung, ungefähr um 1 Uhr Nachmittag. Meine Wärterin war in der Küche beschäftigt und Herr Mathis saß neben meinem Bette, auf meine Bewegungen lauschend, um gleich beizuspringen, wenn ich etwas wünschen sollte. Da öffnete sich die Thüre und ein Mann, dessen Gesichtszüge den jüdischen Typus bekundeten, trat ein. Nach einem kurzen Gruß nahte er sich und fragte, wer hier Herr Mathis heiße. „Ich bin es!" antwortete mein Wirth, „was bringet Ihr?" Der Israelite nahm hierauf aus seiner Rocktasche ein abgeschossenes grünes Beutelchen, worin — ein Paar Tefilin (Philakterien) waren und reichte sie stillschweigend meinem Wirthe. Dieser wurde kaum des Dargereichten ansichtig, als er von seinem Sitze aufsprang. Ein freudiger Ausruf, der seinen Lippen entfuhr, begleitete die freudige innere Bewegung, die sich auf seinem Gesichte kund gab. Hastig riß er dem Fremden das Beutelchen aus der Hand, drückte es ans Herz und zwei große Thränentropfen standen in seinen Augenwinkeln. „Was habt Ihr mir zu sagen?" fragte Herr Mathis, indem er die Tefilin wieder zurückgab. Der Fremde steckte das Zurückerhaltene wieder ein und erwiderte: „Ich soll viel Gutes und Schönes sagen. Alles wäre gut, und wo möglich, soll ich tausend Thaler bringen." — „Wo?" fragte Herr Mathis lakonisch. Jetzt erst schien der Israelite mich zu bemerken, er warf einen mißtrauischen Blick nach mir hin und sagte ausweichend: Ich reise erst nach zwei Stunden ab, wenn die Pferde etwas Futter genommen haben werden." —

„Ihr wollt heute schon wieder abreisen?" fragte mein Wirth.

Allerdings! antwortete der Andere, ich will heute noch Szegedin erreichen, um mit dem Nachtzuge auf der Eisenbahn fortzukommen." „So will ich denn hinausgehen, sprach Herr Mathis, um den Pferden Futter zu geben. Dabei gab er dem Fremden einen Wink und beide verließen das Zimmer. Augenscheinlich hatten sie das Bedürfniß noch mehr mit einander zu sprechen und scheuten dabei meine Gegenwart.

Das, was eben vor meinen Augen vorgegangen, war doch gewiß geeignet, meine Neugierde in einem hohen Grade zu erregen. Während ich nun allein im Zimmer zurückblieb, erschöpfte ich mich vergebens in Vermuthungen und Kombinationen; es wollte mir gar nichts einfallen, was mir auch nur annäherungsweise hätte zur Erklärung dienen können.

Nach einer kleinen Stunde erschienen die zwei Männer wieder. Herr Mathis holte aus seinem Kasten eine gefüllte Brieftasche hervor, zählte dem Israeliten eine, für den bäuerlichen Stand des Gebers sehr bedeutende Summe in Banknoten zu, welche der Andere einsteckte; dann gab er ihm

noch ein ziemliches Sümmchen — wie viel? weiß ich nicht — mit den Worten: „Das sind Reisespesen für Euch!“

Da ich sah, daß Herr Mathis darüber in Verlegenheit war, daß sein Gast von der Küche des Hauses aus religiösen Bedenklichkeiten nichts genießen wollte, befahl ich meiner Wärterin demselben eine Koscherspeise zu bereiten, wofür mir beide Männer vielen Dank sagten.

Ein Knecht meldete, daß der Wagen bespannt sei, der Israelite nahm herzlichen Abschied von Herrn Mathis, warf auch mir ein freundliches „Birschuthchem!“ (ein gewöhnliches Abschiedswort) zu, entfernte sich und wir hörten bald den Wagen abrollen.

Herr Mathis nahm wieder seinen Sitz an meinem Bette ein. Er war in sehr ernster Stimmung und trocknete manchmal die feuchten Brauen. Voll Theilnahme, die der Mann in hohem Grade verdiente, fragte ich ihn, ob das, was er von dem eben abgereisten Manne erfahren, trauriger Natur für ihn sei.

— Wie man es nehmen will! Doch .... warum soll ich gegen den lieben Gott undankbar sein? Ich habe von meinem einzigen vielgeliebten Sohne Nachrichten erhalten, er befindet sich wohl, das ist doch wohl nur erfreulich.

— Wie, Herr Mathis! Ihr habet einen Sohn und ich habe während der drei Wochen, die ich hier bin, kein Wort davon erfahren? Ach, ja doch! er ist ohne Zweifel bei dem Militär und Ihr kaufet ihn jetzt los. Nicht wahr?

— Schweigen wir davon, lieber Herr! Hier ist nicht gut darüber sprechen. Es ist keineswegs Mangel an Vertrauen, wenn Sie nur erst bei dem wackern Doktor sind und Sie mir erlauben, Sie zu besuchen, so will ich Ihnen mein Geheimniß gern anvertrauen. Es wird mir sogar, glaube ich, wohlthun davon zu sprechen.

Am nächsten Tage wurde ich nach D.. gebracht, wo in der Wohnung des Doktors ein Zimmer für mich eingerichtet war. Trotz der Behutsamkeit, mit der ich befördert wurde, erschienen die Folgen der körperlichen Erschütterungen im Anfange doch etwas bedenklich; mein nunmehriger Hauswirth aber bewies mir so viel Aufmerksamkeit und ließ mir eine solche Pflege angedeihen, daß ich bald wieder auf dem besten Wege der Genesung war.

Herr Mathis hielt Wort; er kam zu mir auf Besuch, und zwar absichtlich an einem Nachmittage, weil er da hoffen durfte auch den Doktor zu Hause zu finden. Er hielt auch in so fern Wort, daß er, meiner Aufforderung Folge leistend, mir die nicht uninteressante Geschichte der Tefilin mittheilte. Es wäre jedoch mir und dem Leser nicht angenehm in die Sprache und Erzählungsweise des Herrn Mathis eingehen zu müssen; daher werde ich das von ihm Mitgetheilte, nur dem Inhalte nach erzählen.

Alma und Ratany — man erlaube mir diese zwei Namen unterzuschieben — sind zwei Dörfer in Entfernung einer Stunde von einander. Letztgenanntes ist zumeist nur von Deutschen, unter Kaiser Joseph II. eingewanderten „Schwaben" bewohnt; in dem ersten befindet sich mehr eine gemischte Bevölkerung von Ungarn, Deutschen und Serben. Hier wohnten auch einige arme jüdische Familien und unter diesem Schlome, der Pächter des Wirthshauses. Da das Erträgniß desselben nicht ausreichte eine Familie zu ernähren, so richtete sich Schlome auch ein kleines Krämergeschäft ein. Er verkaufte Kerzen, Seife, Tabak, Pfeifen, Zündhölzchen, Salz und noch manche andere in dem Dorfe gangbare Gegenstände. Diese Krämerei bot den eigentlichen Nahrungszweig; denn das Wirthshaus — von dem ich bereits eine kurze Schilderung gab — brachte so viel wie nichts und die Feldstücke, die dazu gehörten, mußte er Andern überlassen. Es ist eine unbestreitbare Wahrheit, daß der Jude mit zwei Ruhetagen in jeder Woche, seinem eigenen und dem ihm aufgedrungenen Festtage, kein glücklicher Feldbauer sein kann.

Mit dieser Behauptung vindicire ich jedoch keiner Landesregierung das Recht dem Juden die Bodenkultur streitig zu machen, denn mit demselben Rechte könnte sie einem Schneider, der durch eine Gichtkrankheit verhindert ist sein Geschäft selbst zu versorgen, die Schließung seiner Werkstätte anbefehlen.

Schlome erfreute sich eines gewissen bäuerlichen Wohlstandes. Sein einziges Töchterchen führte mit Emsigkeit und Einsicht die Hauswirthschaft, bestellte Küche und Garten, und war, wenn es nöthig erschien, dem Vater in einer doppelten Eigenschaft als Wirth und Krämer, behilflich.

Es war an einem Sommermorgen im Jahre 1849 Schlome stand wie gewöhnlich mit Tagesanbruch auf, bekleidete sich mit Talith (Betmantel) und Tefilin und verrichtete seine Morgenandacht. Er war eben damit zu Ende als ein Mann, Todtenblässe auf dem Gesichte, hastig in das Zimmer stürzte und fast erschöpft auf eine Bank niedersinkend ausrief: „Schlome, rette mich, ich kann nicht weiter!"

Der Hereinstürzende und Hilfesuchende war Mathis, der reichste Bauer aus Ratany. Tages vorher waren Insurgenten eingerückt — die ungarische Erhebung war eben in höchster Extension — und in den Bauernhäusern einquartirt. Bei Mathis war ein Officier höhern Ranges eingekehrt

Die Nacht war schwül und der Offizier vermochte in der dunstigen, Zimmeratmosphäre, kein Auge zu schließen, er ließ sich daher von seinem Diener einen Strohsack in den Hofraum hinaustragen, um die Nacht im Freien zuzubringen. Der Diener hatte unvorsichtiger Weise sein geladenes Gewehr an die Küchenthüre gelehnt, und sich dann selbst zur Ruhe begeben. Mathis stand zeitig in der Frühe auf, öffnete die Küchenthüre, das Gewehr stürzte um, entlud sich mit einem Knall und — der Offizier wälzte sich in

seinem Blute. Mathis trat erschrocken hinaus, hob das Gewehr, das ihm im Wege lag vom Boden und in diesem Augenblicke springt der aus dem Schlafe geweckte Diener des Offiziers heraus. Er sieht dort seinen röchelnden Herrn im Blute schwimmen, hier den Bauern mit dem Mordwerkzeug in der Hand, die Vermuthung, es sei hier ein absichtlicher Mord geschehen, ward ihm zur Gewißheit. Deutscher Hund, brüllte er, du hast meinen Herrn erschossen!“ Wahrscheinlich fühlte er sich aber zu schwach, den kräftig aussehenden Mathis zu bewältigen, daher lief er lieber halbnackt wie er war, auf die Straße, um Kameraden herbeizuholen. Mathis begriff das Gefahrvolle seiner Lage, und daß, wenn er in die Hände der Insurgenten käme, er rettungslos verloren wäre. Nur eine schleunige Flucht konnte ihn noch retten. Er besann sich nicht lange, lief in den Garten, sprang über den Zaun und quer über die Felder nach Alma. Als er, nahe diesem Dorfe sich zum ersten Male umschaute, bemerkte er bewaffnete Insurgenten, die auf der Heerstraße gegen Alma zogen. Durch die Angst und das schnelle Laufen sich erschöpft fühlend, suchte er bei Schlome ein Versteck. Schlome war ihm kleine Verbindlichkeiten schuldig, von ihm allein konnte er Theilnahme hoffen, die übrigen Einwohner von Alma waren mehr oder weniger in Sympathie mit den Aufständischen. Das Wirthshaus befand sich auch am Anfange des Dorfes, er durfte nicht hoffen, ohne bemerkt zu werden, weiter sich vorwagen zu dürfen.

Wir haben ihn bei Schlome erscheinen gesehen.

— Mein Gott! was geht vor, Herr Mathis! Was verlangst du von mir? sprich!

Mathis erzählte mit wenigen Worten und in einem kaum faßlichen Zusammenhange den unglücklichen Vorgang, der ihn zum Flüchtling machte.

— Was soll ich also thun? wiederholte Schlome.

— Mich verbergen, damit die nach meinem Blute Lechzenden mich nicht finden. Die wüthenden Ungarn werden hier sein und mich suchend werden sie das ganze Dorf plündern.

— Aber, um des Himmels Willen, Mathis! Du kennst ja dieses Gebäude, das einem durchlöcherten Siebe ähnlich ist. Wohin soll ich dich bringen, um dich zu sichern?

— Ich weiß es nicht, du mußt es wissen, Schlome! Laß mich nur nicht den Wütherichen in die Hände fallen.

— Wenn sie dich bei mir finden, bin ich selbst ein Mann des Todes. Mit einem Juden, wie du weißt, macht man ja ohnehin viel weniger Umstände.

— Mein Gott! was fange ich nur an?

— Wir sind beide verloren.

— Nein, Schlome! warum sollte ich ohne Nutzen dich mit verflechten in mein unglückliches Verhängniß? Ich verlasse dein Haus und gerathe ich

in die Gewalt meiner Verfolger, so mag mir Gott beistehen. Du aber begib dich nach D . ., wo mein armer Sohn sich eben bei seiner Großmutter befindet und bringe ihm meinen Gruß und meinen letzten Segen.

— Ach! so habe ich es nicht gemeint Mathis! Keineswegs lasse ich dich hinaus in die sichere Gefahr. Wie, glaubst du mich etwa treulos und feig genug, ein fremdes Leben Preis zu geben, um der eigenen Sicherheit willen? Du hast bei mir Schutz gesucht, den vermag ich dir nicht zu gewehren, aber einen kräftigen Arm habe ich, dich vertheidigen zu helfen. So lange dieser Arm sich zu vertheidigen vermag, darf dir in meiner Wohnung Niemand in feindlicher Absicht nahe treten.

— Horch! hörst du nichts?

In diesem Augenblicke meldete Gitel, das Töchterchen Schlomes, daß sechs bewaffnete Ungarn dem Dorfe nahen.

Da kam Schlome plötzlich ein eigenthümlicher Gedanke. Er holte nämlich aus dem Kasten einen alten Talith und ein Beutelchen mit Tefilin, beide Erbstücke von seinem vor Kurzem verstorbenen Vater; Mathis mußte den linken Arm entblößen und Schlome umwand ihn mit dem einen Theil der Tefilin, brachte den andern Theil an dessen Stirne und hüllte ihn ein in den Talith. Wer immer hereinkommen mag, unterrichtete ihn Schlome, so thue du nur stets als wenn du leise betetest, verdrehe dabei die Augen und bewege dich mit dem Oberkörper wie ein Verzückter, laß dich in der scheinbaren Andacht durch gar nichts stören: die Fragen, die etwa an dich gerichtet werden sollten, werde ich beantworten. Halte dieses Betbuch immerfort in der Hand und stehe mit dem Gesichte gegen die östliche Zimmerwand. Zum Ueberfluß laß auch diese Brille meines seligen Großvaters auf deiner Nase reiten.

Wenige Minuten nachdem diese Maßregeln getroffen waren, traten geräuschvoll einige bewaffnete Honveds in das Zimmer, Andere umstellten das Haus.

Mathis fing an den Oberleib seines Körpers in perpendikuläre Bewegung zu bringen, als wenn er in Lißka den Chassidäerkurs gemacht hätte. Dadurch verhinderte er auch, daß das Zittern seiner Glieder und das Klappern seiner Zähne wahrgenommen werden konnte.

„Ist kein Bauer aus Katany hier versteckt, Jude?“ fragte der Anführer der Honveds.

Schlome war der ungarischen Sprache vollkommen mächtig, er antwortete in dieser Zunge: „Was gehen uns die Ratanyer an? Sie sind nicht unsere Brüder, denn sie sind Deutsche, wir aber sind Ungarn.“

Wer den Charakter der Ungarn und ihren Nationalstolz, besonders wie er sich in dieser Epoche kund gab, in welcher das hier Erzählte vorging einiger Maßen kennt, dem wird es einleuchten, daß die Antwort Schlome's

beinahe allein schon hinreichte, das Mißtrauen der einen Feind suchenden Magyaren zu entfernen.

„Na! wir werden euer Haus durchsuchen, sprach der Honved und wenn wir den Elenden denn doch hier finden, würdet Ihr sammt dem Plappermaul da — er zeigte auf Mathis — augenblicklich zerhauen.“

„Thut nach Belieben, versetzte gleichmüthig Schlome, aber sagen muß ich Euch, daß es eine Schande ist, bei einem ehrlichen Ungarn einen — versteckten Verräther zu suchen. Warum sucht ihr nicht lieber bei den Deutschen?“

Der Anführer der Honveds hielt sich in seinem Innern von der Unschuld Schlomes vollkommen überzeugt, und nur um der erhaltenen Mission Genüge zu leisten, befahl er vieren von seinen Leuten das Gebäude zu durchsuchen. — Während dieser Befehl vollzogen wurde, durchsuchte er selbst alle Winkel des Zimmers, wo ein Versteck denkbar schien, dann wendete er sich an Mathis:

— Was sagst du Mauschel? Ist wirklich Niemand hier versteckt?

Mathis verdrehte die Augen, balancirte den Kopf und bewegte lautlos die Lippen.

— Der gibt euch vor einer Stunde — sagte Schlome, bis er vielleicht mit seiner Andacht zu Ende ist, keine Antwort.

— Dawent (betet) auch für mich! sprach der mit dem Anführer zurückgebliebene Insurgent.

— Ihr seid Israelite? fragte Schlome diesen.

— Ei, was! erwiderte der Anführer, sobald wir gesiegt haben, dann fallen alle Schranken: Christ und Jude ist dann gleich.

Schlome fand Zeit und Ort nicht angemessen, einen Zweifel laut werden zu lassen, wiewohl er in seinem Herzen dieser freundlichen Verheißung wenig Glauben schenkte.

Inzwischen kamen die vier Mann zurück. Sie hatten, wie sich denken läßt, nichts Verdächtiges gefunden und nun entfernten sich alle sechs, um weitere Recherchen in dem Dorfe vorzunehmen. Mathis blieb den ganzen Tag und die nächstfolgende Nacht bei Schlome, bis am andern Tage die Nachricht kam, die Ungarn seien von Ratany abgezogen.

Ehe Mathis seinen Retter verließ, drückte er ihm die Hand und sprach: ich werde es ganz gewiß so lange ich lebe nicht vergessen, was ich dir schuldig bin, daß ich nämlich verloren gewesen wäre, wenn du nicht, ohne Rücksicht auf die eigene Gefahr, durch deine Geistesgegenwart mich vor der Wuth eines grimmigen Feindes bewahrt hättest. — Was Mathis hier sprach, war von ihm auch ehrlich gemeint, denn sein Herz war schlicht, unverdorben und keiner Verstellung fähig. Er sehnte sich auch wirklich nach einer Gelegenheit seinem jüdischen Freunde thatsächlich beweisen zu können, wie sehr er sich gegen ihn verpflichtet fühle.

Mathis nahm den alten Talith und die Tefilin mit sich, um sie als Andenken aufzubewahren.

Die Gelegenheit, dem Schlome einen Gegendienst zu erweisen, ließ nicht lange auf sich warten.

Ein raizischer Insasse von Alma schickte eines Abends ein ungefähr zehn Jahre altes Mädchen in das Wirthshaus, um Brandwein zu holen und — dieses kam nicht zurück. Der nach Arak lechzende Serbe wartete ungeduldig eine volle Stunde vergebens! Das Mädchen kam nicht. Ergrimmt über die unerklärliche Saumseligkeit des Kindes, bewaffnete er seine Rechte mit einem Stock, ging selbst hin es aufzusuchen, mit dem festen Entschlusse ihm handgreiflich zu beweisen, daß man einen durstigen Vater nicht dürfe so lange schmachten lassen. Er kam zu Schlome und erfuhr von diesem, sein Töchterlein sei vor fast einer Stunde dagewesen und habe auch das verlangte geistige Getränke in Empfang genommen. Der Serbe ging mit gesteigerter Wuth nach Hause, das Mädchen war noch nicht da, wiewohl schon die zehnte Abendstunde sich ihrem Ende zuneigte. Die Sache war bedenklich. Die Nachbarn wurden aus dem Schlafe geweckt, in den Gassen Nachsuchungen gemacht, bei den muthmaßlichen Freundinen des Mädchens nachgefragt, und da noch immer von ihr nichts zu erfahren war, wurden verschiedene Vermuthungen gewechselt. Da warf unglücklicher Weise ein alter Serbe die dem Pöbel leider! noch immer nicht weit liegende Frase hin: Die Juden brauchen ja das Blut der Christenkinder! gewiß hat Schlome das Mädchen geschlachtet.

Das Wort war gesprochen und die Satanssaat fand in den Herzen aller Anwesenden einen empfänglichen Boden. Das ganze Dorf wurde allarmirt: Alles schrie, Alles tobte, man hörte nichts als: Schlome, hat ein Christenkind geschlachtet! Wir wollen ihn auch schlachten! Wir wollen alle Bluttrinker schlachten! das geschlachtete Kind muß er herausgeben! Er muß zerrissen werden! Diese und ähnliche Ausrufungen verkündeten genugsam, was dem unglücklichen Schlome bevorstand. Alle Bauern bewaffneten sich mit Knitteln und Mordwerkzeugen, und als wenn an der Richtigkeit ihrer Voraussetzung gar nicht mehr zu zweifeln möglich wäre, stürzten sie mit Wuthgeschrei gegen das Wirthshaus.

Inzwischen war Schlome doch von freundlicher Hand gewarnt worden. Ein israelitischer Einwohner von Alma war vorausgeeilt und setzte ihn von dem Sturm in Kenntniß, der sich gegen ihn vorbereitete. Als daher der Troß in das Wirthshaus kam, fand er nichts, als Gitl, die vierzehnjährige Tochter Schlomes, die eines heftigen Fieberanfalles wegen nicht im Stande war, dem Vater auf der Flucht zu folgen. Die Zeit drängte, Gitl beschwor

ihn, fortzueilen, und da er sich überzeugt glaubte, ihr drohe keine Gefahr, ließ er sie zurück und entfloh allein.

Diese Flucht, von der die Bauern bei genauer Durchsuchung des Hauses sich überzeugten, galt ihnen als ein unumstößlicher Beweis von der Schuld Schlomes, die Wuth wuchs und man fing an sich an Gläsern und Flaschen zu vergreifen, Fenster einzuschlagen und Kasten zu erbrechen, schon ließen Stimmen sich vernehmen, man müsse dem Juden vergelten und ihm ebenfalls seine Tochter abschlachten; als der Richter des Dorfes vordrang und befahl das Judenmädchen zu binden. Thut ihr nichts zu leide, sprach er; denn, wenn sie auch nicht ganz schuldlos ist, so muß man doch vorerst von ihr erfahren, wo ihr Vater sich versteckt hält.

Ob der Richter in seinem Innern von der Grundlosigkeit der Beschuldigung überzeugt, die Absicht hatte, das arme Judenkind vor rohen Mißhandlungen zu schützen? Ich will dieses zur Ehre der Menschheit glauben und ich bin zu dieser Annahme berechtigt, da er später geäußert haben soll, er wisse zwar nicht genau, ob die Juden sich bei ihren Osterbroden des Christenblutes bedienen, da aber der Vorgang mit Schlome sich im Monat Juli zugetragen, so habe er durchaus an der Sache nicht zu glauben vermocht.

Mathis war eben dem nächtlichen Lager entstiegen und noch nicht völlig angekleidet, als Schlome athemlos und verwirrt im Aussehen unerwartet hereinkeuchte. „Mathis! rief er, nun wirst du mir zahlen; nun ist an dir die Reihe mich gegen die unverschuldeten Angriffe rasender Menschen zu schützen.“ — Nachdem er, hierzu aufgefordert, erzählt hatte, was zu Alma vorging, reichte ihm Mathis treuherzig die Hand und sprach: „Sei unbesorgt, Schlome! ich werde, im Falle es nöthig sein sollte, dich eben so mit meinem Leben beschützen, als du es für mich zu thun bereit warst; es dürfte aber kaum Jemand einfallen, dich bei mir zu suchen.“ — „Doch! versetzte Schlome, ich glaube, bemerkt worden zu sein, als ich in dein Haus trat.“ — „Jedenfalls, sagte Mathis, soll mein Sohn nach Alma hinüber und uns Nachricht bringen, wie die Sachen drüben stehen.“

Peter, der sechszehnjährige Sohn Mathisens, wurde gerufen und über den Vorgang in Kenntniß gesetzt, dann gab ihm sein Vater den Auftrag nach Alma zu gehen, zu recognosciren, und Nachrichten zu bringen. Peter ging, aber bald darauf kam er ganz blaß wieder zurück und berichtete die Kunde von dem abgeschlachteten Christenkinde sei bereits bis nach Katany gedrungen, und da Jemand das Einschleichen Schlomes in Mathisens Wohnung bemerkt haben wollte, haben sich mehrere Bauern von Katany zusammengethan, die mit dem Gedanken umgehen, hier einzudringen, eine Haussuchung vorzunehmen, und Schlome, wenn er gefunden werden sollte, nach Alma zu führen.

„Gehe du durch den Garten den Feldweg nach Alma, mein Sohn!“ gebot Mathis, du bist um so schneller dort und kannst uns auch schneller

Nachricht bringen. Da bereits heller Tag geworden ist, könnte es leicht sein, daß man das vermißte Kind schon aufgefunden hat." Als Peter forteilte, bat ihn Schlome auch über Gitl Nachricht einzuziehen.

„Wir haben nun keine Zeit zu verlieren", sprach Mathis zu Schlome. Ziehe hier meine Schlafmütze über die Ohren und lege dich auf diese Bank. Ich werde dich mit meiner Bunda (Bauernpelz) zudecken. Verhalte dich ruhig und laß nur mich machen. Dringt die Rotte herein, werde ich es schon so machen, daß man mich anstatt deiner fortführt; bin ich aber fort, dann setze meinen breiten Hut auf, gehe durch den Garten und suche die Straße nach D...; dort ist eine Judengemeinde und der Sitz des Oberstuhlrichteramtes, das dich schützen muß. Bis die verblendeten Bauern mich und ihren Mißgriff erkennen, bist du schon in Sicherheit.

Schlome nahm die angedeutete Position ein, Mathis aber holte aus seinem Kasten die Tefilin, umwand sich dieselben nach der aus der Erfahrung erlernten Methode, ohne sich darum zu bekümmern, ob er auch vollkommen regelrecht dabei verfahre, hüllte sich in den alten Talith, setzte sich Schlomes Helm auf den Kopf und wartete der Dinge die vielleicht kommen sollten, und die auch gar nicht lange auf sich warten ließen. Ein heftiges Gepolter von der Straße her, kündigte die Annäherung des bäuerlichen Inquisitions-Tribunals an.

Mathis stellte sich an die Wand und machte chasidäische Gesticulationen.

Zehn bis zwölf Bauern drangen in das Zimmer. „Aha! Schau, da ist er ja, der Bluttrinker!" riefen die Eindringenden, als sie Mathis in seiner Verkleidung gewahrten, ohne ihn jedoch zu erkennen. „Fort mit ihm nach Alma! Fort mit ihm!"

Zwei Bauern faßten ihn an beiden Armen, schleppten ihn fort, während die Andern von hinten nachstießen, wiewohl er gar keinen Widerstand leistete. Nur hielt er den Talith so fest, daß sein Gesicht stets verhüllt blieb, und beinahe nichts als das große Tefilin-Gehäuse an seiner Stirne sichtbar war. Der Bauernandrang ward während des Zuges immer größer, es bildete sich ordentlich ein Menschenknäuel, der immer dichter wurde; in der verblendeten Wuth fiel es den Leuten nicht einmal ein, ihrem Opfer ins Gesicht schauen zu wollen, und es hätte vielleicht auch der Verhüllung durch den Talith nicht bedurft.

Drei Viertel des Weges waren bereits zurückgelegt. Mathis fing das Drängen und Stoßen an gar zu unbequem zu werden, da dachte er: Freund Schlomeh ist bereits geborgen, wozu also länger die Maskerade?" Mit einem kräftigen Stoß entwand er sich seinen Führern, warf den Talith von sich herab, riß die Tefilin vom Haupte und erhob ein lautschallendes Gelächter.

Plötzlich stand die Schaar ganz verblüfft da. „Mathis! Herr Mathis! Gevatter Mathis! Vetter Mathis! Nachbar Mathis!" das waren die Ausrufungen, in denen sich in den ersten Momenten die Verblüfftheit durch die

unerwartete Enttäuschung kund gab, und die Einfältigern stimmten sogar in das Gelächter mit ein; bei Mehrern jedoch trat bald das Gefühl der Gereiztheit ein, es ging ihnen ja ein so schön geträumtes Schauspiel verloren; sie waren obendrein die Gefoppten, der schlaue Mathis hatte Komödie mit ihnen gespielt, und wird sich nun das ganze Jahr über sie lustig machen.

„Mathis! rief Einer, das wird dir wenig nutzen. Du hast den Juden versteckt und du mußt ihn ausliefern, wir lassen dich nicht los."

„Heraus mit dem Juden!" schrie ein Anderer, sonst kommen die Almaer über uns und stecken uns die Häuser in Brand!" Dabei rissen sich Mehrere um den Talith, der ein Opfer des Un- und Muthwillens wurde, mit echt vandalischer Wuth wurde er endlich in Fetzen zerrissen. Man hätte sich ohne Zweifel eben so an die Tefilin vergriffen, allein Mathis hatte sie bei Zeiten in die Busentasche seiner Weste gesteckt. Mathis befand sich eben nicht in der angenehmsten Lage, denn man war entschlossen, ihn den Almaern zu überliefern, die ihn schon zwingen werden den Aufenthaltsort des jüdischen Verbrechers zu verrathen.

Auf einmal sah man von Ferne Peter daherrennen. Er machte Zeichen mit der Hand, die man sich aber nicht zu erklären verstand, bis er endlich in die Hörweite der Bauern kam und ihnen zurief: „Das Mädchen ist gefunden! ich habe sie gefunden, es ist ihr gar kein Leid widerfahren!"

So war es auch in der That.

Als Peter hinter den Gärten auf dem Fußpfade den Weg nach Alma machte und schon nahe an der Einbiegung in das Dorf war, fand er ein weinendes Mädchen neben einem Gebüsche sitzend und händeringend. Peter zweifelte nicht daß es dasselbe Mädchen sei, welches man suchte. Durch freundliches Fragen und Zureden brachte er heraus, daß der Brandwein, den es bei Schlome gekauft, einen solchen Reiz auf den begehrlichen Gaumen des Mädchens übte, daß es davon zu verkosten begann, wiederholte aber das so oft, bis ein bemerkbares Deficit in dem Fläschchen zu bemerken war. Trotz der Betäubung die sich ihrer nach und nach bemächtigte, fühlte sie doch instinktmäßig, sie dürfe mit diesem sichtbaren Abgang in der Flasche vor dem Vater nicht erscheinen, ohne der gräulichsten Mißhandlung sich auszusetzen, sie nahm daher in ihrem Wege eine andere Richtung, schwankte von Gasse zu Gasse, konnte sich aber nicht mehr entsinnen, wie sie an dieses Gebüsch gekommen und eingeschlummert sei. Eben erwacht, rief ihr das halbleere Fläschchen das gestern Abend Vorgegangene ins Gedächtniß, sie traute sich jetzt um so weniger zurückzukehren in das väterliche Haus, und die Verzweiflung preßte ihr Thränen und Jammertöne aus.

Peter erbot sich das verzweifelnde Mädchen zu den Eltern zu bringen und sie vor den gefürchteten Mißhandlungen zu schützen, welchem Erbieten sie erst dann zu widerstehen aufhörte, als er ihr Geld gab, um frischen Brandwein zu kaufen. Sie war klug, oder erfahren genug einzusehen, daß

des Vaters Amnestie viel leichter zu erwirken sein werde, wenn der Anblick des vollen Branntweinfläschchens beschwichtigend das Gemüth mild stimmen würde.

Das Haus des Dorfrichters zu Alma war von wuthentbrannten, blutdürstigen Bauern umlagert, man wollte durchaus das Judenmädchen heraushaben, um Rache an demselben zu nehmen. Die arme Gitl hörte das Verlangen der tobenden Menge und erbebte.

Auf einmal ward draußen alles stille. Peter kam, das vermißte, aber unversehrt gebliebene Kind an der Hand führend. Er wurde umringt, er erzählte und das weinende Mädchen bestätigte die Wahrheit. Nun schlichen die Tumultanten Einer nach dem Andern fort. Nur wenige von ihnen fühlten sich beschämt, mehrere waren verlegen darüber, wie sie ihre Theilnahme an dem Exesse ableugnen könnten, und Einige auch blieben steif und fest dabei, wenn das Mädchen nicht gefunden worden wäre, dann wäre gewiß die einzige Ursache die gewesen, daß es Schlome abgeschlachtet hätte.

Der Vater des Kindes beruhigte sich, als er in der Hand desselben das Geld sah, das ihm Peter gegeben hatte, welches hinreichte, das Fehlende in der Flasche mehr als dreifach zu ersetzen.

Gitl vermochte es kaum zu fassen, als Peter zu ihr in den Kerker drang und mit freudiger Theilnahme ihr zurief, das verlorne Mädchen sei gefunden, sie möge sich beruhigen und mit ihm zu ihrem Vater gehen. Die Erwähnung ihres Vaters machte sie plötzlich ihrer selbst vergessen, sie brach in Thränen aus. „Mein Vater! schrie sie, wo ist mein Vater? ich will ihn sehen!“ „Sei ruhig, Gitl! sprach Peter gerührt, dein Vater ist bei den meinen, es ist ihm gar nichts Schlimmes widerfahren, und du kannst mit mir zu ihm hingehen.“

Auf Peters festen Arm gestützt, vermochte sie dennoch kaum ihre Wohnung zu erreichen. Hier angelangt fiel sie ohnmächtig zu Boden.

Peter war in Verzweiflung. Er warf sich vor sie auf das Knie und bat sie mit heißen Thränen in den Augen, doch nur zu erwachen. Er schob das flaumenreiche lange Haar von dem runden reizenden, wenn auch blassen Gesichtchen; er drückte unwillkührlich einen brennenden Kuß auf die üppig geschwellten Lippen, wobei seine warmen Zähren ihr Antlitz netzten, und — sie erwachte. „Wo ist mein Vater?“ war ihre erste Frage. „Er soll gleich hier sein, theure Gitl! versicherte der entzückte Jüngling, ich laufe sogleich um ihn zu holen. Aber — fügte er traurig hinzu — ich kann dich ja doch nicht allein hier zurücklassen! du bist ja krank! — Ach, nein, guter, lieber Peter! versetzte sie, mir ist besser, und wenn ich nur erst den Vater bei mir sehe, dann ist Alles wieder gut.“

Peter ging zögernd von dannen. Wir wissen bereits in welcher bedrohlichen Gesellschaft er seinen eigenen Vater auf dem Wege traf. Er erzählte wie die Dinge in Alma eine aufklärende Wendung genommen haben. Die

Wirkung dieser Erzählung auf die Ratanyer Bauern gegenüber dem Mathis, der — weil reich — ihnen stets ein Herr Vetter, Herr Nachbar, Herr Gevatter und ein liebster Mathis war, mag sicherlich eine peinliche gewesen sein; allein Mathis war wacker und klug genug, das heutige Verfahren gegen ihn ins Scherzhafte zu ziehen. — Peter erfuhr, daß Schlome nach D... geflüchtet sei, und bei all seiner Müdigkeit eilte er hin, um den gewiß schwerbesorgten Mann zu beruhigen und ihn zu Gitl zurückzubringen. Peter war in der That ein herzensguter Junge; die Freundschaft seines Vaters für Schlome machte, daß auch er demselben gut war, seit heute Morgen hatte er, ohne zu wissen warum, und ohne daß die Frage warum? ihm auch nur in den Sinn gekommen wäre, für die vierzehnjährige Gitl ein besonderes Interesse, daher die Scene des ersten Wiedersehens zwischen Vater und Tochter ein nie geahnter Seelengenuß für ihn war, und als Gitl endlich ihre schönen blauen Augen, worin ihre ganze reine unschuldvolle Seele lag, zu ihm erhob und sprach: „Du warst unser rettender Engel, Peter!" fing der gerührte Jüngling zu schluchzen an, und wäre gern bereit gewesen, sich selber für Gitl den Hals durchschneiden zu lassen. Wie so gerne wäre er länger geblieben, wie schwer fiel es ihm sich von dem jungen Wesen zu trennen, allein zu Hause harrte seiner die Arbeit, er ging und seit diesem Tage war Gitl ein Gegenstand, mit dem seine Fantasie sich unaufhörlich beschäftigte. Im Anfange schloß sich seinen Gedanken stets als Refrain der Ausruf an: „Wenn nur Gitl keine Jüdin wäre!" später pflegte er zu rufen: „Ach, wenn ich nur als Jude geboren wäre!" Er war Protestant.

Schlome hatte manchen Verlust zu beklagen; denn man war an jenem schrecklichen Abend in seiner Wohnung nicht sehr glimpflich mit seinen Habseligkeiten umgegangen; er tröstete sich jedoch darüber und bald kehrte die gewohnte Ordnung wieder bei ihm ein. Gitl strozte wieder in blühender Gesundheit, und es war in dem ganzen Dorfe Alma kein einziger Bauer, der dem Schlome nicht betheuert hätte, es sei ihm niemals in den Sinn gekommen, ihn eines eben so absurden als argen Verbrechens zu beschuldigen. — Gitl dachte ebenfalls sehr oft an Peter — der wohl auch manchen Sonntag auf Besuch nach Alma kam — wenn ihr aber auch manchmal der Wunsch in die Seele kam: wenn doch Peter ein Israelite wäre! so gibt das uns doch keinen Grund auf gewisse Herzensgefühle zu schließen, die sich bei thätigen, arbeitsamen Landmädchen selten schon im fünfzehnten Lebensjahre entwickeln. Es mochte bei ihr blos ein Ausfluß confessioneller Ueberzeugung sein.

In einer der nächsten Nächte, da Schlome eben im schlaflosen Zustande seiner Beziehung zu Mathis gedachte, fiel es ihm ein, daß bei demselben sich noch immer die Tefilin seines Großvaters befänden; es schien ihm sündhaft, einen Gegenstand so heiliger Verehrung für den Juden, einer profanen Hand zu überlassen. Am nächsten Morgen hielt er es daher für sein nothwendigstes Geschäft, seinem Freunde in Ratany ein Besuch zu machen.

Ein alter jüdischer Schriftsteller sagt: „Die Höhe des Himmels, die Tiefe der Erde und die Weite des menschlichen Herzens sind unerforschlich." Da dem guten Manne die mathematische Feststellung der Periferie und des Diameters unseres Erdballes zur Zeit ein Geheimniß war, so müssen wir ihm die Paralelle hingehen lassen; insofern er aber die Absicht hatte, die Unerforschlichkeit des menschlichen Gemüthes auf eine frappante Weise zu veranschaulichen, müssen wir seinem poetischen Talente Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Nach all dem, was zwischen Schlome und Mathis vorgegangen, mußte uns sicherlich der Gedanke am fernsten liegen, als könnte jemals zwischen diesen zwei Personen eine tödtliche Feindschaft bestehen, und dennoch reichte eine viertelstündige Unterredung hin, einen solchen Zustand herbeizuführen.

Mathis ging dem Schlome freundlich entgegen und reichte ihm treuherzig die Hand.

Grüß' dich der Himmel, Schlome! was für angenehmer Zufall führt dich zu mir?

Eine Kleinigkeit, Mathis! es ist mir in der letzten Nacht erinnerlich geworden, daß meine Tefilin noch immer sich bei dir befinden, ich bin also eigends herübergekommen sie abzuholen.

Schlome, mein Freund! das geht nicht. Siehe, diese Tefilin sind mir nunmehr ein doppelt werthes Andenken geworden; einmal haben sie mich aus einer Todesgefahr gerettet, und dann gaben sie mir Gelegenheit dir meine Erkenntlichkeit durch einen Gegendienst zu erweisen. Ich gebe sie nicht her.

Ich kann sie dir aber nicht überlassen.

Kaufe dir Andere, Schlome! ich bezahle sie.

Ich brauche keine Andern, denn zu meinem Gebrauche besitze ich schönere, ich kann dir aber diese doch nicht lassen.

Ich gebe dir zehn Thaler für die Tefilin, damit ist es abgemacht.

Damit ist es ganz und gar nicht abgemacht, denn ich will meine Tefilin.

So bestimme du den Preis, wenn ich ihn zu zahlen im Stande bin, leiste ich ihn.

Wer sagt dir, daß ich einen Preis auf sie setze? Sie sind mir um keinen Preis feil: ich will die Tefilin.

Ich gebe sie aber nicht her.

Du mußt, denn du nahmst sie ja ohne mein Vorwissen, ich habe sie dir nicht geschenkt.

Warum willst du sie denn aber durchaus, da du sie doch nicht brauchst?

Die Tefilin sind bei uns ein Heiligthum, daher will ich sie nicht in unreinen Händen lassen.

Mathis, durch den Starrsinn Schlomes ohnehin schon in hohem Grade aufgeregt, kam bei dem nicht zu entschuldigenden ehrenrührigen Ausdruck „unreine Hände" vollends in Wuth. Er sprang hin, riß einen Schrank auf,

zog aus demselben die Tefilin hervor, warf sie dem Schlome auf den Tisch hin und rief voll Grimm: „Hier hast du deine Tefilin, und nun verlasse augenblicklich dieses Zimmer, sonst massakriren dich diese unreinen Hände. Du sollst aber an Mathis denken, so lange du lebst!"

Schlome nahm seine Tefilin, küßte sie und entfernte sich mit betrübtem Herzen darüber, den Freund ohne Absichtlichkeit so sehr beleidigt zu haben. In der Einfalt seines Herzens, vielleicht auch im Unmuthe über die Weigerung ihm sein Heiligthum zurückzugeben, hatte er sich eines Ausdruckes bedient, dessen kränkende Bedeutung er nicht erwog, und der mit den wahrhaft religiösen Begriffen des Judenthums nicht im Einklange ist.

Mathis aber wüthete noch lange fort, und glaubte sich in seinem religiösen Gefühle verpflichtet Rache zu nehmen für die ihm angethane Schmach, und bald faßte er den Entschluß — seinen nunmehrigen Feind zu verderben. Der Plan war kaum entworfen und schon wurde zur Ausführung geschritten.

Noch an demselben Tage finden wir Mathis in dem herrschaftlichen Schlosse zu Alma in einer Unterredung mit dem Rentmeister. Er wußte, daß die Pachtzeit für das Wirthshaus bald sich zu Ende neigte, und erbot sich für die Zukunft zu einem Pachtschilling von jährlichen fünfhundert Gulden, während Schlome bisher kaum die Summe von dreihundert zu erschwingen vermochte. Der humane Beamte behielt sich für den langjährigen bisherigen Pächter blos die Prärogative vor, im Falle Schlome denselben Pachtschilling sollte erlegen wollen. Der arme Schlome aber, der am folgenden Tage auf das Rentmeisteramt beschieden und befragt wurde, gestand mit Schmerz, daß er mit dem reichen Mathis dem viele Mittel zu Gebote stünden, den Verlust von der einen Seite auf der andern zu ersetzen, nicht concuriren könne, und daher gezwungen sei zurückzutreten.

Zu Ende der Pachtzeit raffte Schlome seine geringen Habseligkeiten zusammen und bezog mit Gitl ein gemiethetes Zimmer.

Mathis bezog das Pachthaus zu Alma und überließ dem Peter die Wirthschaft zu Ratany. Es wird wohl Niemandem auffallen zu vernehmen, daß dem Peter von dem Vater auch jeder Besuch bei Schlome untersagt wurde. Peter war ein gehorsamer Sohn, er übertrat des Vaters Verbot nicht. Es fiel ihm das um so leichter, da er eben nach Schlome keine sonderliche Sehnsucht hatte. Aber Gitl?

Gitl war die einzige Stütze ihres Vaters, der nun gar keinen Nahrungszweig hatte und seine geringe Baarschaft nach und nach schwinden sah; sie hatte das Korbflechten erlernt und betrieb es nunmehr als Geschäft zur Lebenserhaltung. Sie arbeitete Tag und Nacht, und jeden Dienstag zog sie mit dem fertigen Vorrath auf den Wochenmarkt in die nächste Stadt. Seitdem Peter dieses in Erfahrung brachte, hatte er ebenfalls jeden Dienstag etwas in der Stadt zu thun: entweder er führte von seinen Feld- und Gartenprodukten zu Markte, oder er mußte bald dieses bald jenes in der Stadt

kaufen. Er machte jedesmal einen kleinen Umweg, um Gitl mit ihrem Waarenvorrath auf den Wagen zu nehmen. In der Stadt war er ihr auf alle mögliche Weise nützlich, und führte sie dann stets wieder nach Hause. — Für Peter war deshalb jeder Dienstag ein Festtag, derselbe verwandelte sich aber stets in einen Trauertag, wenn zufällig wirklich ein Festtag auf ihn fiel, an dem kein Wochenmarkt abgehalten wurde. Gitl war von den vielen Beweisen liebevoller Ergebenheit innig gerührt, und wenn sie jetzt, im Alter etwas vorgerückt, bisweilen dachte: „wenn doch nur Peter ein Israelite wäre!" so ist wohl mit Recht anzunehmen, daß dieser Wunsch nicht blos von rein religiösen Motiven getragen wurde.

Dieser Zustand der Dinge dauerte ungefähr zwei volle Jahre fort, bis endlich Peter einmal eine Stunde lang mit seinem Wagen auf der Strasse vergebens wartete. Gitl kam nicht, daher wollte er seine Ladung an Erdäpfeln heute auch nicht zu Markte führen. Er fuhr unruhig und traurig wieder nach Hause.

„Die arme Gitl, dachte er, ist sicherlich krank! Sie sah schon am letzten Dienstag so blaß aus und beklagte sich über Unwohlsein. Mein Gott!"

Peter hatte es wirklich errathen: Gitl war krank, und lag zu Bette. Die Arbeit ruhte, und der Mangel, mit seinem ganzen niederdrückenden Gefolge, stellte sich nach und nach in Schlomes Hütte ein. Was nur einigermaßen entbehrlich schien, war bereits verkauft oder versetzt, und nun stand Schlome rathlos am Krankenlager der einzigen, geliebten Tochter; er hatte für ihre vertrocknete Zunge nichts — als kaltes Wasser. Er selbst hatte gestern Abend das letzte Stück von seinem Vorrath an Brod aufgezehrt, er dachte jedoch nicht daran, daß er heute werde fasten müssen, und daß er auf morgen keine bessern Aussichten vor sich habe, nur Gitls Zustand preßte ihm die Brust zusammen: was sollte, was konnte er für sie thun? Sie selbst, die Mittellosigkeit des Hauses wohl kennend, und die Verzweiflung des armen Vaters errathend, streckte ihm lächelnd die Hand hin. Sorge nur für dich, guter Vater! sprach sie, ich bin nicht hungrig, und so lange ich krank bin brauche ich gar nichts; so bald ich genese, wird Alles wieder gut."

Diese Worte gaben wohl Zeugniß von dem frommen Sinn der Leidenden; waren aber zur Beruhigung für den besorgten Vater nicht geeignet. Da wendete er sein Gesicht ab, zerdrückte eine warme Thräne im Augenwinkel, dann holte er aus dem Schranke das Beutelchen mit den Tefilin und entfernt sich. Geht er beten? das hat ja der fromme Mann heute schon gethan; will er etwa die Tefilin verkaufen? versetzen? wer soll ihm in diesem Dorfe dafür auch nur eine kleine Münze zu geben sich entschließen? Wir wollen sehen.

Schlome geht direkt ins Wirthshaus, und bald steht er vor Mathis.

„Mathis! spricht er, in dem er ihm das wohlbekannte Beutelchen hinreicht, einst hast du mir für diese Tefilin zehn Thaler angeboten, wenn sie

für dich nicht allen Werth verloren haben, nimm sie als Unterpfand, und leihe mir nur zwei Thaler, sonst muß ich meine arme Gitl vor meinen Augen verschmachten sehen."

Seit zwei Jahren hatten sich die ehemals so intimen Freunde nicht gesehen.

War nun schon der bloße Anblick des zusammengeschrumpften, verhungerten und von Gram und Elend grau gewordenen Schlome ein tief erschütternder für Mathis, so fühlte er sich durch die Ansprache und durch den Hinblick auf die Tefilin wie vernichtet. Das Gewissen, das ihn bisher manchmal nun leise und vorübergehend daran mahnte, daß er Jemanden unglücklich gemacht, der einst uneigennützig für ihn das Leben in Gefahr setzte, das Gewissen fing jetzt plötzlich in seinem ehrlichen Busen mit einem schweren Hammer zu schlagen an. Derjenige, der einst in diesem Zimmer den kräftigen Arm erhoben hatte, entschlossen den Freund zu vertheidigen: er stand jetzt vor ihm gebeugt von Sorgen, die er, der Freund, über ihn brachte!

Beschämt und verwirrt griff Mathis nach seiner Brieftasche, langte eine Banknote von zehn Gulden hervor und reichte sie hin mit den Worten: Es bedarf von dir keines Unterpfandes. Du hast mich zwar beschimpft, ich habe deßwegen aber doch nicht aufgehört zu wissen, daß du der ehrliche Schlome bist."

Schlome nahm die dargereichte Note, sagte blos schluchzend: „Ich danke Mathis!" und entfernte sich.

Mathis sah den Mann schluchzend weggehen, und konnte sich selbst der Thränen nicht erwähren. Das rächende Gewissen fing in ihm zu sprechen an. „Du hättest ihn — so sprach es — für den Schimpf, von dir lassen, ihm deinen Umgang entziehen, aber keineswegs den Bissen Brod vom Munde reißen sollen. Zwei Stunden darauf schickte er nach Natany und ließ Peter zu sich kommen. Mein Sohn, sprach er zu diesem, dem Schlome geht es schlecht!"

Peter erröthete.

„Seine Tochter Gitl, fuhr er fort, ist schwer erkrankt." Peter erblaßte. Mathis bemerkte es nicht, denn er war über das, was er zu sagen hatte selbst etwas befangen, und sprach mit niedergeschlagenen Augen: „Der Schlome ist zwar nicht mehr mein Freund — — das ist wahr — aber — verhungern will ich ihn denn doch nicht lassen, und seine Tochter soll auch nicht hilflos verschmachten."

— Gewiß nicht Vater! rief Peter.

— Weißt du was, Peter?

— Was denn, Vater?

— Laß doch gleich einen Sack Mehl und einen Sack Erdäpfel hinführen zu Schlome; dieses Fläschchen Tokayer aber und dieses Pfund Zwie-

bak mußt du selbst für die Kranke hintragen, und — sieh dich dort ein. Wenig um, Peter! was denn sonst noch Noth thut."

Peter that nicht nur pünktlich, wie ihm befohlen wurde, sondern fügte der Sendung aus eigener Machtvollkommenheit ein Paar Hühner, Butter, Käse, Eier und noch so Manches bei, und nach einer kleinen Stunde saß er schon an Gitls Bette, und machte ihr und ihrem Vater bittere Vorwürfe, daß sie ihm nicht längst vertraut, und ihre häusliche Lage ihm nicht entdeckt haben. Er schickte sogleich einen Wagen nach B. . um den Doktor, und ging nicht fort bis dieser kam, ihm in Bezug auf die Kranke beruhigende Versicherungen gab, und ihm versprach täglich seine Besuche zu wiederholen. — Von diesem Tage an kam Peter täglich nach Alma und verweilte stundenlang an dem Lager der Kranken, und ließ nicht ab bis er zwischen seinem Vater und Schlome eine vollständige Aussöhnung zu Stande brachte. Jetzt besuchte auch Mathis sehr oft die Kranke, die unter der bessern Pflege sich sehr bald auf dem Wege der Wiedergenesung sich befand, und so hatte er jetzt Gelegenheit, die immer schöner aufblühende Gitl mit allen ihren einnehmenden Eigenschaften kennen und schätzen zu lernen. Als er aber zu seinem nicht geringen Schrecken die feurige Zuneigung seines Sohnes zu dem Judenmädchen bemerkte, konnte er sich des Gedankens nicht erwehren, daß hier die Schranke des Religionsbekenntnisses keine Vereinigung gestatte. — Auch Schlome war nicht blind; er sah, daß die jungen Leute Gefühle für einander hegten, welche jene, menschenfreundlicher Theilnahme auf der einen, und der Erkenntlichkeit auf der andern Seite weit überstiegen, und seine Brust ward nicht wenig beengt. In mancher schlaflosen Nacht, die er deßwegen hatte, stand der Wunsch lebhaft vor seiner Seele: „Ach, wenn der gute wackere Peter doch nur Israelite wäre!"

Indessen ward die gegenseitige Zuneigung der jungen Leute immer stärker und auffälliger; weder Mathis noch Schlome konnten länger die zunehmende Gewalt der Leidenschaft ohne begründete Besorgniß mitansehen, sie theilten einander hierüber ihre Bedenklichkeiten und Befürchtungen mit, beriethen sich über die zu ergreifenden Maßregeln, deren Ausführung sie nur deswegen von einem Tage auf den andern verschoben, weil sie dem Gesundheitszustand Gitls noch nicht zutrauten, einen Sturm aushalten zu können. Bis sie aber diesem erwünschten Zeitpunkte wirklich nahe genug waren — verfiel Schlome selbst in eine bedrohliche Krankheit, die der herbeigeholte Arzt sogleich als so gefährlich erkannte, daß er auf schonende Weise dem Kranken bedeutete, sein Haus zu bestellen. Mathis bewährte sich als treuer Freund; es war, als hätte der frühere Zwist, wie ein die Luft reinigendes Gewitter, jede trübe Wolke des Egoismus und der Vorurtheile gänzlich verscheucht, und er bekundete seine Freundschaft für Schlome dadurch, daß seine freigebige Hand keinen Mangel aufkommen ließ, er brachte auch den größten Theil des Tages an seinem Krankenbette zu. — „Mathis! sagte einst

Schlome zu diesem, ich fühle meine irdische Auflösung nahe bevorstehend und somit hat meine arme Gitl keinen menschlichen Beschützer außer dir. Ich sterbe aber deßwegen ruhig, denn ich kenne dein wackeres Herz. Eines jedoch mußt du mir zusichern, wenn meine Sterbestunde mir nicht zu einer Folterqual werden soll. Gelobe mir nämlich, daß du nicht nur zur Verleugnung ihres Glaubens sie niemals bereden, sondern nach Kräften es hintertreiben werdest, wenn jene unselige Leidenschaft sie dazu geneigt machen sollte.“ Mathis reichte ihm die Hand und gab ihm die verlangte Betheuerung. Wenige Stunden hernach war Schlome eine Leiche.

Gitl weinte, Mathis trauerte; Peter weinte mit Gitl und trauerte mit Mathis.

Weder Thränen noch Trauer um Verluste bestehen gegen die Macht der Zeit.

Mathis wollte zwar Gitl gänzlich zu sich ins Haus nehmen und ihr die Führung der Hauswirthschaft anvertrauen, da sich jedoch das fromme Judenmädchen scheute die Kost in dem Hause ihres Beschützers zu nehmen, wurde sie bei einer Judenfamilie in dem Dorfe untergebracht, die Vor- und Nachmittagsstunden aber brachte sie in Mathisens Wohnung zu und es darf wohl nicht erst berichtet werden, daß Peter nun viel öfter als früher das väterliche Haus besuchte.

Mathis sah ein, daß dieser Zustand ohne moralische und physische Gefahr nicht länger so bleiben dürfe und er entschloß sich zu einem energischen Mittel: Er gab einigen Israeliten Aufträge für Gitl eine „gute Partie“ vorzuschlagen; er versprach eine Ausstattung, wie für ein ordentliches Bauernmädchen, einige hundert Gulden bares Geld und die Uebergabe der Pachtung zu Alma. — Ist nur einmal Gitl verheiratet, dachte Mathis, dann schlägt sich sie Peter leichter aus dem Kopfe, er wird sich dann selber um eine Frau umsehen und bald eine finden, denn er ist ein schmucker Junge und mein einziger Erbe. Nach kurzer Zeit wird er so wie Gitl lachen über die jugendliche Thorheit.

Der gute Mathis nahm jedoch die Sache viel zu leicht. Der erste Israelite, der sich bei Gitl als Freier einstellte, wurde mit so vieler Gleichgiltigkeit, ja mit offenbarem Widerwillen behandelt, daß er gern wieder abzog und die einzige Folge davon war, daß Gitl nun alle Morgen mit verweinten Augen erschien, und daß bei Peter die Traurigkeit derart zunahm, daß die Annäherung einer Krankheit bei ihm zu fürchten stand.

„Aber sage mir doch, mein Sohn, worauf du eigentlich hoffst? fragte ihn Mathis.“

„Auf nichts, Vater! war die wehmüthige Antwort, so viel aber ist gewiß, daß ich niemals heiraten werde, da denn einmal Gitl nicht mein Weib werden kann, und daß ich mich erschieße, wenn sie das Weib eines Andern wird.“

Mathis konnte die ganze Nacht kein Auge schließen. Er sah zwei Personen, die ihm so theuer waren wie das eigene Leben, sich aufzehren in der Glut der Leidenschaft, er fühlte, daß sein Sohn das, was er drohte, auch ausführen würde, denn er selbst hätte es vor vierundzwanzig Jahren nicht anders gemacht, wenn er die schöne Müller-Lori nicht zum Weibe bekommen hätte.

Er faßte einen Entschluß.

Am andern Morgen beschied er Peter und Gitl zu sich, ließ beide neben sich auf die Bank setzen und redete sie mit folgenden Worten an: „Höret mich an, Kinder! ich will einmal der Narrethei ein Ende machen. Einer gemischten Ehe zwischen euch steht hier zu Lande alles im Wege, daß Gitl protestantisch werde, ist gar nicht denkbar, sie wird nie von dem Glauben lassen, in dem sie erzogen wurde, überdieß habe ich ihrem sterbenden Vater angelobt, dies niemals zu gestatten, aber dir Peter, der mit den jüdischen Gebräuchen bekannt, den Gott der Juden als denselben Gott der Protestanten erkannte, dir kömmt es nicht schwer an, eine Hülle, mit der andern zu wechseln. Liegt doch derselbe ewig frische Kern in der Gottesidee jeder Religion. Ehe dein Leib verderbe, schwinge sich deine Seele, wenn auch unter andern Gebeten und Gebräuchen zu dem Gotte der Juden. Ich will und kann es nicht zusehen, daß diese Qualen euch zu traurigem Ende führen. So ziehet denn in Gottes Namen nach Amerika, dort werden die Landesgesetze euerer Verbindung keine Hindernisse bereiten.

Meinen väterlichen Segen und hinlängliche Reisespesen werde ich euch mitgeben. Sobald ihr ehelich verbunden seid, schicket mir einen Boten. Diese Tefilin Schlomes halte mir in Ehren Peter, mögen sie deinen ersten Wandel im neuen Glauben begleiten.

Wer mir diese Tefilin überbringt, wird mir als vollkommen verläßlich erscheinen. Mit denselben werde ich euch diejenige Summe schicken, die ihr mir als nothwendig zum Ankauf und zur Einrichtung einer Bauernwirthschaft angeben werdet. Mein Großvater zog einst aus Deutschland herein, um sich hier anzusiedeln, so mag nun sein Urenkel wieder hinaus, um anderwärts sein Glück zu gründen.

Die jungen Leute fielen Mathisen um den Hals und erdrückten ihn fast mit ihren Küssen. Es waren drei überselige Menschen und nur der Gedanke der Trennung war die trübe Wolke an ihrem heitern Himmel.

Das Projekt wurde bald ausgeführt und ich habe bereits erzählt, daß ich Augenzeuge war, wie der Bote die Tefilin und somit die erste Nachricht überbrachte.

Ich war nach wenigen Wochen so weit hergestellt, daß ich zu meinen Angehörigen nach Pest reisen konnte, wo ich durch weitere ärztliche Behandlung und durch den Beistand Gottes vollkommen genas.

Es war ohngefähr ein Jahr später, als ich einem Pferdesensalen den Auftrag gab, mir zwei gute Rosse zum Ankauf auszusuchen. Es war Marktzeit und er führte mich auf den Roßplatz.

Es war eine angenehme Ueberraschung für mich, hier den braven Mathis zu finden. Er hatte vier herrliche Rosse bei sich, von welchen er zweie zum Verkaufe anbot. Er erkannte mich ebenfalls und bezeugte seine Freude darüber mich gänzlich geheilt zu sehen. Wir wurden über den Preis für die zwei Thiere einig, nur wollte ich sie Nachmittag probefahren und dann bezahlen. „Herr! sagte Mathis, ich will heute weiterreisen und wiewohl ich für die Mackellosigkeit der Pferde hafte, verlange ich doch vor der, Hand kein Geld. Nach drei Monaten sende ich Ihnen eine Adresse zu unter welcher Sie mir das Geld mit der Post zukommen lassen werden.“

Wie? fragte ich erstaunt, „reisen Sie nicht nach Alma zurück?“ — Nein erwiderte er. Ein zweiter Bote brachte mir neulich die Nachricht von einem Enkelchen und nun hält es mich nicht länger. Ich verkaufe meine Besitzungen zu Ratany und Alma und bin jetzt im Begriffe mich zu meinen Kindern zu begeben und mich bei ihnen einzurichten.

Nach drei Monaten schickte ich der erhaltenen Weisung gemäß den Preis für die Pferde nach New-York, in dessen Nähe Peter eine große einträgliche Farm besitzt.

L. Horowitz.

Ein jüdischer Lehrer.

Erzählung

von

Daniel Ehrmann.

1. Der Konkurs.

So ein paar gedruckte Zeilen in einem Zeitungsblatte finden in unserem schreibseligen Jahrhunderte sehr wenig Beachtung. Man liest sie kaum, sondern durchblickt sie bloß flüchtig, um sie im nächsten Augenblicke der gänzlichen Vergessenheit zu übergeben. Der erste beste neue Eindruck verdrängt sie aus der Erinnerung; sie gleichen Schriftzügen in den Sand gezeichnet, die der leiseste Windeshauch, der über sie hinfährt, verwischt, um keine Spur von ihnen zurückzulassen. Allein für den Einzelnen, den sie gerade persönlich interessiren, für den sie gleichsam eigens geschrieben scheinen, sind sie nicht so ganz gleichgiltig, und wenn ihn die Umstände in den Kreis ihrer Folgen und Wirkungen ziehen, erhalten sie nicht selten eine große Bedeutung, sie greifen tief in sein Leben ein, um es in neue rosige oder dornenvolle Bahnen zu lenken, sie entscheiden oft über seine ganze Zukunft. Dieses war der Fall mit einer Konkursausschreibung, die man im Monate Januar des Jahres 18 . . in dem Inseratentheile der amtlichen Landeszeitung las.

An der Elementarschule der Kultusgemeinde zu Tiefschlag, mit der in neuester Zeit auch eine hebräische Lehranstalt verbunden wurde, soll die Stelle eines Lehrers besetzt werden. Leo Floßmann, der Vorsteher, welcher im Namen der Gemeinde den Posten ausschreibt, weiß es zu gut, daß die Schule die Grundlage aller Kultur sei und richtet darnach seine Ansprüche ein. Er verlangt von den Bewerbern nichts weniger als gründliches Schulwissen, pädagogische Begabung, klassische Bildung, tüchtige Kenntnisse in den hebräischen Fächern und noch manch' anderes Stück Gelehrsamkeit — denn der Lehrer in spe soll ein zweiter Atlas die ganze geistige Welt der Kultusgemeinde zu Tiefschlag auf seinen Schultern tragen. Er hat nicht nur den Gesammtunterricht für die Jugend zu leisten — dafür wird er als erster und zweiter Lehrer in einer Person angestellt — sondern soll auch zur Abwechslung in seiner Berufsthätigkeit die Funktionen als Vorbeter und Vor-

leser aus der Torah in der Synagoge übernehmen. — Die Befähigung zum Schächterdienste wird ebenfalls gewünscht, bloß aushilfsweise, damit, wenn der angestellte Schächter zufällig verhindert wäre sein Amt zu üben, der Lehrer auch in dieser Richtung der Gemeinde gerecht werden und ihren fleischlichen Bedürfnissen Genüge leisten könnte. — Musikalische Bildung und die Kenntniß moderner Sprachen werden zwar nicht absolut gefordert, sind eben nicht eine conditio sine qua non, geben aber dem Bewerber caeteris paribus einen Vorzug. Daß diese Ebenmäßigkeit der geistigen Ausbildung mit einer entsprechenden Herzensbildung, mit einem religiösen und moralischen Lebenswandel, mit einem bescheidenen friedliebenden Charakter gepaart sein müsse, ist bei einer solchen Stellung wohl selbstverständlich. — Für alle diese Leistungen erhält der Lehrer einen jährlichen Gehalt von 250 fl. nebst freier Wohnung, ohne irgend welche Emolumente.

Das ist der wesentliche Inhalt des Konkurses, mit dem, die sonst wenig gekannte Gemeinde in die Oeffentlichkeit trat, und wahrlich dieses erste Debut war ganz geeignet die Aufmerksamkeit der weiten Außenwelt auf sie zu lenken, denn, gab schon der sonderbare Inhalt Stoff zu verschiedenartigen Betrachtungen über das moderne Martyrerthum des Lehrstandes, so war auch die stylistische Fassung des Schriftstückes zu abenteuerlich, um der Beachtung entgehen zu können. Besonders fiel der Passus auf, der die erste und zweite Lehrerstelle in eine Person vereinigt, ein mathematisches Problem, das als Pendant zur Quadratur des Zirkels gelten konnte, und nebenbei der Logik des wohlweisen Vorstandes zu Tiefschlag einen derben Stoß versetzte. Gewissenhafte Zeitungsleser, welche das hinterräumige Anoncenmagazin der Journale ebenso emsig durchstöberen, wie das Schaufenster, welches die Neugierde des Publikums mit den interessanten Nachrichten des elektrischen Drahts befriedigt, blieben beim Lesen der seltsamen Konkursausschreibung vor Verwunderung stehen. Leo Floßmann hatte sich schnell einen Namen gemacht. Die einen bewunderten die Weisheit des Mannes, der die beiden Hauptfaktoren des geistigen Lebens, Kultus und Unterricht so praktisch zu vereinigen verstand und dieses große Vorhaben mit so geringen Mitteln zur Ausführung bringen wollte, die andern waren von der Naivetät des Mannes überrascht, der einem menschlichen Wesen zumuthen konnte, so viel zu wissen und so viel zu leisten und dabei von einem Gehalte zu existiren, der in den idyllischen Zeiten des vorigen Jahrhunderts als ein ansehnlicher galt, in dem gegenwärtigen aber kaum die allernöthigsten Bedürfnisse eines Menschen — und wäre dieser Mensch selbst ein Lehrer — decken könnte. — Die Angelegenheit blieb nicht bloß auf die Leser der amtlichen Zeitung beschränkt, sie wurde in weitern Kreisen bekannt. Mehrere Journale brachten sie als Notiz, ein pädagogisches Fachblatt faßte die ernste Seite derselben auf und widmete ihr einen geharnischten Artikel, während ein in Deutschland viel gelesenes Witzblatt sie zum Gegenstande einer humoristischen Besprechung machte.

Von all' dem hatte man in Tiefschlag nicht die leiseste Ahnung, obgleich die Ausschreibung nicht ohne Geburtswehen ins Leben trat. Die Vorstandssitzung, in welcher sie beschlossen wurde, war eine ziemlich lebhafte und stürmische und der Antrag hatte einen ernsten Kampf mit der Opposition zu bestehen. Die Details dieser Sitzung sind für den Verlauf unserer Erzählung zu wichtig, um mit Stillschweigen übergangen zu werden, und der Leser wolle uns geneigtest in die Gemeindestube — so wurde schlechtweg der Berathungssaal des Tiefschlager Kultusvorstandes genannt — begleiten. Es dürfte ihm überdieß dieser kurze Weg zur Befriedigung seiner Neugierde dienlich sein, da das Princip der Oeffentlichkeit bei den Gemeindeberathungen bis jetzt noch wenig zur Geltung gekommen und die jüdischen Komunalangelegenheiten mit äußerst seltenen Ausnahmen bei verschlossenen Thüren verhandelt werden.

In der Gemeindestube, einem ebenerdigen, mittelgroßen aber wenig lichten Zimmer waren die weisen Väter der Gemeinde — acht an der Zahl, dießmahl vollzählig versammelt — ein Fall, der in Tiefschlag zu den Seltenheiten zählte, und nur dem Umstande zu verdanken war, daß in den Weihnachtsfeiertagen die Leute auf dem Lande meistens bei Hause und frei von Geschäften sind. Leo Floßmann führte als Vorsteher den Vorsitz, und war heute auch der Antragsteller. Der Mann besaß nur sehr geringe Bildung, war aber von der Natur mit einer gewissen populären Beredsamkeit begabt, zu der sich eine gewandte Schlagfertigkeit in der Debatte gesellte — Eigenschaften, die selbst in den bessern gebildeten Kreisen der Gesellschaft häufig schneller durchdringen, als Wissen und Sachkenntniß — Floßmann wußte ebenso seinen Collegen im Rathe wie den unter seiner Obhut stehenden Gemeindegliedern zu imponiren. — Er galt allgemein als ein guter Kopf, und wenn in diesem Kopfe eine Idee zu reifen begann, wußte er auch die nöthigen Mittel anzuwenden, die geeigneten Hebel in Bewegung zu setzen, um sein Ziel zu erreichen. Seine Pläne und Anträge stießen selten auf ernstlichen Widerstand, und auch heute war er im Vorhinein seines Sieges gewiß. In seiner Rede, die er zur Begründung seines heutigen Antrags hielt, hob er bedeutsam hervor, daß es auch in Tiefschlag einmal an der Zeit sei, der neuen Zeit Rechnung zu tragen, daß es sich darum handle eine allseitig genügende Kraft für die Gemeinde zu gewinnen, um so der Jugend eine bessere Erziehung, einen gedeihlichen Unterricht zu verschaffen, und nebstbei auch für die Erwachsenen durch Einführung eines würdigen Gottesdienstes einen höhern Culturzustand zu begründen. Der alte Lehrer Steinfeld, so fuhr er wörtlich fort, der vor einem halben Jahre mit Tod abging, hat die Jugend ganz vernachlässigt, er soll mir's verzeihen, er hat den Kopf mehr gehabt auf das Geschäft seiner Frau, als auf unsere Kinder. Mein Sohn Victor, der jetzt bei mir im Geschäfte ist, läßt sich gottlob sehr gut an; aber ich schäme mich gar nicht es zu sagen: Er ist ein großer Ignorant, — und die andern Kinder

in der Gemeinde sind nicht viel besser daran. Der alte Chasan (Vorbeter) ist seit Monaten bettlägerig und wird auch nicht mehr viel leisten können. Es ist daher das beste, wir nehmen uns einen tüchtigen Menschen, der uns Alles versorgt, und wenn wir ihm dritthalb Hundert Gulden Gehalt geben, so ist er überglücklich, und dabei erspart die Gemeinde noch, denn wir heben alle sonst üblichen Emolumente auf, die sonst nur einen Angestellten der Gemeinde in Abhängigkeit erhalten und leicht zur Parteilichkeit verleiten. Das ist meine Ansicht, was halten sie davon, meine Herrn!" Der schwungvollen Rede folgte eine längere Pause. Von den Mienen der Anwesenden ließ sich weder Ueberraschung noch Zustimmung oder Widerspruch ablesen. Es war eine Passivität der Gesichter, wie sie gar häufig in die Erscheinung tritt, wenn jemanden etwas mitgetheilt wird, das ihm ganz gleichgiltig ist, oder das er nicht gehörig verstanden hat.

Der Vorsteher hat Recht, begann endlich einer der Rathsherrn, mit unsern Kindern sieht es wirklich schlecht aus. Gewiß, versetzte ein Zweiter, wir leben zwar nur auf dem Dorfe, allein unsere Kinder sollen doch einmal in die Welt hinaus, und da thut ihnen eine feinere Bildung noth. Auch darin, meinte ein dritter, hat der Vorsteher recht, daß es in unserer Synagoge nicht schön zugeht, wir müssen uns wahrlich schämen, wenn ein Fremder über Samstag hier ist und den Gottesdienst besucht.

Noch zwei andere Mitglieder des Vorstandes gaben durch ähnliche Bemerkungen ihre Zustimmung kund, und Leo Floßmann, im stolzen Bewußtsein auch diesmal das Terrain ohne Schwertstreich behauptet zu haben, begann von neuem: Meine Herren! Ich habe bereits die Konkursausschreibung aufgesetzt, die ganz im Sinne unseres Beschlusses abgefaßt ist, und nun las er der Versammlung mit Pathos das Elaborat vor, welches wir bereits mit allen seinen genialen Fehlern Eingangs unserer Erzählung kennen lernten.

Ein beifälliges Kopfnicken von Seiten derjenigen Männer, welche den Antrag des Vorstehers unterstützten, ließ auch ihre Zufriedenheit mit der Textirung des Conkurses erkennen. Nur zwei Mitglieder des Vorstandes, und zwar das jüngste und das älteste hatten bis jetzt noch durch kein Wort ihre Meinung über den Gegenstand der Verhandlung verrathen. Beide Männer hatten kein persönliches Interesse an der Schule.— Der jüngere — Bittner war sein Name — hatte erst vor einigen Monaten geheirathet, und der Senior der Versammlung, wegen seiner überaus hohen Statur allgemein nur der lange Itzig genannt, obgleich die große Tafel, über den Spezereiladen in der Mitte des Dorfes mit riesigen gelben Buchstaben seinen legitimen in der Kaufmannswelt geachteten Namen „Isak Schreiter" trug, war kinderlos. Das Stillschweigen dieser beiden Männer konnte leicht als Mangel an Theilnahme für den Gegenstand der Berathung betrachtet werden, und Leo Floßmann hatte von dieser Seite am wenigsten einen Widerspruch erwartet. —

Zu seiner Ueberraschung jedoch erbat sich Bittner, ein kleines Männchen, dessen Exterieur aber Verstand und Bildung verrieth, das Wort. — Herr Vorsteher! begann er: Ihre Absicht ist gewiß eine gute, und Sie haben ohne Zweifel wie immer auch heute nur das Wohl der Gemeinde vor Augen, doch dürften Sie kaum Ihr Ziel erreichen. Die Dotation der Stelle ist nicht nur im Mißverhältniß zu den Ansprüchen, die wir an den Lehrer stellen, sie ist an sich eben so unzureichend wie die Ansprüche überschwenglich sind, diese zu mäßigen und jene zu erhöhen, ist der einzige Weg, um einen tüchtigen Mann für die Schule zu aquiriren, sonst wird sich wohl niemand um diese Stelle bewerben, und thut es wider Erwarten einer, so ist er ein Betrogener oder ein Betrüger. — Diese diplomatische Rede war für den Bildungsgrad der Versammlung etwas zu hoch geschraubt, doch verstand man soviel davon, daß es sich um eine Gehaltserhöhung handle, und was irgendwie auf einen Zuschlag zu den Comunalsteuern, also auf ein Geldopfer hinzielte, klang in den Ohren der Vorstandsmajorität wie ein unheimlicher Ton, und das Amendement Bittners hatte daher wenig Aussicht auf Erfolg. Er schien es selbst zu fühlen und setzte sich mißmuthig nieder, man konnte bemerken, daß es ihm gereue, umsonst ein Wort verloren zu haben, als er durch den letzten Redner, den langen Itzig einen neuen Succurs erhielt. Dieser meldete sich ebenfalls zum Worte; doch bevor wir seine parlamantarische Leistung mitanhören, wollen wir dem Manne einige Zeilen widmen, die ihm in unserer Erzählung rechtlich gebühren.

Isak Schreiter war ein eigenthümlicher Mensch, aber ein Charakter.— Sein Aeußeres, sein Umgang, sein ganzes Wesen machten ihn am wenigsten zu einer beliebten Persönlichkeit in Tiefschlag. Er war ein langer schrotiger Mann mit stark markirten, unschönen, ja beinahe widerlichen Gesichtszügen, deren Farbe etwas ins Aethiopische hinneigte. Seine Kleidung ging über das Maaß der Bescheidenheit hinaus, und da der Mann wie allgemein bekannt, reichlich mit irdischen Glücksgütern gesegnet war, genügte schon dieser Umstand, ihn als einen Geizhals zu verschreien. Er lebte in der That sehr einfach und sparsam; viele Genüsse, die Andern unentbehrlich schienen, waren ihm ganz unbekannt. Sein Umgang war ebenfalls wenig gewinnend, man sah ihn selten zutraulich oder freundlich, seine Redeweise verrieth wenig Bildung, er sprach kurz, barsch und konnte leicht heftig werden. Wir haben nun schon genug Schattenseiten von dem Manne kennen gelernt, wir sehen, es fehlte ihm gar viel zu einem Alcibiades; allein wenn irgendwo der Spruch: „Der Schein trügt“ sich bewährt hat, so war dies bei Isak Schreiter der Fall — Dieses Ensemble von ungefälligen Aeußerlichkeiten barg ein Herz von hohem Adel, ein feines zartfühlendes Gemüth. Der innere Mensch an ihm verdient unsere Bewunderung.— Er hatte niemals von einem Menschen, hinter dessen Rücken Böses gesprochen, im Gegentheile vertheidigte er gerne jeden Abwesenden, seine Gemeindebeiträge zahlte er stets ohne Murren und

Unzufriedenheit, wurde irgend eine Collekte zu einem löblichen Zwecke veranstaltet, so fehlte auch sein Name niemals im Verzeichnisse der Spendenden; vor Allem aber liebte er es, Wohlthätigkeit im Stillen zu üben, und gar mancher wußte zu erzählen, wie er ihn durch ausgiebige Hilfe aus seiner Nothlage rettete. Durch Erfahrung und angebornen gesunden Menschenverstand ersetzte er in vielen Fällen den Mangel an Wissen und wie er oft zu helfen wußte, so verstand er es auch zu rathen, wenn Jemand seinen Rath verlangte. Bei solchen Eigenschaften ist es wohl erklärlich, daß der lange Itzig seit mehr als zwanzig Jahren — nicht am grünen, wohl aber am braun angestrichenen hölzernen Tisch des Kultusvorstandes seinen Sitz hatte — und bei jeder neuen Wahlperiode wieder in den Vorstand gewählt wurde — doch kehren wir zur Sitzung zurück, denn die Herren vom Rathe sind schon neugierig, wie sich der lange Itzig über den Gegenstand der heute ausschließlich auf der Tagesordnung stand, äußern werde.

„Ich verstehe nicht, Herr Vorsteher, sprach der Redner, was Sie sich da mit dem Konkurse in den Kopf setzen, der keinen andern Zweck haben wird, als die Gemeinde in den Augen der Welt lächerlich zu machen. Wunder, daß Sie nicht verlangen, der Lehrer muß auch ein geschickter Tanzmeister sein. Ich weiß nur so viel, daß man den Vogel füttern muß, wenn man ihn in den Käfig sperrt, und wenn Sie einen Lehrer aufnehmen wollen, müssen Sie ihn auch anständig besolden. Ich bin daher ganz der Meinung meines Herrn Vorredners.“

Der lange Itzig hatte im Grunde genommen nur dasjenige in simpler etwas derber Prosa wiederholt, was bereits sein Vorredner in gewählter Sprache vorbrachte; dennoch, oder besser gesagt, deßhalb brachten seine Worte bei dem nicht zu sehr gebildeten Auditorium eine größere Wirkung hervor; und wie es öfters bei Versammlungen vorkömmt, daß eine langgedehnte Debatte durch ein einziges vernünftiges Wort in den Grund gebohrt wird, und man erst spät zur Einsicht gelangt, daß man sich nicht im rechten Fahrwasser befunden habe, so gingen auch hier den Herren Gemeinderäthen erst bei den Worten des langen Itzig die Augen auf, sie sahen einander überrascht und verblüfft an, als ob sie ihre Weisheit und ihre Beredtsamkeit zu Hause vergessen hätten.

Der Vorsteher hatte schnell die Situation überblickt und er konnte sichs nicht verhehlen, daß sie eine schwierige sei, doch war er nicht der Mann, sich so leicht aus dem Sattel heben zu lassen und das Unheimliche, ja seinem Plane Nachtheilige einer längeren Pause schnell herausfühlend, replicirte er rasch:

„Lassen Sie mich gehen, Sie glauben wohl in den großen Städten fehlt es auch so an geschickten Menschen, wie bei uns auf dem Dorfe, dort findet man die gebildetsten Lehrer schockweise in allen Gassen. Sie werden

staunen, welch' eine Masse von Anmeldungsbriefen wir in wenigen Tagen erhalten werden."

Der Herr Vorsteher hat recht, ließ sich jetzt eine Stimme hinter dem Ofen vernehmen. Es war der Gemeindediener, gemeinhin Berl Schames genannt, der dort gemächlich seinen Sitz aufgeschlagen hatte, allen Vorstandssitzungen beiwohnte und wie öfters auch heute ungebeten sein Votum abgab, ein patriarchalisches Verhältniß zwischen Herrn und Diener, welches in Tiefschlag durchaus nicht als ein Verstoß gegen die Etiquette auffiel. Der Herr Vorsteher hat recht, sprach der unerwartete Redner aus seinem Verstecke hervortretend, mein Bruder war vorige Woche in der Hauptstadt, da sah er in der Garküche einen schönen jungen Mann, welcher wie der beste Prediger sprach, und alle Anwesenden staunten seine Rede an. Bei dessen Weggehen sagte der Garkücher zu den Gästen: Dieser Mensch kann alles in der Welt, was man nur will; nur schade, daß er nicht von heute auf morgen zu leben hat. Die Anwendung dieser interessanten Erzählung auf den vorliegenden Fall überließ er den Herren vom Vorstande, denn er hatte zu seinem Verdrusse bemerkt, daß dießmal seine Zudringlichkeit keine beifällige Aufnahme fand und selbst der Vorsteher zeigte sich wenig dankbar für den nicht verlangten Beistand. Störe mich nicht, sprach er zu Berl Schames, mit deinem leeren Gerede. Wahr ist es jedoch, fuhr er zu seinen Collegen gewendet, fort, es gibt jetzt mehr Schochtim (Schlächter) als Hühner und jeder Lehrer wird es sich als eine große Ehre anrechnen, in unserer Gemeinde eine Anstellung zu erhalten, es kann ihm für sein ganzes Leben von Nutzen sein.

„Ich fürchte, entgegnete der lange Itzig, sein ganzes Leben wird nur von kurzer Dauer sein, er wird bald bei uns Hungers sterben."

Eine Lachsalve zu der alle Anwesenden mit Ausnahme des Vorstehers Chorus machten, lohnte den Witz des alten Mannes.

Leo Floßmann, in die Enge getrieben, sah sich total geschlagen und griff zu seinem letzten Mittel, welches niemals seine Wirkung verfehlte. Er drohete mit seiner Resignation. „Mein Weib, sprach er im leidenschaftlichen Tone, zankt sonst immer, daß ich mich nur mit der Gemeinde befasse, und dadurch mein Geschäft vernachlässige. Uebrigens kann man ja über den Gegenstand abstimmen und ihn ohne weiteres Debattiren erledigen.

Es wurde zur Abstimmung geschritten. Sechs Stimmen waren für Floßmann's Antrag. Bittner und der lange Itzig blieben in der Minorität. Letzterer hatte sich unwillig aus der Gemeindestube entfernt, während der Vorsteher in eigener Person das Protokoll aufsetzte und bei dieser sauern Arbeit die Nägel seiner Hände und den Bart seiner Feder mit seinen Zähnen in häufige Berührung brachte. Das Protokoll war endlich zu Stande gebracht und unterschrieben. Die Mitglieder des Vorstandes entfernten sich. Leo Floßmann war mit der Sitzung nicht ganz zufrieden, er hatte sich nicht

auf einen so heißen Kampf gefaßt gemacht; auch lag ihm noch ein geheimer Wunsch auf dem Herzen, dem er unter dem Angriffsfeuer der Opposition keinen Ausdruck zu geben wagte. Er hatte ursprünglich die Absicht den neuen Lehrer auch mit dem Amte eines Gemeindesekretärs zu beehren und ihn für seine Mühe mit einer jährlichen Remuneration von 25 fl. schadlos zu halten; und bei einem ruhigen Verlauf der Verhandlung hätte sein Antrag auch sicher diesen Zusatzartikel erhalten. Die ironischen Bemerkungen des langen Itzig hatten ihm die Lust dazu benommen.

Berl Schames stopfte seine Pfeife und trillerte dabei eine Melodie aus der Liturgie des Passafestes, denn nebenbei bemerkt, versah er in Tiefschlag auch intermistisch die Funktionen als Vorbeter und Vorleser aus der Torah, dann schloß er die Gemeindestube und begab sich nach Hause. Sein Weib Esther merkte es gleich, daß er nicht in rosiger Laune sei. Die wegwerfende Bemerkung des Vorstehers über seine Nachricht von der socialen Stellung der Intelligenz in der Hauptstadt hatte seine Empfindlichkeit verletzt. „Wahrscheinlich ist es heute in der Sitzung über dich hergegangen," fragte die eben so zärtliche als neugierige Ehehälfte des Gemeindedieners. Das gerade nicht, erwiderte dieser, aber es ist bald nicht mehr in Tiefschlag auszuhalten, die Welt hat sich ganz umgedreht.

Bereits waren drei Monate verstrichen seit der denkwürdigen Sitzung, die Berl Schames als ein Epoche machendes Ereigniß, als eine Umwälzung des Universums bezeichnete, und noch hatte sich kein Bewerber um die ausgeschriebene Stelle gemeldet. Die Prophezeihungen Leo Floßmann's hatten sich nicht erfüllt. Er hatte von Tag zu Tag mit fieberhafter Spannung eine Anmeldung erwartet. Die Angelegenheit war nicht bloß für die Gemeinde von großer Wichtigkeit, weil die Jugend wirklich seit dem Tode des letzten Lehrers gar keinen oder nur einen sehr spärlichen Unterricht genoß, sie war besonders für den Vorsteher ein Ehrenpunkt und sein bisher unangefochtenes Ansehen hatte eine bedeutende Erschütterung erlitten. Die Debatten in der Gemeindestube fanden einen langwährenden Nachhall bei den Mitgliedern der Gemeinde. In allen Bierhäusern, bei allen Zusammenkünften, überhaupt wo ein paar Müßiggänger auf offener Straße ein sogenanntes „Rädchen" bildeten, war die Lehrerfrage Gegenstand der Unterhaltung, auch dabei wurden Debatten geführt, wenn gleich heftiger und mit weniger Urbanität als in der Gemeindestube; doch sprach sich die vox populi größtentheils gegen den Vorsteher aus. Bittner und der lange Itzig fanden durch den Erfolg ihre Rechtfertigung, sie blieben Sieger, wenn auch nicht in der Gemeindestube, so doch in der Meinung des Publikums.

Der Vorsteher war nach und nach zur Erkenntniß seines Mißgriffes gelangt, und dieses Bewußtsein hatte ihn in eine andauernde üble Laune versetzt, welche seine Umgebung oft zu fühlen bekam. Zu stolz, um seinen Fehler einzugestehen und in eine neue Bahn einzulenken, fand er sich in

seiner Ehre gekränkt, wenn zufällig in seiner Gegenwart das Gespräch auf die Lehrerangelegenheit kam, und weit entfernt seinem gepreßten Herzen durch Worte Luft zu machen, durften selbst seine Hausleute den Gegenstand nicht mit einem Worte berühren. Seine Stellung in der Gemeinde betrachtete er nicht mehr als einen Ehrenposten, sondern als eine drückende Last, er war seines Amtes überdrüssig, und hätte es gerne niedergelegt, allein sein Ehrgeiz sträubte sich dagegen, es in einem Momente zu thun, wo die Resignation als Folge der erlittenen Schlappe betrachtet werden mußte.

Es war an einem Donnerstage vor dem Passafeste. Leo Floßmann kam früh Morgens aus der Synagoge, wo er den Todestag seines Vaters, die sogenannte „Jahrzeit" in religiöser und kindlicher Pietät feierte. Er war ganz verdrießlich und aufgeregt, sprach aber kein Wort und ließ auch die an ihn gerichteten Fragen unbeantwortet. Seine Frau merkte wohl, es müsse in der Synagoge etwas vorgegangen sein, wagte aber nicht zu fragen, mit einem nur dem zarten Geschlechte eigenen Instinkte ahnte sie, daß auch dieser Kummer mit der Lehrerangelegenheit im Zusammenhange stehe, die seit einiger Zeit ihren Gatten, wie ein düsteres Fatum mit seinen Netzen zu umspannen schien. Wir wollen die Neugierde einer Evastochter nicht unbefriedigt lassen, und den Vorfall mit der Gewissenhaftigkeit eines Historikers getreulich erzählen.

Leo Floßmann ward in der Synagoge als Jahrzeiter nach religiösem Usus zur Torah gerufen, und Berl Schames las ihm das Dutzend Verse aus dem Wochenabschnitte vor, das ihm als sein Antheil zufiel, allein der mundfertige Gemeindediener gerieth bei dieser Funktion so oft in Conflikt mit der hebräischen Grammatik und griff bei der kantilenartigen Melodie trotz einer modernen Opernsängerin so viel falsche Töne, daß der alte Reb Joßef, ein Morenu (Schriftgelehrter) seines Zeichens — seinen Zorn nicht länger bemeistern konnte, und laut ausrief: Das ist nicht mehr anzuhören, das ist Schmach und Schande so zu leinen (vorlesen); es ist schon hoch Zeit, daß ein anderer Koreh (Vorleser) kömmt. — Niemand hatte dem ehrwürdigen Alten geantwortet, und der Gottesdienst wurde ohne weitere Störung zu Ende geführt, Leo Floßmann hatte jedoch in den Worten des greisen Morenu einen indirekten Vorwurf gegen seine mißlungene Gemeindeversorgungsoperation herausgefunden; es war mehr als Verdruß was er fühlte, es waren Gewissensbisse, er sah ein, daß er umkehren müsse, wenn er die Gemeinde nicht seinen unpraktischen Plänen opfern wolle, sein Stolz war gebrochen, daher jene trübe Gemüthsstimmung, die seine Gattin bei seiner Rückkehr mit so viel Betrübnis erfüllte.

Der Vorsteher hatte wie gesagt längere Zeit kein Wort gesprochen, als er aber wahrnahm mit welcher Besorgniß ihn seine Frau anblickte, konnte er nicht länger seinen Seelenschmerz in sich verschließen, er mußte sein Stillschweigen brechen. Sieh, mein Kind, sprach er zu seiner Frau, dieser Con-

kurs will mir nicht aus dem Kopfe, ich muß nun bekennen, daß er ein Fehlgriff war, er bringt der Gemeinde nur Schande, und ich trage zuletzt allein die Schuld, ich muß ihn widerrufen, muß mich mit dem Vorstande berathen, um eine neue Ausschreibung einzuleiten. — Die Frau Vorsteherin, die ihren eigenen Stolz besaß, war von dieser Wendung der Dinge nicht sonderlich erbaut, obgleich sie deren Nothwendigkeit anerkannte. „Das kömmt von den Gemeindesachen heraus, erwiederte sie, ich habe dir schon längst gerathen, ihnen die ganze Geschichte hinzuwerfen, du bekömmst mit dem alten und mit dem neuen Konkurse keinen Lehrer, welcher ordentliche Mensch wird nach Tiefschlag gehen? — Leo Floßmann hatte nicht nöthig diesen heißblütigen Herzenserguß seiner Gattin zu beantworten, der Zufall hatte es beschlossen der Frau Vorsteherin schnell ohne die kleinste Pause ein Dementi zu geben. Es klopfte an der Thüre, der Postbote trat ein und brachte ein großes Paquet mit dem Poststempel „Hamburg". Der Vorsteher erbrach hastig das Siegel, durchflog mit gierigen Blicken den Inhalt. Es war die Bewerbung eines Lehrers um den vakanten Posten in der Gemeinde zu Tiefschlag. Ein junger Mann, ledigen Standes mit Namen Adolf Fellner, wies sich mit den besten Zeugnissen aus über alle jene Fähigkeiten und Kenntnisse, welche der intellektuelle Heißhunger der Tiefschlager Gemeinde verlangte. In den Belegen des Bewerbers wird auch in den schmeichelhaftesten Ausdrücken von seinen bisherigen praktischen Leistungen auf pädagogischem Gebiet, wie von seinem tadellosen Charakter gesprochen, unter Anderem heißt es „daß sich jede Gemeinde mit einer solchen Aquisition gratuliren dürfe".

Mehr hatte Leo Floßmann nicht gebraucht zu dem raschen Uebergange von der äußersten Niedergeschlagenheit zu der größten Selbstzufriedenheit. Er sah sich in seinen eigenen Augen gehoben, er war wieder der kluge Kopf der die genialsten Gedanken mit Leichtigkeit zu Tage fördert. Die Logik der Thatsachen war seine Lebensphilosophie, und der Erfolg entschied bei ihm über den Werth einer Sache. Mit freudestrahlendem Antlitze sprach er zu seiner Gattin: „Es ist mir doch gelungen! Laß mir nur schnell Berl Schames holen." Eine Stunde später war der Vorstand wieder vollzählig in der Gemeindestube versammelt. Floßmann trug in kurzer Rede den Gegenstand der Berathung vor, und legte das eingelangte Gesuch des Bewerbers mit den Belegen auf den Tisch. Die Schriftstücke wurden von allen Vorstandsmitgliedern sorgfältig gemustert. Niemand fand einen Tadel, Alles war zufrieden; nur Bittner ließ die Worte fallen: „Es ist mir unbegreiflich!" — Lassen Sie das gut sein, beruhigte ihn der lange Itzig, können Sie es begreifen, daß ein Mensch heute drei Nummern in die Lotterie setzt, die morgen unter 90 herausgezogen werden; nun denn! die Gemeinde hat auch eine Terno gemacht.

Das Protokoll wurde aufgesetzt, welches die Aufnahme des Lehrers mit Einstimmigkeit konstatirte, und von allen Rathsmitgliedern unterzeichnet.

Berl Schames, welcher die Lektion in der von uns mit Ausführlichkeit beschriebenen denkwürdigen Sitzung schon vergessen zu haben schien, sagte beim Weggehen: „Unser Herr Vorsteher soll hundert Jahr leben, er hat unbeschrieen einen Aristoteleskopf, er hat es doch durchgesetzt“. Seine Bemerkung hatte ihm dießmal keine Rüge seines Vorgesetzten zugezogen.

Noch an demselben Tage ging an Adolf Fellner von Seiten des Vorstehers folgendes Schreiben mit der Post ab: „Auf Ihr Einschreiten dd. ... März 18.. wird Ihnen hiemit eröffnet, daß Sie, auf Grund Ihrer beigebrachten Zeugnisse, einstimmig vom Vorstande, unter den in unserem Conkurse angegebenen Bedingungen gewählt wurden, und haben Sie Ihren Posten gleich nach den Feiertagen anzutreten &c. &c.

---

2. Der neue Lehrer.

An einem Nachmittage, in den ersten Tagen, des auf die in dem vorhergehenden Kapitel beschriebenen Ereignisse folgenden Mai, lenkte ein junger Wanderer, dessen Aussehen ein Alter von 24 bis 26 Jahren errathen ließ, seine Schritte gegen Tiefschlag. Er ging auf dem Fußpfad, der von der zwei Stunden Weges entfernten Eisenbahnstation zwischen gesegneten Feldern und im schönsten Grün prangenden Wiesen führte. Der Reisende war ein Mann von sehr interessantem Äußern. Ein schlanker Wuchs, der nur wenig über eine mittlere Statur hinausreichte, bei einem ebenmäßigen gefälligen Körperbaue, gab seinen Bewegungen viel Anmuth, das feingeschnittene Gesicht war bartlos, und nur ein schwacher schwarzer Flaum umrahmte die Oberlippe, das rabenschwarze Kopfhaar war dafür sehr üppig. — Eine hohe glatte Stirne, feine, etwas blasse Gesichtszüge zeigten von Intelligenz und Erfahrung, während das sanfte schwarze Auge Gemüthsruhe und Gutmüthigkeit verrieth. — Das ganze Ensemble körperlicher Vorzüge machte ihn zu einem Manne, der beim ersten Anblicke gewinnen mußte. Er war sehr einfach gekleidet, jedoch war dabei eine Sorgfalt und Reinlichkeit bemerkbar, die ihn, als ein den gebildeten Ständen angehörendes Individuum, kennzeichneten. — Er hatte bloß einen dünnen Stock in der Hand, und man hätte ihn für einen Spaziergänger aus einer benachbarten Ortschaft halten können, der auf seinem Wege nur die frische Mailuft einathmen wolle; wenn nicht die Reisetasche, die er umhängen hatte, daran erinnert haben würde, daß er eines weitern Weges herkomme. — Die Gegend mußte ihm fremd sein, denn er blieb oft stehen, um sie mit neugierigen Blicken zu mustern. Sein für die Reize der Natur empfänglicher Sinn fand aber auch die vollste Befriedigung, die sich bis zum Entzücken

steigerte, als sich ihm, an der Spitze einer mäßigen Hochebene angelangt, eine neue herrliche Landschaft, ein wunderschönes, weites, mit den glänzenden Gaben der freigiebigen Natur geschmücktes Thal entfaltete, in dessen Mitte Tiefschlag, das Ziel seiner Reise lag. — Von dieser Pracht gefesselt, blieb er unwillkührlich stehen, sein Auge konnte sich nicht genug satt sehen an den vielen Herrlichkeiten, mit denen eine gütige Vorsehung den Wohnsitz der Menschheit ausschmückt. — Erst nachdem er sich von diesem überwältigenden Eindrucke etwas erholt hatte, gewann er Zeit, dem Orte seine Aufmerksamkeit zu schenken, in welchem er einen heiligen aber schweren Beruf, vielleicht für die Dauer seines ganzen Lebens, übernehmen und gewissenhaft erfüllen sollte. — Tiefschlag war nur ein Dorf, überragte aber an Ausdehnung und Bevölkerung manche kleine Stadt, da hier neben einer ergiebigen Agrikultur auch eine sehr bedeutende Industrie betrieben wurde, deren Fabrikation sogar ferne Länder zu ihren Absatzquellen zählte. — In Folge dessen hatte Tiefschlag auch mehrere hohe stattliche Fabriksgebäude, und bot auch in dem, was Menschenhände schaffen, einen gefälligen Anblick dar. Der Reisende — der Leser hat es bereits errathen, es war der für die Confessionsschule in Tiefschlag neu engagirte Lehrer — war auch in dieser Beziehung sichtlich zufriedengestellt, denn Form und Inhalt des vielbesprochenen Konkurses ließen auf einen sehr primitiven Zustand schließen. In der Phantasie des Bewerbers war Tiefschlag ein elendes, von der Cultur noch nicht beleites, von dem scharfen Luftzug einer modernen Zeit noch nicht angewehtes Hüttennest, er fand daher seine für die Tiefschlager Cultusgemeinde allerdings nicht sehr schmeichelhaften Erwartungen weit übertroffen. —

Ein schmaler Pfad führte abwärts in das Dorf, von dem er ungefähr eine Viertelstunde entfernt war. Diesen Weg wollte er eben einschlagen, als eine neue Erscheinung, gleichfalls ein Meisterstück der Natur, seine Schritte bannte. Ein Mädchen, von ungefähr sechzehn Jahren, kam in einfacher Hauskleidung und einen zehn jährigen Knaben an der Hand führend, denselben schmalen Weg entgegen. — Fellner blieb unwillkührlich, von der Schönheit des Mädchens ergriffen, stehen und es drängte ihn sein Herz, mit diesem holden Wesen einige Worte zu wechseln. Er gehörte nicht zu denjenigen jungen Männern, die den Umgang mit dem schönen Geschlechte eifrig suchen, und jede sich darbiethende Gelegenheit benützen, um das Register ihrer sogenannten Bekanntschaften um eine neue zu vermehren, allein hier fühlte er gleich beim ersten Anblicke eine solche innige Sympathie, die kaum ausschließlich in dem gewählten ästhetischen Geschmacke des Mannes eine genügende Erklärung finden dürfte.

Das Mädchen kam indessen näher, Fellner grüßte anstandsvoll, und begann ein Gespräch anzuknüpfen. — Jetzt stand ihm die Jungfrau gegenüber, und er merkte erst recht, welche Fülle von Grazie und Anmuth über

diese edle Gestalt sich ergoß. — „Sie sind wohl aus dem Orte da unten, begann er, denn, wenn mich meine Vermuthung nicht trügt, ist es ein Spaziergang, der Sie dieses Weges führt, und mir eine so angenehme Begegnung verschafft. — Ich betrachte das wahrlich als ein günstiges Omen für meinen künftigen Aufenthalt in Tiefschlag." —

Wir sind aus Tiefschlag, entgegnete das Mädchen leicht erröthend, und gehen unserem Vater entgegen, der von einer Reise zurückkehrt, er ist wahrscheinlich mit der Eisenbahn angekommen, und Sie dürften ihm vielleicht auf Ihrem Wege begegnet sein." —

Das war nicht der Fall, versetzte der junge Mann, es haben wohl mehrere Reisende zugleich mit mir auf der Station die Eisenbahn verlassen, doch war ich der erste, der seine Reise hieher weiter fortsetzte. — Ihr Vater dürfte bald nachkommen. —

Ich will es hoffen, sprach das Mädchen, und gab durch eine Kopfneigung das Zeichen, daß sie sich empfehlen wolle, und der kleine Knabe, welcher die Absicht seiner Schwester merkte, lüftete ebenfalls die Mütze zum Abschiede. —

Der Ton des Mädchens war ebenso in das Herz des jungen Mannes gedrungen, wie die schöne Gestalt sein Auge fesselte. — Er hätte diese Conversation noch gerne lange fortgesetzt, er fühlte jedoch daß er sich in seiner Stellung am wenigsten den Vorwurf der Zudringlichkeit zuziehen dürfe; dennoch wollte er sich den günstigen Moment nicht entschlüpfen lassen, ohne zu erfahren, ob die Möglichkeit vorhanden sei, diese interessante Bekanntschaft für die Folge weiter zu pflegen. Phisiognomie und Sprache boten ihm keine Anzeichen für die nationale Abkunft, und doch hätte er für sein Leben gerne erfahren, ob die Person, deren erste Begegnung einen so mächtigen Eindruck auf ihn hervorbrachte, auch eine Schwester im Glauben sei, ob sie dem Volsstamme angehöre, den die Bibel auserwählt, der Wahn der Menschen „ausgeschieden" nannte, nur so konnte er hoffen, daß dieser glanzreiche Stern noch öfters seine Lebensbahn beleuchten könnte. — Er fühlte das Unschickliche einer direkten Frage, die ihm Gewißheit verschaffen könnte und nahm seine Zuflucht zu einer Wendung, die ihn wenn auch auf einem kleinen Umwege ebenfalls zum Ziele führen mußte. —

Mit diesem lieben Jungen, begann er gegen den Knaben gewendet, den ich schon der Ähnlichkeit wegen als Ihren Bruder erkennen möchte, habe ich nun noch gar kein Wort gesprochen; doch ist es leicht möglich, daß wir bald ganz gute Bekannte werden, wenn er, wie es mein innigster Wunsch ist, die israelitische Gemeindeschule besucht, dann werde ich ihn und er mich bald näher kennen lernen; denn ich bin der für diese Schule aufgenommene Lehrer, und eben im Begriffe, mich nach meinem neuen Bestimmungsorte zu begeben.

„Wir sind gute Israeliten, versetzte das Mädchen lächelnd, mein Bruder kann jedoch niemals Ihr Schüler werden. — Wir gehören nicht zur Gemeinde“.

Der Lehrer war von dieser etwas räthselhaften Antwort überrascht, und das eben so kluge als schöne Mädchen, seine Verlegenheit bemerkend, fügte ernst hinzu: Das scheint Ihnen sonderbar, wie ich merke, es ist eine eigene Geschichte, von der Sie in Tiefschlag bald genug hören werden. — Doch, ich vergesse mich ja ganz, rief sie erröthend aus, — wir wollten doch unserem Vater entgegen gehen! — Mit diesen Worten schloß das Mädchen, die Unterhaltung, und eilte schnell davon, den neuen Lehrer seinen Gedanken und seinen Gefühlen überlassend. —

Fellner setzte seinen Weg fort, war aber kaum vierzig Schritte seinem Ziele näher, als ihm ein Mann mit den Worten entgegen trat: „Sind Sie nicht der Herr Fellner?“ — Der bin ich, entgegnete der Angeredete. — Nun, das ist schön, meinte jener, es freut mich, daß ich der erste aus der Gemeinde bin, der Sie hier willkommen heißt, ich bin der Gemeindediener, und werde Sie gleich zum Herrn Vorsteher hinführen.

Berl Schames schritt gravitätisch zur Seite des neuen Lehrers, führte ihn in und durch das Dorf, bis er in eine Seitengasse einlenkte wo das einstöckige stattliche Haus Leo Floßmanns stand. Hatte Tiefschlag schon in der Entfernung, von außen her betrachtet einen günstigen Eindruck auf den Lehrer gemacht, so versetzte ihn die innere Beschaffenheit des Dorfes in eine noch freudigere Stimmung. — Hier sah er nicht jene armseligen Hütten, wo Elend und Noth aus allen Löchern hervorgucken, nicht jene abgemagerten halbnackten Gestalten, wie sie in manchen Ortschaften auf dem Lande, sich und andern zur Last und Plage, umherschlendern. — Überall wohin sein Auge blickte, bemerkte er eine behagliche Behäbigkeit, die dem äußern Menschen und seinem Aufenthalte gerne ihre Sorgfalt zuwendet. — Was ihn besonders freute, er bemerkte nicht die Nonchalence in dem Anzuge der Leute aus dem Ghetto, die so häufig den Mann von Bildung beim ersten Anblicke mit Widerwillen erfüllen muß. — Männer und Frauen, denen er begegnete, und die ihm Berl Schames als Mitglieder der Gemeinde bezeichnete, waren reinlich und anständig gekleidet, und selbst sein Begleiter nahm sich im Gegensatze zu den meisten seiner Berufsgenossen in andern Gemeinden recht stattlich aus. Berl Schames hatte in seiner Jugend das edle Schneiderhandwerk betrieben, und hatte jene Portion Eitelkeit, die den Helden der Nadel niemals verläßt, in das reifere Mannesalter mit hinübergenommen. Besonders hielt er viel auf seinem langen, bis an die Ohren reichenden Halskragen, den er nie vergaß, wenn er sich wie heute in Putz werfen und so zu sagen in Galla auftreten wollte.

Adolf Fellner fand bei dem Herrn Vorsteher eine freundliche Aufnahme. Leo Floßmann hatte ihn von der Zehe bis zum Scheitel gemustert, und kei-

nen Tadel gefunden. Er ließ sich mit ihm in ein längeres Gespräch ein über die Verhältnisse der Gemeinde, über die Zustände der Schule und noch über andere Gegenstände, welche die Wirksamkeit des jungen Mannes betrafen, und in allem zeigte dieser ein so reges Interesse für das Gemeinwohl, eine solche Reife des Urtheils, verbunden mit einer gewissen Naivität, man könnte sagen Unschuld des Gemüths, daß sich selbst die nicht sehr poetische Natur des Tiefschlager Cultusvorstehers angezogen fühlte von der ideellen Anschauung und Behandlung jener Thätigkeiten, die er bisher als mechanisches Tagewerk, als eingelernte und eingeübte Funktionen zu betrachten gewohnt war. Fellner hatte bereits eine Stunde mit dem Vorsteher, und noch kein Wort über sich selbst gesprochen. — Eine seltene Erscheinung bei den Männern der Schule und der Wissenschaft, die selten ein Gespräch führen, ohne mit lauter Stimme ihr Selbstlob anzustimmen, ohne sich ihrer Fähigkeiten und ihres Wissens zu rühmen. Bei all' dem war Adolf Fellner kein Schwärmer, dessen Gehirn bloß unausführbare Ideale ausheckt, die allzusehr nach der Schule riechen und wenig von praktischer Thätigkeit und Erfahrung beurkunden, er war auch kein Projektenmacher, der ohne Berücksichtigung der speciellen Lokalverhältnisse, nur gerne etwas Neues noch nicht Dagewesenes schaffen möchte, und von der Sucht getrieben, sein Organisationstalent bewundern zu lassen, so lange mit der Schule zu experimentiren sucht, bis vor lauter Planmacherei der Hauptzweck der Schule, Erziehung und Unterricht, beinahe vergessen wird. Er hatte nichts mit dem Vorsteher von neuen Auslagen oder kostspieligen Einrichtungen gesprochen, vielmehr suchte er sich über den status quo der Lehr- und Cultusinstitute, wie über deren Beschaffenheit und Verfassung unterrichten zu lassen; er hörte mit Aufmerksamkeit auf jedes Wort des Vorstehers, er schien mehr Belehrung zu suchen, als belehren zu wollen; und dennoch waren seine blos hingeworfenen Bemerkungen so treffend, so wahr und unbestreitbar, daß selbst der nicht sehr hochgebildete Leo Floßmann zu der Überzeugung kam, er habe hier einen Mann vor sich, der seinem Fache in jeder Beziehung gewachsen sei. —

Die Befriedigung des Vorstehers mit der neuen Aquisition war eine vollständige. Die Menschen sind immer geneigt, dasjenige, was der Zufall ihnen Günstiges bringt, dem eigenen Verdienste zuzuschreiben und Leo Floßmann hegte nicht mit Unrecht die Erwartung, daß ein großer Theil der Anerkennung, die den Leistungen des Lehrers gezollt werden würde, ihm zufallen müsse. — Er hatte in der That für die Durchführung seines Planes gekämpft und gelitten, und der Sieg war in seinen Augen, nicht wie der lange Itzig in der Vorstandssitzung meinte, ein Lottogewinnst, sondern der Erfolg seiner Weisheit und Einsicht, das Resultat seiner Bemühungen.

Bei aller Befriedigung fühlte sich der Vorsteher doch schon etwas ermüdet von dem kühnen Fluge, den er in Begleitung eines erfahrnen Luftschiffers in die höhern Regionen des geistigen Lebens machte, und suchte daher wieder den festen Boden praktischer Fragen zu gewinnen und in die sichere Fahrstrasse des prosaiischen Alltagslebens einzulenken. — „Wo haben Sie Ihr Gepäcke? begann er, den Lehrer fragend. Haben Sie vielleicht schon für Ihre Zimmereinrichtung Sorge getragen, oder wollen Sie dieß erst hier in Ordnung bringen? Was die Kost betrifft, wird Ihnen der Gemeindediener morgen an die Hand gehen, damit Sie solche gut und billig erhalten, für heute Abend sind Sie mein Gast." —

Mein Gepäcke erwiederte der Lehrer, habe ich auf der Station zur Weiterbeförderung übergeben, und es wird wahrscheinlich noch heute unter Ihrer Adresse anlangen. — Es ist bloß ein Koffer, der meine Kleidung, Wäsche und etwas Bücher enthält, und eine Hutschachtel. — Was die Zimmereinrichtung betrifft, so muß ich gestehen, gar nicht daran gedacht zu haben, es ist meine erste Anstellung auf dem Lande, und es kam mir nicht in den Sinn, auch dafür sorgen zu müssen. — Ihre gütige Einladung für heute Abend nehme ich dankbar an."

Wir haben dem Lehrer Quartier versprochen, sprach der Vorsteher etwas verlegen, und Sie werden hoffentlich mit Ihrer Wohnung zufrieden sein, sie ist geräumig, licht, hat eine schöne Aussicht, und wurde eigens für Sie in den Stand gesetzt. Der frühere Lehrer hatte keine Wohnung von der Gemeinde, er wohnte mit seiner Familie im eigenen Hause. — Die Einrichtung der Wohnung haben wir Ihnen überlassen, die Sie nach Ihren Bedürfnissen und nach Ihrem Geschmacke arrangiren können. —

Meine Bedürfnisse, entgegnete der Lehrer in ruhigem Tone, sind nicht allzugroß, wenn nur für ein Bett, einen Tisch und einen Stuhl gesorgt wäre, so würde mir das vorläufig genügen. —

„Sie finden für den Augenblick nichts als die kahlen Wände". — bemerkte Floßman mit leisem Tone dem man die immer zunehmende Verlegenheit abmerken konnte. —

Dann bleibt mir nichts anders übrig, versetzte Fellner in gleichbleibender ruhiger Stimmung, als mich für einige Zeit in einem Gasthause einzuquartiren, bis ich die nöthigen Vorkehrungen getroffen habe, um mein Quartier wohnlich zu machen". —

Es ist in neuerer Zeit oft und oft die traurige Lage der Volksschullehrer in Wort und Schrift hervorgehoben und deren Verbesserung den Schulbehörden wie den Gemeinden ernstlich ans Herz gelegt worden. Diese Parias unter der gebildeten Bevölkerung fanden manchen beredten Mund, manche gewandte Feder, die ihnen eifrig das Wort redeten, und es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß namentlich in den letzten zwei Decennien Vieles zur Verbesserung ihrer Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft ge-

schehen sei. — Allein auch ihre Leidensgefährten im Lager Israels verdienen den Schutz der öffentlichen Meinung, den sie durch fleißige Besprechung ihres nicht sehr beneidenswerthen Schicksals finden müßten. — Der Gewalt dieser sechsten Großmacht könnte kaum für die Dauer Widerstand geleistet werden. Wir wollen damit nicht sagen, daß unsere Glaubensgenossen für Erziehung und Unterricht der Jugend zu keinen Opfern fähig wären, daß ihnen die Ausbildung ihrer Kinder wenig am Herzen liege. — Dieses wäre mehr als unrichtig, es wäre Verleumdung. — Im Gegentheile die jüdischen Hausväter leisten das Möglichste, um ihren Kindern, eine religiöse und zeitgemäße Bildung zu verschaffen, sie leisten häufig weit über ihre Kräfte. — Mancher nicht sehr begüterte Familienvater legt sich und den Seinigen empfindliche Entbehrungen auf, um nur einen tüchtigen Lehrer für seine Kinder ins Haus zu nehmen. Die Lage dieser Privatlehrer ist durchaus nicht bedauernswerth, ihnen gehört auch nicht unser Mitleid. — Sie erhalten Kost, Quartier und Alles, was der genügsame Mensch für seinen Körper braucht, und obendrein noch einen ihren Leistungen und Fähigkeiten entsprechenden Lohn. — Ganz anders aber verhält es sich mit ihren Fachgenossen, die an jüdische Lehranstalten, an öffentliche Gemeindeschulen berufen werden; sie sind es, die wir hier ins Auge fassen, deren Gegenwart und Zukunft unsere Theilnahme herausfordert. Allerdings sind nicht alle Gemeinden bei der Aufnahme eines Lehrers so excentrisch in ihren Ansprüchen und so ökonomisch in der Besoldung wie Leo Floßmann, allein selbst ein anständiger Gehalt ist nur eine wirksamere Verlockung zur Candidatur auf eine sichere Zukunftsnoth, und der Keim des Elends liegt in dem Punkte, der den prosaischen Theil der ersten Unterredung des Tiefschlager Vorstehers mit dem neuen Lehrer bildet, der den Aristoteleskopf, wie ihn Berl Schames nannte zur Erkenntniß seiner Fehlbarkeit und in nicht geringe Verwirrung brachte. — In der Überzeugung, daß der angebotene Gehalt nicht ausreichend sei, eine Familie anständig zu ernähren, vergessen die Gemeinden in den Konkursausschreibungen selten die Clausel, daß der Bewerber ledigen Standes sein müsse; und daran thun sie vollkommen recht, sie erfüllen dabei ein Geboth der Humanität, indem sie zugleich ihr eigenes Interesse wahren. — Allein der einzelne Mensch will auch essen und trinken, will auch eine Lagerstätte haben, und fühlt außerdem noch allerhand Bedürfnisse, wie sie die unersättliche Civilisation in ihm weckt. — Der junge Lehrer, der bisher unter geduldig ertragenen Entbehrungen seiner Ausbildung oblag und nun seine Aussaat erndten möchte, oder aber sich als Privatlehrer sein Brod erwarb, und jetzt die prekäre Existenz mit dem bestimmten Berufe vertauschen will, für den er sich gehörig vorbereitet hat, dem sein ganzes künftiges Leben gehört, geht glücklich aus der Wahlurne hervor, er erhält die gewünschte Anstellung, er wird öffentlicher Lehrer. — Er begibt sich nach dem Orte seiner Bestimmung, den er bisher

kaum dem Namen nach kannte, er tritt in das freie Quartier, das ihm versprochen wurde, und findet, wie Leo Floßmann sagte, eben nur kahle Wände. — Jetzt erhebt sich ihm, dem Fremdling, der überdieß einem Stande angehört, bei dem der hübscheste Anzug niemals ohne leere Taschen ist, ein Heer von Sorgen, welches er mit dem kühnsten Muthe kaum besiegen kann, — und der Anfang seiner Wirksamkeit ist meistens das Ende seiner Täuschungen und Hoffnungen, das Ende seiner Lebensfreuden. — Woher soll er die Kost nehmen? Nicht in jedem Orte auf dem Lande ist ein jüdisches Gasthaus, und ein solches wäre auch für seine magern Finanzen zu kostspielig. — Er ist genöthigt, ein Privathaus zu diesem Zwecke zu suchen, und er, der fremde, in ökonomischen Angelegenheiten Unerfahrene, wird leicht ein Opfer der Übervortheilung. — Andere Leute nähren sich von seinem Fleiße, von dem Schweiße seiner mühevollen Arbeit. — Das sind nun noch momentane Mißstimmungen seines geistigen Organismus, vorübergehende Krankheiten, die eine gesunde abgehärtete Natur leicht besiegt. Nun handelt es sich darum, das nur allzufreie Quartier etwas auszufüllen, und da beginnt erst das chronische Seelenleiden, das Grundübel, welches ihm Jahre lang, oft durch sein ganzes Leben anhängt. — Das Ameublement seiner Wohnung nimmt zum Vorhinein die Hälfte seines ersten Jahresgehalts in Anspruch, und das Deficit in der Bilanz des ersten Jahres findet selten in der Folgezeit seine Ausgleichung; denn in die Wüste seines Pilgerlebens fällt nur sehr spärlich das Manna zufälliger Emolumente, wenn sie auch nicht, wie in Tiefschlag gänzlich abgelöst werden. — Er findet wohl bereitwillige Hände, die ihm Alles besorgen, Alles verschaffen, allein das macht seine Lage nicht besser. — Sorgen und Verlegenheiten häufen sich mit jedem neuen Tage. — Wenn er nun so im Innern zerrüttet, nicht die rechte Lust zur Erfüllung seiner heiligen und schweren Pflichten findet, wenn seine Wirksamkeit nicht mit Erfolg gekrönt ist, nicht den gehegten Erwartungen entspricht; dann gibt ihm schließlich die Gemeinde den Abschied, und nackt wie er kam, kehrt er wieder zurück, zuweilen hinterläßt er noch als Souvenir neben mancher realen Werthschaft, jenes Abstraktum, womit man Anfängern in der Mathematik die negativen Größen, im Gegensatze zum Vermögen erklärlich macht.

Wir haben ein düsteres Bild aus dem socialen Leben entrollt, und wenn uns auch der eine oder andere der Übertreibung zeiht, so war uns doch die Gelegenheit, die unsere Erzählung bot, auf den Übelstand aufmerksam machen zu können, recht angenehm; um jedoch dem gerechten Vorwurfe zu begegnen, daß wir bloß bekannte Übelstände geschildert, ohne ein Mittel zu deren Abhilfe angegeben zu haben, wollen wir in devotester Unmaßgeblichkeit die Moral am Schlusse der ernstlichen Fabel nicht vergessen haben. Sie lautet in kurzen trockenen Worten:

Aus der obigen Darstellung folgt die Lehre: daß die Gemeinden zum

Vorhinein für die gute und billige Verköstigung des anzustellenden Lehrers — wenn er ledigen Standes ist — zu sorgen haben, und den dafür entfallenden Betrag monatlich von dem Gehalte abziehen mögen: item: daß sie das freie Quartier mit den nöthigen Geräthschaften, Utensilien ꝛc. zur Benützung für den Lehrer während der Dauer seiner Anstellung auf Kosten des Gemeindesäckels auszurüsten haben.

Manche schöne Leserin hat vielleicht schon die Geduld verloren und fängt an bei unserer national-ökonomischen Abhandlung — ich spreche es nicht gerne aus — zu gähnen, darum nur schnell zu unserer Erzählung zurück. — Es war sonst nicht menschlich von uns, Leo Floßmann, der auf die letzten Worte des neuen Lehrers keine Antwort fand, so lange in Verlegenheit und Verwirrung gelassen zu haben.

In der letzten Aeußerung des neuen Lehrers, sich für einige Zeit in ein Gasthaus einquartieren zu wollen, lag durchaus nichts Unzufriedenes oder Drohendes, sie war ernstlich gemeint und ebenso aufrichtig ausgesprochen; dennoch war sie von fulminanter Wirkung und trieb der irdischen Vorsehung der Tiefschlager Cultusgemeinde buchstäblich die Schweißtropfen auf der Stirne heraus. Leo Floßmann stand ganz betroffen da, er fühlte, daß er für die Gemeinde zu viel, für den Lehrer aber zu wenig gesorgt habe, und doch fand er für den Augenblick kein Mittel, der Sache eine günstige Wendung zu geben. Der Zufall schien es jedoch darauf abgesehen zu haben, seinem Günstling im Momente der äußersten Verlegenheit zu Hilfe zu springen und ihm in der qualvollsten Situation einen Befreier aus der Noth zu senden. Dießmal war es ein unerwarteter Vermittler, ein wahrer deus ex machina, in der Person des langen Itzig, welcher, einen großen Schlüssel in der Hand tragend, in's Zimmer trat und den verzweifelten Vorsteher mit folgenden Worten ansprach: „Herr Vorsteher! wir sind auch Rathsherrn, denen der Verstand erst kömmt, wenn sie vom Rathhause kommen; wir haben da einen Lehrer aufgenommen, der, wie ich höre, heute eintreffen soll, und gar nicht für seine Unterkunft gesorgt; wir haben ihm freies Quartier versprochen, wir sollten richtiger schreiben — „leeres Quartier“. — Was wird der arme Mensch anfangen, der wahrscheinlich wie die meisten seiner Fachgenossen zur Weiterbeförderung seiner ganzen Baarschaft keinen Schubkarren braucht.“ —

„Ich habe eben daran gedacht,“ unterbrach ihn Floßmann.

„Ich aber,“ versetzte der lange Itzig sarkastisch, „habe schon gestern daran gedacht und mich mit meiner Frummet darüber besprochen; so haben wir aus unserer Wirthschaft das Allernöthigste in die Lehrerwohnung hinschaffen lassen, damit der Mensch doch nach seiner weiten Reise einen Platz zum Ausruhen und ein Bett zum Schlafen finde; sonst würde er gleich bei seiner Ankunft glauben, er sei unter die Wilden gerathen.“

Wie ungerne auch Floßmann diese Interpellation des langen Gemeinde-

raths in Gegenwart des Lehrers anhörte, so war er doch nicht wenig erfreut von der schnellen Art, mit welcher der gordische Knoten seiner Unbeholfenheit gelöst wurde. — „Ich danke Ihnen sehr, Herr Schreiter," sprach er zufrieden lächelnd, „Sie haben mir wirklich da einen großen Dienst erwiesen." — „Sehen Sie, Herr Lehrer!" fuhr er gegen diesen gewendet fort, „dieser Herr ist auch Mitglied des Vorstandes und Sie sehen daraus, daß Sie es nicht mit Wilden zu thun haben werden."

„Ich schätze mich glücklich," entgegnete Fellner, sich vor dem langen Itzig verneigend, „gleich in den ersten Stunden meines Hierseins einen so edlen Menschenfreund kennen zu lernen; nehmen Sie meinen innigsten Dank, den ich zugleich Ihrer würdigen Frau Gemahlin abstatte."

Der lange Itzig hatte im raschen Flusse seiner Rede dem Geiste des Vorstands wie der Tasche des Lehrers ein motivirtes Armuthszeugniß ausgestellt und er sah ein, daß er vor einem Manne, der zu dem Vorstande in ein gewissermaßen untergeordnetes Verhältniß treten sollte und den er früher nicht kannte, nicht also hätte sprechen sollen; allein er war nicht derjenige, dem eine mißhandelte Convenienz viel Gewissensskrupel gemacht hätte, er sah immer nur auf den Kern der Sache, die Schale hatte für ihn wenig Bedeutung. Er faßte sich daher schnell und antwortete, nachdem er den Lehrer mit einem Seitenblicke fixirt hatte, gegen Floßmann gewendet: „Das ist also der Herr Lehrer, das habe ich nicht gewußt." Diese Bemerkung klang wie ein Vorwurf, an die Adresse des Angesprochenen gerichtet, daß er es nicht einmal der Mühe werth hielt, den Gast seinem Collegen im Amte vorzustellen. Sodann fuhr er, sein Wort an Fellner richtend, fort: „Ich heiße Sie bei uns willkommen und wünsche, daß es Ihnen hier wohl ergehen möge. Den Dank, den Sie mir spenden, verdiene ich am wenigsten von Ihrer Seite, da ich Sie nicht früher kannte. — Ich bin beim Vorstande, muß es aber zu meiner Schande eingestehen, daß ich nicht viel für die Gemeinde leiste, die größte Last liegt auf dem Herrn Vorsteher, da ist es nichts als billig, daß unser einer auch einmal etwas versorgt." — Mit diesen Worten empfahl sich der alte Mann.

Die beiden Zurückgebliebenen setzten ihre Unterhaltung noch ein Weilchen fort, als die Zeit zum Abendessen kam, wobei Fellner Gelegenheit hatte, sämmtliche Familienglieder des Floßmann'schen Hauses näher kennen zu lernen. Die Frau Vorsteherin, eine Dame von furchterregender Corpulenz, zeigte noch starke Spuren ehemaliger Schönheit, und war auch als Mutter einer schon erwachsenen Tochter nicht unempfindlich gegen die Huldigungen, die in den besseren Kreisen der Gesellschaft jeder artige Mann dem Frauengeschlechte, ohne Rücksicht auf das Alter, darbringt. Fellner hatte schon dadurch bei ihr gewonnen, daß er ihr die Hand küßte, als ihm die Ehre zu Theil wurde, der Frau Vorsteherin vorgestellt zu werden. Frau Floßmann war eine gutmüthige Frau, aber in Tiefschlag nicht sehr beliebt, weil sie

keine Gelegenheit unbenützt ließ, um ihre Verachtung gegen dieses unschuldige Dorf durch höhnische Bemerkungen kund zu geben. War Tiefschlag für ihren Geist oder für ihre umfangreiche irdische Hülle zu klein? Das läßt sich schwer entscheiden; genug, sie sprach nur von der großen Stadt, träumte nur von der großen Stadt. Ihr Ideal war das Stadtleben. — In ihren Augen hatte Fellner schon darum einen höhern Werth, weil er aus Hamburg kam und, wie er selbst erzählte, in dieser schönen Reichsstadt lebte. — Wir haben dieser würdigen Frau nur darum einige Zeilen in unserer Erzählung gewidmet, um die für einen Lehrer nicht gleichgiltige Thatsache zu konstatiren, daß Fellner selbst von jener Person, der außer ihrer Familie und ihrem Haushalte nichts in Tiefschlag gefiel, eher Sympathie zu erhoffen als ungünstiges Vorurtheil zu befürchten hatte. — Im Uebrigen bietet die gute Frau uns wenig Interesse, wir dürften ihr im Leben kaum mehr begegnen. Ihre beiden Kinder verdienen auch nur wenige Pinselstriche. Die Tochter des Hauses, Hortensie genannt — Floßmann liebte besonders romantische und heroische Namen — war ein sehr hübsches Mädchen, deren Schönheit durch den stolzen unfreundlichen Blick sehr alterirt wurde. Mit dem Sohne Victor hat der Leser schon in der so stürmischen Vorstandssitzung eine kurze Bekanntschaft gemacht, bei Gelegenheit, als der eigene Vater seinen wissenschaftlichen Werth, auf der Skala geistiger Bildung, unter den Nullpunkt setzte.

Nach beendeter Mahlzeit wurde Fellner in seine Wohnung, die sich im Schulgebäude befand, von Berl Schames geleitet, wohin auch sein mittlerweile angelangtes Gepäck transportirt wurde. Er fand wirklich zwei recht hübsche Zimmer, deren eines die Aussicht in Gottes freie Natur, das andere in eine ziemlich lange Gasse, also in das Dorfgewühl der Bewohner Tiefschlags bot. Beide Zimmer waren einfach aber vollständig möblirt und mit allem Nöthigen versehen, was zur comfortablen Haushaltung eines einzelnen Menschen mit bescheidenen Ansprüchen gehört. Für Alles war gesorgt, nichts war vergessen. Der lange Itzig und seine Frummet hatten mit einer rührenden Sorgfalt, mit feinem Zartgefühl auf Alles Bedacht genommen, was nur einem alleinstehenden Menschen die Existenz zwischen seinen vier Wänden angenehm machen kann; gar manches, das sie im eigenen Hause als überflüssigen Luxusartikel entbehrten, wurde zur Bequemlichkeit des ihnen ganz unbekannten Lehrers herbeigeschafft; so beispielsweise ein neuer, schön angestrichener Bücherschrank, ein Stück Möbel, für welches man im Hause des langen Itzig keinen Platz brauchte, da ihm die Erfindung Guttenbergs von ihren Leistungen bisher nichts weiter geliefert hatte, als einige wenige Bücher für den liturgischen Bedarf. „Frummet leben!“ sagte der lange Itzig in der bereits von ihm selbst erwähnten Besprechung mit seiner Ehehälfte, „du mußt alles nett und schön einrichten, die jetzigen Leute sind es besser gewöhnt als wir Alten. Die Zeiten haben sich geändert, die Menschen machen sich gerne

das Leben bequem; überdieß kömmt der junge Mann aus Hamburg, das ist ein größeres Dorf als Tiefschlag. Dort lebt man anders und wohnt auch anders. Wenn wir die Sache machen, wollen wir sie schon recht machen." Wir haben gesehen, daß die Worte nicht ohne Wirkung blieben. Die brave Frummet bewährte ein Ausstaffirungstalent, welches ihrem Geschmacke nicht minder als ihrem Herzen Ehre machte.

Adolf Fellner war mit seiner Wohnung vollkommen zufrieden und besonders erfreut von der Sorgfalt, die ihm wie von unsichtbarer Hand zugewandt wurde. Die Hochachtung, die ihm der lange Itzig trotz seines barschen Wesens schon bei der ersten Zusammenkunft einflößte, steigerte sich bis zur innigsten Verehrung.

Am andern Morgen besuchte er abermals den Vorsteher, der ihm die Hauptpersönlichkeiten der Gemeinde in kurzen Umrissen characterisirte; er nannte ihm auch die Mitglieder des Vorstandes, denen er, wie es Floßmann für passend hielt, noch am heutigen Tage seine Visite abstatten möge. Die kleinen Charaktersilhouetten, welche der kluge Vorsteher zeichnete, waren etwas panegyrisch gehalten; nur der lange Itzig erhielt einen empfindlichen Stich. „Er sei," meinte Floßmann, kein übler Mensch, wenn ihm aber die meschugene Schoh (der Anfall des Wahnsinns, der Paroxismus) kömmt, dann soll einen Gott vor ihm hüten." Diese Bemerkung hatte der lange Itzig dem günstigen Lichte zu verdanken, in dem gestern sein edler Charakter erschien und welches den Neid des ehrgeizigen Vorstehers zu erwecken nicht verfehlte. In Fellner regte sich das Gefühl der Dankbarkeit gegen seinen Wohlthäter. Diese letzten Worte hatten sein Inneres verletzt; er ließ wohl seine Bewegung nicht merken, allein die Charakterzeichnungen Floßmann's hatten dadurch für ihn die Verläßlichkeit und Glaubwürdigkeit verloren. — „Im Ganzen," schloß Floßmann, „sind in unserer Gemeinde lauter ordentliche Leute. Nur eines muß ich Ihnen nicht blos als Freund, sondern officiell in meiner Eigenschaft als Vorsteher bekannt geben. Die Heerde hat auch ein räudiges Schaf. Es ist der Gärber Moriz Fellenberg, der ist ganz von der Gemeinde ausgeschlossen, ist so zu sagen excomunicirt. Dem dürfen Sie nicht nur keine Funktionen Ihres Berufes verrichten oder Dienste irgend welcher Art leisten, sondern müssen auch jeden Umgang, jede Berührung mit ihm und seiner Familie meiden; er darf für Sie nicht existiren, er gehört nicht zur Gemeinde und wohnt auch wie ein Ausgestoßener am äußersten Ende des Dorfes, fern von jeder Gemeinschaft mit unseren Glaubensgenossen in Tiefschlag." — Der Lehrer erinnerte sich seiner Begegnung mit dem schönen Mädchen und deren letzten Worte. Der amtliche Befehl des Vorstehers war ein Dolchstich, der sein tiefstes Herz verwundete. Galt sein Schmerz dem Gärber, dessen Isolirung sein Menschlichkeitsgefühl empörte, oder dessen Tochter, die ihm schon bei der ersten Zusammenkunft nicht gleichgiltig war? Beiden zusammen! Fellner selbst wußte sich keine Rechenschaft

über seine Gefühle zu geben, er kannte nicht einmal die Ursachen dieses traurigen Verhältnisses; allein unwillkührlich ergriff sein Herz Partei für den Ausgeschlossenen. Leo Floßmann, vielleicht der unschuldige Vollstrecker einer Volksvehme, hatte den letzten Rest von Achtung und Sympathie bei dem Lehrer eingebüßt. Sein Vorgesetzter, sein Vorsteher konnte niemals mehr der Mann seiner Zuneignng werden.

Fellner besuchte die Mitglieder des Vorstandes und ward überall freundlich und zuvorkommend aufgenommen; besonders bezeugten ihm jene unter ihnen, deren Kinder noch die Schule besuchten, ihre aufrichtige Freude über seine Ankunft; er hatte das Glück, sich das Wohlgefallen Aller zu erlangen, die ihn kennen lernten, und man stellte der Schule unter seiner Leitung das günstigste Prognostikon. Nur bei Bittner fand er eine zwar höfliche aber gemessene kühle Aufnahme. Der junge Gemeinderath konnte es nur schwer verhehlen, daß er einen Menschen gering schätzen müsse, der einen Posten unter solchen Bedingungen annehme. Die Erklärung des langen Itzig mit dem Ternosatz hatte ihn in der Sitzung bei der Aufnahme des Lehrers wohl zum Schweigen gebracht, aber nicht überzeugt. Schon die Bewerbung des Lehrers war ihm unbegreiflich, dessen leibhaftige Erscheinung schien ihm vollends ein unaufgelöstes Räthsel. Dafür entschädigte den Lehrer der Besuch beim langen Itzig reichlich für die frostige Aufnahme Bittners; da fühlte er sich nach wenigen Augenblicken so heimisch, wie bei alten langjährigen Bekannten. In Frummet lernte er ein biederes kluges Weib kennen, deren Sprache nur Wohlwollen athmete. Sie hatte ihm bereits eine gute und billige Kost versorgt bei einer ordentlichen braven Witwe, welche ihm pünktlich das Essen ins Haus schicken werde. Bei diesem Besuche kamen auch, wie es sich erwarten ließ, die Gemeindezustände zur Sprache. Fellner war neugierig zu erfahren, welch' ein Geist der Geselligkeit und ob Einigkeit in der Gemeinde herrsche, ob es keine Parteien gäbe. Das Urtheil des alten erfahrenen Mannes hatte für ihn mehr Werth als die berechneten Mittheilungen des Vorstehers. Der lange Itzig gab ihm auch hierüber in seiner eigenthümlichen lakonischen Weise Bescheid. „In unserer Gemeinde," sprach er, „finden Sie keine zwei Menschen, die sich Feinde sind, aber ebenso wenig zwei Menschen, die sich Freunde sind. Eine Ausnahme macht der Gärber, von dem wahrscheinlich schon der Vorsteher mit Ihnen gesprochen haben wird; mit dem geht Niemand um, der steht außerhalb der Gemeinde." Fellner besaß zu viel Menschenkenntniß, um nicht den Sinn dieser Worte dahin zu verstehen, daß in Tiefschlag die Gemüthlichkeit ein äußerer Firniß sei, der ein kaltes Herz verdecke, doch nahm der letzte, den Gärber betreffende Theil der gehörten Aeußerung am meisten seine Gedanken in Anspruch. Es that ihm weh, von einem Manne, den er schon am zweiten Tage seiner Bekanntschaft kindlich liebte, dasselbe Urtheil, wenn auch in milderer Form, über das unglückliche Opfer der Ausschließung zu hören wie von Leo Floß-

mann, doch war diesmal der Schmerz nicht so heftig und ließ keine Bitterkeit in seiner Brust gegen den zurück, der ihn durch sein Wort wach rief. Der lange Itzig blieb in seinen Augen ein edler Charakter und seinem Herzen ein wahrer Freund. Zwei Menschen sprechen oft dasselbe Wort, und wie verschieden ist die Wirkung, die dieses Wort hervorbringt.

Folgen wir nun dem neuen Lehrer in seiner Wirksamkeit. Fellner begann seine Thätigkeit mit einem Ernste, mit einem Eifer, der nur bei jenen Menschen zu finden ist, die ihren Beruf nicht bloß verstehen und ausüben, sondern dafür Begeisterung im Herzen tragen. Die Schule, die Hauptstätte seines Wirkens, war ihm eine Stätte der Lust, in ihr fühlte er sich zu Hause, im Gegensatze zu vielen seiner Berufsgenossen, die sie als einen Kerker betrachten, aus dem sie sich gerne befreien möchten, die nur die Schulzeit auszufüllen suchen, um nach der sauern Arbeit der Ruhe pflegen zu können. — Fellner hatte eine eigenthümliche Methode der Erziehung und des Unterrichts, die nicht nur einen überraschenden Erfolg erzielte, sondern auch Schülern wie Lehrer wenig Anstrengung brachte, vielmehr eine befriedigende Anregung des Geistes. Die jungen Kinder hatten ebenso wenig Eile aus der Schule zu kommen wie der Lehrer. Es ist nicht die Tendenz unserer Erzählung, eine pädagogische Abhandlung zu liefern, doch möge es der Leser nachsichtig hinnehmen, wenn wir in wenigen Zügen diese Methode charakterisiren. Zunächst hatte Fellner kein bestimmtes Lehrziel, das er in einer bestimmten Zeit erreichen mußte: er lehrte eben nur so viel, als die Schüler ohne Mühe fassen konnten; er sah weniger auf das Maß der Kenntnisse, das er ihnen beibrachte, als auf deren Wirkung zur Erweckung des jugendlichen Geistes und Denkvermögens. Die Vielschreiberei und das mechanische Memoriren waren gänzlich aus der Schule verbannt; er betrachtete sie als die größten Hindernisse der geistigen Entwickelung; sie seien nur geeignet, den Geist abzustumpfen und jeden Keim eines Talents zu ersticken. Die Kinder mußten wohl vieles in ihr Gedächtniß aufnehmen, und auch diese für's Leben so wichtige Seelenkraft fand ihre gehörige Pflege, doch überließ er ihnen die Wahl des Ausdrucks und gewöhnte sie somit frühzeitig an einen lauten, deutlichen, freien Vortrag. Er hielt nie einen langen Vortrag, der nur den Lehrer ermüdet und anstrengt, von den Kindern zumeist nicht mit der nöthigen Aufmerksamkeit angehört und deßhalb auch nicht aufgefaßt wird; er streuete vielmehr mit leichter Hand die Aussaat, welche die geistige Natur der Schüler selbst zur Reife bringen mußte. In seiner Schule wurde nicht geschrieen, es war da kein pedantischer Unterricht, kein anstrengendes Einkeilen von Kenntnissen, die nur in den Geist eingelagert werden, bis sie zur Zeit der öffentlichen Prüfung an den Mann gebracht worden sind, um dann der neuen Waare den Platz zu räumen. Es war eine anregende, man könnte sagen unterhaltende Conversation, von der Lehrer und Schüler selten ermüdet nach Hause kamen. Das System der Belohnungen und Bestrafungen, eine

harte Nuß für die pädagogischen Schriftsteller wie für den Lehrer, bot Fellner aus dem Grunde wenig Schwierigkeiten, weil er von diesen gewöhnlichen Hebeln des Unterrichts nur einen äußerst spärlichen Gebrauch machte. Körperliche Züchtigung, beschimpfende Ausdrücke, das Ehrgefühl der Kinder verletzende Bemerkungen, kamen niemals vor, für die Unruhigen und Unaufmerksamen hatte er eine eigene Bank, in die er sie setzte, und wer da hinein kam, war genug gestraft und suchte schnell wieder herauszukommen; dagegen hatte Fellner auch keine Belohnungen; er behauptete, daß auch bei kleinen Kindern die Erfüllung der Pflicht und die Befriedigung des angebornen Wissensdurstes einen ausreichenden Lohn bieten.

So wirkte Fellner segensreich, er schuf in der Tiefschlager Kultusgemeinde einen neuen Geist, indem er mit den Trägern einer künftigen Generation den Anfang machte.

Ebenso befriedigend waren seine Leistungen in der Synagoge. Er war kein Sänger, aber im Besitze eines sehr angenehmen, biegsamen Organs. Sein Vortrag der Gebete war deutlich, wohlklingend und durch das gar vielen Vorbetern abgehende Verständniß des Inhalts wie durch den Anstand der Bewegungen — der ebenfalls manchem Chasan fehlt — in das Herz der Zuhörer dringend. Alles hörte ihm gerne zu, besonders die Frauen, weil sie, wie sie sich ausdrückten, bei seinem Vorbeten alles gut mitsagen könnten. Den größten Triumph feierte er beim Vorlesen aus der Torah, wobei ihm besonders seine Kenntniß der Gramatik zu statten kam, eine Qualität, die allerdings keinem Koreh fehlen sollte. Während sonst bei diesem Theile der Liturgie ein großer Theil der Gemeinde, besonders die jungen Leute, das Gotteshaus verließen und die Zurückgebliebenen die müßige Zeit mit profanen Unterhaltungen ausfüllten, hörte bei Fellner's Torahlektion die ganze Gemeinde mit gespannter Aufmerksamkeit zu und blieb in andächtiger Stimmung. Als nach dem ersten sabbathlichen Debut Fellner's in der Synagoge die Leute das Bethaus verließen und sich zerstreuten, sprach Leo Floßmann zu dem greisen Morenu: „Nun, Reb Joßef! wie gefällt Ihnen der Lehrer?“ — „Heute,“ erwiderte jener, „habe ich einen rechten Oneg-Schabes (Sabbathfreude). Das heißt oren (vorbeten), das heißt leinen. Herr Vorsteher! Sie haben da ein Bravourstück gemacht. Die Gemeinde kann sich glücklich schätzen. Er soll uns nur lange bleiben.“

Adolf Fellner hatte sich schon nach wenigen Wochen der allgemeinen Achtung zu erfreuen und wurde der Liebling der ganzen Gemeinde.

War sein öffentliches Wirken ein nach jeder Richtung zufriedenstellendes, so war auch sein Privatleben musterhaft zu nennen. Unablässig mit seiner Berufsthätigkeit beschäftigt, blieb ihm nur wenig freie Zeit übrig, die er zu kleinen Spaziergängen in Tiefschlags wunderschönen Umgebung benützte. Er war gegen Jedermann freundlich, suchte aber durchaus keine Bekanntschaften; er hatte weder die Zeit Besuche zu machen noch zu empfangen.

Nur mit dem langen Itzig machte er eine Ausnahme, den er öfters am Sabbath besuchte. Zwischen den beiden an Alter so verschiedenen Männern bildete sich ein inniges Freundschaftsverhältniß, das beiden Theilen zur Befriedigung und zum Seelengenusse gereichte. Fellner erkannte in dem würdigen Alten einen unschätzbaren Edelstein, dem nur der Schliff der Bildung fehlte, um im herrlichsten Glanze des Geistes zu leuchten.

Konnte sich auch die Gemeinde mit der Aquisition Fellners freuen, so möge man deßhalb nicht glauben, daß der Kalkul des Vorstandes bei Besetzung des Lehrerpostens ein regelrechter, ein besonnener war. Fellner war wirklich eine seltene Ausnahme, die menschliche Berechnung nicht erwarten und Floßmann's Divinationsgabe nicht errathen konnte. Bei allem Fleiße, bei aller Begabung konnte er der großen Anzahl der schulbesuchenden Kinder nicht vollständig Genüge leisten. Manche Lücke blieb unausgefüllt, mancher Wunsch unbefriedigt; der Lehrer leistete jedoch alles einem Menschen nur Mögliche, und schon seine Lehrweise, im Gegensatze zur Unterrichtsmethode des frühern Lehrers, bildete eine neue glänzende Aera in den Schulannalen Tiefschlags, so daß die Zufriedenheit der Gemeinde mit den Leistungen Fellners nicht durch das kleinste Wölkchen getrübt wurde.

Nicht minder tadellos als der Charakter des Lehrers war auch dessen Lebensweise. Er lebte einfach und sparsam, kam nie ins Wirthshaus, nahm niemals Theil an öffentlichen Belustigungen und Musik- oder Tanzunterhaltungen, wie sie auf dem Lande öfters vorkommen, allein man konnte nicht sagen, daß er sich Entbehrungen auflegte, mäßige seinem Stande und seinen Bedürfnissen zusagende Genüsse versagte; ebenso war er in der Kleidung wohl nicht luxuriös, aber er war anständig, sogar nett gekleidet, und die blendend weiße Wäsche, die man jederzeit an ihm sah, bewies hinreichend, daß er dem äußern Menschen eine ernstliche Sorgfalt zuwendete. Ueberdieß verleugnete er niemals sein edles Herz, wenn es galt, einem Armen Hilfe zu leisten, und nie entließ er einen Bettler ohne Almosen, ob dieser nun in seine Wohnung oder in die Schule kam. Man merkte nie an ihm Geldnoth, finanzielle Verlegenheiten; er zahlte alles, was er kaufte oder arbeiten ließ, gleich, und wartete nicht, wie die meisten Besoldeten in den Gemeinden, mit fieberhafter Ungeduld auf den Tag, an dem sie ihren Monatsgehalt aus der Gemeindekassa zu erhalten hoffen.

Dieser behagliche Zustand seiner ökonomischen Verhältnisse blieb in der Gemeinde theils unbekannt, theils unbeachtet. Nicht jeder hat Interesse daran, über Soll und Haben eines Andern Forschungen anzustellen, besonders bei einer so bescheidenen, die Untersuchung nicht herausfordernden Lebensweise, wie die Fellners. Es gab wohl einzelne Menschen in Tiefschlag, welche den häuslichen Angelegenheiten des Lehrers ihre Beachtung schenkten, doch fanden sie in ihnen wenig Auffälliges oder Ueberraschendes; manche kamen zu dem Schlusse, Fellner müsse sich schon in früheren Jahren etwas

erspart und ein kleines Sümmchen nach Tiefschlag gebracht haben. Leo Floßmann meinte einfach, ein Lehrer könne schon in Tiefschlag zu etwas kommen, wenn er nur solid leben wolle. Berl Schames, welcher sich das gründliche Studium über das Thun und Lassen des Lehrers zur Aufgabe gemacht zu haben schien und ihn in Folge dessen auch auf jeden Schritt und Tritt beobachtete, antwortete einmal dem Vorsteher, der ihm den Auftrag ertheilte, dem Lehrer zu sagen, daß er seinen Monatsgehalt abhole, es sei schon zwei Tage über die Zeit. „Es hat keine Gefahr, Herr Vorsteher! — der Lehrer wartet nicht auf den Gehalt, er ist sonst reich genug. Ich habe durch den Postboten in Erfahrung gebracht, daß er an das in der Hauptstadt gebildete Comité zur Gründung einer Versorgungsanstalt für jüdische Lehrerswitwen dreißig Gulden eingeschickt habe.“ Eine Antwort, die den Vorsteher nicht wenig stutzen machte und seine Theorie über den Segen, welchen die von ihm kreirte und dotirte Lehrerstelle bringe, etwas erschütterte.

---

3. Der Ausgeschlossene.

Adolf Fellner hatte bereits mehrere Male von dem Gärber — unter dieser Bezeichnung wurde er meistens genannt, als ob man seinen Namen nicht einmal auf den Lippen tragen wollte — sprechen gehört, der außerhalb des Kultusgemeindeverbandes stehend, mit seiner Familie in Tiefschlag lebte. — Er hätte gerne über diesen Mann, der von allen seinen Glaubensbrüdern im Dorfe, wie ein Scheusal gemieden, wie ein Auswurf der Menschheit verachtet wurde, etwas Näheres erfahren; doch mußte er bald den Versuch aufgeben, durch das Medium seiner Umgebung über den Gärber Erkundigungen einzuziehen; denn so oft er dieses Thema aufs Tapet brachte, wurde das Gespräch abgebrochen und die Unterhaltung auf einen neuen Stoff der Besprechung gelenkt. Vor dem Hauche seines Namens wich Alles scheu zurück, wie vor einer verpesteten Atmosphäre. Dieser allgemeine Widerwille gegen den Ausgeschlossenen, weit entfernt Fellner's Neugierde zu beschwichtigen, reizte sie vielmehr im höchsten Grade. Jeder andere würde sich vielleicht den Gegenstand des gemeinsamen Hasses als ein Abscheu erregendes Ungeheuer vorgestellt haben, dessen Nähe man eher fliehen als suchen müsse. Fellner hatte ihn von dem ersten Augenblicke an, als das unschuldige Opfer der Unduldsamkeit und der Verfolgungssucht betrachtet, für welches Geist und Herz zu gleicher Zeit Partei ergriffen. Der Lehrer besaß trotz seiner Jugend viele Erfahrung; er wußte, wie oft der Leumund eines Menschen von der Lieblosigkeit zerfleischt werden kann, wie dann leicht ein falsches, auf Irthum und Schein gegründetes Urtheil sich lavinenartig fortwälzt und die gedankenlosen Massen, die es ohne Prüfung und ohne Untersuchung aufneh-

men, mit sich reißt, und seine edle, zur Poesie geneigte Natur war eher bereit, das Unrecht auf die Seite der Verfolger, als auf die des Verfolgten zu setzen. — Ueberdieß hatte er ja bereits den süßen Duft einer herrlichen Blüthe geathmet, die dem so vereinsamten, so verhaßten und geschmähten Stamme entsprossen und er konnte sich nicht mit dem Gedanken befreunden, daß eine so zarte Blume aus dem vermoderten Beete des Lasters und der Verworfenheit emporgeschossen sei. Der Vater des liebenswürdigen Mädchens, das ihm flüchtig wie eine Traumgestalt erschien, konnte unmöglich so schlecht sein, als ihn die Tiefschlager jüdische Welt darstellte, und selbst der kleine Knabe, der damalige Begleiter des Mädchens, erschien in seinen Augen nicht wie der Sproß einer fluchwürdigen Race. — Leo Floßmann hatte gut sagen: „Für Sie darf er nicht existiren“ — er existirte in Fellners Gedanken, in seinen Träumen, in seiner Phantasie; die Sehnsucht, den Mann des Volkshasses und des amtlichen Verbots näher kennen zu lernen, steigerte sich mit jedem Tage, sie wurde nahezu eine Leidenschaft, gegen welche die Warnungen des Vorstehers nur einen schwachen Wall bildeten.

Der Leser, der keine dritthalb hundert Gulden jährlich aus der Tiefschlager Gemeindekassa bezieht und auch nicht an Rücksichten für den dortigen Vorsteher gebunden ist, möchte wohl gerne bald die Bekanntschaft des Gärbers machen, und wir wollen ihn auch trotz Floßmann's Anathem in das am äußersten Ende des Dorfes stehende Haus des Ausgeschlossenen einführen, noch bevor Adolf Fellner nach überstandenem Kampfe zwischen Pflicht und Neigung seinen Fuß auf die Schwelle desselben setzte.

Moriz Fellenberg war von der Gemeinde ausgeschlossen, er gehörte nicht zur Gemeinde, Pflichten und Rechte der Gemeinde konnten ihn, außerhalb des Verbandes stehend, nicht berühren. Dies war ja doch kein Hinderniß, ihn wie einen Fremden mit Wohlwollen und Menschenliebe zu behandeln, ihn an den geselligen Berührungen, welche mit dem konfessionellen Gemeindeleben nichts zu schaffen haben, participiren zu lassen, überhaupt den Menschen in ihm zu würdigen und zu achten; allein überkommener Mißbrauch, ererbte Parteiwuth hatte jedem bessern Gefühle den Eingang ins Herz versperrt. Der Gärber war mehr als ausgeschlossen, er war excomunicirt. — Der geistliche Bannstrahl, wie er bei den Juden des Mittelalters unter dem Namen Cherem seinen Spuck trieb, ward gesetzlich verboten, der konnte und durfte nicht gegen ihn geschleudert werden — und dennoch verspürte er — wenigstens unter seinen Glaubensgenossen in Tiefschlag — die fürchterlichen Wirkungen desselben. Niemand ging mit ihm um, niemand verkehrte niemand sprach mit ihm, und das gleiche Loos traf seine Familie; seine Frau kam nie mit andern Frauen zusammen, seine Kinder besuchten niemals die öffentliche Gemeindeschule. — Die Pforten des Gotteshauses waren für ihn und die Seinen verschlossen, und wenn es sie drängte, ihre Herzen in Wohl und Weh, in Freud' und Leid, in Bitte und Dank vor dem Herrn

der Heerschaaren auszuschütten, so konnten sie diesem Drange nur durch die häusliche Andacht Befriedigung verschaffen. Nur an den beiden höchsten Feiertagen des Jahres, am Neujahrsfeste und Versöhnungstage, begab er sich in die zwei Stunden von Tiefschlag entfernte Gemeinde, um dort in Gemeinschaft mit den Gläubigen seiner religiösen Pflicht Genüge zu leisten. — Der angestellte Schlächter durfte ihm kein Geflügel oder sonst was schlachten; der Metzger verkaufte ihm kein Fleisch; er kaufte sonst nichts von den Tiefschlager Israeliten und stand mit keinem derselben in Geschäftsverbindung. Zum Passahfeste ließ er seine Mazes (Osterbrode) aus der Fremde kommen und am Lauberhüttenfeste hatte er seinen eigenen Eßrog (Paradiesapfel). Die Vortheile der Association, die auf religiösem noch mehr wie auf jedem andern Gebiete zur Geltung gelangen, gingen für den Gärber verloren, denn er war ein Ausgeschlossener.

Wodurch wird wohl ein so inhumanes Betragen, wenn auch nicht gerechtfertigt, so doch erklärt? War der Gärber etwa ein schlechter Mensch, war er roh, unwissend, ungläubig, irreligiös? Nichts von allem dem! Im Gegentheile, jeder, der mit ihm Umgang hatte, rühmte seine Redlichkeit und Rechtlichkeit. Er war wohlthätig gegen die christlichen Armen des Ortes, gegen fremde Durchreisende, die seine Hilfe in Anspruch nahmen; er war ein wohlthätiges, unterstützendes und gemeinnütziges Mitglied der erwähnten benachbarten Gemeinde, obgleich er, wie bereits mitgetheilt, nur an den hohen Feiertagen von deren Kultusinstituten Gebrauch machte. Fellenberg war auch ein gebildeter Mann; er hatte selbst eine gute Erziehung genossen und eine solche ertheilte er auch seinen Kindern. Das Gärbergeschäft, das er fabriksmäßig betrieb, hatte durchaus seinen Sinn für Bildung und Wissen nicht abgestumpft. Er war sogar im Besitze einer hübschen Bibliothek, die er in Mußestunden nicht unbenützt ließ.

Am meisten war an Fellenberg zu rühmen, daß das mißliche Verhältniß, in dem er sich zur Gemeinde befand, sein Gemüth nicht verbittert und seinen religiösen Sinn nicht getrübt hatte. Er war weder Frömmler noch Heuchler, er war nicht altorthodox, neigte vielmehr der modernen Richtung zu, gab aber niemals durch sein Betragen ein öffentliches Aergerniß und führte sein Hauswesen nach hergebrachter jüdischer Sitte. — Die Sabbathe und Festtage des Herrn hielt er hoch in Ehren und gab überhaupt seinen Kindern das Beispiel eines frommen religiösen Mannes. — Berl Schames hatte einmal richtig bemerkt: „Der Gärber ist ein sehr schöner Bal-Boß (Gemeindemitglied), nur nicht in unserer Khille (Gemeinde).

Die Ausschließung der Gemeinde hatte durchaus seiner bürgerlichen Stellung nicht geschadet. Der Segen Gottes ruhte sichtbar auf seinem Hause. Er war mit großem Reichthume gesegnet, alle seine Unternehmungen waren mit dem günstigsten Erfolge beglückt. — Seine Frau war eine edle, schöne, feingebildete Dame, seine Kinder blühten in Schönheit, Gesundheit

und Jugendfrische. Zwei derselben, die mittlern, hat der Leser bereits auf der Straße, die zur Eisenbahn führt, getroffen. Der älteste Sohn studirte in der Hauptstadt die technischen Wissenschaften. Das jüngste Kind, ein Mädchen von vier Jahren, stand ihrer Schwester an Schönheit und Liebreiz nicht nach. Das Haus, das diese glückliche Familie bewohnte, glich mit seinen Nebengebäuden, Wiesen und Gartenanlagen einem herrlichen Landsitze, einer reizenden Villa.

Wenn man indeß glaubte, es habe dieser Zustand der Isolirung für den Gärber gar keine Unbequemlichkeit und Unannehmlichkeit gehabt, so wäre dies ein großer Irrthum. Die Angelegenheiten der Gasse, wie der geniale Kompert die Rührigkeit und Geschäftigkeit, im Ameisenhaufen des Ghetto nennt, hatten allerdings für die Fellenbergs kein Interesse; allein es fehlte doch nicht an Momenten, wo der Abgang jeder religiösen Gemeinschaft den Gärber sehr empfindlich schmerzte, und er hätte bei seinem milden Charakter und gutmüthigen Temperamente gerne die Initiative ergriffen, um sich mit der Gemeinde auszusöhnen, wenn er nicht von der festen Ueberzeugung durchdrungen gewesen wäre, daß jeder Schritt wirkungslos wäre und nur zu seiner Erniedrigung geführt haben würde. Vor einigen Jahren hatte ihm der Tod zwei Kinder, ein Zwillingspaar, in den ersten Monaten ihres Lebens an einem Tage entrissen. Er ließ wegen der Anstalten zur Beerdigung beim Kultusvorsteher anfragen, erhielt jedoch zur Antwort, daß er als nicht zur Gemeinde gehörig sich der Schätzung des Vorstandes über die Summe, die er für das Grab zu zahlen habe, unterziehen müsse. Diese Antwort hatte sein, vom Schmerz und Angst um seine übrigen Kinder — die Kleinen waren das Opfer einer damals im Orte grassirenden Scharlachepidemie — zerwühltes Herz so empört, daß er die Todten in die benachbarte Gemeinde führen und daselbst beerdigen ließ. Seit jener Zeit hatte er auch jeden weitern Versuch, ein Mitglied der Tiefschlager Gemeinde zu werden, aufgegeben.

Wir wissen bis jetzt noch immer nicht die Ursache dieses traurigen Mißverhältnisses, werden es aber gleich erfahren. Der Gärber selbst trug keine Schuld daran, er kam niemals mit der Gemeinde in Berührung, daher auch niemals in Konflikt. Es war dieß ein ererbter Haß, den er im Erbschaftsinventar nach dem Tode seines Vaters überkam. Die Tochter des Gärbers hatte recht, als sie zu dem Lehrer sagte: „Es ist eine eigene Geschichte“ — und wir wollen diese Geschichte dem Leser erzählen.

Vor mehr als fünfzig Jahren kam von Zeit zu Zeit ein Mann aus fernen Landen nach Tiefschlag, um in dortiger Gegend mit falschen und echten Edelsteinen Geschäfte zu machen. Diese brachten ihn in Berührung mit dem edlen Grafen von Niederwall, der damals, als Grundobrigkeit in seinem Stammschlosse zu Tiefschlag, residirte. Der Fremde, im Alter von ungefähr fünfunddreißig Jahren, war ziemlich gebildet und besaß einen sehr

gefälligen Anstand, welcher ihm das Wohlgefallen und die Gunst des Grafen erwarb. Da der Juwelenhändler ledigen Standes war und aus seiner Absicht, sich zu verehelichen, ebensowenig, wie aus seiner jüdischen Abstammung ein Hehl machte, schenkte ihm der Graf eine Familienstelle, welche das bei den damals bestehenden die Zahl der Judenehen beschränkenden Gesetzen hochanzuschlagende Recht zur Niederlassung und Gründung eines eigenen Heerdes in Tiefschlag gewährte. Die Kultusgemeinde, in der Ueberzeugung, daß dadurch der eine oder andere Heiratskandidat aus ihrer Mitte verkürzt und das Ziel seiner Wünsche weit hinausgerückt werde, wollte die Giltigkeit dieser Schenkung nicht anerkennen und schlug den Rechtsweg ein. Der Prozeß machte alle Instanzen durch und wurde schließlich zu Gunsten des Fremden entschieden. — Eines schönen Tages brachte dieser seine junge Gattin nach Tiefschlag, kaufte daselbst ein Haus, dasselbe, welches sein Sohn der Gärber, noch heute bewohnt. Bald gab er seinen Juwelenhandel auf und gründete ein großartiges Ledergeschäft, welches in kurzer Zeit in Flor kam. Dieser Umstand war am wenigsten geeignet, die Abneigung der besiegten Kultusgemeinde gegen den Fremdling zu vermindern, in dem man nun nicht bloß einen Eindringling, sondern auch einen gefährlichen Geschäftskonkurrenten verabscheute. — Man ließ ihn diesen Groll fühlen, als er kurz nach seiner Niederlassung bei der Kultusgemeinde um Aufnahme in ihren Verband nachsuchte. Da der Fall in Tiefschlag ein neuer war, daher auch weder eine gesetzliche noch usuelle Norm für dergleichen Aufnahmen bestand, so war auch die Einkaufssumme, die man von dem Bewerber verlangen konnte, dem Gutdünken des Vorstandes anheimgegeben. Die allgemeine Antipathie gegen den Fremden, der Zorn über den kostspieligen und zuletzt verlornen Prozeß fielen schwerer in die Wagschale der Beurtheilung, als Recht und Billigkeit, und man verlangte von dem Vater des Gärbers einen so enormen Betrag, daß es wohl vorauszusehen war, er werde nicht gezahlt werden. Die bedingte Aufnahme war demnach illusorisch, sie war bloß eine verhüllte Abweisung; als solche wurde sie auch von dem Petenten angesehen, der durchaus keine Lust bezeugte, sich durch ein so schweres Opfer die Vortheile zu erkaufen, welche der religiöse Verband einer Kultusgemeinde bietet. Nun begann eine lange Reihe von Neckereien und Kränkungen, von gegenseitig zugefügten Unbilden, von Haß- und Zornausbrüchen, die beide Parteien in stets zunehmender Aufregung erhielten. Es kam mitunter zu ernstlichen Konflikten, die nur durch Intervention der Gerichte beigelegt werden konnten. Mit der Zeit hatte wohl bei beiden Theilen die Kampflust abgenommen, weil die Kämpfer sich ermüdet fühlten, auch hatten die Leidenschaften etwas von ihrer Hitze und Heftigkeit verloren; allein an die Stelle des Kampfes trat nun ein dauernder Zustand der Entfremdung und Absonderung, der immer für den Einzelnen, gegenüber einer kompakten Gesammtheit, mit empfindlichen Nachtheilen verbunden ist, besonders wenn das mit

dem Familienleben so eng verwebte religiöse Moment dabei eine Rolle spielt. Der alte Fellenberg hatte es oft beklagt und bereuet, einen Fuß nach Tiefschlag gesetzt zu haben, und selbst in seiner Sterbestunde beschäftigte dieser Gedanke sein erlöschendes Denkvermögen. Er hatte kein hohes Lebensalter erreicht, die letzte langwierige schmerzvolle Krankheit hatte seine Lebenslust nicht geschwächt; seine letzten Worte waren: „Die Gemeinde und Josef bringen mich zehn Jahre früher ins Grab."

Außer dem mißlichen Verhältnisse in der Gemeinde nagte noch ein anderer ätzender Schmerz an dem Herzen Fellenbergs. Er hatte ihm vor seinem Scheiden aus dieser Welt einen Ausdruck gegeben und ihn neben der Gemeinde, als Ursache seines zu früh eingetretenen Todes erklärt. Der Schmerz hieß Josef. Fellenberg hatte zwei Kinder: den Gärber, mit dem wir bereits nähere Bekanntschaft gemacht haben, und einen ältern Sohn, namens Josef. Dieser ging wie sein Namensbruder in der Bibel im Alter von siebenzehn Jahren verloren, und es war ihm nicht wie jenem gegönnt, die Augen des sterbenden Vaters zuzudrücken. Man hatte niemals mehr etwas von ihm gehört.

Josef verrieth schon als kleiner Knabe seltene Geistesanlagen und eine ausgesprochene Neigung zum Studium; mit dieser geistigen Regsamkeit verband er eine in seinem Alter selten zu findende und nicht einmal zu wünschende Willenskraft und Entschiedenheit des Charakters. Wenn diese Seelenkräfte die gehörige Richtung und Entwickelung erhielten, so konnte der Knabe zu den schönsten Hoffnungen berechtigen. Der Vater hegte auch die besten Erwartungen von seinen Fähigkeiten und hatte ihn schon mit zehn Jahren zum Besuche des Gymnasiums in die Hauptstadt geschickt. Nur eines machte ihn etwas besorgt, als er den Knaben in die Fremde schickte. Paralell mit diesen vorzüglichen Anlagen und das intuitive Leben gar nicht berührend ging nämlich bei Josef ein fester Hang zum Absonderlichen, Abenteuerlichen und Exzentrischen, der sich schon bei dem jungen Kinde deutlich manifestirte. — In seinen Spielen schien er mit Absicht das Gefahrvolle zu suchen, in seinen Gesprächen machte es ihm das größte Vergnügen, das Paradoxe zu vertheidigen, kurz sein ganzes Thun und Lassen war ein Veto gegen Alles, was Andere nach Regel und Maß als das Gehörige betrachten. Wenn ein solcher Hang bei Zunahme der Jahre größere Dimensionen annehmen und sich auf das Gebiet der selbstständigen, der Erziehung und Aufsicht entwachsenen Lebensweise fortpflanzen sollte; so war für die Zukunft des Kindes nicht wenig zu befürchten. Der Vater, von der richtigen Ansicht geleitet, daß Zwang, Strenge, harte Behandlung, Züchtigung und wie die Marterwerkzeuge der pädagogischen Folterkammer alle heißen, bei einem solchen Charakter wie Josefs nicht geeignet wären, das Uebel zu beseitigen, suchte auf die Ueberzeugung des Kindes zu wirken. — Indessen hoffte Fellenberg, Josef werde in der großen Stadt unter neuen Verhältnissen diese Eigenthümlichkeiten ab-

legen, und dieß war auch die Ursache, daß er den Liebling seines Herzens in so frühem Alter aus dem Hause schickte. Auch die Ueberzeugung konnte zu seiner Beruhigung dienen, daß die Gewohnheiten des Knaben niemals ein böses Herz oder ein rohes Gemüth verriethen; im Gegentheile, sie hatten stets ihre Richtung nach dem Bessern und Edlen.

Josef Fellenberg studirte mehrere Jahre in der Hauptstadt mit dem glänzendsten Erfolge. Sein vielseitiges Talent fand bei seinen Lehrern und Mitschülern wie bei allen, die ihn näher kannten, ungetheilte Anerkennung; allein die Excentricität seines ganzen Wesens, die sich nun mit dem zunehmenden Alter, auf neue in die Sphäre seiner Thätigkeit dringende Objekte erstreckte, ohne die ursprüngliche angeborne Richtung zu verlieren, blieb ebenfalls nicht unbemerkt, und er wurde allgemein in den Kreisen seiner Bekanntschaft „der Sonderling“ genannt. Josef sammelte mit einem buchstäblich so zu nennenden Bienenfleiße eine Masse von Kenntnissen, und erwarb sich ein für sein Alter Staunen erregendes Wissen. Wie die Biene flog er in den blühenden Gefilden der Wissenschaften von einer Blume zur andern, bei keiner lange verweilend, und das bunte Gemisch der verschiedenartigsten Gegenstände, die er in einem Tage zusammenfaßte, hätte jedes andere Gehirn verwirren müssen. Er war in seinem Studium, in seinen Gedanken und Urtheilen ebenso wie in seiner Lebensweise originell. Wer an ihn den Maßstab gewöhnlicher Menschenkinder angelegt hätte, dessen Berechnung wäre zu Schanden geworden, dessen Voraussetzungen hätten zur Täuschung geführt! Als ob die Natur es sich vorgesetzt hätte, diesen jungen Menschen zu einer Ausnahme, zu einer seltenen Erscheinung zu machen; war auch das Aeußere Josef's nicht nur sehr schön, sondern ebenfalls außergewöhnlich. Wer diese Physiognomie einmal sah, der hatte sie nicht leicht wieder vergessen.

Josef war mehr als die Freude seiner Eltern, er war ihr Stolz. — Bei jedem Besuche, den er in den Studienferien dem väterlichen Hause machte, hatten sie Ursache, sich mit der geistigen und körperlichen Entwickelung ihres Sohnes zu freuen.

Bereits hatte der „Sonderling“ sieben Jahre in der Hauptstadt studirt und die Eltern sahen eben seiner baldigen Ankunft entgegen — denn es war im Monate Juli gegen Schluß des Schuljahres —, als anstatt seiner die Nachricht einlangte: Josef habe sich freiwillig zum Militärdienste gemeldet und sei gleich am Tage seines Engagements mit einem Truppentransport nach dem fernen Kriegsschauplatze geschickt worden. Es war die letzte Nachricht, welche die Eltern während ihres ganzen Lebens über ihren Sohn erhielten. Wie ein Donnerschlag traf diese Nachricht das Herz der Eltern und bohrte da eine Wunde, welche die Zeit niemals vernarben konnte. Die Mutter erlag nach einem Jahre dem Schmerze, den nur der Tod stillen konnte, und daß der Vater den seinen mit ins Grab nahm, haben die letzten Worte in seiner Sterbestunde bewiesen.

Der Verlauf unserer Erzählung wird es rechtfertigen, daß wir den Leser auch mit diesem jugendlichen Sprosse aus dem Stamme des Ausgeschlossenen bekannt gemacht haben.

Wir überspringen nun die lange Reihe von Jahren, die zwischen den eben erzählten Ereignissen und der Zeit liegt, in welcher der Gärber viel ruhiger als sein Vater die Ausgeschlossenheit ertrug und im Kreise seiner Familie, in Wohlstand und Zufriedenheit leicht einen Uebelstand vergaß, dem Zeit und Gewohnheit zuletzt die Schärfe und Bitterkeit nahmen. Die neue Generation der Tiefschlager Kultusgemeinde, die an dem eigentlichen und wie meistens beim Ausbruche am heftigsten tobenden Kampfe gegen den fremden Eindringling nicht Theil genommen, hatte unter Leo Floßmann's Leitung mehr den Sinn gerichtet auf jene Gemeindezustände, die, aus dem Umgestaltungsprozesse der Neuzeit hervorgehend, ihre dringende Beachtung forderten. Die neue Gesetzgebung, die dem Juden das Recht des Menschen- und Staatsbürgers einräumte, hatte sonst dem einst so heftig geführten Kampfe zwischen einer Gesammtheit und einem Individuum jede Bedeutung genommen, sie hatte ihn gleichsam antiquirt. In der Zeit, in welcher unsere Erzählung sich abwickelt, hätte der alte Fellenberg das Tiefschlager Incolat ohne den geringsten Widerstand erreichen können, und wäre vielleicht auch von der Kultusgemeinde mit offenen Armen aufgenommen worden. Wenn trotzdem in Tiefschlag der alte Sauerteig nicht weggeräumt wurde und ein so verwerflicher Anachronismus der Anschauung noch immer seine Geltung hatte, so lag das in der Zähigkeit, mit der namentlich Korporationen gerne an ihren alten und veralteten Rechten, oder besser gesagt Unrechten, festhalten und den Flügelschlag der Neuzeit unbeachtet lassen möchten. Die Abneigung gegen die Fellenbergs war bei den Tiefschlager Glaubensgenossen ein hereditäres Uebel, eine Gemeindetradition, die auch dem Unrechte den Heiligenschein eines historischen Rechts verleiht. Es fiel niemals einem Menschen in der Gemeinde ein, und er hätte es vielleicht nicht einmal gewagt, eine Aussöhnung mit dem Gärber vorzuschlagen und zu Stande bringen zu wollen.

Wenn irgend ein Mensch auf Erden Ursache hat, den Fremden freundlich aufzunehmen, ihm mit Wohlwollen zu begegnen, überhaupt Alles, was nach Fremdenhaß riecht, zu verabscheuen: so ist es der Israelite. Seine Religion macht ihm in klaren Worten die Liebe gegen den Fremdling zu einer Hauptpflicht. Seine Geschichte ist zum größten Theile eine Wanderung von Ort zu Ort, von Land zu Land; rastlos zog er durch die Gauen der Erde, ohne je eine Heimat zu finden, denn selbst an der Stätte seiner Geburt war er ein Fremder, an dem Orte, wo seine Wiege unfern von den Gräbern seiner Väter stand, war er ein Ausgeschlossener. Alles Uebel, das ihm der Wahn der Zeiten brachte, entsprang eben aus dem Hasse gegen das Fremde, gleichviel ob er den fremden Glauben oder die fremde Abkunft traf.

Wenn trotzdem in früheren Zeiten viele Gemeinden Israels ähnliche innere Zwistigkeiten wie in Tiefschlag, alle hervorgerufen durch die Abneigung gegen die Fremden, aufzuweisen hatten, so liegt der Grund dieser sozialen Abnormität in der bekannten Wahrnehmung, daß der in Druck erzogene und von den Fesseln beschränkender Gesetze in seinen Bewegungen gehemmte Mensch allzu ängstlich, über die ihm kärglich zugemessenen Rechte wacht und nicht gerne einen andern daran theilnehmen läßt. Nur der freie Mensch gönnt auch seinem Nebenmenschen die Freiheit. — In unserer Zeit der Aufklärung und der errungenen Menschenrechte sorgt eine humane Gesetzgebung dafür, daß ein solch' liebloses Vorurtheil nicht mehr Boden fassen könne; doch läßt es sich nicht leugnen, daß es noch in manchen Köpfen unserer Glaubensgenossen als Reminiscenz ehemaliger Zustände spuckt und durch alle Wandlungen der Zeit nicht herauszutreiben ist. Bei vielen sogenannten Kirchthurmpatrioten wird jeder fremde Zuzügler mit scheelen Blicken angesehen und das angeborne Heimatsrecht ist ihnen der einzige Maßstab der Beurtheilung über den Werth eines Mitbruders. Es wäre eine verdienstliche Aufgabe der Kanzel wie jeder öffentlichen Volksbelehrung, gegen diese alten Reste einer überstandenen Drangperiode das Wort zu erheben und ihnen wo möglich den Garaus zu machen.

Von der Richtigkeit dieser Ansicht schien auch der Lehrer Adolf Fellner durchdrungen zu sein, denn der Gärber und seine Familie beschäftigten oft seine Gedanken und die Lage dieses Mannes trübte nicht selten seinen sonst immer heitern Sinn. Vielleicht lagen dem lebhaften Interesse, das er an dem unbekannten Ausgeschlossenen nahm, noch andere Ursachen zu Grunde; genug, es war sein sehnlichster Wunsch, jenem Manne ins Antlitz und ins Tiefinnere zu schauen.

Die Lage des Fellenberg'schen Hauses war der Realisirung dieses Wunsches nicht ungünstig. Es stand bekanntlich am äußersten Ende des Dorfes, aber nicht an einer Straße oder einem Wege, der zu einer benachbarten Ortschaft geleitet hätte, der schmale Pfad, der dicht an der Fronte des Hauses vorüberzog, führte bloß durch üppige Felder und grüne Wiesen zu einer Landschaft hin, deren Reiz jeden ihrer Besucher entzücken mußte. Die jüdischen Insassen Tiefschlags hatten diesen Weg selten betreten, an Werketagen ließen ihnen sonst ihre Geschäfte wenig Zeit zu Spaziergängen. Wenn es Fellner darum zu thun war, diesen Weg öfters einzuschlagen und einen Anlaß zur Bekanntschaft mit der Familie des Gärbers zu suchen, ohne von den Augen der Gemeindeglieder beobachtet zu werden, so fand er hier die günstigste Gelegenheit für seinen Plan. Dem gediegenen Charakter des Lehrers widerstrebte es allerdings, auch nur einen Schritt zu thun, der die Beobachtung zu scheuen hätte und nicht vor den Augen aller Welt gerechtfertigt erschiene; überdieß betrachtete er die bezügliche einem Befehle gleichkommende Bemerkung Leo Floßmann's als eine Ueberschreitung

der Machtvollkommenheit, als einen Eingriff in die persönliche Willensfreiheit, die als solche keine Beachtung verdiene; dennoch sah er nicht die Nothwendigkeit ein, eine Unzufriedenheit oder einen Unfrieden zu provociren, wenn er zu dem Ziele seiner Sehnsucht ohne Ostentation und unbemerkt von Andern gelangen könne.

Seine Spaziergänge nahmen nun regelmäßig die Richtung dieses Weges, der ihm mit jedem Tage schöner und interessanter erschien. Schon der äußere Anblick des Fellenberg'schen Hauses gereichte ihm zur Befriedigung. In allem nahm er Nettigkeit und Reinlichkeit, die untrüglichen Zeichen eines geordneten Hauswesens, wahr. Zuweilen sah er den Gärber, dessen Frau oder eines der jüngeren Kinder vor dem Hause stehen, er grüßte dann beim Vorübergehen, und sein Gruß fand stets eine freundliche Erwiederung. Auch die Personen des Hauses hatten sich vom bloßen Sehen sein Wohlgefallen erworben; es waren lauter interessante Phisiognomien, aus denen sich Intelligenz und Gemüth abspiegelten; in solchen Hüllen konnten Laster und Bosheit keine Herberge finden. Nur Sie, nach der er die größte Sehnsucht in der Brust trug, die erwachsene Tochter des Hauses, hatte ihm der Zufall noch nicht in den Weg geführt, obgleich er bereits mehr als vierzehn Tage seinen täglichen Spaziergang wiederholte.

Endlich ging auch dieses süße Hoffen in Erfüllung. An einem schönen kühlen Abende, der, einer schwülen Tageshitze folgend, das Gemüth in eine freudige Stimmung versetzt und das Menschenherz öffnet zur Empfänglichkeit für diese reichen und zugleich so billigen Genüsse, welche die Natur den Kindern der Erde mit unerschöpflicher Freigiebigkeit bietet, ging Fellner seinen wohlbekannten Weg; schon von der Ferne gewahrte er die holde Jungfrau vor dem Hause ihres Vaters sitzen. Sein Herz begann heftig zu schlagen und er wurde sich erst jetzt dessen recht bewußt, daß der Eindruck, den das Mädchen beim ersten Erscheinen auf ihn machte, ein tiefer war, der nicht so leicht verwischt werden könnte. Wie bei der ersten Begegnung drängte ihn auch heute ein freudiges Gefühl vor dem Mädchen stehen zu bleiben und ein Gespräch zu beginnen.

„Ich segne die Stunde, Fräulein,“ hob Fellner mit Begeisterung an, „die mir endlich wieder meine erste Tiefschlager Bekanntschaft zuführt; wahrlich die Gemeinde hätte keinen schöneren Engel mir als Sendboten entgegenschicken können, um mir diesen Ort als den Wohnsitz der Wonne und des Glückes zu verkünden.

Ein jüdisches Mädchen, und wäre es das unwissendste, ist niemals ohne Verständniß für eine poetische Liebeserklärung; die dichterischen Klänge tönen ihm wie ein Echo aus jener Traumwelt, welche die Phantasie der Orientalen mit idealen Gestalten bevölkert. — Adele, so hieß des Gärbers Tochter, war aber nichts weniger als unwissend; sie besaß sogar eine für ein Landmädchen hervorragende Bildung; sie hatte in dem Pensionate, in

das sie ihre Eltern zur Erziehung gaben, mehr als bloß äußern Anstand und ein paar französische Phrasen erlernt: sie hatte sich jene Kenntnisse eigen gemacht, die eine Dame, mit Ausschluß der Ortographie, besitzen muß, wenn sie auf das Epitheton „gebildet“ Anspruch machen will. Der Inhalt von Fellners Anrede hatte mehr, als deren Form, das bescheidene Mädchen überrascht.

„Die Abendluft,“ erwiderte Adele lächelnd, „hat, wie es scheint, das Feuer Ihrer Poesie nicht gefühlt, allein das Bild, dessen Sie sich bedienen, gehört mehr Ihrer Phantasie als der Wirklichkeit. Mich hätte wohl die Gemeinde nicht zu ihrem Sendboten wählen mögen; wir gehören nicht zur Gemeinde; was Sie wohl jetzt — fügte sie mit etwas unsicherer Stimme hinzu — schon durch andere erfahren haben dürften.

Fellner fühlte nun erst die Unbesonnenheit in seinen Worten und wie zu seiner Entschuldigung entgegnete er in einem viel sanftern Tone: „Ich habe wohl gehört, daß Ihr Herr Vater kein Mitglied der Gemeinde sei, doch habe ich wirklich in diesem Augenblicke nicht daran gedacht, ich habe überhaupt nur diesen einen Umstand gehört und nie etwas weiter darüber erfahren.

„Sie dürften sich,“ sprach das junge Mädchen zutraulicher werdend, „von den Bewohnern des verrehmten Hauses eigenthümliche Vorstellungen gemacht haben; Sie dachten wohl, verwahrloste Menschen, Furcht erregende Barbaren zu sehen?“ —

„Nein!“ rief Fellner feurig aus, „wenn alle Personen dieses Hauses an Grazie und Liebenswürdigkeit den beiden Mustern gleichen, die mir auf einsamen Wege, bei meiner Ankunft in Tiefschlag entgegentraten, dann kenne ich kein größeres Glück, als den Zutritt in den Kreis so edler Menschen. Es bleibt mir wahrlich ein Räthsel, wie sich eine Gemeinde nicht glücklich schätzt, solche Mitglieder die ihren nennen zu dürfen.“

„Ich weiß nicht,“ versetzte das Mädchen naiv, „was an Ihren Worten Schmeichelei ist, jedoch kann ich es laut sagen, daß ich auf meine Eltern stolz sein darf; ich wünschte, daß sie uns besuchten, um selbst zu urtheilen, ob die kindliche Liebe mich parteiisch macht. Doch ich habe vergessen — setzte sie den Lehrer scharf anblickend hinzu — daß Ihnen vielleicht Ihre Stellung verbietet, unser Haus zu besuchen.“

Die letzten ungeschminkten Worte des Mädchens brachten Fellner zu der angenehmen Ueberzeugung, daß er der schönen Tochter des Gärbers nicht ganz gleichgiltig sei, denn sie waren in einem Tone gesprochen, welcher die innere Bewegung, den Schmerz der Ungewißheit nicht verbergen konnte. Er beeilte sich auch, jeden besorgten Zweifel des Mädchens zu verscheuchen. „Ich erfülle,“ sprach er, „meine Pflichten gegen die Gemeinde pünktlich und gewissenhaft, jedoch bin ich der eigene Herr meiner freien Zeit, über die kein anderer verfügen kann. Es wird mir zum größten Vergnügen gereichen,

ein Haus besuchen zu dürfen, wo die Liebenswürdigkeit ihren Sitz aufgeschlagen hat und zu dem sich mein Herz mit voller Sehnsucht hingezogen fühlt.

Fellner empfahl sich nach dieser Antwort, welche Adele mit Wohlgefallen anzuhören schien, und setzte seinen Spaziergang fort. Ein süßes Gefühl, wie er es bisher niemals kannte, durchzog seine Brust. Er, der in der Welt ganz allein stand ohne Verwandte und ohne Freunde, der in dem Menschen immer nur die Menschheit liebte, der in Erfüllung seiner Pflichten in berufstreuer Thätigkeit das Glück seines Lebens fand; fühlte sich mit einem Male wie von einer magnetischen Kraft angezogen. Es war nicht eine vorübergehende Lichterscheinung, die den dunklen Pfad des Wanderers plötzlich erleuchtet, um dann für alle Zeiten zu verschwinden, es war ein glanzvoller Stern, nach dem sein Auge stets blickt, den er als Wegweiser durch seine ganze Lebensfahrt erkennt. Adele ist seinem Herzen theuer geworden; er wurde sich dessen inne, was junge Leser und Leserinen vielleicht schon vermuthet haben, daß sein Herz in Liebe zu dem schönen Mädchen entbrannt sei. Die Tochter des Ausgeschlossenen war das Glück seines Lebens, die Freude seines Daseins.

Sein Spaziergang dauerte dießmal länger als gewöhnlich, im Vollgenuß beseligender Gefühle schwelgend, dachte er nicht daran, daß die hereingebrochene Nacht zur Rückkehr mahne. Er kam spät nach Hause, lange konnte er auf seinem Ruhelager nicht den Schlaf finden, der ihn endlich in seine Arme aufnahm und in das Feenreich süßer beseligender Träume trug.

Der Lehrer benützte nun ausschließlich seine freie Zeit zu Spaziergängen, die immer vor das Haus des Gärbers vorbeiführten, und selbst das ungünstigste Wetter konnte ihn von diesem Lieblingsgange nicht zurückhalten. Die Unterhaltungen mit Adele, die ihr Wohlgefallen an dem schönen jungen Mann nicht verbergen konnte, wurden häufiger und inniger, und so oft der wirkliche oder scheinbare Zufall die jungen Leute zusammenführte, hatte Fellner das Endziel seines Spazierganges erreicht. Er ging dann niemals weiter, sondern unterhielt sich mit dem Mädchen so lange als ihm dieser Hochgenuß gegönnt war, und kehrte, wenn es sein mußte direkt in seine Wohnung zurück. Seine Spaziergänge waren zumeist Wallfahrten nach dem Hause Fellenbergs.

Bei diesen häufigen Zusammenkünften lernte er auch die Eltern und Geschwister Adelens kennen; die öfters aus dem Hause herauskamen, und sich in die Unterhaltung mischten. Verehrung und Liebe theilten sich in den Gefühlen, die er für jedes einzelne Mitglied dieses Hauses hegte, und auch er hatte bald deren herzliche Zuneigung gewonnen. Die Eltern wiederholten die Einladung ihrer Tochter, die ihn zum Besuche ins Haus aufgefordert hatte; eine Einladung, der er mit freudigem Herzen, Folge leistete.

Fellner war nun ein täglicher Gast im Hause des Gärbers, und verlebte da nach vollbrachter Tagesarbeit die heitersten Stunden seines Lebens. War das Wetter günstig, so begab man sich in den rückwärtig vom Hause gelegenen Garten, dessen reizender Naturschmuck von der pflegenden Hand der Menschen in Stand gehalten wurde. Die Unterhaltungen boten viel Interessantes und Abwechselndes; bald wurde ein Gegenstand aus dem Gebiete der Kunst oder der Wissenschaft zur Besprechung gebracht, bald wurden die wichtigsten Weltereignisse, wie sie das täglich aus der Hauptstadt anlangende Zeitungsblatt mittheilte der Beurtheilung unterzogen, und der Lehrer hatte bald Gelegenheit zu bemerken, daß Lebenserfahrung und Bildung dem Gärber die Auffassung und das Verständniß des schwierigsten Thema's erleichterten. Zuweilen kam auch die Rede auf die Verhältnisse unserer Glaubensgenossen und deren bürgerliche Stellung in den verschiedenen Ländern, und der Lehrer nahm mit Bewunderung wahr, welch' eine innige Liebe zum Judenthume den Gärber beseelte. Die ihm von seinen Tiefschlager Glaubensgenossen zugefügten Unbilden hatten sein Gemüth nicht verbittert, seine vom Standpunkte der reinen Humanität gefaßte Anschauung nicht getrübt.

Dieser Ideenaustausch der beiden Männer, dem auch die weiblichen Zuhörer mit gespannter Aufmerksamkeit folgten, diente nur dazu die gegenseitige Achtung zu erhöhen, und das intime Freundschaftsverhältniß zwischen dem Fremden und der Familie des Ausgeschlossenen zu befestigen. Eines dieser Gespräche verdient, inwiefern es zur Charakterisirung der sprechenden Personen einen Beitrag liefert einen Platz in unserer Erzählung. Den Anlaß gab ein Zeitungsartikel, welcher die Ueberschrift „zur Judenfrage" trug. Der Gärber bemerkte: Schon dieser Titel beweist mir, daß die Frage nicht die gehörige Antwort finden wird. Ich habe verschiedene Schriften über die Emancipation der Juden gelesen, aber selten darin Befriedigung gefunden; schon der Name Emancipation setzt einen früheren Rechtszustand voraus, der kaum diesen Titel verdient. Die Restitution in die allgemeinen Menschenrechte, die niemals veräußert oder verwirkt werden können ist das einzige, das der Jude anzustreben hat, und das ihm auch gewährt werden muß, wenn man ihm gerecht werden will. Wenn meine hiesigen Glaubensgenossen mir noch zehnmal mehr Leid zugefügt hätten, als sie bereits meinem Vater und meiner Familie gethan, ich würde dennoch niemals zu der Ueberzeugung gelangen, daß der schlechteste unter ihnen weniger Ansprüche auf die Menschenrechte besitze als ein Mendelsohn oder andere große Männer, welche der Stolz der Nation sind. Es kömmt mir eben so vor, als wenn ich meinem Gesellen in meiner Gärberei den Wochenlohn vorenthalten wollte, weil mir dessen Betragen weniger als das seines Kameraden gefällt.

Sie würden aber doch, entgegnete Fellner ausforschend, einen schlechten Gesellen, der nur Böses stiften würde, nicht in Ihrem Hause dulden.

Allerdings nicht, entgegnete Fellenberg, weil ich nicht wie der Staat seinen Bürgern gegenüber, die Pflicht und das Recht habe den Bösen zu strafen, um ihn durch die Strafe zu bessern, oder — wo keine Besserung zu erwarten ist — für seine Umgebung unschädlich zu machen. Uebrigens, wollen Sie mich nicht mißverstehen, ich bin durchaus nicht der Meinung, daß der Jude wirklich nationale Gebrechen an sich habe, mit denen man das Unrecht seiner Ausschließung rechtfertigen könnte, im Gegentheile, ich bin der festen Ueberzeugung, daß kaum ein anderer Stamm wie der jüdische aus der Feuerprobe der Leiden so rein und geläutert hervorgegangen wäre, daß kaum ein anderer Stamm sich nach tausendjährigem Drucke so schnell mit den Elementen des modernen Staatslebens assimilirt hätte. Ich wollte nur den Rechtsstandpunkt — und der allein ist mir der maßgebende — ins gehörige Licht setzen.

Aehnliche Gespräche wurden öfters geführt; doch hatte niemals die Verschiedenheit der Ansicht zur geringsten Heftigkeit Anlaß gegeben oder den Charakter der Rechthaberei angenommen. Nur die kleinen Ereignisse der Gasse kamen niemals zur Besprechung, sie wurden nicht einmal von dem weiblichen Theile der Gesellschaft einer Beachtung gewürdigt. Die Ursache des unversöhnlichen Hasses von Seiten der Gemeinde gegen die Fellenbergs hatte der Lehrer von dem Gärber bereits in den ersten Tagen seiner Bekanntschaft erfahren, ganz so, wie wir sie dem Leser mitgetheilt haben.

In dem Maße als die Besuche des Lehrers regelmäßiger und von längerer Dauer wurden, und sein lebhaftes Interesse für die Familie Fellenberg beurkundeten, trat bei ihm das Bestreben hervor, diese Besuche der Beobachtung der Gemeinde zu entziehen. Er war sich allerdings keines Unrechts bewußt, er erfüllte, nach wie vor, seine Berufspflichten mit allem Eifer und gab nie Anlaß zur Unzufriedenheit; dennoch beschlich ihn zuweilen ein gewisses Mißbehagen bei dem Gedanken, daß das Bekanntwerden seiner innigen Freundschaft mit dem allgemein verhaßten Manne in der Gemeinde so zu sagen böses Blut machen, und sein Betragen einer leidenschaftlichen und lieblosen Beurtheilung unterzogen werden könnte. Ueber alle diese Bedenklichkeiten trug jedoch die Liebe zu Adelen den Sieg davon. Er hätte es nicht über sich gewinnen können, auch nur einen Besuch im Hause des Ausgeschlossenen, der Gemeinde wegen zu verlieren.

Es ist leicht begreiflich, daß die täglichen Besuche des Lehrers, in dem entfernt liegenden Hause, der Gemeinde nicht lange ein Geheimniß bleiben konnten. Der eine oder andere hatte ihn zuweilen in später Abendstunde, bei dem unfreundlichsten Regenwetter, in seine Wohnung zurückkehren sehen. In kleinen Ortschaften bietet der unbedeutendste Schritt des Einzelnen Stoff zu einem Tagesgespräche, und es fehlte auch nicht an Leuten, die es sich zur Aufgabe machten den Lehrer auf Schritt und Tritt zu verfolgen. Das Späherauge des Berl Schames hatte bald das Ziel der täglichen Spazier-

gänge Fellners herausgefunden, und er wollte darauf schwören, daß die Besuche mehr der Tochter als dem Vater galten. Es währte nicht lange und jedes Kind in Tiefschlag wußte davon zu erzählen, daß der Lehrer täglich in das Haus des Gärbers komme, und in die Tochter desselben sterblich verliebt sei.

Die Leute auf dem Dorfe, denen nicht so großartige Aufregungsmittel wie den Städtern zu Gebote stehen, um den Geist vor Erschlaffung zu wahren und ihm neue Spannkraft zu verleihen, brauchen ebenfalls von Zeit zu Zeit einen stimulirenden Stoff, der in die Lethargie der einförmigen Alltäglichkeit versetzt die Gemüther in Leben und Feuer bringe. Ein solcher Stoff war die Liebesgeschichte des Lehrers. In Tiefschlag hatte man es noch nicht zu jener Objectivität gebracht, welche die Scheidung der Person vom Amte auch in Angelegenheiten des praktischen Lebens gelten läßt, und man konnte es dem Lehrer nicht verzeihen, daß er, der das Brod der Gemeinde aß, seine Sympathien und seine Liebe gerade an einen Ort trage, den die Scheidewand eines Jahrelang genährten Hasses von der Gesammtheit absonderte. Das zarte Geschlecht, das häufig in Gemeindeangelegenheiten hinter den Coulissen die Fäden in der Hand hält, mit denen es die Entschlüsse der Männer lenkt, war nicht minder alarmirt von der verhängnißvollen Nachricht, welche die schwächste Seite des Weibes, die Eitelkeit verletzend traf. Tiefschlag hatte mehrere schöne Mädchen, von denen manche mit Wohlgefallen den schmucken Lehrer ins Auge faßte, und manche Mutter hatte schon in Stillen für die Zukunft ihrer Tochter ein Heiratsproject entworfen, in welchem dem Lehrer die schönste und dankbarste Rolle zugetheilt wurde. Daß nun dieser, blind gegen alle andern Reize, nur für die Tochter des Gärbers Augen hatte, konnte ihm der Stolz eben so wenig verzeihen, als die Eifersucht.

Die Gährung in der Gemeinde konnte Fellner nicht entgehen, unfreundliche Blicke, Mienen der Verachtung, wie sie ihm bisher in Tiefschlag nicht begegnet waren, zeigten ihm, daß er von dem Höhepunkte der Gunst in die Tiefe der Mißliebigkeit herabgesunken sei. Die Leute, mit denen er in Berührung kam beobachteten gegen ihn eine gewisse Zurückhaltung, ein steifes Benehmen, das mit der frühern Herzlichkeit stark contrastirte. Er fühlte, daß die Luft schwül sei, und sich bald in einem heftigen Gewitter entladen mußte. Es gehörte wenig Scharfsinn dazu, um die Ursache dieses gewaltigen Umschwungs in der Gunst des Publikums zu errathen. Der Lehrer hatte seine Unbeliebtheit der Liebe zu verdanken.

Leo Floßmann hatte den Fall vom amtlichen Standpunkte aus als einen Vertragsbruch von Seiten des Lehrers betrachtet, als eine verletzende Herausforderung, als einen casus belli. Er habe es dem Lehrer bei der Ankunft mit deutlichen Worten gesagt: „Der Gärber dürfe für ihn nicht existiren“ — und wie zum Hohne sind nun Kopf und Herz Fellner's beide

von der Gemeinde in Sold genommen, im Hause des Ausgeschlossenen verpfändet. Allein die Klugheit und das eigene Interesse riethen ihm vorsichtig zu Werke zu gehen, und erst genau das Terrain zu sondiren, bevor er sich zu einem entscheidenden Schritte entschließe. Die Leistungen des Lehrers in Synagoge und Schule fanden eine unbestrittene Anerkennung, und es entstand zu erwarten, daß namentlich jene Familienväter, die ein starkes Contingent zur Schule stellen, oder solche Gemeindemitglieder, denen wie dem alten Morenu Reb Joßef eine gramatikalische Sünde beim Vorlesen aus der Torah den Appetit verderben konnte, für den Lehrer Partei ergreifen, und bei der Beurtheilung seines Betragens mehr die geistigen Interessen der Gemeinde als die Privatneigungen seines Herzens ins Auge fassen würden. Auch mußte sich der Vorsteher selbst gestehen, daß der Lehrer in der merkantilischen Bedeutung des Wortes äußerst billig sei, und daß kaum ein zweiter sich finden dürfte, der seinen berühmten, von der Publicistik hart mitgenommenen Concurs so glänzend zu Ehren bringen möchte; überdieß war ja die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß der Lehrer, auf das Unschickliche in seinem Benehmen aufmerksam gemacht, ohne Widerstreben seinen Umgang mit dem Gärber aufgebe. Die Liebe zur Tochter war vielleicht ein bloßes Hirngespinnst, die Ausgeburt müssiger Köpfe. Leo Floßmann hielt es daher für geeignet, vorher privatim mit dem Lehrer Rücksprache zu nehmen und erst dann, wenn die Besprechung ohne Erfolg bliebe, die Angelegenheit vor den Vorstand zu bringen.

Der Vorsteher fand bald Gelegenheit zu der beschlossenen Conversation mit dem Lehrer und zeigte sich dabei wirklich als erfahrener wohlroutinirter Mann. In seiner Anrede wurden alle möglichen Saiten angeschlagen, um den Sünder zur Besserung zu bringen; die sanfte Ueberredung, die ernstliche Drohung und noch allerhand leichtes und schweres Geschütz, wie es der Beredsamkeit Floßmanns zu Gebote stand, wurde ins Feld geführt, um die fatale Vorliebe des Lehrers für das verpehmte Haus zu bekämpfen und zu besiegen. Fellner hörte aufmerksam bis zum Schlusse der Rede, ohne nur durch eine Miene seine innern Gefühle zu verrathen, denn er antwortete in ruhigem Tone: „Herr Vorsteher! ich kenne meine Pflichten und bestrebe mich mit allem Eifer ihnen nachzukommen; jede Erinnerung in dieser Beziehung ist überflüssig. Sollte jedoch mein Umgang mit den Personen, die meinem Herzen als unschuldige Opfer eines unbegründeten zähen Hasses nur um so theuerer sind, als unvereinbar mit meiner Stellung angesehen werden, so bin ich zu jeder Stunde bereit, meinen Posten aufzugeben.“

Floßmann's Privatmittel waren erschöpft, die Sache mußte vor den Vorstand gebracht werden; in der That war dieser Schritt von der in der Gemeinde herrschenden Mißstimmung auch unerläßlich geboten.

Der Leser mag es uns verzeihen, daß wir ihn so oft in die nicht sehr geräumige Tiefschlager Gemeindestube führen. Es ist nicht unsere Schuld.

Die Vorstände lieben die Sitzungen, welche zur Befestigung ihrer Autorität in der Gemeinde beitragen, und unsere Erzählung, die einmal „Ein jüdischer Lehrer“ heißt, steht ebenso in einem Abhängigkeitsverhältnisse zu Leo Floßmann und seinen Vorstandskollegen, wie der Held derselben, Adolf Fellner.

Wieder war der Vorstand versammelt, nur der einzige Bittner fehlte, er war vielleicht in Geschäften von Tiefschlag abwesend. Die anderen Rathsherren hatten sich vollzählig eingefunden. Floßmann trug wie gewöhnlich den Gegenstand der Verhandlung mit Pathos vor; er sprach seine Entrüstung über das Betragen des Lehrers aus, hob ausdrücklich hervor, daß man der Aufregung in der Gemeinde Rechnung tragen müsse, stellte jedoch selbst keinen Antrag, und wollte bloß den Gegenstand der Beurtheilung seinen Collegen überlassen. Es wurde nun hin und her debattirt, alles was für und gegen den Lehrer zu sagen war, wurde vorgebracht, die verschiedenartigsten Anschauungen in der Gemeinde von der äußersten Gereiztheit bis zur gänzlichen Gleichgültigkeit fanden in der Gemeindestube ihren vollständigsten Reflex. Die Gemüther erhitzten sich, die Debatte verlor ihren regelmäßigen Gang, einer überschrie den andern, niemand wurde verstanden. — Man denke sich ein Concert, in dem jeder Musikant ein anderes Stück spielt, und man hat erst eine blasse Idee von dem Tumulte, dessen Schauplatz die Tiefschlager Gemeindestube war, von dem Wirrwar, in den auch der kleinste berathende Körper verfallen kann, wenn nicht eine bestimmte Geschäftsordnung die Debatte lenkt und der Leidenschaftlichkeit Maß und Ziel setzt. Nur der lange Itzig hatte an diesem Treiben nicht Theil genommen; er beobachtete auch dießmal sein gewöhnliches parlamentarisches Manöver, erst die andern sich aussprechen zu lassen und zuletzt seine Meinung zu äußern. Er wartete auch in dieser Sitzung, bis sich der Sturm gelegt, die brausenden Wellen der Aufregung gesenkt hatten; dann bat er ums Wort und sprach unter lautloser Stille der Versammlung wie folgt: „Wir sind, so viel ich glaube, in der Gemeindestube, um das Wohl der Gemeinde zu berathen, Anträge zu stellen, gestellte Anträge zu besprechen und über sie abzustimmen. Von all dem Lärmen und Schreien habe ich noch nicht entnehmen können, was eigentlich der Vorstand will und soll. Es wird da ein Sittengericht über den Lehrer gehalten, welches wir füglich den Müßiggängern und Kaffeeschwestern überlassen könnten. — Wie der Herr Vorsteher uns erzählt, würde der Lehrer eher seine Stelle als die Besuche beim Gärber aufgeben, und ich weiß auch nicht, was sie uns eigentlich geniren, wenn sie ihn in seinen Dienstleistungen nicht stören. Weder im Konkurse noch in Folge eines Vorstandsbeschlusses ist bei seiner Aufnahme die Bedingung festgestellt worden, daß er seine freie Zeit nur nach unserem Commando verwenden dürfe. Was seine Liebe zur Gärberstochter betrifft, sind wir alle schon über die Jahre hinaus, um uns mit solchem Kinderstuß (Dummheit) zu befassen. Es sind gewiß genug schöne Mädchen in Tiefschlag, will der

Jezer horo (die Leidenschaft), daß er sich gerade in diese verliebe. Ich war vorige Woche in der Hauptstadt, da sah ich im Theater ein ähnliches Stück, wo sich auch die Kinder der größten Todfeinde in einander sterblich verlieben. Das Stück heißt Romeo und Julie."

Der lange Itzig besaß eine originelle Beredsamkeit, die mehr durch ihre phlegmatische Einfachheit zu imponiren, als durch ihr Feuer hinzureißen geeignet war, sie war mehr auf den Kopf als auf das Herz berechnet. Er hätte vielleicht niemals seine Zuhörer für eine Idee begeistern können, hingegen war es ihm ein Leichtes, sie von der Irrbahn einer falschen Auffassung ab- und in das Geleise der richtigen Beurtheilung hinzulenken. Er verstand es, den Gegenstand der Verhandlung zu begrenzen, so daß jeder sich dessen klar wurde, welche Ansicht er eigentlich vertreten wolle.

Auch dießmal hatte der lange Itzig die übrigen Mitglieder der Versammlung so zu sagen zur Besinnung gebracht; auch dießmal hatten seine schlichten Worte ihre Wirkung nicht verfehlt. — „Im Grunde genommen," begann eines der Vorstandsmitglieder, „hat der Herr Schreiter recht. Die Gemeinde ist mit diesem Menschen gut versorgt, und die Anstellung eines andern Lehrers würde mit großen Schwierigkeiten verbunden sein." — In ähnlicher Weise äußerten sich auch die andern Herren vom Rathe, und gerade diejenigen, die früher am meisten getobt und gelärmt, waren jetzt, nachdem sie das ganze Feuer ihres cholerischen Temperaments verpufft hatten, sanft und friedlich gestimmt. Leo Floßmann, der die Sorgen und Mühen, welche ihm die Besetzung der Lehrerstelle verursachte, noch in lebhafter Erinnerung hatte und schon vor dem Gedanken an eine Wiederholung derselben zitterte, war im Herzensgrunde mit dieser Beruhigung der vorständlichen Gemüther vollkommen zufrieden; nur erregte es seinen Neid, daß sie gerade durch den langen Itzig, dessen mit jedem Tage zunehmender Einfluß in der Gemeinde seiner Beobachtungsgabe nicht entgangen war, zu Wege gebracht wurde. — Er hielt es zur Wahrung seiner Vorsteherwürde für gerathen, aus seiner passiven Haltung herauszutreten und an dem parlamentarischen Siege des Seniors der Versammlung, den er nicht paralysiren konnte, durch seine Zustimmung Theil zu nehmen. — „Ich war von Anfang an," sprach er, „ganz derselben Meinung, wie mein College Herr Schreiter, nur wollte ich in einer Angelegenheit, welche jedenfalls die Gemeinde schmerzlich berührt, den Ansichten des Vorstands nicht vorgreifen. Da die heutige Sitzung, fügte er hinzu, ohne irgend ein Resultat blieb, so erscheint es auch überflüssig, ein Protokoll darüber aufzusetzen." — Wie wir bereits erfahren, gehörten stylistische Uebungen nicht zu den Lieblingsbeschäftigungen des Tiefschlager Cultusvorstehers. — „Ganz überflüssig," bemerkte der lange Itzig, „und wir könnten auch die heutige Sitzung als eine geheime erklären." — Bei den letzten Worten hatte er sich auf seinem Sitze umgedreht und seine Blicke hinter den Ofen gerichtet, wo Berl Schames scheinbar im Schlafe

versunken saß, obgleich ihm kein einziges Wort von der ganzen Debatte verloren ging. Der schlaue Famulus hatte die Augen nur halb geschlossen, das Aviso an seine bekannte Schwatzhaftigkeit nebst der obligaten Geberdenbegleitung war seinen scharfen Sinnen nicht entgangen. Er blieb eher alles andere als eine Antwort schuldig und replicirte daher schnell ohne langes Besinnen: „Seien Sie ruhig, Herr Schreiter! von mir wird niemand etwas erfahren, ein Schames muß stumm sein, und besonders was den Lehrer betrifft, da traue ich mich gar nicht etwas anzufangen, vor dem hat jeder Respekt.

Die brusken Antworten Berl's wurden nicht mehr wie ehemals mit beifälligem Lächeln aufgenommen. Die nivellirende Neuzeit hat wohl die socialen Scheidewände zwischen den verschiedenen Ständen abgetragen, um so schärfer aber die Kreise gezeichnet, innerhalb deren sie sich berühren dürfen. Berl Schames merkte wohl, daß seine Zeit um sei, er hatte es ja schon längst gesagt: Die Welt hat sich umgedreht.

---

4. Die Aussöhnung.

Bei einer ruhigen gemäßigten Debatte wäre es vielleicht dem langen Itzig in der eben beschriebenen Vorstandssitzung nicht gelungen, die schwere Wolke, die sich über das Haupt des Lehrers zusammenzog, zu zerstreuen und das Ungewitter, das die neue Saat seines Lebensglückes zu zerstören drohte, von ihm abzuwenden. Es ist wahr, der allgemeine Haß gegen den Gärber war ein unbegründeter, ein von Vorurtheil und Leidenschaft genährter und großgezogener, und der Lehrer hatte keine Verpflichtung, an diesem verjährten Unrecht Theil zu nehmen, und wenn er nun gar das von allen gemiedene Haus des Ausgeschlossenen mit täglich zunehmendem Eifer, als einen Ort der Erholung und Zerstreuung nach den Mühen des Tages, als eine Stätte der Lust und Freude, aufsuchte, so geschah dieß gewiß nicht aus Trotz oder Gleichgültigkeit gegen eine Gesammtheit, in der und für die erfolgreich zu wirken sein Lebensberuf war, sondern hatte in jenem Gefühle seinen Grund, das unerbittlich wie der Tod alle Schranken der Convenienz durchbricht und alle Hindernisse überspringt, womit das kalte reale Leben so oft den Weg nach dem Ziele seiner Sehnsucht versperrt, in jenem innern Feuer, das alle brausenden Fluthen der äußeren Lebensverhältnisse nicht zu löschen vermögen, in der Liebe, die sich um Vertrag und Dienstverhältnisse wenig kümmert. Auf der andern Seite läßt es sich jedoch nicht verkennen, daß diese heftige Neigung Fellner's für eine Enkelin jenes Mannes, der schon vor mehr als einem halben Jahrhunderte den Grund zu einem Kriege „von Geschlecht zu Geschlecht" zwischen seinem Hause und

der Gemeinde in Tiefschlag legte, als etwas Außerordentliches, noch nicht Dagewesenes erscheinen und die Empfindungen der Leute tief verletzen mußte. Der lange Itzig hatte gut reden vom Jezer horo. Der Vorstand war nicht verliebt, hatte für die Romantik wenig Sinn und war gerade nicht von dem edlen Eifer beseelt, eine Liebe zu begünstigen, die wohl den von der Gemeinde besoldeten und erhaltenen Lehrer zum Glücklichsten der Sterblichen machte, in der Gemeinde selbst aber Unzufriedenheit und Entrüstung hervorrief.

Was jedoch am meisten die guten Absichten des langen Itzig begünstigte und ihn in der besprochenen Sitzung gleichsam zum Herrn der Situation machte, war der Umstand, daß sich die übrigen Mitglieder des Vorstandes zuerst recht ausgeschrien und ausgetobt hatten. Die verschlossene Zorneswuth hatte in heftigen leidenschaftlichen Worten ihre ganze brennende Lava ausgespieen, und nun ward es im Innern des Kraters ganz ruhig und stille. Die Freundschaft der Menschen besteht häufig bloß in leeren Worten, warum sollte der Haß gerade immer auf eine dauernde Intensivität Anspruch machen?

Auch in der Gemeinde hatte die erste tobende und maßlose Aufwallung dieselbe Schlußwirkung. Nach und nach legte sich der Groll. Die Leute, denen die Welt der Wirklichkeit genug zu schaffen gab, überließen dem Lehrer jene, der Hoffnungen und Träume, unbekümmert, wie er die Collision zwischen Pflicht und Neigung zum Ausgleiche bringen wolle, sie gingen wie früher ihren Geschäften nach, Tiefschlag blieb auf seinem Platze stehen, und die Ruhe des Welttheils war durch die nicht populäre Liebe des Lehrers nicht gefährdet.

Durch die letzten Vorgänge, im Schooße der Gemeinde, hatten die Besuche Fellners im Hause des Gärbers eher zu als abgenommen. Seine Ueberzeugung von der Unverfänglichkeit derselben, erhielt durch die vom Vorstand gewonnene Anschauung des langen Itzig, die allmählich auch bei der Gemeinde durchdrang, ihre Bekräftigung, seine Freundschaft für die Fellenberg bekam gleichsam die Sanction, das Recht der Oeffentlichkeit.

Das Verhältniß des Lehrers zu dieser Familie nahm mit jedem Tage an Innigkeit zu, und die Liebe zu Adelen erreichte in der Skala menschlicher Wünsche und Hoffnungen den Siedpunkt. Der Besitz des schönen, mit körperlichen und geistigen Vorzügen reichgeschmückten Mädchens, war das Ziel seines Strebens, die Hoffnung seines Lebens, ohne Adele gab es für ihn keine Zukunft. Er war bereits in dem Alter, in dem ein junger Mann daran denken kann, Hymens Bande zu knüpfen, und es war sein ernstlicher Entschluß bei den Eltern, um die Hand der Tochter zu werben, sobald er zu der Ueberzeugung gelangt sein würde, daß Adele seine Neigung erwiedere, daß er auf Gegenliebe rechnen dürfe.

Wie ein Mensch von Fellner's Stellung, mit einem Hungergehalte von dritthalbhundert Gulden, derartige romantische Anwandlungen haben

könne, wie er mit einem Einkommen, das kaum hinreicht die kümmerliche Existenz eines einzelnen Menschen zu fristen, nur daran denken durfte einen eigenen Herd zu gründen, eine Familie zu ernähren, bleibt dem Leser ein Räthsel, daß vielleicht erst im weitern Verlauf unserer Erzählung seine Lösung finden wird, wir wollen vorläufig zu seiner Entschuldigung annehmen, daß die Behauptung des Berl Schames, die er dem Vorsteher gegenüber äußerte, — „der Lehrer sei reich" — einen festeren Grund als die bloße subjective Auffassung des phantasiereichen Gemeindedieners habe. Fellner war nicht mehr in den Jahren des ersten Jünglingsalters, um nur blindlings dem Zuge einer heftigen Leidenschaft zu folgen, und sein Charakter war zu edel, als daß man dem Gedanken Raum geben könnte, er wäre fähig gewesen, ein unschuldiges, seinem Herzen so theueres Wesen seiner Selbstsucht zu opfern und ins sichere Elend zu stürzen. Auch lag es seinem Charakter und seiner ganzen Lebensanschauung fern, auf die Mitgift Adelens zu spekuliren. Der Gärber galt allgemein als ein reicher Mann, doch wußte niemand etwas Näheres über seine Vermögensverhältnisse, am wenigsten Fellner, dessen ganzer Sinn nur den Cultus der Liebe und Freundschaft im Fellenbergischen Hause pflegte, der sich um jene erbärmlichen Aeußerlichkeiten, welche die Welt regieren und in unserer materiellen Zeit mit tyrannischer Gewalt die zartesten Gefühle wie die höchsten Interessen der menschlichen Gesellschaft knechten, wenig kümmerte.

Fellner trug gewiß im Innern das Bewußtsein, daß seine Bewerbung um die Hand der Geliebten nicht an jener Klippe scheitern könne, die so oft den innigsten Herzensbund der Liebe gewaltsam zerreißt; sonst wäre der Gedanke an eine Verbindung mit Adelen niemals in seiner Seele aufgestiegen.

Wir freuen uns innigst über die seltene und glückliche Ausnahmsstellung Fellners unter den Dienern der Volksbildung, die sein Streben nach einem so schönen freudigen Ziele berechtigte; doch wird die Freude durch den Umstand getrübt, daß es eben eine Ausnahmsstellnng war, und seine vom Glücke weniger begünstigten Fachgenossen nehmen ebenfalls unser Mitgefühl in Anspruch. Auch sie empfinden menschlich, auch ihnen schlägt ein warmes Herz in der Brust, auch sie suchen ein theueres Wesen, das mit ihnen das Geschick des Lebens theilt; doch ihre traurige Stellung verkümmert ihnen das jedem Menschen heilige Recht zur Eheschließung und verurtheilt sie zu einem unfreiwilligen Cölibate, das, weit entfernt, ihre Existenz behaglicher zu machen, ihnen nur den Stachel unbefriedigter Sehnsucht ins Herz senkt und durch das Gefühl der Isolirtheit in einem meistens fremden Orte die Lust zu einer anstrengenden, mitunter aufreibenden Thätigkeit raubt. Der Handwerker, der Taglöhner, der Dienstbote, wenn sie nicht anders gedankenlos in den Tag hineinleben, wenn sie nicht liederlich sind, suchen wo möglich einen Sparpfennig für spätere Zeiten, für unerwartete Ereignisse und Zufälle zurückzulegen, während der öffentliche Lehrer, dessen ganzes Kapital in seinen

Kenntnissen und Fähigkeiten besteht, sich in den meisten Fällen beim Abschluß seiner Jahresrechnung glücklich schätzen muß, wenn nur Soll und Haben sich das Gleichgewicht halten. Man kann allerdings von den zuweilen sonst überbürdeten Gemeinden nicht verlangen, daß sie die bei ihnen vakant gewordenen Lehrerposten, als Sinecuren zur Besetzung ausbieten; allein eine percentuale Erhöhung des Status zum Zwecke der nutzbringenden Anlegung für den Lehrer würde in ihrem eigenen Interesse rathsam erscheinen und sie von manchen Nothbehelfen gegen den unwiderstehlichen Drang des besoldeten Elends, als da sind: Theuerungszulagen, Remunerationen, Geschenken u. s. w., befreien. Die Ueberbürdung einer Gemeinde liegt sonst nicht in den Mehrausgaben, die ein geregeltes Gemeinwesen verlangt, sondern in den nicht präliminirten Zuschlägen, die gerade ein ungeregeltes am meisten in Anspruch nimmt.

Adele hatte bisher in ihrem Umgange mit dem Lehrer bloß jene Gefühle der Achtung und Freundschaft an den Tag gelegt, die ein Mann von Fellners Charakter, Anstand und Geistesgaben einem jungen gebildeten Mädchen einflößen mußte, wenn er, wie Fellner, täglich ins Haus kam und sich durch sein Benehmen das Wohlgefallen und die Zuneigung aller Familienmitglieder erwarb. Wenn sie sich auf seinen täglichen Besuch freute, wenn sie mit Interesse und Spannung seinen Gesprächen lauschte, so lag darin noch nichts, was den Lehrer zu Hoffnungen berechtigen konnte, die Adele vielleicht nicht einmal ahnte. Ihr gebildeter Geist fand in der interessanten Conversation des jungen Mannes Anregung und Befriedigung, ihr Herz war von der Anmuth seiner Rede gefesselt, doch vielleicht nicht in jene Bande geschlagen, welche zwei Liebende für die Ewigkeit vereint. Ihre noch sehr zarte Jugend, ihre keusche Jungfräulichkeit, ihre angeborne Würde waren Vorzüge, die dem Lehrer es nicht so leicht machten, sich über den Punkt Gewißheit zu verschaffen, der über das Glück seines Lebens entschied. Fellner durfte die Zeit nicht drängen, er mußte der günstigen Gelegenheit harren, die seine Zweifel beheben würde.

Die Zeit der Schulferien war herangerückt. Albert, der Sohn des Gärbers, kam aus der Hauptstadt zum alljährlichen mehrmonatlichen Besuche und brachte in das väterliche Haus, in die täglichen Unterhaltungen, wo Fellner so freudige Erholung von den Arbeiten des Tages fand, neues Leben. Albert Fellenberg war ein junger Mann von gediegener Bildung, er war nicht bloß tüchtig in den Fachstudien, denen er mit allem Fleiße oblag, sondern hatte sich noch viele anderweitige Kenntnisse erworben, die seinen Umgang zu einem angenehmen und anregenden machten. Schon am Tage seiner Ankunft wurde er mit dem Lehrer bekannt, und die erste Unterhaltung reichte hin, um die gegenseitige Achtung der beiden vielbegabten jungen Männer zu bewirken. Die täglichen Besuche Fellners waren Albert nicht ganz neu, er hatte von ihnen schon in der Hauptstadt gehört. In den Briefen

Adelens geschah zuweilen derselben Erwähnung mit einer Befriedigung, die den jungen Fellenberg auf die Bekanntschaft des Lehrers neugierig machte. Es brauchte nur wenige Tage und zwischen den beiden jungen Männern entstand ein Freundschaftsverhältniß, das mit jeder neuen Zusammenkunft an Innigkeit zunahm. Die Verschiedenheit der Anschauung erhöht bei gebildeten Menschen nur den Reiz der Unterhaltung; denn auch in der geistigen Natur ist oft das Gesetz wahrzunehmen, daß ungleichartige, nach verschiedenen Richtungen zustrebende Pole des edlen Denkfluidums sich gegenseitig anziehen. Es darf uns daher nicht wundern, wenn die zuweilen mit Eifer und Heftigkeit geführten geistigen Turnierübungen zwischen Adolf Fellner und seiner neuen Bekanntschaft sich schließlich in Harmonie und Freundschaft auflösten; allein der Kampf selbst bot viel Interesse. Die ruhige scharfe Kritik Fellners trug zumeist den Sieg davon über die kühnen Ideen des jungen Studenten, die wie Geistesblitze plötzlich und rasch aufeinander hervortraten, und durch die Lebendigkeit und Frische, mit denen sie vorgetragen wurden, überraschten. In Albert lag etwas von der Natur des Onkel Josef. Er liebte und suchte die Wahrheit, doch vertrat und vertheidigte er mit Vorliebe solche Ansichten, die noch immer der Annehmer bedurften, um zur allgemeinen Anerkennung zu gelangen. Adele, welche bei diesen Gesprächen öfters zugegen war, lauschte mit Spannung und Aufmerksamkeit den Worten der beiden jungen Männer, die ihrem Herzen, der eine durch die Bande der Natur, der andere durch die der Freundschaft so theuer waren, und auch ihr Geist fand Nahrung und Befriedigung von den verschiedenen Gegenständen, die bei diesen Unterhaltungen zur Sprache kamen.

Adolf Fellner hatte sich längst gesehnt, einmal Adelen allein und von dem zu sprechen, was sein ganzes Herz erfüllte — von seiner Liebe. Bei seinen häufigen Besuchen im Hause des Gärbers traf es sich zwar oft, daß er mit ihr eine kürzere oder längere Zeit allein war, doch hielt er niemals den Moment für günstig, dem heftigen Gefühle, das seine Pulse höher schlagen machte, einen Ausdruck zu geben, ein Geständniß seiner Liebe abzulegen aus Furcht, er könnte durch die Dazwischenkunft eines Dritten gestört werden, und die unterbrochene Unterredung, von der das Glück seines Lebens abhing, würde das Mädchen bei weitern Zusammenkünften befangen und verwirrt machen und ihn des höchsten Genusses, den er in ihrer Nähe empfand, berauben. — Halbheit in jeder Sache war seinem entschiedenen Charakter zuwider; er wollte mit einem Male erfahren, ob die Sonnengluth seiner Liebe in das Herz der jungen Adele gedrungen sei, und die dort vorgefundenen unverkennbaren Keime des Wohlwollens für ihn erwärmt und zur schönen Blüthe inniger Sympathie und dauernder Zuneigung gereift habe. Die Gunst des Zufalls führte bald die Erfüllung dieses sehnlichsten Wunsches herbei.

Als Fellner eines Tages das Haus des Gärbers besuchte, fand er Adelen in dem Garten sitzend und ein Buch lesend, während die kleineren Ge-

schwister in ihrer Nähe spielten. Der Vater war auf wenige Tage verreist, die Mutter und Albert hatten ihn bis zur Eisenbahnstation begleitet und konnten erst mit der Nacht zurückkommen.

„Heute," begann Adele im heitern Tone, „sind die Ritter vom Geiste allesammt ausgezogen: Politik, Religion, Wissenschaft, Kunst und wie die gelehrten Dinge alle heißen, die Sie so oft in den größten Eifer versetzen, müssen Rasttag halten; ich könnte Sie von diesen Gegenständen nur schlecht unterhalten, wenn mir mein ephemerer Beruf als Wächterin des Hauses auch die Zeit dazu ließe."

„Ich kann das Glück nicht genug preisen, Sie endlich einmal allein zu finden, „versetzte Fellner wie in feierlicher Stimmung. „Seit der Zeit, als ich Sie kennen lernte, sehnt sich mein Herz nach diesem Augenblicke; denn was ich Ihnen heute zu sagen habe, ist mir weit wichtiger als alle jene Dinge, die meinen Geist beschäftigen, und von der Antwort, die Sie mir ertheilen, hängt das Heil meines Lebens ab. — Adele! fuhr er fort, die Hand des Mädchens ergreifend, hat Ihnen Ihr Herz noch nicht gesagt, daß all' mein Fühlen, Sehnen und Hoffen Ihnen gehöre, daß der tiefe Eindruck, den schon Ihre erste Begegnung auf mich machte und den jeder Tag unserer weitern Bekanntschaft verstärkte, nie aus meiner Seele verwischt werden könne, daß ich Sie so innig liebe, wie nur je ein Mann ein so reizendes und edles Wesen lieben konnte, daß Ihr Besitz mich zu dem Glücklichsten der Menschen machen würde!"

Adele schien von dieser glühenden Ansprache mehr erfreut als überrascht zu sein. In Sachen der Minne besitzen die Frauen einen Scharfblick, der sie schnell die stillen Huldigungen der Männer erkennen läßt, und ein zartes feines Gefühl, das ihnen bald sagt, ob diese Huldigungen ihren Ursprung einer flüchtigen Liebelei oder einer wahren innigen Liebe verdanken. Schon in der ersten Zeit ihrer Bekanntschaft mit dem Lehrer hatte sie dessen tiefinnige Neigung zu ihr wahrgenommen, und auch ihr Herz blieb nicht unempfindlich; neue süße Empfindungen, von denen ihr jugendliches Gemüth bisher keine Ahnung hatte, durchwogten ihre Brust, und wenn solche innere Regungen ein Symptom der Liebe sind — dann war sie in Adolf Fellner ernstlich verliebt. Nichtsdestoweniger kam ihr die so offene, entschiedene Erklärung Fellners ganz unerwartet. Die Liebe des jungen Mannes war ihr nicht neu; daß er aber nun mit männlichem Muthe vor sie hintrat und die zartesten Saiten ihres Gemüthes in die gewaltigsten Schwingungen versetzte, daß er mit einem Male eine deutliche Kundgebung ihrer geheimsten Seelenstimmung durch Worte, eine entscheidende Antwort verlangte, brachte das schöne Mädchen in Verwirrung. Sie konnte im Augenblicke keine Worte finden, allein der Blick, den sie voll Innigkeit auf ihn heftete, barg eine Welt von süßen Gefühlen und sagte ihm mehr als alle Beredsamkeit, daß seine Liebe nicht ohne Erwiederung geblieben. Nach

einer längeren Pause faßte sich Adele endlich zu einer Antwort und sprach mit merklicher innerer Bewegung: „Sie wollen durchaus eine Erklärung, und doch sollte auch Ihnen Ihr Herz gesagt haben, daß ich Sie liebe.“ — Ein Paragraph des bürgerlichen Gesetzbuchs kann keine deutlichere Fassung haben als diese Antwort. Für Fellner war sie mehr als hinreichend. Der Bund der Herzen war geschlossen; ob er auch die feierliche Sanktion von Adelens Eltern erhalten werde, dieß wollte der Lehrer erst in einer spätern Zeit erfahren; überselig wie er war von dem unschuldsvollen Geständniß der Geliebten, dachte er gar nicht an Hindernisse, die sich seinen Wünschen entgegenstellen könnten.

Fellner hatte wohlgethan, ohne viele Präludien auf sein Ziel loszusteuern und sein Herz rasch von den Leiden einer qualvollen Ungewißheit zu befreien, sonst wäre es ihm auch diesmal nicht gelungen, denn der Zufall hatte dem ungestörten Alleinsein der Liebenden nur ein kurzes Weilchen gegönnt. Kaum hatte Adele das Bekenntniß ihrer beglückenden Liebe abgelegt, als schon Mutter und Bruder von ihrem kurzen Ausfluge zurückkehrten und die wogenden Herzensergießungen der jugendlichen Seelen in den maßvollen Lauf der geselligen Unterhaltung zurücklenkten.

Mehrere Tage des Glückes und der Freude folgten dieser für die Zukunft der jungen Leute so entscheidenden Unterredung; doch das neidische Geschick läßt die Menschen nicht lange sich der ungestörten Ruhe erfreuen; im Stillen bereitet es den Wermuth, den es tropfenweise in den Schicksalsbecher der Sterblichen träufelt. Der heitere Himmel des Glückes, der sich über das Haus Fellenbergs wölbte, begann sich zu trüben, ein düsteres Gewölk umzog den sonst so hellen Horizont. Die Frau des Hauses, ein Muster von Liebenswürdigkeit und Herzensgüte, immer frisch und munter, fing an blaß zu werden und zu kränkeln. Mattigkeit in den Gliedern und andere Besorgniß erregende Symptome stellten sich ein. Die zärtliche Mutter suchte anfangs ihren leidenden Zustand vor den Kindern zu verbergen; es konnte ihr aber nicht gelingen. Die Blässe des Gesichts, die täglich zunehmende Schwäche und andere Vorboten einer ernstlichen Krankheit ließen wenig Raum für die Täuschung; Kummer und Angst hielten ihren Einzug in das Haus der Freude und des Friedens. Die Kinder waren trostlos, mit schmerzvoller Ungeduld erwarteten sie die Ankunft des Vaters, der seine ursprünglich nur auf wenige Tage limitirte Reise wegen neu eingetretener Geschäftsangelegenheiten verlängern mußte; jede Minute seiner Abwesenheit schien ihnen eine Ewigkeit. Ohne Wissen der Mutter ließen sie den in Tiefschlag wohnenden Arzt holen. Dieser erklärte das Unwohlsein als unbedeutend und vorübergehend, verschrieb eine Arznei und beruhigte sowohl die Patientin als ihre Umgebung. Endlich kehrte der Gärber von seiner Reise zurück und fand zu seinem Schrecken das theuere Weib auf dem Krankenlager. Durch die längere Abwesenheit war ihm die auffallende Veränderung, die in den

Zügen seiner Frau seit seiner Abreise vor sich gegangen, weit merklicher als der übrigen Umgebung, der sie nur successive in langsamer Entwicklung zur Wahrnehmung gelangte, und sein Herz war von Schmerz und Besorgniß erfüllt. Das Wiedersehen war kein freudiges. Vergebens suchte ihn die Kranke selbst über ihren Zustand zu beruhigen; er stellte sich zum Scheine von ihren Worten befriedigt, während der Kummer in seinem Innern wühlte. Es schwebt etwas Heiliges um das Schmerzenslager eines Menschen, das uns mit wehmüthiger Verehrung für den Leidenden erfüllt; und wenn die Liebe treuer Herzen einen Zuwachs erhalten kann, so wird es durch die Krankheit der geliebten Person bewerkstelligt. Man fragte einst eine Mutter von zehn Kindern, welches ihrer Sprößlinge sie am meisten liebe? Ich weiß es selbst nicht, erwiederte sie; nur wenn eines zufällig krank ist, dann ist das kranke auch das geliebteste Kind! — Wer je am Krankenbette eines theuern Wesens saß, der weiß es, wie da alle schlummernden Gefühle der Liebe geweckt werden und sich in dem einen Wunsche, in dem einen Gebete vereinigen, daß Gott sein Wort und seine Heilung sende. Der Gärber liebte seine Gattin, die Mutter seiner Kinder, wie in den ersten Tagen der Ehe, und sie war dieser Liebe würdig; denn sie war durch alle Tugenden, welche eine biedere Hausfrau zieren, ausgezeichnet.

Moritz Fellenberg ließ gleich nach seiner Ankunft aus der nächst gelegenen Stadt einen in der Umgegend sehr berühmten Arzt holen. Dieser kam, untersuchte die Kranke und erklärte die Krankheit im Gegensatze zu seinem Tiefschlager Collegen als eine schwere, die nur eine langsame Genesung hoffen lasse. Er verschrieb die geeigneten Arzneimittel und ordnete sonst alles Nöthige an; besonders empfahl er eine sorgfältige Pflege, wodurch die gesunkenen Kräfte gehoben werden könnten, „doch, meinte der erfahrene und gewissenhafte Jünger Aeskulaps, sei hier mehr von der Natur als von der ganzen Heilkunst zu erwarten. Die Prognose war eine unbestimmte, für den gramerfüllten Gatten war sie verständlich genug; er wußte, daß sein geliebtes Weib in Lebensgefahr schwebe.

Himmel und Hölle sind nach einer alten jüdischen Sage nur durch eine haarbreite Grenzlinie geschieden, und auch im menschlichen Herzen sind himmlische Freuden und Qualen der Hölle nicht weit von einander entfernt. Vor wenigen Augenblicken hat sich die jugendliche Blüthenknospe dem Sonnenlichte der Liebe geöffnet, an der jetzt der Wurm des schwersten Kummers nagt. Das Haus des Glückes, in dem vor wenigen Tagen jedes Antlitz freudig strahlte, ist jetzt in Finsterniß und Traurigkeit gehüllt.

Der Arzt kam jeden Tag, an dem es ihm seine Praxis in der Stadt gestattete, nach Tiefschlag zum Besuche der Kranken, konnte aber leider wenig beruhigende Erklärungen abgeben. Natur und Kunst hatten noch wenig Heilkraft bewährt; nach einem Tage scheinbarer Besserung trat wieder sichtliche Verschlimmerung ein. Die Hoffnung, die sonst niemals jene ver-

läßt, die mit bangen Gefühlen ein Krankenbett umstehen, fand im Hause Fellenbergs nur wenig Nahrung.

Der Gärber und seine beiden erwachsenen Kinder widmeten ihre ganze Zeit und Kraft der theuern Kranken, sie beobachteten jede ihrer Regungen und Bewegungen, suchten jedem ihrer Wünsche zuvorzukommen, bewachten des Nachts ihren Schlummer, und den eigenen tiefen Schmerz verbergend, suchten sie die Leidende durch trostreiche Worte und unterhaltende Gespräche aufzuheitern.

Adolf Fellner bewies sich als treuer Hausfreund. Er nahm innigen Antheil an den Leiden der ihm so werth gewordenen Familie, und leistete der Kranken alle möglichen Dienste. Jede freie Minute, die ihm sein Beruf gönnte, widmete er der leidenden Frau, die er kindlich verehrte und liebte. Wie ein Mitglied der Familie hatte er Zutritt ins Krankenzimmer, die Kranke sah ihn gerne und fühlte bei seinem Anblicke eine Erleichterung, als ob ihr in ihm ein rettender Engel erscheinen würde. Sie sah ihn gerne in ihrer Nähe, ließ sich von ihm die Arzneien reichen und nahm überhaupt die Beweise seiner kindlichen Hingebung und Treue mit Wohlgefallen auf, denn sie betrachtete ihn wie ein eigenes Kind. Der Gärber überließ die Pflege und Ueberwachung seines kranken Weibes keiner fremden Person, doch betrachtete auch er den Lehrer als zur Familie gehörend, und er ließ es gerne zu, daß dieser mit ihm und seinen Kindern die Mühen und Beschwerden der Krankenpflege theilte. Die Kranke wurde mit jedem Tage schwächer und der Arzt hatte besondere Wachsamkeit empfohlen. Der Gatte und die beiden Kinder lösten sich des Nachts in der Bewachung der Kranken ab, und gönnten sich nur wenige Stunden Schlaf um der gebieterischen Natur ihren Tribut zu zollen. Fellner bot sich an auch den Dienst dieser Nachtwachen mit der Familie zu theilen, und sein Anerbieten wurde ohne Weigerung und Widerstand aufgenommen. Er kehrte nun selten des Abends in seine Wohnung zurück, sondern verbrachte die Nacht im Hause der Krankheit. Oft wenn die Kranke in der Nacht erwachte und der Lehrer ans Bett eilte, um ihr seine Dienste anzubieten, heftete sie ihren freundlichen Blick auf ihn und drückte ihm die Hand zum Zeichen ihrer Dankbarkeit. — Im Unglücke zeigt sich das menschliche Herz in seiner wahren Gestalt, da enthüllt es sich aller äußerlichen Förmlichkeiten die sein Fühlen und Streben nur beengen, da entsagt es jeder Täuschung, da sind seine Kundgebungen wahr und aufrichtig. — Fellner gewann die Ueberzeugung, daß, wenn ihn einst die Hand Adelens beglücken sollte, dieser Herzensbund durch den Muttersegen seine Weihe und Bekräftigung erhalten würde.

Bereits hatte Fellner mehrere Nächte im Hause des Gärbers zugebracht, als er eines Abends wieder Wache bei der Kranken hielt, und sich ganz allein bei ihr befand. — Die leidende Frau schlief ruhig, und es war gegen Mitternacht als sie nach einem erquickenden Schlafe so frisch und heiter erwachte,

als ob sie niemals krank gewesen wäre. Die blassen Gesichtszüge bekamen Farbe sie hatte das Aussehen wie in den Tagen ihrer Gesundheit — Fellner hatte es gleich bemerkt nnd war innigst erfreut, er gab sich der Hoffnung hin, daß eine glückliche Krisis eingetreten sei, und die schnelle Heilkünstlerin Natur wie schon öfters auch bei Frau Fellenberg alle ärztliche Kunst und Erfahrung überboten habe. Die Kranke richtete sich im Bette auf, und bemerkte mit Befriedigung, daß Fellner sich ganz allein im Zimmer befinde. Dieser eilte zu ihrem Bette und konnte es nicht unterlassen, ihr seine Freude über ihren Zustand auszudrücken: — „Sie haben gut geschlafen, Frau Fellenberg!" sprach er, „und ich glaube, daß Sie auch frisch gestärkt erwacht sind." — „Ich fühle mich jetzt kräftiger" entgegnete die Kranke, „und freue mich dessen besonders in diesem Augenblicke da ich so gerne mit Ihnen allein über einen für mich sehr wichtigen Gegenstand sprechen möchte. Es ist dieß ein inniger Wunsch, der seit meiner Krankheit meine Gedanken beschäftigt, ich fühlte mich aber immer zu schwach und aufgeregt, um ihn auszusprechen, jetzt aber bin ich ruhig und kräftig, jetzt bitte ich mir, wenn Sie der Schlaf nicht überwältigt, einige Augenblicke zu schenken."

Fellner gab durch eine zustimmende Kopfbewegung seine Bereitwilligkeit zu erkennen, und lauschte mit gespannter Aufmerksamkeit den Worten der kranken Frau. —

„Diese augenblickliche Besserung," begann diese, „kann mich über meine wahre Lage nicht täuschen, ich weiß es, daß meine Tage gezählt sind, daß ich bald aus diesem Hause ziehen werde. — Ich scheide ruhig und mit reinem Gewissen aus dieser Welt, wie schmerzlich es auch ist einen so braven Mann und so gute Kinder verlassen zu müssen. — Nur ein heißer Wunsch liegt mir am Herzen und die Ueberzeugung, daß er erfüllt werde, würde mir die Sterbestunde erleichtern. — Ich wünschte daß meine Leiche nicht nach einem fremden Orte geführt werde, sondern hier in Tiefschlag zur Beerdigung komme, ich will, daß meine Gebeine in der Nähe meiner Kinder ruhen. Allein dieser Wunsch soll nur unter der Bedingung erfüllt werden, wenn vorher eine vollständige Aussöhnung zwischen meinem Manne und der Gemeinde zu Stande gebracht wurde, in Folge deren er als Gemeindemitglied einen Platz für die irdischen Ueberreste seines Weibes beanspruchen darf. Ich wünsche nicht, daß mein Leib der Erde verschachert werde. — Sehen Sie, lieber Freund! diese Aussöhnung zu bewerkstelligen, mein Mann wird sich gewiß bereitwillig zeigen, und die allgemeine Achtung, deren Sie sich in der Gemeinde erfreuen, macht Sie zum geeigneten Vermittler und läßt auch von dieser Seite einen guten Erfolg erwarten."

„Theuerste Frau, die ich wie eine Mutter liebe," rief Fellner mit thränenerstickter Stimme, „geben Sie sich nicht so düstern Gedanken hin, Sie werden noch viele Jahre leben und das Glück ihrer Kinder sehen, Gott hat die Gebete, die für ihre Genesung gen Himmel stiegen, gnadenvoll erhört,

Sie werden hoffentlich in wenigen Tagen gesund und neugestärkt das Krankenlager verlassen.“

Die Kranke machte eine Bewegung des Zweifels, faßte die Hand des Lehrers und sprach mit schwacher Stimme: „Ich bin überzeugt, daß Sie alles Mögliche zur Erfüllung meines Wunsches thun und mit der Ausführung nicht säumen werden.“

„Ihr Wunsch,“ entgegnete Fellner, „ist mir ein heiliges Gebot, „ich werde es nicht an meinem Eifer fehlen lassen, eine Aussöhnung zu Stande zu bringen, die schon längst mein sehnlichstes Verlangen ist, und mit Gottes Beistand wird es mir auch gelingen.“

Ein Händedruck und ein dankender Blick der Kranken lohnten das gegebene Versprechen Fellners.

Die Frau des Gärbers war von der Unterredung etwas erschöpft und nach wenigen Minuten wieder in einen sanften Schlaf gesunken.

Adolph Fellner hatte die kranke Frau mit Hoffnungen getröstet, deren Erfüllung, wie er es sich selbst gestehen mußte, nicht mit voller Sicherheit zu erwarten stand. Von Seiten des Gärbers hatte er keine Schwierigkeiten zu befürchten; ob aber der Vorstand und die Gemeinde die Hand zur Aussöhnung bieten würden, war eine Frage, die sich nicht mit Entschiedenheit bejahen ließ. Er war nicht ohne Besorgniß darüber, wie er sein, einer Kranken, vielleicht gar einer Sterbenden, verpfändetes Wort einlösen würde. Er beschloß gleich am andern Tage, die Sache in Angriff zu nehmen und entwarf im Gedanken einen Operationsplan für die Ausführung seines Vorhabens.

Fellner begab sich aus dem Zimmer der Kranken in ein Nebengemach und setzte sich der Art, daß er jede Bewegung der Frau beobachten konnte. — Er dachte immer an die übernommene Mission, über deren Schwierigkeit er sich keinen Illusionen hingab, und sah mit fieberhafter Spannung dem Erfolge seiner vorzunehmenden Schritte entgegen. — Indessen war der Gärber aus einem andern Zimmer, wo er einige wenige Stunden geschlafen hatte, herausgekommen, und Fellner berichtete ihm mit freudenstrahlendem Gesichte, daß eine sichtliche Besserung in dem Zustande der Kranken eingetreten sei, daß sie diese Nacht so gut wie noch niemals in ihrer Krankheit verbracht habe.

Noch in derselben Nacht gelang es Fellner die Zustimmung und Bereitwilligkeit des Gärbers zu einer Aussöhnung mit der Gemeinde zu erlangen. Mit vieler Gewandheit hatte er es verstanden das Gespräch auf diesen so wichtigen ihm auf die Seele gebundenen Gegenstand zu lenken, ohne im Entferntesten ahnen zu lassen daß die kranke Frau dabei die Hand im Spiele haben könne, oder daß überhaupt deren leidender Zustand mit seinem plötzlich erwachten Eifer, ein so lange bestandenes Mißverhältniß zu beseitigen, im Zusammenhange stehe. Möglich, daß auch in der Seele des Gärbers

der Gedanke an jene traurige Eventualität aufstieg, welche das Opfer derselben mit solch' muthiger Selbstverläugnung dem treuen Freunde als Grund des sehnlichsten und letzten Wunsches angab, doch wagte er es nicht einem solchen trüben Gedanken Ausdruck zu leihen, am wenigsten in einem Momente, wo die eingetretene Besserung zu neuen Hoffnungen auf einen glücklichen Ausgang der Krankheit, berechtigte. Genug, der Gärber erklärte dem Lehrer offen, daß er seinerseits kein Opfer scheuen würde, um eine Aussöhnung mit der Gemeinde zu Wege zu bringen, daß er aber kaum von dieser ein freundliches Entgegenkommen zu gewärtigen habe. Es sei keine leichte Aufgabe, verjährte Vorurtheile zu besiegen. Eine Operationslinie, allerdings nicht die schwierigste hatte Fellner somit bereits gewonnen. Die schwerste Arbeit stand ihm noch bevor, sie verlangte Gewandtheit und Energie.

Der Arzt kam des andern Tages zum Besuche der Kranken und fand zu seiner freudigen Ueberraschung, daß eine bedeutende Besserung eingetreten sei. Zum ersten Male während der ganzen Krankheit, konnte er in das Haus des Jammers, Trost und Hoffnung bringen, er erklärte die Patientin außer Gefahr, und prognosticirte eine baldige vollständige Genesung. Wenn die Besserung, meinte er, wie es zu erwarten stehe, einen ungestörten Verlauf nehme, so könne Frau Fellenberg in wenigen Tagen das Krankenlager verlassen. Welch' ein beglückendes Wort! welch' ein Balsam für die wunden Herzen des treuen Gatten, der liebenden Kinder. Helle Hoffnungsstrahlen drangen in die verdüsterten Gemüther, und erhoben den gesunkenen Muth auf den Gipfel der Wonne und der Seligkeit. Die Sonne des Glückes war wieder aufgestiegen über ein Haus, welches der unsäglichste Schmerz durch längere Zeit in tiefe Finsterniß gehüllt hatte. Auch die Kranke, die noch gestern muthig dem Tode ins Antlitz sah, wendete heute den Worten des Arztes vertrauend ihre Blicke dem wonnigen Leben zu. —

Während diese freudige Szene sich im Hause des Gärbers abspielte hatte Adolf Fellner die geeigneten Schritte eingeleitet, um auch dem Seelenschmerze der kranken Frau baldigst Linderung und Heilung zu bringen. Er begab sich in das Haus des Vorstehers bat diesen um eine Unterredung, welche willfährig gewährt wurde. „Herr Vorsteher! begann Fellner, ich habe Sie seit meinem Hiersein niemals mit einer Bitte, Beschwerde oder Klage beläſtigt, und schmeichle mir, daß Sie meinem heutigen Wunsche die Gewährung nicht versagen werden. Ich habe beim Vorstande einen äußerst wichtigen Gegenstand vorzubringen, den ich gerne selbst in der Sitzung mündlich vortragen möchte. Ich ersuche Sie demnach, auf morgen Nachmittags eine Vorstandssitzung anzuberaumen, zu welcher Sie auch gütigst mich berufen wollen."

Es ist dieß nicht der eigentliche Amtsweg, entgegnete Leo Floßmann, Sie könnten ihr Anliegen schriftlich einbringen oder auch mir mündlich mittheilen, ich würde es meinen Collegen vorlegen und zur Berathung bringen.

Sollte es sich etwa um eine Erhöhung Ihres Gehalts handeln, so werden Sie gewiß an mir einen warmen Fürsprecher finden“ —

Nichts von dem und überhaupt nicht für mein eigenes Interesse, versetzte der Lehrer, ich muß jedoch bitten meinen Wunsch in seinem ganzen Umfange zu gewähren, widrigenfalls ich gänzlich darauf Verzicht leisten müßte.

Leo Floßmann, von Natur etwas neugierig und überzeugt, daß sich mit einem Manne von Fellners Charakter nicht viel unterhandeln lasse, willigte ein, und bestimmte die Vorstandssitzung so wie es den Zwecken des Lehrers entsprach.

Am andern Tage — es war ein Samstag — Nachmittags 2 Uhr saßen die sämtlichen Mitglieder des Tiefschlager Cultusvorstandes in der Gemeindestube vereinigt und auch Adolf Fellner war in der Versammlung erschienen. Der Vorsteher eröffnete die Sitzung mit der Mittheilung, daß der Lehrer eine Angelegenheit dem Gesamtvorstande vorzutragen habe, und ertheilte ihm das Wort.

Bevor ich beginne sprach Adolf Fellner möchte ich ersuchen, daß sich der Gemeindediener entferne; das, was ich vorzutragen habe, ist ausschließlich für die hochgeehrten Herren vom Vorstande bestimmt und duldet keinen fremden Zuhörer — Berl Schames stutzte, und konnte es kaum fassen, daß sich jemand unterfangen wolle, ihn aus seiner eigensten Domäne, als welche er die Gemeindestube betrachtete, herauszutreiben. So was war ihm in seiner Dienstpraxis noch nicht vorgekommen. Was der lange Itzig, der doch gewiß ohne viele Complimente frisch von der Leber weg spricht, in einer der letzten Sitzungen kaum anzudeuten wagte, das hatte ein Fremder, der ebenso wie er im Solde der Gemeinde stand, fast im gebieterischen Tone verlangt. Sein braunes Gesicht entfärbte sich, er wurde gelb vor Zorn. Als nun vollends der Vorsteher zu ihm sprach: Berl! warte draußen vor dem Hause, wenn ich dich brauchen sollte, werde ich dich rufen — erreichte sein Aerger den Culminationspunkt. Beim Hinausgehen, zwischen der Thüre, brummte er in den Bart hinein. „Die Welt hat sich umgedreht.“

Fellner begann seine Rede mit einer mehr als zweitausend Jahre alten Fabel, deren Erzählung schon damals das ausgewanderte Römervolk zur Rükkehr in die Siebenhügelstadt bewegte, und die seitdem häufig in Anwendung gebracht wurde, so oft eine gewaltsame Trennung und Entfremdung zwischen Personen stattfand, welche die Natur der Verhältnisse und socialen Zustände als Bestandtheile eines gemeinsamen Ganzen zusammenfügt, nähmlich die Fabel von dem Streite zwischen den übrigen menschlichen Gliedern und dem Magen. Die handgreifliche Anwendung derselben auf den vorliegenden Fall, — daß kein Mitglied einer Gemeinde sich von der Gesamtheit ausschließen dürfe, aber auch von ihr mit Recht nicht ausgeschlossen werden könne — wurde von Fellner mit warmer Beredsamkeit beleuchtet.

Nach dieser allgemeinen Einleitung ging der Redner auf den speciellen Fall über, hob bedeutsam hervor, daß der Gärber ein ehrenhafter würdiger Mann und an dem bedauerlichen Conflikte ganz unschuldig sei, daß es eine Versündigung gegen Gesittung und Aufklärung wäre, einen ungerechten verjährten Haß fort und fort zu nähren, erklärte daß der Gärber mit Freuden die Hand zum Frieden biethen, und sich gerne allen billigen Bedingungen und Forderungen von Seiten des Vorstandes unterziehen wolle. Der Lehrer schloß nun mit der Bitte der Vorstand möge Moritz Fellenberg in den Gemeindeverband aufnehmen, und ihn zur leichtern und schleunigen Bewerkstelligung dieses Aktes der Gerechtigkeit, auf die Gemeindestube berufen.

Der feierliche Vortrag des Lehrers hatte seine Wirkung auf die Zuhörer nicht verfehlt. Die Menschen sind im Allgemeinen für das Wort der Wahrheit empfänglich, wenn nicht Leidenschaft und Privatinteresse ihre Urtheile trüben. Der Haß gegen den Gärber hatte ohnedieß seit der letztbeschriebenen Vorstandssitzung, in welcher die offenkundige Freundschaft des Lehrers für den Ausgeschlossenen als vereinbar mit den übernommenen Verpflichtungen eines Gemeindebesoldeten erklärt wurde, bedeutend an Intensivität abgenommen, und die ausgestreute Saat der Humanität fand in den Gemüthern einen dankbaren Boden. Trotzdem überraschte der unerwartete Antrag die Herren vom Rathe, und das allgemeine Stillschweigen, welches der Anrede des Lehrers folgte, beurkundete deutlich, daß noch niemand den Muth einer Meinung in dieser Sache gefaßt habe. Endlich nach einer langen Pause begann einer der Rathsherrn wie folgt: Ich weiß nicht, ob wir überhaupt ermächtigt sind den Gärber aufzunehmen, ohne vorerst die Gemeinde zu befragen. — Diese auch vom Vorsteher unterstützte Anschauung schien bei der Versammlung Anklang zu finden und in der Berathung der Frage maßgebend zu werden. Adolf Fellner sah seine Hoffnungen gescheitert, er wußte wie schwer es sei solche Gemeindeversammlungen zu Stande zu bringen und wie selten dabei ein praktisches Resultat erzielt werde; mindestens würde die Sache in die Länge gezogen — er dachte an die kranke Frau und sein Herz war mit Schmerz und Wehmuth erfüllt.

In dieser Seelenpein erhob sich sein guter Genius auf den Schwingen der Milde und der Liebe, in der Person des langen Itzig. Meine Herren! sprach der Senior des Cultusvorstandes, ich bin kein heuriges Kind mehr, ich habe manches erlebt und erfahren; das hat mich vielleicht nicht klüger gemacht, aber ich habe dabei die Menschen kennen gelernt, und bin zu der Ueberzeugung gelangt, daß nur sehr wenig Gutes und Schönes in der Welt geschehen würde, wenn man jeden Schritt zum Bessern durch allzuvieles Besinnen und Klügeln verzögern wollte. Als König Rehabeam den Thron seines weisen Vaters bestieg, trug ihm das Volk seine Beschwerden vor und bat um Abhilfe und Linderung. Der junge Herrscher nahm

sich drei Tage Bedenkzeit, dann werde er dem Volke Antwort ertheilen. Er ist aber in diesen drei Tagen nicht gescheidter geworden. Die Antwort, die er dem Volke gab, brachte ihn um den größten Theil seines Landes, und seine späten Nachkommen hatten daran zu denken. Wenn wir nicht heute in dieser Sitzung den Gärber aufnehmen, so wird auch niemals eine Aussöhnung zu Stande kommen, und wir werden einen schmählichen ungerechten Haß auf Kinder und Kindeskinder vererben. Wir sind die gewählten Vertreter der Gemeinde, denen sie ihr Vertrauen schenkt, und wenn sie willig die Lasten trägt, die wir ihr auferlegen, sollten wir nicht bevollmächtigt oder richtiger gesagt verpflichtet sein, eine Schmach von ihr abzuwälzen, die sie nur in den Augen aller Vernünftigen herabwürdigen muß. Der Gärber hat meines Wissens noch kein Kind in der Gemeinde beleidigt, wer wird etwas dagegen haben, wenn die Khille einen ordentlichen Mann mehr zählt? und die Gemeindekassa die immer einige leere Fächer hat, wird auch dabei keinen Schaden leiden! Ich bin der Meinung, daß wir den Antrag des Herrn Lehrers seinem ganzen Inhalte nach genehmigen, und diesem als Vermittler einer guten Sache unsern Dank aussprechen.

Dieses meisterhafte Plaidoyer wirkte überzeugend und entscheidend, besonders der letzte Theil desselben, welcher die finanziellen Vortheile der Aussöhnung ins Auge faßte. Leo Floßmann, dem das voraussichtliche Deficit im nächsten Gemeindebudget schon manche unruhige Stunde verursachte, hatte unerwartet eine neue Quelle des Einkommens entdeckt, und sein berechnender Geist hatte es schnell herausgefunden, daß eine Aussöhnung der Gemüther auch eine Annäherung zwischen den der Quantität nach so verschiedenen Einnahmen und Ausgaben der Tiefschlager Cultusgemeinde bewerkstelligen würde. Er hatte ebenso wenig wie die andern einen persönlichen Haß gegen den Gärber, und sein ökonomischer Sinn war jetzt vorzüglich darauf gerichtet, wie er die Aufnahme des Ausgeschlossenen im Interesse der Gemeindekassa, die sich gerade im Stadium der Ebbe befand, ausbeuten könne. „Ich glaube selbst, meinte er, daß unser Beschluß keine Mißbilligung der Gemeinde hervorrufen werde; bevor wir jedoch den Gärber rufen lassen, müssen wir uns über die Inkorporationstaxe einigen, die er zu zahlen hat.“ Die Majorität des Vorstands, welche in entscheidenden Fragen wie eine geschlossene Phalanx mit dem Vorsteher ging, gab ihre Zustimmung zu erkennen, und die Berathung verließ das leidenschaftliche Gebieth der Principienfrage, um sich mit der Feststellung der Ziffer zu befassen, die eine alte Schuld der Familie Fellenberg sühnen sollte. Auch in dieser Beziehung machten sich verschiedene Ansichten geltend. Ein Mitglied des Vorstandes, stellte sogar den ernstgemeinten Antrag, der Gärber möge alle jene Jahresbeiträge nachzahlen welche der Gemeinde seit der Einwanderung seines Vaters verloren gingen — eine Ansicht, die von keiner Seite unterstützt wurde vielmehr eine allgemeine Heiterkeit erregte. Endlich erhielt ein Antrag Bitt-

ners die Majorität, nach welchem Moritz Fellenberg als Einkaufssumme den dreifachen Betrag dessen zu zahlen habe, was auf die Besteuerten der mittleren Klasse als einjähriger Gemeindebeitrag entfällt. Berl Schames wurde gerufen, er hatte sich nicht weit entfernt, um schnell bei der Hand zu sein, er blieb während der ganzen Sitzung im Vorhause stehen, und sein aufmerksames Ohr fand in der hölzernen Thüre der Gemeindestube einen genügenden Schallleiter für das betäubende Geschrei einer geheimen Sitzung, er zeigte daher auch wenig Ueberraschung, als ihm der Vorsteher den Auftrag ertheilte, den Gärber in Namen des Vorstands zu ersuchen, er wolle auf die Gemeindestube kommen.

Eine halbe Stunde später sah man den Gärber stattlich gekleidet der Gemeindestube zuschreiten. Er wurde in der Rathsversammlung freundlich aufgenommen und mit dem Beschlusse des Vorstands bekannt gemacht. Ich zahle gerne, sprach er, den Betrag, und eine zweifache Summe stelle ich dem Herrn Vorsteher zur Disposition um sie an wohlthätige Vereine und Arme zu vertheilen. — So ward das Friedenswerk durch herzliches Entgegenkommen von beiden Seiten besiegelt. Als nach beendigter Sitzung die Anwesenden sich zerstreuten, ging der lange Itzig mit dem Gärber, Arm in Arm, durch die wie gewöhnlich am Sabbath sehr belebte Gasse, und begleitete ihn bis zu seiner Wohnung am äußersten Ende des Dorfes. Die Leute hatten schnell errathen, was vorgegangen sein müsse, sie waren theils befriedigt theils überrascht, doch nur wenigen kam es in den Sinn, dem Vorstande aus dem plötzlich zu Wege gebrachten Werke der Aussöhnung einen Vorwurf zu machen.

5. Der 25. Oktober.

Die Fahrt von Newyork nach Hamburg war eine glückliche. Der Dampfer, der eine große Anzahl Reisender nach Europa brachte, glitt sanft über die spiegelglatte unermeßliche Wasserwüste dahin, und die breiten Furchen, die er hinter sich zurückließ, waren schnell ausgefüllt und geebnet. Das herrlichste Wetter begünstigte die Reise, ein frischer Seewind kühlte die Gluth der Jahreszeit, und geleitete das Schiff zum raschen aber gleichmäßigen Laufe. Bis spät in die Nacht hinein blieben die Reisenden auf dem Verdecke, und die verschiedenen Gruppen, wie sie sich aus früherer und neuester Bekantschaft zusammenfanden, führten eine lebhafte Unterhaltung. Abseits von der übrigen Schiffsgesellschaft standen zwei Männer beide im Alter zwischen 25 und 30 Jahren, mit wehmuthsvollen Blicken in das weite Meer hinausschauend und in Gespräch vertieft. Der eine war von frischem gesunden Aussehen, während der andere durch die auffallende krankhafte Blässe des Gesichtes beim ersten Anblicke erkennen ließ, daß ein unheilbares hektisches Leiden seine Gesundheit untergraben habe. In den Zügen beider war ein Schmerz ausgeprägt, den die Zeit noch nicht gelindert zu haben

schien, und der Trauerflor, den beide Männer um ihre Hüte trugen, zeigte deutlich, daß der Schmerz dem Heimgange einer theuern Person galt.

Bei meinem großen Unglücke, begann der blasse Mann gegen seinen Nachbar gewendet, danke ich der Gnade Gottes, daß die Seereise auf das liebe Kind keine nachtheilige Wirkung ausgeübt hat. Er ist so frisch und munter, als wäre er auf der See geboren, und hätte niemals in seinem ganzen kurzen Leben Landluft geathmet. Er schläft jetzt so sanft und ruhig als läge er in seinem Bettchen zu Newyork. Armer Knabe! möchte dein Erwachen aus dem langen Geistesschlafe der Kindheit eben so freudig und heiter sein! Bei den letzten Worten entrang sich ein tiefer Seufzer der gepreßten Brust des blassen Mannes, während der Gegenstand dieses heißen Wunsches väterlicher Zärtlichkeit, — ein Knabe von drei bis vier Jahren — von süßen Träumen gewiegt in seiner Cajüte lag, selig in dem Momente, wie es nur die ersten Lebensjahre des Menschen sein können.

Adolf ist wirklich ein seltenes Kind, bemerkte der Angeredete, ein wahrer Engel, er ist nicht nur äußerlich das Ebenbild seiner unvergeßlichen Mutter, sondern auch in den ersten Keimen seines innern Lebens, in den frühesten Regungen des Geistes und des Herzens zeigt er schon die Verwandschaft mit jenem edlen und sanften Gemüthe, welches meiner allzufrüh dem Leben entrissenen Schwester die Achtung und Liebe aller derer erwarb, die sie kennen lernten. Adolf wird unter Gottes Beistand reichlich die Mühe und Sorgfalt lohnen, die wir, theuerer Schwager, mit vereintem Streben auf seine Erziehung verwenden wollen.

Der blasse Mann, den wir nun mit seinem Namen, Josef Fellner bezeichnen wollen, wischte sich eine Thräne aus dem Auge, dann sprach er, die Hand des Schwagers erfassend: Ich kenne die Liebe, die dein Herz fühlt für das einzige Kind deiner einzigen Schwester, und sie ist die Hoffnung, die mich ins Grab begleiten wird; denn du wirst bald dem Kinde Vater und Mutter sein müssen. Ich habe dem Tode, der mich im Schlachtgewühle tausendäugig anstierte, muthig ins Gesicht geblickt, warum sollte ich ihn jetzt fürchten, wo er sich langsamen aber sichern Schrittes mir nähert? Ich sehe mit Ruhe dem Momente entgegen, der mich mit meiner Julie im bessern Leben vereint, wenn auch die weite See unsere Gräber scheidet. Die Vereinigung der Seelen kennt keine Entfernung des Raumes und wir werden uns in den Gefilden der Seligkeit wieder begegnen um für die Ewigkeit niemals getrennt zu werden. Hamburg wird wohl noch ein kühles Plätzchen für einen müden Lebenswanderer haben, denn ich fühle es, daß mir der Tod nicht die Zeit gönnen will, um meine Füße zu den Gräbern meiner Eltern zu tragen. In wenigen Tagen wird Adolf zum zweiten Male Waise werden, und seine Zukunft, theuerer Max, lege ich ruhig in deine Hände. Wenn ein Gedanke mir das Scheiden erschweren könnte, so wäre es gewiß nicht der, daß du es je an liebevollem Eifer für das

Wohl meines Sohnes fehlen lassen könntest. Ein Zweifel an deinem unermüdlichen Wohlwollen wäre eine Versündigung gegen deine edle Natur. Im Gegentheil, ich würde nur gerne die Beruhigung mit ins Grab nehmen, daß deine Zärtlichkeit für das Kind dich niemals verleiten möge, von meinen Bestimmungen über Adolf's Zukunft abzuweichen. Ich bitte und beschwöre dich mir dieß zu versprechen, nur durch dieses Versprechen kannst du die letzten Tage meines Daseins versüßen.

Wenn ich das Unglück haben sollte, versetzte Max, dich zu überleben, so würde es mir heilige Pflicht sein, dein väterliches Recht zu ehren und in allen Punkten nach deiner letztwilligen Bestimmung zu handeln.

Bedenke wohl, was du versprichst, schloß Josef Fellner, du versprichst es einem Sterbenden. Ich danke dir, jetzt will ich gerne scheiden!

Wir haben das vorstehende düstere Gespräch belauscht, das sich ausschließlich mit einem kleinen schlafenden Kinde befaßte, und es erscheint nothwendig das Verständniß der gehörten Unterredung dem Leser durch eine kurze Bekanntschaft mit den neuen Persönlichkeiten unserer Erzählung zu erleichtern.

Josef Fellner war vor mehreren Jahren in Amerika eingewandert, und fand gleich bei seiner Ankunft in Newyork sein Unterkommen in einem reichen Hause. Mit einem umfassenden Wissen und einem ausgezeichneten Talente begabt, hatte er sich schnell in einer ganz neuen Thätigkeitssphäre heimisch gemacht, und durch sein ersprießliches vom Glücke begünstigtes Wirken die Aufmerksamkeit seiner Umgebung auf sich gelenkt. Er hatte ein bewegtes abentheuerliches Leben hinter sich, und aller Subsistenzmittel entblößt wie er war, setzte er seine Hoffnung auf die neue Welt, fest entschlossen, keine Art redlicher Beschäftigung — und wäre es die niedrigste — zu scheuen um nur sein Fortkommen zu finden. Sein guter Stern führte ihn in das Haus des reichen Helfert, eines eingewanderten Deutschen, der ebenso wegen seines braven Charakters als wegen seines Reichthums bei seinen Mitbürgern hoch in Ansehen stand. In dessen ausgebreitetem Handelsgeschäfte war zufällig ein Posten frei, um den sich der neue Ankömmling bewarb, und ihn auch erhielt. Joseph Fellner entwickelte nun einen solchen Eifer und eine solche Geschicklichkeit in dem merkantilischen Berufe, daß ihn sein Chef bald zum Leiter seines großen Geschäftes erhob. Es währte nicht lange und er wurde so zu sagen die rechte Hand seines Principals. Dieser seit einigen Jahren Wittwer, hatte bloß zwei Kinder Max und Julie, Namen, die der Leser bereits bei der Mittheilung des traurigen Gespräches auf dem Schiffsverdecke nennen hörte, und deren Beziehung zu dem ehemaligen Handlungskommis erfahren hat. Das Zutrauen und die Zuneigung Helferts für den jungen Mann gipfelte in dem Entschlusse, ihm seine einzige Tochter zur Ehe zu geben; und die gegenseitige Neigung der jungen Leute bot diesem Vorhaben keinen Widerstand. Josef Fellner gelangte mit dem Besitze der schönen tugendreichen Julie zu großem Reichthume, und

übernahm bald das Geschäft seines Schwiegervaters, der sich zur Ruhe setzte während Max, der einzige Sohn des Hauses, der niemals eine Neigung für den Dienst des Merkur zeigte, sondern mit unermüdlichem Eifer den Cultus der Kunst und der Wissenschaft pflegte, von den Renten seines ihm zugefallenen bedeutenden Vermögens reichlich zu leben hatte. Josef fehlte nichts zu seinem irdischen Glücke, nur daß ihn zuweilen die Erinnerung an seine frühern Erlebnisse und an die europäische Heimath in eine wehmüthige Stimmung versetzte. Ein Jahr nach der Hochzeit hatte Helfert die Freude seinen Enkel, ein Knäblein von besonderer Schönheit in seine Arme zu fassen. Das Kind gedieh herrlich in körperlicher und geistiger Entwicklung, brachte aber leider wenig Glück in das väterliche Haus. Kurze Zeit nach seiner Geburt wurde der Großvater von einer schweren Krankheit schnell weggerafft, und noch war kein Gras auf seinem Grabe gewachsen, als auch der Vater, sonst ein rüstiger kräftiger Mann, ein körperliches Leiden in sich zu verspüren anfing, das seine Opfer mit sicherer Hand fest hält, wenn auch zuweilen die Kette lang ist an der sie gefesselt sind. Ein Brustleiden mit seinen Schmerz und Besorgniß erweckenden Symptomen stellte sich ein, und brachte Trübsal in das Haus des Glückes. Die zärtliche Gattin war in Verzweiflung, aber sie konnte nicht ahnen, daß sie noch früher von ihrem Manne beweint werden sollte. Einige Monate bevor das Schiff die ihr auf Erden theuerste Personen nach Europa trug, hatte man sie begraben. Sie starb den Tod der Frommen, ihr Verscheiden war so sanft wie ihr ganzes Leben — sie hatte nur ein kurzes nicht sehr schmerzvolles Krankenlager. Der Tod hatte eine Frucht gepflückt, die von dem Wurme der Zerstörung noch nicht benagt war.

Josef Fellner hatte so viel verloren, was dem Menschen das Dasein versüßt, und all' sein Besitzthum bot ihm wenig Ersatz für den herben Verlust seines geliebten Weibes. Er hatte genug Vermögen gesammelt und das Geschäftsleben hatte keinen Reiz mehr für ihn. Die Liebe zum Vaterlande, für das er in den ersten Jahren seines Jünglingsalters in den Kampf zog, erwachte in ihm mit erneuter Kraft. — In Amerika wollte ihm nichts mehr gefallen, er wurde so zu sagen Amerikamüde; auch hoffte er von der deutschen Heimatluft eine günstige Wirkung auf seine zerrüttete Gesundheit. Glücklicher Weise erbot sich ein unternehmender Engländer sein Geschäft gegen eine bedeutende Ablösungssumme zu übernehmen. So ward die Reise nach Europa beschlossen, und Max Helfert, der das Kind seiner Schwester väterlich liebte, begleitete seinen Schwager, um sich in der Nähe der ihm so theuern Personen niederzulassen.

Wir haben flüchtig und skizzenhaft die äußern Conturen eines vielbewegten Lebens gezeichnet, das in sich eine Welt von Wonne und Schmerz faßte und einen dankbaren Stoff für die Bearbeitung und Darstellung geboten haben würde; allein unsere Erzählung gehört einmal dem Sohne und

nicht dem Vater Fellner. Wir haben sonst nur den kühnen Rücksprung über die Zeitkluft von mehr als 20 Jahren gemacht, um Leben und Wirken des Tiefschlager Gemeindelehrers in das gehörige Licht zu setzen, denn, daß der in der Schiffskajüte schlafende Knabe der Held unserer Erzählung in Kinderschuhen sei, hätte der Leser auch ohne die Identität des Namens herausgefunden.

Der Vater des Lehrers hatte von Bestimmungen gesprochen, nach welchen die Erziehung seines Sohnes geleitet werden sollte, und diese waren in der That für die Zukunft Adolf Fellners von entscheidender Wichtigkeit. Der glänzende Geist Josef Fellners war in der Schule der Lebenserfahrungen gereift, er wußte, daß der Besitz von Reichthümern lange nicht ausreiche einen Menschen zu beglücken, am wenigsten, wenn sie als überkommene Erbschaft ohne Mühe und eigenes Zuthun erlangt wurden. Sein großes Vermögen enthob ihn jeder Sorge um die einstige materielle Existenz seines Sohnes, doch schien ihm gerade diese Gunst des Schicksals eine der gefährlichsten Klippen, an der die wünschenswerthe Entwicklung des Geistes und Charakters eines jungen ohne väterliche Leitung stehenden Menschen scheitern könnte. Josef Fellner fühlte das Herannahen des Todes, dessen Schritte die Seereise beschleunigt hatte, und er traf mit einer seinem festen Charakter eigenen Gemüthsruhe testamentarisch jene Dispositionen, die ihm für das künftige Heil seines Sohnes die geeignetsten schienen, und deren treue Erfüllung und Ausführung er dem Schwager Max auf die Seele gebunden hatte. Sein Testament war kurz und bestimmt, hatte aber eigenthümliche Verfügungen. Sein ganzes Vermögen sollte nutzbringend angelegt werden, und erst mit dem 25. Oktober des Jahres 18.., an welchem sein Sohn Adolf das 25. Lebensjahr zurückgelegt haben würde, in den Besitz desselben gelangen. Die jährlichen Interessen bis zu jener Zeit seien nach Ermessen des Curators für wohlthätige Zwecke zu verwenden. Bis dahin sollte auch Adolf nicht erfahren, daß er eine so große Erbschaft zu erwarten habe; erst an dem erwähnten Tage sollte ihm der Besitztitel des Vermögens zugleich mit einem dem Testamente beiliegenden versiegelten Briefe eingehändigt werden. Für den Fall, daß der Sohn früher mit Tod abginge, sei das ganze Vermögen zur Gründung eines jüdischen Lehrerseminars in einer Hauptstadt Deutschlands zu verwenden, und der versiegelte Brief uneröffnet den Flammen zu übergeben. Das umgekehrte Verhältniß hatte stattzufinden mit einer abgesonderten Summe von 10000 Thalern, deren jährliche Zinsen für die Erziehung und Unterstützung Adolf Fellners bis zum 25. Lebensjahre bestimmt waren, während das Capital selbst nach jener Zeit oder bei früherem Tode des Sohnes, im ersten Falle nach den Bestimmungen des versiegelten Briefes, im zweiten Falle nach dem Ermessen des Curators einer wohlthätigen Stiftung gewidmet war.

Noch sonderbarer als die Bestimmungen des Testators über das ma-

terielle Erbe waren jene über die Erziehung und Leitung des minderjährigen Kindes, und wir wollen zur Charakterisirung des Erblassers den betreffenden Passus aus dem Testamente wörtlich citiren. Er lautet: „Ich wünsche, daß mein Sohn Adolf unmittelbar nach meinem Tode einem gewissenhaften, gebildeten aber wenig bemittelten Familienvater zur Pflege, Versorgung und Erziehung bis zu seinem 13. Lebensjahre übergeben werde. Dieser hat die vollen Zinsen der zu diesem Zwecke ausgesetzten 10000 Thaler zu erhalten, und es ist gegen meinen ausdrücklichen Willen, daß mein Schwager Max Helfert oder sonst irgend Jemand aus eigenen Mitteln zu diesem Betrage etwas hinzufüge, um meinem Sohne eine kostspieligere oder sogenannte feinere Erziehung angedeihen zu lassen. Nach vollendetem 13. Jahre soll mein Sohn mit der religiösen Großjährigkeit, auch die vollständige Selbstständigkeit in seinem Thun und Lassen, soweit dieß nach den bürgerlichen Gesetzen zulässig ist, erlangen. Von dieser Zeit an erhält mein Sohn die Jahresrente unmittelbar in eigener Hand, kann darüber nach Belieben verfügen, und hat auch allein für sich zu sorgen.

Wenn man auch den Bestimmungen dieses Testaments nicht in allen Einzelnheiten Beifall zollen kann, so läßt sich ihm doch das Prädikat genialer Außergewöhnlichkeit nicht absprechen. Der Vater mit einem Fuße bereits im Grabe stehend, war gewiß bei der Abfassung desselben nicht von einer excentrischen Laune, sondern von der guten Absicht geleitet, das Heil seines Sohnes auf einen festern Grund zu bauen als auf den des bloß äußern materiellen Besitzthums. Ob sein pädagogisches System ein richtiges sei, mag unentschieden bleiben, der Erfolg sprach zu seinen Gunsten. Adolf Fellner war ein Charakter, dessen Adel keine Erhöhung durch den Zuwachs an Reichthum bedurfte.

Josef Fellner wurde, wie er es geahnt hatte, wenige Tage nach seiner Ankunft in Hamburg zur Erde bestattet. Sein Schwager war trostlos, erst als er das Testament öffnete, und darin eine so edle Selstverläugnung gepaart mit der Großartigkeit einer neuen Lebensanschauung wahrnahm, legte sich sein Schmerz. Es ging auf ihn etwas von dem Heldengeiste seines Schwagers über, und er betrachtete es als eine heilige Mission über die genaue Ausführung der testamentarischen Bestimmungen seines Schwagers zu wachen. Eine Pflicht, die ihm sonst als dem von Josef Fellner bestellten Curator oblag.

Wenige Tage nach dem Tode Josefs wurde das elternlose Kind in das Haus des Lehrers Jakob Blüthenstaub in Hamburg gebracht, um da nach der letztwilligen Verfügung seines Vaters Pflege und Erziehung zu erhalten. Ein besseres Haus hätte Onkel Max nicht finden können, wenn er von einem Erdpole zum andern gewandert wäre. Blüthenstaub war ein Lehrer, dessen Eifer für seinen Beruf sich bis zum Fanatismus einer ausschließenden Vorliebe steigerte. Die Jugend unterrichten bedeutete ihm so

viel als ihr das Leben geben, deßhalb betrachtete er alle seine Schüler wie eigene Kinder, die er auch mit väterlicher Zärtlichkeit liebte. Für Adolf war er ein Vater in des Wortes engster Bedeutung. Er gab ihm eine sorgfältige Erziehung, unterrichtete ihn selbst und ließ ihn auch von andern Lehrern in allen jenen Gegenständen, zu denen er Lust zeigte unterrichten. Nach zurückgelegtem 13. Jahre verließ Adolf das Haus seines zweiten Vaters und zugleich seinen Onkel Max, denn er faßte den Entschluß nach Berlin zu gehen, um dort seine Studien fortzusetzen. Der Abschied war ein rührender. Blüthenstaub, der selbst seinen Zögling zu diesem Schritte gerathen hätte, weinte bitterlich, als ob ihm das Theuerste von seinem Herzen gerissen worden wäre, und der arme Onkel hätte gerne die Reise hintertrieben, wenn ihn nicht der Gedanke an das dem sterbenden Vater gegebene Versprechen von jeder Einmischung in die Willensbestimmung des Sohnes abgehalten hätte.

Adolf Fellner studirte mehrere Jahre in Berlin, wo er sich dem Lehrfache widmete, und sich nebst den nöthigen Kenntnissen auch manche unnöthige aneignete, wahrscheinlich um bei Gelegenheit einen unersättlichen Vorsteher wie Leo Floßmann von der drückenden Last der Lächerlichkeit zu befreien. Nach Hamburg zurückgekehrt, suchte er durch Privatunterricht seine Existenz zu fristen, um so viel als möglich von seiner Jahresrente als Ersparniß zurücklegen zu können. In dieser Zeit lebte er in fleißigem geselligem Verkehr mit seinem Onkel, dessen Kunstdilettantismus den Gedanken an Begründung eines Familienheerds nicht aufkommen ließ, und mit seinem Erzieher, der sich glücklich schätzte in seinem Zöglinge einen treuen Nachahmer seines pädagogischen Eifers gefunden zu haben. So verstrichen mehrere Jahre des stillen Glückes als Leo Floßmann's berühmter Conkurs durch ein Hamburger Blatt zur Kenntniß des Lehrerveteranen und seines Jüngers gelangte und bei ihnen die freudigste Sensation erregte. Der Tiefschlager Vorsteher war der rechte Mann für Jakob Blüthenstaub. Beim Lesen des Conkurses rief der im Lehramte ergraute Mann freudestrahlend aus: Der versteht das Zeug, das zu einem rechten Lehrer gehört, der hat es begriffen, daß ein Lehrer niemals zu viel wissen kann! Daß solche unbescheidene Ansprüche, selbst bei einem größern Gehalte als ihn Leo Floßmann aussetzte, leichter zu stellen, als zu befriedigen seien, daran hatte der gute Blüthenstaub in seinem Entzücken ganz vergessen. Adolf Fellner waren die vielen Forderungen und die geringe Zahlung, welche den Concurs zu einer gedruckten Rarität machten, nicht entgangen; da er jedoch jene vollständig zu befriedigen sich befähigt fühlte, und durch seine Jahresrente auf diese nicht ausschließlich angewiesen war, so bot ihm dieser Posten die günstige Gelegenheit seinen längst gehegten Wunsch, einer öffentlichen Schule auf dem Lande seine Wirksamkeit zuzuwenden, zu realisiren. Diesem Umstande hatte die Cultusgemeinde zu

Tiefschlag einen so tüchtigen und strebsamen und dabei so billigen Lehrer zu danken.

Wir führen nur den Leser nach langer Abwesenheit wieder nach Tiefschlag zurück und nehmen zunächst in dem gastlichen Hause des Gärbers unser Absteigquartier, indem wir zugleich den Faden unserer Erzählung da wieder aufnehmen, wo wir ihn fallen gelassen haben.

Die eingetretene Besserung in der Krankheit der Frau Fellenberg nahm den günstigen Verlauf, den der erfahrene Arzt in Aussicht gestellt hatte. Nach wenigen Tagen konnte sie das Krankenlager verlassen, und die rasche Rekonvalescenz führte sie bald dem frühern Zustande vollkommener Gesundheit entgegen. Freude und Jubel hielten ihren Einzug in das vor Kurzem noch so verfinsterte Haus, Alles lebte frisch auf, und dankte freudig dem Gotte des Erbarmens, daß er Säule und Stütze des wankenden Hauses wieder gefestigt habe.

Das Glück der Familie war durch die von Adolf Fellner zu Wege gebrachte Aussöhnung mit der Gemeinde nicht wenig erhöht. Die hohen Feiertage rückten heran, die jeden Israeliten mit einer gewissen Priesterweihe erfüllen. Der Gärber hatte nicht mehr nöthig auswärts eine Andachtsstätte zu suchen; er und seine Frau besuchten nun gehörig und regelmäßig den feierlichen Gottesdienst in der heimatlichen Synagoge, und ihr religiöses Bedürfniß fand zum ersten Male nach vielen Jahren seine gewünschte Befriedigung. Bei dieser Gelegenheit lernten sie auch eine neue schöne Seite im Gemüthsleben des von ihnen geliebten und geachteten Lehrers kennen. Er trug die Gebete mit solcher Innigkeit und Wärme vor, daß alle Besucher des Gotteshauses zur Andacht hingerissen wurden. In den Augen der Fellenbergs, die ihn niemals früher in Ausübung einer öffentlichen religiösen Function gesehen hatten, gewann seine Person einen neuen Glanz, einen Ehrfurcht erweckenden Nimbus. Am Versöhnungstage besuchte auch Adele auf einige Stunden die Synagoge, und ihr Herz pochte vor Wonne und Befriedigung bei den süßen Tönen, die mit rührender Inbrunst aus dem Munde ihres Geliebten gen Himmel stiegen.

Im Monate Tischri und den ihm vorhergehenden acht bis zehn Tagen ist ein jüdischer Functionär, von den sich gegenseitig abwechselnden Fest- und Bußandachten der Art in Anspruch genommen, daß ihm, wenn er sich für den heiligen Dienst gehörig vorbereiten will, nur sehr wenig Zeit zur Erholung bleibt. Adolf Fellner, der überdieß noch Unterricht in der Schule zu ertheilen hatte, konnte kaum eine freie Minute gewinnen, und seine Besuche im Hause des Gärbers wurden um jene Zeit spärlicher und kürzer. Adele, deren Liebe zu dem Lehrer mit jedem Tage zunahm, vermißte mit Schmerz jene Besuche, die sie als die angenehmsten Stunden ihres Lebens betrachtete. Erst gegen Ende des Monats, in den Halbfeiertagen des Lauberhüttenfestes ward ihr nach langer Entbehrung der Vollgenuß eines recht

eigentlichen Besuches zu Theil. Die Eltern Adelens empfingen den Lehrer mit der gewohnten Herzlichkeit, doch konnte er leicht merken, daß sie ein wo möglich erhöhtes und lebhaftes Interesse für ihn an den Tag legten. Sie sagten ihm viel Schmeichelhaftes über seine Leistungen in den hohen Feiertagen und behandelten ihn mit einer aufrichtigen Zuvorkommenheit, mit einer so offen ausgesprochenen Zuneigung, die es ihm deutlich erkennen ließen, daß er in dem Herzen des Gärbers und seiner Frau einen dauernden Platz gewonnen habe. Albert, der in zwei Tagen zu seinen Studien in die Hauptstadt zurückkehren sollte und Adele, die seit der Genesung ihrer Mutter wieder in dem vollen Glanze ihrer Schönheit strahlte, blieben in den Kundgebungen ihrer Theilnahme nicht zurück. Adolf Fellner fühlte, daß er diesem Hause kein Fremder sei, und er hielt den Moment für günstig, einen längst gefaßten Vorsatz zur Ausführung zu bringen, um die Hand Adelens bei den Eltern förmlich zu werben. Ich hätte, sprach er in feierlichem Tone zu dem Gärber, mit Ihnen und Ihrer Frau Gemalin ein Wort allein zu sprechen, und erbitte mir die Gunst einer kurzen Unterredung. Albert und seine Schwester entfernten sich aus dem Zimmer, letztere mit purpurgeröthetem Antlitze, denn ihr Herz hatte ihr gesagt, daß sie der Gegenstand der Besprechung sein werde. Fellner brachte seine Brautwerbung in gewählten aber herzlichen Worten vor, und die Eltern Adelen's, denen die Liebe der jungen Leute kein Geheimniß zu sein schien, gaben ohne Zögerung und ohne viele Förmlichkeiten ihre freudige Zustimmung und Einwilligung zu erkennen. Eine Stunde später wurde die Verlobung des Lehrers mit der reizenden Adele Fellenberg durch das Zerbrechen einer feinen Porcellainschale nach alter jüdischer Sitte gefeiert. Der Vorsteher Leo Floßmann und der lange Itzig waren als Beiständе des Bräutigams bei diesem Familienfeste anwesend. Ueber die Familien- und Vermögensverhältnisse des Lehrers wurde eben so wenig ein Wort gesprochen als über die Mitgift der Braut oder über die Art und Weise, in der, der Bräutigam seinen künftigen Hausstand begründen wolle. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich das Gerücht dieser Verlobung in der Gemeinde, viele waren überrascht, manche erfreut, einige ließ es ganz gleichgiltig. Beim Weggehen aus dem Hause des Gärbers sagte Leo Floßmann zum langen Itzig, ohne dabei einen Seufzer unterdrücken zu können: Das wird wieder einen neuen Concurs geben.

Der Brautstand war für die Liebenden eine Zeit der Seligkeit, und auch die Eltern waren überglücklich mit dieser Verbindung. Fellner hatte ihnen aus seinem frühern Leben dasjenige mitgetheilt, was er selbst wußte, und der Onkel Max Helfert wie der wackere Blüthenstaub wurden ihren Herzen werthe Persönlichkeiten. Diese beiden Männer, welche in stetem brieflichen Verkehre mit Fellner standen, hatten bald nach der Verlobung ihre schriftlichen Glückwünsche direct an die Familie Fellenberg gerichtet, und ihre

Worte, die nur Liebe und Wohlwollen athmeten, hatten ihnen schnell die Herzen der neuen Freund- und Verwandschaft gewonnen.

Die Hochzeit war auf den nächsten Monat Januar festgesetzt. Die bürgerliche Versorgung des jungen Paares war für den Gärber kein Gegenstand der Besorgniß Die Jahresrente des Lehrers und die Interessen der bedeutenden Mitgift, die er seiner Tochter bestimmte, waren mehr als hinreichend zur anständigen Führung und Erhaltung eines Hauswesens. Ueberdieß wurde das Geschäft des Gärbers mit jedem Tage ausgedehnter und blühender, so daß es einen neuen Theilnehmer nicht bloß duldete, sondern sogar verlangte. Moriz Fellenberg mußte oft verreisen und die Leitung und Aufsicht in der Gärberei fremden Leuten überlassen. Eine treue hilfreiche Hand zu seiner Seite war mehr als wünschenswerth und in den Augen väterlicher Vorliebe war Adolf Fellner ein Universalgenie, das sich in jeder Sphäre menschlicher Thätigkeit auszeichnen müsse.

Man zählte den 25. October. Es war ein herrlicher Herbsttag und Adolf Fellner stand am offenen Fenster seines Zimmers, ins Freie hinaus blickend, im Innern mit ernsten wehmüthigen Gedanken beschäftigt. Es war heute sein 25. Geburtstag. Er hatte sein höchstes Glück erreicht, er durfte Adele sein nennen, eine heitere Zukunft lächelte ihm entgegen; doch ein Gedanke trübte seine Wonne, und gab seinem Gedankenlaufe eine neue Richtung, versetzte ihn in eine düstere Stimmung. Warum mußte er so frühzeitig seine Eltern verlieren ohne sie jemals gekannt zu haben, warum konnten sie sich nicht mit dem Glücke ihres einzigen Kindes freuen? — Onkel Max hatte ihm oft von der Liebenswürdigkeit und dem edlen Herzen der Mutter wie von dem hohen Geiste und dem erhabenen Charakter des Vaters erzählt, und das Auge des Sohnes füllte sich stets bei diesen Erzählungen mit den Thränen schmerzlicher Sehnsucht, und Wehmuth. Heute an seinem Geburtstage durchwogten diese Erinnerungen kindlicher Pietät besonders seine Brust, und er fühlte mehr als jemals, daß ihm am Tage seiner Vermählung die segnende Hand der Eltern fehlen werde.

Diese Rückschau in die Vergangenheit wurde unterbrochen durch den eintretenden Postbothen, welcher ein großes Briefpaquet überbrachte. Es kam aus Hamburg, und die Adresse war von der bekannten Hand des Onkel Max. Durch die Größe des Paquets neugierig gemacht, erbrach er hastig die Siegel, durchlas mit immer mehr zunehmenden Erstaunen und Interesse jene Schriftstücke, die der Leser bereits aus unserer indiskreten Mittheilung kennt, und die ihm einen unerwarteten großen Reichthum als Angebinde zu seinem Geburtstage brachten. Adolf Fellner war kein abgöttischer Verehrer des Mammon, aber er freute sich mit einem Besitze, der ihm eine freie unabhängige Stellung in der Welt sicherte, bei der er auch den Bedürfnissen seines gebildeten Geistes und seines wohlthätigen Herzens ohne Störung und Hinderniß Genüge leisten konnte. Besonders rührte ihn der schöne

Charakter des Vaters, der so liebevoll für ihn sorgte, nnd über das Glück des Sohnes das Schicksal der leidenden Menschheit nicht vergaß. „Edler Vater! rief er begeistert aus, werde ich je deiner würdig werden? — Nun kam der bedeutungsvollste Punkt unter den testamentarischen Bestimmungen. Die Eröffnung des versiegelten Briefes von der Hand des Vaters durch den Sohn. Mit andächtiger Scheu nahm er den Brief in die Hand und wagte es kaum, ihn zu eröffnen. Es war ein unbeschreibliches Gefühl der Wehmuth, das sich seiner bemächtigte, Schauer durchrieselte seine Adern, es kam ihm vor, als ob der Vater nach mehr als zwanzigjähriger Verwesung aus dem Grabe auferstanden wäre, um von ihm Rechenschaft über sein Leben zu verlangen; endlich gewann er die nöthige Fassung, er öffnete den Brief, und las mit zitternder Stimme wie folgt:

Mein einziger Sohn Adolf!

„Wenn diese Zeilen in deine Hände gelangen, ist die irdische Hülle deines Vaters längst eine Beute des Gewürms geworden, und von meiner ganzen vielbewegten Existenz in deiner Erinnerung kaum mein Name geblieben. Während ich diese Zeilen schreibe ist dein holdes Auge auf mich gerichtet, allein, ich weiß es, es ist mir nicht gegönnt, dich auf deine Lebensbahn zu begleiten. Ich betrachte dieß als eine gerechte Strafe Gottes, weil auch ich mich gegen meine Eltern schwer vergangen, und sie durch meinen Fehltritt vielleicht frühzeitig ins Grab gejagt habe. Es ist dieses der einzige Fehler, den ich in meinem kurzen Leben nicht wieder gut machen konnte. und der mich als qualvolle Erinnerung bis in den Tod begleitet. Die nachfolgenden Zeilen werden dich mit einem Theile meiner Lebensgeschichte bekannt machen, der selbst deinem Onkel Max unbekannt ist. Es geschieht zu dem Zwecke, damit du in der Vollkraft deines Mannesalters die Verwandten deines Vaters aufsuchest, ihnen die innige Liebe und Hingebung bezeugest, deren mein voreiliger Schritt sie beraubt hat, und zu ihrem Wohle und ihrer Unterstützung, wenn sie deren bedürfen Alles aufbiethest, was menschliche Kraft nur vermag.“

Adolf Fellner war von dem Eingange des Briefes aufs Tiefste erschüttert. Er war neugierig, welchen Unrechts sein Vater sich selbst anklage, und er las weiter. Nun erst sollte er die ganze Skala menschlicher Gefühle durchempfinden. Welche Ueberraschung, welche wundervolle Verkettung des Geschicks. Sein Vater war kein anderer als der verlorne Bruder des Färbers, Josef Fellenberg. Die Lebensereignisse hatten ihn veranlaßt seinen Namen zu ändern. Wir überspringen jenen Theil des Briefes, worin der Schreiber seine Jugendgeschichte bis zu jener Periode erzählt wo er seinen Eltern spurlos verloren ging, da sie der Leser schon früher als der eigene Sohn erfahren hat, und geben auch die Fortsetzung und den Schluß desselben nur inhaltlich wieder. Josef Fellenberg hatte wohl niemals seinen patriotischen Eifer bereut, daß er jedoch seinen raschen Entschluß

ohne Wissen der Eltern ausführte, konnte er sich nie vergeben, und die Folgen dieser That brachten ihm einen unheilbaren Schmerz, den er ins Grab mitnehmen mußte. Bald nach seinem Eintritte in den Militärdienst wurde er vom Kriegsgetümmel mit fortgerissen, in den verschiedenen rasch auf einanderfolgenden Kämpfen hielt er sich tapfer, und bewährte den Muth eines langgeübten Kriegsmannes, bis ihn das Mißgeschick in feindliche Gefangenschaft brachte. Nachdem er mehrere Monate in dieser traurigen Lage verbracht hatte, gelang es ihm auf einem Handelsschiffe nach Amerika zu entkommen. Welche Wendung sein Schicksal in der neuen Welt nahm, ist den Lesern kein Geheimniß mehr. Josef schrieb mehrere Briefe an seine Eltern, die aber niemals an die Adresse gelangten, und daher ohne Erfolg blieben. Er gab jede Hoffnung auf eine briefliche Verständigung auf, und seine Absicht, sich nach dem Orte seiner Geburt zu begeben, hatte, wie wir wissen, der unerbittliche Tod vereitelt. Die Bestimmungen über sein Vermögen sind ebenfalls bekannt, und der Brief brachte bloß die Ergänzung, daß die jährlichen Zinsen, der 10000 Thaler, die Adolf Fellner bis zu seinem 25. Jahre bezog, von da an der Cultusgemeinde zu Tiefschlag für Schul- und Cultuszwecke zufallen.

Wer schildert die innere Bewegung des jungen Mannes beim Lesen dieses Briefes. Welche merkwürdige Verkettung der Ereignisse, welches seltene Spiel des Zufalls. Ein Gemische der verschiedenartigsten Gefühle bemächtigte sich seines Herzens, doch die Oberhand gewann jenes der Befriedigung, daß er durch die Gunst des Zufalls den Wünschen seines sterbenden Vaters zuvorkommen konnte, daß er unbewußt und wie von einer höhern Macht geleitet, seine Liebe und seine Verehrung einem Hause zugewendet habe, in welchem sein Vater das Licht der Welt erblickte, und die glücklichen Jahre der ersten Jugend verlebte. Ueberwältigt von den mächtigen Eindrücken, die so schnell nach einander auf ihn losstürmten, drängte es ihn sich mitzutheilen und seinen Gefühlen einen Ausdruck in Worten zu geben er nahm die Papiere zusammen, eilte fort aus seiner Wohnung und lenkte seine Schritte nach dem Hause des Gärbers. Die Familie saß eben beisammen zu Tische, und gleich beim Eintritte Fellners wurde dessen Aufregung bemerkt. Adele erblaßte, und auch der Gärber und seine Frau waren sichtlich erschrocken. Welches Ereigniß, theuerer Adolf! fragte der Gärber, führt Sie zur ungewöhnlichen Stunde hieher und, was ist die Ursache Ihrer Aufregung? — Seltsame Neuigkeiten, versetzte der Lehrer, die an das Wundervolle gränzen. Es ist hier die Hand Gottes im Spiele. Nicht Leo Floßmann und sein Konkurs haben mich nach Tiefschlag gebracht, sondern mein guter Engel hat mich geleitet in das Haus meiner Abstammung, zu meiner Familie, zu meinem verwandten Blute, zu dem Bruder meines Vaters. Nun erkläre ich mir die innige Liebe, die mich zu Ihnen und den Ihrigen mit unwiderstehlicher Gewalt hinzog. Die Natur hat ihre Rechte

geltend gemacht. Ich liebte in Ihnen den Bruder meines Vaters. Hier, fuhr er fort, indem er die Papiere aus der Tasche zog, finden Sie die Wahrheit dessen, was ich sage von der Hand meines Vaters, Ihres verlornen Bruders Josef.

Dem Gärber und seiner Familie schien die Sache fast unglaublich, bald jedoch hatten sie sich überzeugt, daß der ihnen allen so theuere Lehrer schon durch die Bande der Natur als ein Gegenstand der Zuneigung ihnen zugewiesen war, und ihre Freude war gränzenlos.

Die Nachricht hatte sich blitzschnell in der Gemeinde verbreitet und erregte auch da freudige Ueberraschung; es fehlte nicht an den obligaten Varianten und Uebertreibungen, wie sie gewöhnlich im Gefolge eines seltenen Ereignisses erscheinen, namentlich in Betreff der Erbschaft, in deren Besitz der Lehrer gelangt sei. Tiefschlag war für mehrere Tage mit einem ausgiebigen Unterhaltungsstoff versorgt.

Adolf Fellner hatte die nöthigen Dispositionen und die geeigneten Pläne für die Zukunft mit seinem Onkel besprochen, und es wurde festgesetzt, daß in den ursprünglichen Verabredungen betreffs der Hochzeit und des künftigen Wohnorts des jungen Ehepaares durch den Zuwachs an Reichthum keine Aenderung einzutreten habe. Nach einigen Tagen erhielt Leo Floßmann eine längere Zuschrift des Lehrers, in welcher dieser von dem der Cultusgemeinde zugefallenen Legate Mittheilung machte, um die Inkorporation in den Gemeindeverband ansuchte und seine Stelle als Lehrer der Gemeinde kündigte. Zu dem letzten Punkte war der Beisatz hinzugefügt, daß er sein Amt so lange fortführen wolle, bis der Vorstand einen neuen Lehrer engagirt haben würde. Dieser Beisatz war um so wichtiger, als es kaum zu erwarten stand, daß ein solches Engagement vor dem nächsten Frühjahr bewerkstelligt werden konnte, abgesehen von den Schwierigkeiten, für die vielseitigen glänzenden Leistungen Adolf Fellners einen genügenden Ersatz zu finden.

Unter Besorgung der ökonomischen Angelegenheiten und Ordnung des künftigen Hausstandes verstrich dem Brautpaare schnell die Zeit. Der Monat Januar rückte heran, und der Tag für die Vereinigung treuer Herzen durch den Bund der Religion wurde festgesetzt. Die Hochzeit wurde sehr feierlich begangen, der Tag, an dem Adolf das Ziel seiner sehnlichsten Wünsche erreichte, war für die Gemeinde ein wahrer Festtag. Alles nahm Theil an dem freudigen Familien-Ereignisse, und die Synagoge konnte kaum die Zahl der Gäste fassen, die zu dem Trauungsakte in Massen herbeiströmten. Selbst aus den benachbarten Gemeinden waren viele Leute gekommen, um Zeugen einer Verbindung zu sein, die mit so vielen merkwürdigen Umständen im Zusammenhange stand. Aus Hamburg war der Onkel Max angelangt und brachte den Lehrer Blüthenstaub als werthen Gast mit; auch Albert hatte sich zum Vermählungsfeste seiner Schwester eingefunden. Es war ein heiliges Fest der Liebe, geweiht durch die innigen Segenswünsche aller Anwesenden.

Tage der ungetrübten Freude folgten diesem Feste, und die Sonne des Glückes leuchtete strahlender als jemals über das Haus Moritz Fellenbergs und seiner Familie.

Auch in die Cultusgemeinde Tiefschlags drang ein wärmender Strahl dieser Sonne. Hatte schon die Aussöhnung mit dem Gärber das Gemeindesäckel vor der Schwindsucht geschützt, so erhielt es jetzt durch die Aufnahme des so plötzlich zu großen Reichthümern gelangten Lehrers in den Gemeindeverband eine neue Stärkung, und es stand ihm noch eine stattliche Fülle in Aussicht, da Onkel Max von der Liebenswürdigkeit seiner neuen Verwandten wie von der reizenden Lage Tiefschlags gefesselt, den Entschluß kundgab, in diesem Dorfe seinen bleibenden Aufenthalt zu nehmen und umgeben von den ihm so theuern Personen seine Lebenstage zu beschließen.

Nur eine einzige Person in Tiefschlag ward durch die Wendung der Dinge in Mißmuth und Unruhe versetzt. Es war der Vorsteher Leo Floßmann. Es galt die Anstellung eines neuen Lehrers, und er hatte den Kummer des letzten Konkurses noch in zu lebhafter Erinnerung, als daß ihn nicht die bevorstehende Amtsthätigkeit Besorgniß eingeflößt hätte; auch durfte er sich's nicht verhehlen, daß sein Einfluß in der Gemeinde bedeutend gesunken sei, — und selbst im Vorstande konnte er nicht mehr auf eine blindergebene Majorität zählen. Alles zusammen genommen bewog ihn, sich von der communalen Leitung und Verwaltung zurückzuziehen, und er brachte seine Resignation sowohl als Vorsteher wie als Gemeinde-Ausschuß zur Kenntniß des Vorstandes und der Gemeinde. Beigefügt war die Erklärung, daß er eine Wiederwahl jetzt und für alle Zeiten entschieden ablehnen müsse.

Eine Generalversammlung der Gemeinde wurde einberufen. Bereits hatte der Vorstand den langen Itzig als Kandidaten vorgeschlagen, und der größte Theil der Gemeindeglieder fand diesen Vorschlag seinen Wünschen entsprechend. Bei dem vorgenommenen Skrutinium fanden sich wenige Zettel, die nicht dem Namen „Isak Schreiter“ trugen. Der lange Itzig erschien somit als gewählt, und Alles war gespannt, ob er die auf ihn gefallne Wahl annehmen, und mit welcher Rede er sein neues Amt einweihen werde. Der lange Itzig erhob sich, und sprach wie folgt: „Ich danke Ihnen, meine Herren! für das Zutrauen, das Sie mir schenkten; es beweist mir, daß ich mir Ihre Zufriedenheit als Mitglied des Vorstands erworben habe. Es ist aber ein großer Unterschied in einem Schiffe als Matrose zu dienen, oder als Capitän zu befehlen. Zum Vorsteher tauge ich nicht, ich bin auch schon zu alt dazu. Glauben sie es mir auf mein Wort, und warten Sie nicht, bis sie sich selbst überzeugt haben. Wir brauchen jetzt junge Kräfte, ich kann das Vorsteheramt unter keiner Bedingung annehmen. Wenn ich Ihnen jedoch einen Kandidaten vorschlagen darf, so will ich Ihr Augenmerk richten auf Herrn Adolf Fellner. Er besitzt Wissen, Reichthum, Charakter, Thatkraft, kurz alle jene Eigenschaften, die ihn an die Spitze der

Gemeinde stellen. Er wird ein eben so guter Vorsteher sein, wie er ein vortrefflicher Lehrer ist.“ —

Acht Tage nach dieser Versammlung präsidirte Adolf Fellner als neuer Vorsteher den Berathungen des Vorstands, und legte seinen Collegen im Amte einen ausführlichen Plan über Besetzung des vakant gewordenen Lehrer- und Cantorpostens vor, welcher mit Einstimmigkeit angenommen wurde. Die Landeszeitung brachte wieder eine Konkursausschreibung aus Tiefschlag, die aber nicht das Glück wie die erste hatte, so viel Aufsehen in der Welt zu erregen. Erster und zweiter Lehrer wurden nicht mehr in einer Person verlangt, sondern als getrennte Existenzen mit besondern Bedürfnissen und Leistungen und auch mit besonderer Besoldung. Nebst diesen beiden Individuen wurde auch ein Vorbeter gesucht, der mehrere Stunden des Tages hebräischen Unterricht zu ertheilen habe. Alle drei Posten wurden anständig dotirt und Alles, was das humane Streben Adolf Fellners zur Verbesserung der Lage seiner ehemaligen Berufsgenossen zu thun beabsichtigte, fand in dem Konkurse wenigstens eine leise Andeutung. In Folge dessen langten zahlreiche Bewerbungen um die ausgeschriebenen Stellen ein und es war nicht nöthig, daß der Wind des Zufalls einen Konkurrenten von jenseits des Oceans hertragen mußte.

Adolf Fellner, von Erfahrung und Fachkenntniß geleitet, traf unter den Bewerbern eine glückliche Auswahl, und die angestellten Persönlichkeiten hatten bald die Zufriedenheit der Gemeinde erlangt.

Die Gemeinde erfreute sich lange der weisen Leitung des ehemaligen Lehrers. Alles ist zufriedengestellt, und selbst Berl Schames ist durch die Erhöhung seines frühern spärlichen Gehaltes mit der umgedrehten Welt ausgesöhnt.

Heute ist Tiefschlag eine der schönsten und geordnetesten Cultusgemeinden des Vaterlandes. Gotteshaus, Schule, Armenversorgung, wohlthätige Institute stehen in der schönsten Blüthe, und die Gemeinde hat überhaupt an Gesittung und Bildung bedeutend zugenommen. Sie könnte vielen größern Gemeinden als Muster und Vorbild dienen. Dieß alles ist das Werk eines jüdischen Lehrers.

Ben Zacchai's letzte Mahnung.

Um des Lehrers Sterbebette steh'n die Schüler dicht gereiht,
Thränenvoll die Augen aller, die dem Wissen er geweih't;
Aber Lächeln schmückt das Antlitz dessen, der kein Todesgrau'n
Kennend in der nächsten Stunde Gottes Antlitz hofft zu schau'n.

Doch wie Jeder lautes Schluchzen mühevoll nur unterdrücket,
Auf des edlen Meisters Worte horcht er wonnevoll entzücket;
Als ob Himmelskunde käme, hier mit der Verklärung nieder
Oder sanftes Widerhallen der Serafin Jubellieder.

Immer seltener und leiser, daß der Lauscher kaum es hört,
Wird das Wort; denn andern Welten ist der Geist schon zugekehrt;
Da aus den gedrängten Scharen tritt ein Jüngling in den Kreis,
Neigt sich tief, bescheiden zögernd spricht er also zu dem Greis:

„Ehe Moscheh einst entschwebte, ließ er seine Kraft hinieden
„Dem Josua, und Elischah ward gar Zweifaches beschieden;
„Herr so gib auch deinen Schülern scheidend noch ein ernstes Mahnen,
„Das unfehlbar möge leiten uns auf wirren Lebensbahnen!"

Und es raffet auf der Meister seine letzte Lebenskraft,
Eh', ein letztes Wetterleuchten, sie in ew'ger Nacht erschlafft,
Lächelnd hauchet seine Lippe, die vom nahen Tode bleich:
„Möge eu're Gottesfurcht sein eu'rer Furcht vor Menschen gleich."

Staunend steh'n die Schüler alle, kummervoll und schwer betroffen,
Als ob scheitern sie gesehen lang geheget, sehnend Hoffen,
Bis der Einz'ge, der es früher wagte, fragend vorzuschreiten,
Jetzt es wagt, den Räthselspruch des Meisters also auszudeuten

„Wie der Menschen Beifall suchend, wenn sie Zeugen euerm Thun,
„Böses meidend ihr das Gute halb gethan nicht lasset ruh'n;
„So sei euer Thun und Denken rein und hehr zu jeder Frist,
„Weil die Gottheit, ob unsichtbar, alles sehend Zeuge ist."

Klar, wie Glorienschein, der Moscheh auf dem Sinai überkommen,
Ist in letzter Luft Ben Zacchai's brechend Auge aufgeglommen;
Weil wie Moscheh und Elias Gott in seine Himmelshöhen,
Echte Jünger hinterlassend, würdigte ihn einzugehen.

David Mendl.



Rabbi Chaim.

Eine Sage aus dem Taborer Kreise Böhmens.

Mitgetheilt von Mr.

Gewohnt die Sage nur in der grauen Vorzeit zu suchen ist es für manchen beinahe befremdend, wenn man Sagen und Märchen, noch mit einer weit jüngern Zeitgeschichte verflochten, findet. Die letzten sagenhaften Mittheilungen der Israeliten datiren sich aus dem siebzehnten Jahrhunderte, aus jener Zeit, in welcher noch die Kabbala eine große Rolle spielte, in welcher man jeden Schriftgelehrten, der die Nacht eifrigen Studien im Worte Gottes widmete, für einen Kabbalisten hielt, unter denen, der größte in Böhmen seiner Zeit, der hohe Rabbi Löw gewesen sein soll. So wie man sich heute noch viele wunderliche Märchen von diesem Manne erzählt, der eben so groß als Gottesgelehrter wie als Naturforscher gewesen, so erzählt man sich ähnliches auch auf dem Lande von einzelnen Rabbinen, welche sich durch ihren frommen Lebenswandel, durch ihre nächtlichen Forschungen im Gesetze, vielleicht auch durch Prophetien, welche der Zufall zur günstigen Wahrheit werden ließ den Namen eines Heiligen erwarben. Von einem solchen heiligen Manne, der zu Bechin in Taborer Kreise gelebt, kamen uns Mittheilungen zu, die wir in nachfolgendem Bilde zusammen zu fassen suchten.

I.

In einer der weiten Hallen des Schlosses zu Bechin, das vom Berge stolz hinab schaut, und gleichsam das unter ihm liegende Thal mit seiner Stadt seinen Dörfern, seinen Hügeln, seinem Fluße und seinen Bächen zu beherrschen scheint, stand Herr Johann Jakob Edler von Kostheim an einem geöffneten Fenster, und blickte sinnend durch dasselbe hinab auf die unter dem Schlosse fließende Lužnic. Wer dabei seine Gesichtszüge genauer durchforschen konnte, hätte sich gar bald überzeugt, daß sein längeres Sinnen ihn zu keinem befriedigenden Resultate geführt. Mißmuthig schlug er nach einer Weile das Fenster zu und mit einer solchen Hast, daß die kleinen sechseckigen Scheibchen in ihrer bleiernen Fassung sich zu bewegen schienen, und warf sich in einen Lehnstuhl, der neben dem Fenster nahe an einem Tische stand, auf dem größere und kleinere Bücher und Schriften in großer Unordnung lagen. Gleichsam um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, öffnete er einen der auf dem Tische liegenden Folianten und versuchte es in demselben zu lesen; doch als er bemerkte, daß das Buch, welches er aufgeschlagen eine Bibel, und als die ersten Zeilen welche sein stieres Auge betrachtete

der 17. Vers im 20. Capitel des zweiten Buches Mosis gewesen, schlug er wuthentbrannt das Buch der Bücher mit einer solchen Heftigkeit zu, daß eine Staubwolke sich aus demselben sowie vom ganzen Tische erhob. Seine hohe Gestalt schien sich dabei noch um eine Kopflänge zu vergrößern, das stiere Auge sank in seine von dichten Augenbraunen umgebenen Höhlen zurück, seine Wangen umfloß eine düstere Röthe, seine Lippen zitterten und an einzelnen Theilen seines Körpers bemerkte man leichte krampfhafte Zuckungen, wie sie das Bild eines von lüsterner Begierde erregten Menschen darbietet, der vergebens nach Befriedigung schmachtet. Nach und nach verlor sich diese Erregung, und er gerieth wieder in sein früheres Nachsinnen, welches er damit unterbrach, daß er heftig vom Lehnstuhle aufsprang, mit dem rechten Fuße auf den gebohlten Dielen stampfte und dann ausrief: „Nicht sie allein soll es büßen, alle sollen es büßen!„

Kostheim, welcher diese Worte mit einer seinen festen Entschluß bezeichnenden Handbewegung begleitete, war der Sohn eines minder begüterten Edelmannes, und wurde, wie dies bei minder begüterten Edelleuten katholischen Glaubens zu allen Zeiten vorkam und noch heut zu Tage sehr oft vorkömmt, zum Geistlichen bestimmt, da er auf diese Weise, nicht nur seine gänzliche Versorgung, sondern auch eine glänzende Stellung zu erwarten hatte. Frühzeitig seiner Mutter beraubt, die in Kindesnöthen gestorben als er eben durch sie eine Schwester erhalten sollte, die aber bald ihrer Mutter ins Grab folgte, wurde seine Erziehung von dem bis zum Tode Witwer gebliebenen Vater fremden Händen vertraut; diese führten ihn aber nicht immer auf jene Bahnen, welche ein junger Mann zu wandeln hat, der sich den Stand des Priesters zu seinem Berufe gewählt und diesem Berufe in treuer Demuth und in Ergebung nachkommen will. Anfangs suchte man die verschiedenen Ausschreitungen, welche sich Kostheim zu Schulden kommen ließ zu verheimlichen, als aber das Maß derselben übervoll war, und er sich dafür ausgesprochen, daß er nun und nimmer dem geistlichen Stande angehören wolle, selbst jeder liebevollen Ueberredung so wie jedem Zwange Trotz bot, ließ man ihn die Kutte ablegen, die er bereits getragen; doch weil er so weit vorgeschritten war, daß er schon die niedern Weihen empfangen sollte, bestrebte sich Kostheims Umgebung ihm wenigstens eine solche Stellung zu verschaffen, welche ihn so viel es möglich war den weltlichen Genüßen entziehen und in einen steten Wechselverkehr mit Geistlichen bringen sollte. Man hatte dabei auch den Nebengedanken, daß ihn vielleicht dadurch die Verhältnisse mit der Zeit veranlassen würden, zu beenden was er gegen den Willen seines Vaters und der übrigen Verwandten eigenwillig unterbrochen hatte.

Zu damaliger Zeit war es Sitte, daß die hohen geistlichen Würdenträger sich gleich regierenden Fürsten mit Hofkavalieren umgaben, denen sie bei Verwaltung verschiedener Aemter unterschiedliche Titel beilegten, ähnlich jenen, welche Männer inne hatten, die durch Rang und Stellung dem Throne

mehr oder weniger nahe standen. Das Streben der nächsten Verwandten Kostheims ging dahin, ihm eine Aufnahme in den Reihen der den Fürsterzbischof in Prag, Grafen Harrach, umgebenden Hofkavaliere zu verschaffen. Dies wurde durch Connexionen und Protektionen um so eher erreicht, als der Erzbischof selbst der Ansicht war, es könnte leicht dahin gewirkt werden, Kostheim zur Kirche zurück zu führen, und aus dem verirrten Schäflein einen treuen Hirten zu bilden. Um dieses Ziel um so sicherer zu erreichen entschloß sich der Prager Erzbischof, Johann von Kostheim, in seiner nächsten Umgebung zu beschäftigen, allein zubald überzeugte er sich, daß seine Bemühungen fruchtlos bleiben werden, daß Johann von Kostheim lieber auf sybaritischen als ascetischen Gefilden wandle, und dies ungescheut verübe, wenn auch der ganze Hofstaat des Erzbischofs, ja dieser selbst daran Aergerniß nahm.

Unter solchen Verhältnissen blieb nichts übrig als Kostheim zuerst aus der Nähe des Erzbischofs zu entfernen, doch als er dann seine lockere Lebensweise in eine offenbar unanständige verwandelte wurde er aus der Reihe der erzbischöflichen Hofkavaliere ganz ausgeschieden. Die Verwandten Kostheims glaubten, daß das Leben in der Haupstadt ihm zu viele Gelegenheiten zu Ausschreitungen biete und bemühten sich nun ihm auf dem Lande fern von Prag, eine seinem Stande und seinen Umständen entsprechende Beschäftigung zu verschaffen. Ihr Streben ging vorzüglich dahin, ihn auf eine der Herrschaften des damaligen Oberstburggrafen Adam Grafen von Sternberg zu unterbringen, der wenn auch nur ein ferner Verwandter, ihrem Ansinnen und Andringen um so weniger entgegen war, als er selbst bestrebt gewesen diesen unliebsamen Verwandten aus der Hauptstadt so fern als möglich zu haben, und da die Herrschaften Budin und Libochowitz deren Besitzer Graf Adam Sternberg damals gewesen, viel zu nahe an Prag waren versetzte er ihn nach dem fernen Bechin, wo er die Stelle eines Schloßverwalters einnahm.

In diesem, nahe an den Gränzmarken gelegenen Schlosse hoffte man, daß Kostheim wenig oder gar keine Gelegenheit finden würde, um seiner frühern gewohnten Lebensweise fröhnen zu können, und damit man von jedem seiner Schritte nicht nur Aufschluß erhalte, sondern damit er selbst einen treuen Wächter um sich habe, der ihm nöthigenfalls auch hie und da wohlgemeinte Rathschläge könnte zukommen lassen, stellte man ihm einen bewährten Mann zur Seite welcher früher in kaiserlichen Diensten gestanden und Anton Lebeda hieß. Dieser Mann war eben so redlich als erfahren, und seine Opferwilligkeit für alles, was den Namen Kostheim führte war in mannigfacher Weise bereits erprobt geworden. Außerdem erhielt der als ein vorzüglicher Geistlicher bekannte Guardian des Franziskanerklosters zu Bechin, Pater Remigius die Weisung sich, so viel als ihm möglich, in Kostheims Nähe aufzuhalten, um durch Belehrung und Ermahnung dahin zu wirken, daß Kostheim stets nur den Weg der Tugend wandle. Al-

lein die Verbannung in der sich Kostheim gewissermaßen in Bechin befand vermochte ihn weder zu demüthigen noch zu bessern; vergebens bemühte sich der treue Lebeda ihm die Gefahren vorzustellen in welche er durch sein herrschsüchtiges Gebahren gerathen könnte, denn er verfuhr mit den Unterthanen als ob er selbst der Besitzer von Bechin wäre; vergebens waren die Belehrungen und Ermahnungen des Pater Remigius; vergebens citirte dieser, den man den bibelfesten nannte, in gewohnter Predigerweise Verse des alten und neuen Testamentes; Johann von Kostheim blieb nach wie vor ein Sklave seiner Leidenschaften. Als ein solcher hatte er bereits den Frieden in mancher Familie Bechins zerstört, und hatte zuletzt seinen Blick auf die Tochter eines Israeliten in Bechin geworfen, die eben so schön als tugendhaft war. Als er die Ueberzeugung erlangte, daß alle listigen Versuche, dieses Mädchen in seine Netze zu verstricken, umsonst waren, faßte der Lüsterne den ihn anfangs selbst erschreckenden Gedanken durch Gewalt zu erreichen, was seiner schmeichelhaften Ueberredungskunst, was seiner List nicht gelingen wollte.

Der Moment, wo er diesen Gedanken gefaßt, war es auch, wo der Leser zuerst dem Herrn von Kostheim begegnete, es ist dies jener Moment, in welchem er die Worte aussprach: „Nicht sie allein soll es büßen, alle sollen es büßen. Die Heftigkeit mit der er bei diesen Worten vom Lehnstuhle aufsprang, erschreckte den im Vorzimmer weilenden Lebeda, er trat in das Gemach seines Herrn und fragte in besorgter Weise ob sich der gnädige Herr etwa unwohl befinde, er wolle dann den Arzt kommen lassen.

„O nicht doch!" erwiederte Kostheim, der sich bereits etwas gefaßt hatte, und sogleich den Gedanken ergriff den neu ausgeheckten Plan vor Lebeda in tiefes Geheimniß zu hüllen, damit ihm dieser denselben — wie er es nur zu oft gethan — nicht vereiteln könne. „Nicht doch, ich war ein Wenig eingeschlafen und hatte einen ängstlichen Traum, der mich aufgeschreckt."

Was träumtet Ihr, wenn ich euch fragen darf, mein gnädiger Herr!" sagte Lebeda, „ich kenne hier einen Juden, der von der ganzen Bevölkerung, von Christ und Jud, für heilig gehalten wird, und welcher die Kunst versteht Träume zu deuten und sie, wenn sie Gefahr drohend sind, auch abzuwenden. Gnädiger Herr laßt Euch doch bedeuten und erzählt mir diesen Traum."

Um seinen geheim gefaßten Plan zur Verfolgung des Judenmädchens vor Lebeda in keiner Weise zu verrathen, und um seine von Lebeda noch beobachtete Heftigkeit demselben erklärlich zu machen, erzählte ihm Kostheim von einer Wasserfahrt, die er im Traume auf der Lužnic gemacht, begleitet von einem jungen Mädchen, das schönste Wetter habe die Fahrt begünstigt und das Schifflein sei ruhig auf dem Flusse dahin gezogen, aber plötzlich habe ihn eine innere Angst, ein Schwindel ergriffen und vom Rande des Kahnes sei er in die Lužnic gestürzt und in derselben untergesunken.

„Gott bewahre vor solchem Unglück!" rief Lebeda, welcher theilnehmend

zugehört. „Ihr solltet Euch den Traum von jenem Juden auslegen lassen. Ihr schüttelt den Kopf, mein gnädiger Herr! so laßt doch wenigstens den ehrwürdigen Pater Remigius kommen und fragt ihn, was jener Traum zu bedeuten habe.“

„Laß mich mit diesem Prediger ungeschoren,“ sagte unwillig Kostheim. „Immer Moral und immer Moral, und nichts als Moral, Schilderungen eines idealen Lebens der Zukunft und kein wirkliches Leben in der Gegenwart, das mit Anmuth und Reiz gewürzt wäre. Laß mich!“

Als sich Lebeda bei diesen Worten entfernen wollte und die Thüre der Halle geöffnet, stand Pater Remigius in derselben, eine hohe ehrwürdige Gestalt, die von seinen edlen Gesichtszügen und seinem feurigen Auge gehoben wurde. Seine Begrüßung, wurde von Lebeda in tiefster Ehrfurcht, von Kostheim in trockenen Tone mit halbverständlichen Worten beantwortet.

Als Pater Remigius durch die Thüre in die Halle vor Kostheim trat und ihm die Hand reichte, welche dieser in eben nicht sehr freundlicher Weise in der seiner aufnahm, entferute sich Lebeda und der Geistliche sagte zu Kostheim: „Was ist Euch begegnet, daß ihr so mißmuthig seid, sagt mir es frei und unumwunden und ich will Euch helfen.“

„Ihr mir helfen!“ erwiederte Kostheim, „Ihr, der Ihr stets allen meinen Unternehmungen entgegen seid. Laßt mich meiner Wege gehen, kümmert Euch nicht um mich, sondern um Euch und Euere Ordensbrüder.“

„Wie gern würde ich Euch, Euere Wege gehen lassen, wenn diese Wege solche wären, die Euch nicht zum Straucheln wohl aber in das Reich Gottes führen; aber das Reich Gottes ist nicht Essen und Trinken, wie es in der Epistel St. Pauli's an die Römer im 17. Verse des 14. Kapitels heißt, Ihr aber kennt kein anderes Reich Gottes als jenes in welchem weder von Gerechtigkeit, noch von Friede, noch von der Freude im Geiste der Religion sondern von Schlemmerei, von Buhlern und Liebschaften die Rede ist, die aber solches thun, werden das Reich Gottes nicht erwerben, heißt es ferner in der Epistel St. Pauli's an die Galater.“

„Verschont mich mit Euerer Epistel,“ sagte darauf Kostheim, „ich habe auch diese Epistel gelesen und weiß, daß es in derselben heißt, das Fleisch gelüstet wider den Geist. Gebt Befriedigung meinen Wünschen, Gewährung meinem Verlangen und ich werde Euer Mann sein, mit leeren Sentenzen werden meine Neigungen nicht gestillt. Schafft mir jenes Judenmädchen, dessen Bildniß ich im Herzen trage, beredet es, daß es die Einweihung in unseren Glauben die Taufe empfange, ich will dieses Mädchen dann zu meiner Gattin erkiesen und Ruhe und Friede wird in mir einkehren, früher nicht.“

„Früher nicht?“ fragte Pater Remigius und fuhr dann mit gehobener Stimme fort: „Spricht so ein Christ dessen Thun und Lassen Ergebung in den Herrn sein soll.—Früher nicht? Seid Ihr denn ein Jüng-

ling, der nicht die Ueberlegung hat, zu unterscheiden von dem was ihm frommt oder nicht, habet Ihr denn vergessen daß es Gott dem Menschen frei gestellt hat das Gute oder das Böse zu wählen, indem er sagte ich gebe euch den Weg zum Leben und den Weg zum Tode, und Ihr wollt ihn wandeln diesen Weg zum Verderben der zum geistigen und zum leiblichen Tode führt, und Ihr wollt der Worte vergessen, welche lauten: Wer sein Leben lieb hat der wird es verlieren, und wer sein Leben auf dieser Welt hasset, der wird es erhalten zum ewigen Leben. Ein Leben wie Ihr es führet solltet Ihr hassen, oder glaubt Ihr damit Gott zu versöhnen, wenn die Jüdin, welche Eueren Gelüsten fröhnen soll dem Christenthume zugeführt wird. Wer mir dienen will, der folge mir nach, sagt der Evangelist, der folge mir von selbst nach, füge ich hinzu, durch Euer Beispiel wird die Jüdin nicht bekehrt, thut Buße und übt gute Werke, und wenn die Jüdin diese von Euch sieht, so wird sie von selbst bekehrt werden, so ihr Herz nicht verstockt ist. Euch aber, der Ihr nur nach sinnlichen Genüßen strebet und sie mit Pharisäermiene beschönigen wollt wird dieser Wandel nicht zum Heile gereichen. Wälzet euch im Pfuhl der Sünde in diesem Leben, am Tage des Gerichtes wird Euch darnach vergolten werden, dort, wo die ewige Gerechtigkeit die Thaten und die Gedanken abwägt.

Nach diesen Worten wendete sich der Pater zum Weggehen, Kostheim faßte aber seine Hand mit Heftigkeit und sagte mit von Zorn und Leidenschaft gepreßter Stimme: „Hochwürdiger Herr! Ich fürchte es wird bald eine Zeit kommen wo Ihr bereuen werdet, heute so zu mir gesprochen zu haben.“

Pater Remigius entfernte sich nach diesen Worten indem er Kostheim noch einen halb mitleidigen, halb verächtlichen Blick zuwarf, dieser aber wiederholte die Worte, mit denen er sein früheres Nachsinnen unterbrochen: „Nicht sie allein soll es büßen, alle sollen es büßen!“

II.

Zur selben Zeit, in welcher Johann von Kostheim von Pater Remigius ermahnt wurde die Wege der Tugend zu wandeln, kam zu dem Rabbiner in Bechin ein armer Jude um sein mit dopelter Sorge beladenes Herz vor ihm auszuschütten und sich in seinen Nöthen Rath zu erholen, damit er weder gegen die Pflichten des Vaters, noch gegen die Pflichten der Nächstenliebe, noch gegen die Pflichten gegen Gott verstoße!

Rabbi Chaim, so hieß der Bechiner Rabbiner, war ein Mann, der um seines großen talmudischen Wissens weit über die Grenzen des Reiches hinaus bekannt war, seine eifrigen Studien in den kabbalistischen Büchern bei denen man ihn oft lange nach Mitternacht beim Schein einer düstern Lampe erblickte, sein inniges Verhältniß mit dem zu Prag lebenden hohen Rabbi, seine Anspruchlosigkeit, seine große Bescheidenheit sein eifriges

Streben, Jedem zu helfen, Jedem zu dienen, der nur in irgend einer Weise seinen Beistand in Anspruch nahm — sei es um gegen das kalte Fieber einen mit Pentagrammen bezeichneten, und hebräischen Worten beschriebenen, und mit eisernen Nägeln bis zum Rostigwerden besteckt gewesenen Apfel zu erhalten, sei es um durch sein Gebet zu Gott einem Weibe in Kindesnöthen den raschern Verlauf des Geburtsaktes zu ermöglichen, — sei es um einen Streit zu schlichten, der bald zwischen einzelnen Personen, bald zwischen ganzen Gemeinden ausgebrochen, und bei dem die hartnäckigen Gegner nur durch sein überzeugendes und belehrendes Wort sich die Hand zur Versöhnung geboten — das alles zusammen verschaffte ihm bei seiner bekannt gewesenen ascetischen Lebensweise beim Volke den Namen eines heiligen Mannes und da er in der Ausübung seiner Menschenpflichten eben wie ein Mensch keinen Unterschied der Confession kannte und jedem half, der sich ihm näherte und seinen immer mit dem besten Erfolge gekrönten Rath in Anspruch nahm, so kamen auch eben so häufig Christen wie Juden in seine Wohnung, um durch seine Hilfe Linderung für ihre Schmerzen, durch sein Wort Trost für ihren Kummer durch sein Gebet Hilfe für ihre Leiden, zu erhalten, und von den erstern wurde er, da in Bechin durchschnittlich nur böhmisch gesprochen wird „Svate Joachim" (Heiliger Joachim) genannt.

Seine schon erwähnten vorzüglichen talmudischen Kenntnisse versammelten stets eine große Schaar von Jüngern des Talmuds um ihn, und die Jeschiwa [1]) zu Bechin war zur Zeit des Rabbi Chaim eine der berühmtesten in der Provinz. Als nun eines Vormittages der Vortrag beendet war, und ein noch „im Jahre" sich befindender verwaister Schüler die letzten Worte des Rabbonim-Kadisch [2]) gesprochen, worauf die Jüngerschaar die Lehrstube rascher geleert als sie dieselbe gefüllt und Rabbi Chaim sich von der Anstrengung des Vortrags den Schweiß von der Stirne gewischt und zu seiner Erholung einige Schritte durch die Stube gemacht, öffnete sich die kaum geschlossene Thüre derselben und unter Vorantritt des „Schn.llgabe" so benannte man denjenigen Schüler, welchen ein Vorträge haltender Rabbiner ausersehen die Dienste eines Kammerdieners bei ihm zu vertreten, eine Gunst um welche man stets beneidet wurde — kam auch ein in Bechin als arm redlich aber bekannter Jude in die Lernstube, und blieb an der Thüre stehen während er gebührender Massen den Rabbi angemeldet wurde.

Rabbi Chaim hatte bei seinen, dem Leser schon bekannten geistigen Vorzügen auch körperliche. Seine erhabene Gestalt, die edlen Züge seines Antlitzes, dessen Wangen noch mit einem zarten Roth angehaucht waren, seine scheinbare von einem jugendlichen Feuer durchglühten Augen würden niemals verrathen haben, daß Rabbi Chaim sich in einem Alter befand bei dem man für sein Leben schon zu zittern anfing; wenn nicht durch die eis-

[1]) Talmudschule. [2]) Gebet nach einem talmudischen Vortrage.

grauen Locken die zu beiden Seiten seiner hohen Stirne herabhingen, wenn nicht durch den eisgrauen langen, vom Kinn herabwallenden Bart, das „Sigillum des Greises," jedermann erkannt hätte, daß Rabbi Chaim sich bereits eines sehr hohen Alters erfreuen müsse.

Vor dem ehrfurchtsgebietenden Rabbi Chaim stand nun der Bechiner Jude, Jokel Tabor genannt, weil sein Vater einst in Tabor das Licht der Welt erblickt, Rabbi Chaim trat ihm freundlich entgegen, rief ihm eben so freundlich ein, „Boruch habo" [1]) zu, und hieß ihn näher kommen, indem er sich auf einen sogenannten Großvaterstuhl niederließ, dessen gepolsterten, mit Leder überzogenen Rücken- und Seitenlehnen so hoch waren, daß sie den Oberkörper des Rabbi weit überragten. „Was bringt Ihr Gutes Reb Jokel? so lautete die Frage, welche der Rabbi an ihn nunmehr richtete.

„Was kann unser Eins Gutes bringen, Rebbe leben! erwiederte darauf der Gefragte. „Man muß Haschem Boruch hu," [2]) für Alles danken was er uns zugeschickt: aber wenn zu den gewöhnlichen Zores [3]) noch außergewöhnliche kommen, wo steckt dann das Gute."

Alles kommt min Haschomaim," [4]) sagte der greise Rabbi, „laßt hören, was ist Euch denn geschehen?"

„Geschehen ist noch nichts, aber es kann eppes geschehen," erwiederte Jokel darauf, „und da drinnen liegt die Gesere. [5]) Zwei Kinder hinterließ mir meine Gütel, oleho hascholum [6]) Kinder mit denen sich die ganze Welt meßameach ist [7]) e Jüngel und e Madel. Das Jüngel ist zu Gutem bis Hundert Jahr neunzehn alt und geht mestahs gesagt [8]) in Dorf und helft mich ernähren, und das Madl, mein Tochter Röfele ist, der Rebbe leben wahß doch, siebenzehn Jahr alt und ist e Peßel Pohnim, [9]) Gott soll ihr ihren Chehn [10]) und ihre Jophjoh [11]) lassen bis hundert Jahr, der Rebbe leben wird sie doch kennen, im ganzen Mokum kennt sie jedes Kind für e gewaltige Schönheit."

Rabbi Chaim lächelte, höchst wahrscheinlich über Jokels Zumuthung, daß er dessen Tochter kennen müsse. Jokel ließ sich durch dieses Lächeln nicht, so was man sagt aus seinem Conzepte bringen, sondern fuhr in seiner breiten Redeweise fort: „Durch ihre gewaltige Schönheit ist sie bis in Schloß bekannt geworden.

Des Sforen [12]) sein Meschores [13]) Lebeda kummt fleißig zu mir, un der hot alleweil eppes zu handle, und weil er fleißig ist zu mir gekommen hat er mein Röfele leben dreimahl aber viermohl gesehen und hat alleweil ihr große Schönheit nit ausloben können. Jetzt aber kommt Lebeda und sogt

[1]) Die erste Hälfte des Spruches: Gebenedeiet sei der da kommt im Namen des Herrn. [2]) dem Herrn gelobt sei er. [3]) Leiden. [4]) Vom Himmel. [5]) Das Geschick. [6]) Friede sei mit ihr. [7]) Erfreut. [8]) Bezeichnung für leider Gottes. [9]) Bezeichnung für schönes Gesicht. [10]) Ausdruck für Grazien nach Gunst. [11]) Schönheit. [12]) Fürsten Grundherrn. [13]) Diener.

der Ssor will kahfen eppes Spitzen, und kahner darf sie zu ihm auf das Schloß bringen wie mein Tochter Röſele. Der Ssor kenn uns Jehudim [1]) nit leiden, aber Röſele darf zu ihm vorkommen. So Chochem [2]) wie Lebeda ist, bin ich Tehilu lou ewade, [3]) und sagte mei Tochter versteht nit zu handeln, sie kann die Erd reiben und die Wäsch flicken, aber von Handeln versteht sie nix. Und weil ich Röſele leben nit auf das Schloß schicken will, kommt heut Lebeda wieder zu mir und sagte mir so viel von den Ssoren, und von hundert Geseres, die er nit über mir und meine Kinder, die er über die ganze Kehille [4]) bringen wird, wenn ich mei Tochter Röſele leben nit zu ihm hinauf auf das Schloß schicke. Hinter ihr gegangen ist er schon vielmal in der Gaß, und hin und wieder viele hundert Schritt, und alleweil' wenn er hat mit ihr reden wollen wor sie in e Haus hineingegangen. Die ehßer Makes [5]) möcht' ich lieber ertrogen" — da sich Rabbi Chaim bei diesen Worten eines Lächelns nicht enthalten konnte, so fuhr Jokel fort: Der Rebbe leben lacht weil ich kein Bchor [6]) hob, weil mir zur Buße gesagt das älteste Kind, wie es noch in der Wieg' war gestorben, doch möcht ich lieber alle übrigen neun Makes ertragen, als daß mein theuern Kind eppes im Schloß geschehen sollt. Der Ssor ist gor e gewaltiger Mensch, und Lebeda, der alte Orl [7]) ist e Ohew Jisroel [8]) hot mir alles gesogt, wos ihm der Ssor befohlen, hot mich ober gewarnt Röſele leben nit auf das Schloß zu schicken weil — weil — der Rebbe leben kann sich denken was e schön Madl im Schloß bei unsern Ssorn erwartet. Nun Morenu werabenu [9]), leben komm ich und frog was ich soll anfangen. Die Geseres, die der Ssor über uns bringen will sind groß, das Korban [10]) das ich in der Khille bringen soll ist auch groß, und es ist nit emol e Korban wegen kiduſch Haschem, [11]) was soll ich nun armer sündiger Mensch beginnen?"

„Seid ruhig, Jokel!" sagte der Rabbi mit seiner sanften, ehrfurchtsgebietenden Stimme. „Wie die Kinder Jisroels vor dem Jam [12]) gestanden sagte Moſche Rabbenu, olow haſcholom [13]) zu ihnen: Al tirou, hißjazu uruh es jeſchuas Adeſchem. [14]) Seid nur ruhig, seid ganz ruhig, Euerm Kind wird kein Haar gekrümmt werden. Aufs Schloß dürft ihr euere Tochter nicht schicken sondern fort aus Bechin, und das muß morgen bei Nacht geschehen. Ihr schickt sie mit einem ehrlichen 'Bal hagolo [15]) nach Tabor sagt aber überall sie ist nach Kaladey gegangen, in Tabor bleibt sie dann bis der Ssor an ihr vergessen hat."

Selbstverständlich galt der Ausspruch des Rabbi wie ein Befehl und Jokel traf, als er sich von Rabbi Chaim mit dem Zeichen der höchsten Ehr-

---

[1]) Juden. [2]) Klug. [3]) Gottlob auch. [4]) Judengemeinde. [5]) Zehn ägyptischen Plagen. [6]) Erstgebornen. [7]) Christ. [8]) Freund der Juden. [9]) Ehrwürdiger Lehrer. [10]) Opfer. [11]) Verherrlichung Gottes. [12]) Meere. [13]) Moses unser Lehrer, Friede sei mit ihm. [14]) Fürchtet euch nicht, steht und seht die Hilfe des Herrn. [15]) Fuhrmann.

furchtsbezeugung entfernt, alle Vorkehrungen um seine Tochter am nächsten Abende die Reise nach Tabor antreten zu lassen. Bis zur Stunde der Abreise in dunkler Nacht blieb Röſele, Jokels Tochter vor jedermann im Hause verborgen und als man nach ihr fragte sagte Jokel, wie es Rabbi Chaim befohlen hatte, Röſele sei nach Kaladei gegangen.

Die Kunde von dem Gange der schönen Hausirerstochter nach Kaladey gelangte auch bis ins Schloß, in welchem Herr von Kostheim vergebens ihrer entgegen harrte. Mit einer gewissen Bangigkeit trat Lebeda in das Gemach seines Gebieters um ihm die Mittheilung zu bringen, daß die Hausirerstochter nicht auf das Schloß kommen könne, weil sie wegen eines unaufschiebbaren Besuchs, den sie einer kranken Freundin in Kaladay machen müsse, dahin gegangen

„Fluch über die Judenrotte! rief Kostheim als ihm Lebeda diese Nachricht brachte. Dieses sonst geschmeidige und willfährige Volk, das allen Befehlen der Obrigkeit immer mit Gehorsam und Unterwerfung nachkam, fängt an rebellisch zu werden, ich werde es nicht unterlassen, darüber Relation zu erstatten. Dir aber Lebeda gebe ich den schärfsten Auftrag zwei Leute nach Kaladey zu schicken, die sich nicht nur in dem Orte sondern auch unter den dortigen Juden gut auskennen. Sage ihnen, daß ich ihren Weg und ihre Mühe sehr gut belohnen werde, sie sollen sich bemühen auszuforschen bei wem sich die Hausirerstochter befindet. In vier Stunden erwarte ich sicher die genaueste Antwort."

Der Ton, in welchem Kostheim diese Worte sprach war ein so entschiedener, daß sich Lebeda nicht unterstand irgend welche Vorstellungen zu machen, geschweige denn zu widersprechen. Er sandte zwei der gewandtesten Boten nach Kaladey, und noch nicht waren die bestimmten vier Stunden verronnen, so kamen sie, natürlich mit der Anzeige zurück, daß sich die Hausirerstochter in Kaladay nicht nur nicht befinde, sondern daß sie schon seit mehrern Wochen nicht dort gewesen, und daß überhaupt kein Judenmädchen daselbst krank sei, welches von ihr hätte besucht werden sollen.

„Also gefoppt, hintergangen, gefoppt von einem Juden! rief Kostheim als ihm diese Nachricht hinterbracht wurde, „dafür soll das ganze Bechiner Judenvolk schwerer bestraft werden, als ich irgend jemals gedacht. Ich werde mich zu rächen wissen, und sie — erlangen muß ich sie bei allemdem doch!"

III.

Unter den Kirchen Bechins war die Maria-Himmelfahrtskirche zur Zeit in welcher sich unsere Begebenheit zugetragen die besuchteste von allen. Habent sua fata ecclesiae. Sie war zumeist von den Wechselfällen des Schicksals heimgesucht, 1281 erbaut und mit einem Minoritenkloster versehen, wurde sie bedeutend ins Mitleid gezogen als die Hussiten das Kloster zerstört. 1490 wurde das Kloster von Ladislav von Sternberg wieder her-

gestellt, der Kirche ihr alter Glanz zurückgegeben und 1492 von Johann Bischof von Wardein consecrirt. Franziskanermönche zogen dann in das Kloster und lebten friedlich eine lange Reihe von Jahren in demselben, doch wurden sie 1619 genöthigt das Kloster zu verlassen. Bei ihrem Auszuge aus dem Kloster wurde die Kirche abermals in etwas hergenommen. Den Bestrebungen der ausgewanderten Franziskaner, welche sich nach ihren reichlichen Einkünften im Bechiner Kloster zurücksehnten, gelang es, unterstützt durch die Fürsprache des Prager Erzbischofs, im Jahre 1623 durch den schon einmal genannten Grafen Adam von Sternberg in ihr altes Kloster wieder eingeführt zu werden. Durch dessen besondere Munifizenz wurde das Kloster mit der dazu gehörenden Maria-Himmelfahrtskirche prachtvoll restaurirt und lange Zeit wurde durch diese Restauration die Himmelfahrtskirche vor der Decanalkirche zu St. Mathias und vor der Vorstadtkirche zu St. Michael, eben so vor den beiden Schloßkirchen von den Bewohnern Bechins und dessen Umgebung bevorzugt.

Viele, viele Jahre wurde es von den Franziskanern geheim gehalten, daß sich unter dem Hochaltare ihrer Kirche außer der unterirdischen Kapelle auch ein unterirdischer Gang befunden, durch welchen man, wenn man aus der Kirche hinab in die Kapelle ging, bis weit hinaus vor die Stadt gelangen konnte. Von diesem Gange, von dem heutigen Tage nur mit Mühe noch einige Spuren aufzufinden sind, und von dem es unbekannt geblieben, zu welchem eigentlichen Zwecke er ursprünglich errichtet wurde, — wenn man von den theils auf Wahrheit, theils auf Phantasiegebilde beruhenden Mysterien der vielen bestandenen und bestehenden Klostergängen absehen will, — von diesem Gange hatte Johann von Kostheim genaue Kenntniß und nahe am Ausgange desselben, welcher durch einen Austritt der Lužnic verschwemmt und verschüttet worden sein soll, erwartete er in den Frühstunden des Tages, welcher unmittelbar dem folgte, der ihm die Kunde brachte, daß Jokels Tochter nach Kaladey gegangen sei, jene zwei Männer, welche ihm nun die Nachricht brachten, daß sie schon seit längerer Zeit nicht in diesem Orte gewesen.

Die Dunkelheit des Ortes, die Kühle, welche in demselben herrschte, und die Gedanken, welche in Kostheim sich durchkreuzten, wirkten so niederschlagend auf sein Gemüth, daß ihn mehr als einmal ein Schauer ergriff, bei den er unwillkührlich ausrief, „ist das Grabesschauer?" und er griff sogleich an das Ausgangspförtchen um sich zu überzeugen, daß der Schlüssel stecke, der ihm den Weg ins Freie öffnet, und daß er nicht fürchten müsse sich lebend in einem Grabe zu befinden.

Nicht lange war er hinter diesem Pförtchen gestanden als ein Schlag an demselben ertönte. Rasch öffnete Kostheim das Pförtchen und eben so rasch verschloß er es hinter den eingetretenen, erwarteten Männern.

„Habt ihr Kunde von ihrem Aufenthalte?" war Kostheims erste Frage.

„Wenn auch nicht von ihrem jetzigen so doch, von ihrem künftigen

Aufenthalte, zu dem sie heute Abend die Reise antreten wird," sagte einer der beiden eingetretenen Männer. „Es wird unser Bestreben sein diese Reise zu verhindern und die schöne Judenmagd in eure Hände zu liefern. Verlaßt euch, edler Herr! auf uns und erwartet uns in den Abendstunden in dem Walde bei Sudoměřic, wo ihr alles sehen und erfahren werdet."

„Aber wie?" fragte Kostheim.

„Das Wie soll unser Geheimniß bleiben," sagte der frühere Redner, „aber so viel sagen wir euch davon, daß uns der Jokel selbst die nöthigen Geräthschaften zur Verhinderung der Reise seiner Tochter hergeben soll."

Kostheim schien durch diese Antwort vollkommen befriedigt zu sein, er öffnete das Pförtchen und schob die beiden Männer durch dasselbe, um es rasch und unbemerkt wieder schließen zu können. Als sie ins Freie kamen wurden sie durch die Helle des Tages, noch mehr aber durch die überhellen Sonnenstrahlen fast geblendet, und einer der beiden Männer sagte: „Die Sonne ist heute zu zeitlich aus ihrem Futteral herausgekrochen, und scheint sie früh so heiß und hell, so darf man so sicher auf ein Gewitter oder starken Regenguß noch an diesem Tage rechnen, so sicher wie auf den Tag die Nacht folgt. Der Himmel wird demnach unserer Arbeit nicht günstig sein."

Diese Worte waren lange noch nicht ausgesprochen als Kostheim sich am Ufer der Lužnic ergehend von den Männern entfernt hatte, diese aber schlugen ihren Weg in der Richtung gegen die Stadt ein.

Eine drückende Schwüle lag den ganzen Tag über den großen weiten Umkreis Bechins ausgebreitet und die Sonnenstrahlen, die schon in den Vormittagsstunden eine afrikanische Gluth verbreiteten, wurden in den Nachmittagsstunden von einem immer dichter werdenden Wolkenschleier verhüllt, bis endlich die matte Scheibe nicht mehr sichtbar war; in den Abendstunden wurde es endlich so dunkel am Firmamente, daß man die Nacht schon hereingebrochen wähnte, wo die letzten Sonnenstrahlen den Himmel noch vergolden sollten. In dieser Dunkelheit erhob sich plötzlich ein furchtbarer Wind, Staubwolken wurden von ihm emporgewirbelt, welche die ganze Natur mit einem grauen Tuche bedeckten. Je mehr diese in die Höhe gepeitschten Staubwolken an Dichtigkeit und Undurchdringlichkeit zunahmen, desto heftiger war der ihnen unmittelbar vorhergehende furchtbare Wind und er erreichte endlich eine solche Macht, daß sich die stärksten Bäume vor ihm beugten, wenn sie nicht wie dünnes Rohr von ihm geknickt oder gar entwurzelt streckenweise weggeschleudert wurden. Die unheimliche Finsterniß wurde endlich von einem Blitzstrahl erhellt, der gleich einer glühenden Schlange durch das schwarze Gewölke zuckte, diesem Blitze folgte ein lang nachhallender Donnerschlag nach wenigen Sekunden kamen dann immer neue Blitzstrahlen, die sich immer heftiger kreuzten und von immer rascher und rascher aufeinanderfolgenden Donnerschlägen begleitet waren. Das Rauschen, der vom etwas schwächer gewordenen Winde heftig bewegten Blätter aller Bäume des Waldes bei

Sudoměřic, über welchen sich das Gewitter mit seiner größten Wuth entladen, bildete einen düsteren Begleiter zu dem furchtbaren Schauspiele der Natur. Während dem Blitz auf Blitz und Donner auf Donner sich folgten, fielen Schlossen herab, welche mitunter eine enorme Größe hatten und die flachen mit Moos bewachsenen Stellen im Walde in kleine Eisinseln verwandelten. Nach dem Falle der Schlossen verloren die Blitzstrahlen und Donnerschläge nach und nach von ihrer Heftigkeit, sie wurden endlich seltener, kürzer und schwächer, doch ehe es dazu kam schienen sich die Schleußen des Himmels geöffnet zu haben und laut prasselnd fiel ein Regen herab, der nicht nach Tropfen sondern nach Strömen beurtheilt werden mußte.

In diesem Unwetter fuhr ein Wägelchen durch den Sudoměřicer Wald, gezogen von einem Gaule, dem man die Augen mit einem Tuche verbinden mußte, weil er von dem hellen Strahle der Blitze geblendet nicht weiter vorwärts ziehen wollte, und entweder stehen blieb oder so unruhig wurde, daß dadurch das Wägelchen mit jenen Personen, welche in demselben saßen eben so gefährdet erschien, als wenn man mitten im Gewitter unter Bäumen stehen geblieben wäre.

Während dem heftigen Regengusse gelangte das Gefährte im Walde zu einer Stelle, bei welcher das Pferd nicht weiter vorwärts wollte, sondern immer so oft es angetrieben, einen Schritt machen wollte den Wagen immer nach rückwärts schob. Der Fuhrmann stieg nun ab um sich von der Ursache zu überzeugen, welche sein Pferd veranlaßt den Wagen zurückzustoßen und nach seitwärts einzulenken. In der Dunkelheit konnte er freilich kein Hinderniß erblicken, selbst wenn solches unter andern Verhältnissen sichtbar gewesen wäre, er versuchte es nun dadurch aufzufinden, daß er die Fahrstraße der Breite nach beging. Der vom Regen erweichte Boden wich unter der Last seines Trittes, und bei manchem Schritte kam er so tief, daß ihm die Stelle bodenlos schien, und er nur mit Mühe auf seiner starken Peitsche gestützt sich erhalten konnte; doch da er sonst kein anderes Hinderniß vorgefunden, und das Sträuben seines Pferdes sich als eine Scheu vor dem mühsamen Steigen in grundlosem Kothe erklärte, versuchte er es durch neue Peitschenhiebe zum Vorwärtsschreiten zu bringen. Das Ziehen am Stricke welcher die Stelle eines Leitseils vertrat und die Hiebe der Peitsche vermochten das Pferd nicht zum Vorwärtsgehen zu bringen, sondern es bog gegen den Willen des Wagenlenkers mit einer heftigen Wendung nach rechts in den Wald ein, und ging dann ruhigen Schrittes den Waldweg weiter unbekümmert darum, daß es hier noch tiefer im Kothe stampfen mußte.

Leicht möglich, daß die Leser schon errathen haben, wer auf dem Wägelchen gesessen, es waren dies Jokel mit seiner Tochter und der Wagenlenker, zugleich Besitzer des Gefährtes.

„Was doch das Pferd davon haben mag," sagte dieser, „daß es nicht den gewöhnlichen Weg gehen wollte, doch das thut nichts, wir werden halt

um eine halbe Stunde oder bei dem schlechten Wege um eine Stunde später nach Tabor kommen. Glaubt mir, Jokel! wärt Ihr nicht gar so brav und würde mich euer Kind nicht erbarmen ich wäre nicht mit Euch gefahren. Daß doch die Juden immer nur bei Nacht fahren wollen," brummte er dann vor sich in den Bart," bei Tag schachern sie und bei Nacht reisen sie und bringen uns um den Schlaf."

Jokel that als hörte er die Worte nicht, welche der Fuhrmann gesprochen, er drückte sich näher an die Seite seiner Tochter, gleichsam um sich zu gewissern, daß sie ihm nicht verführt wurde, was bei einem Gange in das Schloß zu Herrn von Kostheim zu befürchten war, und bat dann den lieben Gott, daß er ihn in Ruhe und Sicherheit mit seinem geliebten Rösele bald nach Tabor kommen lasse.

Nach und nach hatte der Regen, der in Strömen herabgoß sich in einen sogenannten Landregen verwandelt, der nicht mehr mit solcher Heftigkeit fiel, dafür aber auf ein längeres Anhalten schließen ließ. Eine gute Stunde mochte während der Zeit wo das Gewitter in seiner Heftigkeit tobte bis zu seiner Umstaltung in einen fruchtbaren Regenfall verflossen sein, die Ruhe der Nacht lag ausgebreitet über den Wald bei Sudoměřic als man plötzlich das Stampfen eines Pferdes hörte. Trotz der Unmöglichkeit in dem weichen lehmigen Boden mit der gewünschten Raschheit fortzukommen trieb der Reiter das Pferd zum anhaltenden Galopp, bald durch Hiebe mit der Reitgerte, bald durch Zerren mit der Tremse, bald durch Ansetzen der Sporn und das edle im Schweiß gebadete Thier, dem der weiße Schaum vor dem Maule und den Nüstern lag, parirte dem Reiter und machte solche Sätze, daß es bei jedem Heben der Füsse große Klumpen weicher Erde, die sich an dieselben anklebten, weit hinter sich in die Lüfte schleuderte. So ging es durch die ganze Strecke im Walde, als aber der eilende Reiter welcher Herr von Kostheim war, zu jener Stelle kam, bei welcher der Jokel und seine Tochter ziehende Gaul rechtsum machte, da stutzte auch der ihn tragende Rappe und wollte nicht weiter. Die Hast mit welcher Herr von Kostheim den Ritt unternahm, den Zweck welchen er durch denselben erreichen wollte ließen ihn an alles vergessen, was er zur Erreichung dieses Zweckes unternommen und besprochen, denn nichts berückt so rasch die Sinne als wollüstige Begier, und als er nach einigen leichten Versuchen sah, daß das Pferd ihn nicht weiter tragen wolle, wendete er alle seine Reitkunst und seine Kraft an, um zur Forsetzung des Rittes anzutreiben. Das Pferd bäumte sich bei jedem Hiebe, den es mit der Gerte erhielt und als dabei der weiche Boden seinen Hinterfüßen immer weniger Halt gewährte machte es einen Satz mit solcher Heftigkeit, daß der Reiter weit rücklings aus dem Sattel flog, das Thier selbst stürtzte aber indem man dabei ein lautes Geprassel hörte in eine Grube, aus der es sich trotz der heftigsten Anstrengung nicht heraus zu arbeiten vermochte.

Mühsam erhob sich Herr von Kostheim von seinem unfreiwillig gewählten weichen Kothlager in welchem er einen Profilabdruck seiner Körperlänge zurückließ, zog sodann ein Pfeifchen aus seiner Tasche und indem er es an dem Mund setzte, wurde ein schriller, die Ohren zerschneidender Ton laut, der aus weiter Ferne von einem gleichen Blasinstrumente eine Rückantwort erhielt.

Eine geraume Zeit verging ehe die Männer erschienen, welche der Ton von Kostheims Pfeifchen herbeigerufen. Bei ihrem Erscheinen entquoll seinem Munde ein Strom von Flüchen, die Männer drückten aber ihr Staunen und ihre Theilnahme aus als sie Herrn von Kostheim allein antrefen und seines armen Thieres vergebliche Anstrengungen sahen, das durch Kostheims Eigensinn in die einem andern Pferde bereitete Grube gefahren.

„Das vertrakte Judenvolk ist also nicht gekommen," sagte nach dem ersten kurz geschilderten Redewechsel einer der beiden Männer — es waren dieselben, welche Tags vorher in Kaladey als Kundschafter gewesen und dann das Versprechen gaben, Jokels Reise zu verhindern und seine Tochter in die Arme Kostheims zu überliefern da muß doch der Teufel dabei im Spiele gewesen sein!"

Kostheim achtete nicht auf diese Worte sondern sagte unter einem zweiten Strome von Flüchen: „Gauner seid Ihr, Ihr habt mich an den Juden verrathen, und habt nicht nur durch Euere Spitzbüberei meine Pläne vereitelt und die Kirche um eine fromme Tochter betrogen, Ihr habt mich auch um mein bestes Pferd gebracht. Welcher Teufel hieß Euch auch die Grube so tief machen, daß der Rappe nicht mehr heraus kann."

„Gestrenger Herr!" sagte der zweite der Männer, „Wir haben die Grube nicht tief sondern nur breit gemacht, damit allenfalls auch ein Wagen in derselben Platz haben und doch keinem Menschen etwas geschehen kann, allein das furchtbare Gewitter und der Regenguß sind Schuld, daß das gute Thier bis an den Flanken im Lehme steckt und nicht heraus kann."

Vergebens waren die Anstrengungen Aller um dem Rappen aus der Tiefe herauf zu bringen, je mehr das Roß die Beine hob, desto tiefer kamen sie in die mit Regenwasser gefüllte Grube. Eine Stunde dürfte bei diesen Anstrengungen verronnen sein als sie aber fruchtlos blieben überließ Kostheim sein liebstes Thier, das man trotz der Dunkelheit der Nacht in der schwarzen Grube als einen noch schwärzern Gegenstand hervorragen sah, seinem traurigen Schicksale und wendete sich gegen die Stadt den beiden Männern zum dritten Male Flüche zuschickend.

„Höre," sagte darauf der eine dieser Männer zu dem andern, „auf diese Art können wir auf keinen Lohn für unsere harte Arbeit rechnen; aber zum Andenken an dieselbe soll uns die Haue, die Schaufel und das Grabscheid bleiben. Die soll der Jokel nicht zurück bekommen.

IV.

Monate waren seit jenem Abende verstrichen. Lange erzählte man sich in Bechin und dessen weitester Umgebung von nichts anderem, als von der glücklichen Errettung der schönen Hausirerstochter und von Kostheim, dessen Leibrappe in schmählicher Art in jener Grube verendet, welche nur ein Hinderniß zur Weiterfahrt für Jokel und seine Tochter abgeben sollte. Wie sich leicht denken läßt, lag es durchaus in Kostheims Plan, ein Unglück für die Fahrenden herbeizuführen; daß aber alles so gekommen, daß an jenem Abende ein Gewitter hereingebrochen, dessen Heftigkeit seit Jahren und Jahren nicht beobachtet wurde, daß jenes Pferd welches Jokel und seine Tochter nach Tabor geführt, trotz allem Antreiben an jener verhängnißvollen Stelle im Walde bei Sudoměřic nicht weiter vorwärts schreiten wollte, und trotz dem schlechten Wege eine so glückliche Schwenkung gegen den Willen des Wagenlenkers gemacht und einen Seitenweg eingeschlagen auf dem die Fahrenden glücklich nach Tabor kamen, daß Kostheims Rappe in der Grube verendet um dem Besitzer zu zeigen, welches Unheil er über drei Menschen hätte herbeiführen können — das alles wurde, vom Volke bis in die kleinsten Einzelheiten wohl erwogen, dem Rabbi zugeschrieben, von dem man annahm, daß er Wunder wirken und Geister beschwören könne, und von dem man auch sagte, wen er in sein Gebet einschließe, dem verleihe Gott einen besondern Schutzengel. Das Volk ging in seinen Deutungen über jenen Abend so weit, daß man es laut aussprach, es hätte auch Kostheim sein frevelndes Verlangen mit dem Leben büßen müssen, wenn Rabbi Joachim nicht eben so menschlich als heilig und gerecht wäre, der niemals verlangen könne, daß der Tod eine Strafe in einem Falle sei, für den nicht Gott die Todesstrafe ausgesprochen hat.

Daß dergleichen Reflexionen auch bis zu den Ohren Kostheims gelangten ist um so eher leicht zu errathen, als der geschwätzige Lebeda es nicht unterließ dieselben bei mancher Gelegenheit in seine Mittheilungen einzuflechten und Pater Remigius ihn in seinen Vorstellungen auch auf die Stimme des Volkes aufmerksam machte, für das er nun als ein böses Beispiel dastehe, auf den man wie auf einen Lasterhaften mit Fingern zeigen müsse. Wirklich traute sich Kostheim nicht in den ersten Tagen nach jener Begebenheit unter das Volk zu treten, doch als er später sich in der Stadt sehen ließ blickte man ihm nach, deutete nach ihm, und Mancher, dem es nicht darum zu thun war Kostheims Gunst zu erlangen oder der sich darin gefiel auf Kosten eines andern ungebührliche Witze zu reißen, ließ, wenn er erschi.n Worte fallen, die unwillkührlich in sein Ohr dringen mußten.

Dies, so wie das Bewußtsein seine Wünsche unerfüllt, sich in seinen Hoffnungen getäuscht zu sehen, der Mangel an Achtung der sich jetzt bei seinem Erscheinen breit machte und den die früher vor ihm gehegte Furcht nicht mehr verscheuchen konnte — dies alles verleidete ihm den Aufenthalt in Bechin und er verließ eines Tages das Schloß ohne Lebeda mit zunehmen.

oder von dem Zwecke seine Entfernung bekannt zu machen. Nur so viel läßt sich von seiner Abreise erzählen, daß, als er in den Wagen stieg und sich in seinen Reisemantel einhüllte, er abermals die Worte vor sich hinmurmelte: „Nicht sie allein soll es büßen, alle sollen es büßen!"

Ueber diese für das große Weltgetriebe kleinen, für einen kleinen Kreis aber großen Erreignisse war die Zeit mit ihrem ewig gleichem Schritte weggezogen, der Boden welchen die Himmelsfluthen im Walde bei Sudoměric so erweicht, daß Kostheims Rappe dadurch im Schlamme versunken war erstarrt vom eisigen Winterfroste und Schnee bedeckte die ganze Gegend mit seinem blendenden Leichentuche, Jokels Tochter war lange schon aus Tabor zurückgekehrt und niemand außer ihr und ihrem Vater dachte in Bechin mehr daran, daß ihr einst Herr von Kostheim nachgestellt, niemand dachte vielleicht mehr an ihn selbst, es wäre denn, daß man sich mit Freuden daran erinnerte, daß er nicht mehr in Bechin hause, daß er nicht mehr diese Gegend beherrsche. Eines Nachmittags ereignete es sich jedoch, daß sein Name wieder in das Gedächtniß der Bewohner Bechin's, in jenes der Bewohner der Bechiner Judengasse, in einer nur Kostheim eigenthümlichen Weise zurück gerufen wurde.

Es war an einem Festtage, am zehnten Tage des Monats Tebeth, jenem traurigen Erinnerungstage an die Belagerung Jerusalems. Eine ungewöhnliche aber an Fasttagen zumeist Nachmittags vorkommende Ruhe herrschte in der Bechiner Judengasse als es mit einem Male in derselben lebendig wurde. Neugierde trieb die Leute zu den Fenstern, die sie gewiß geöffnet hätten, wenn es der strenge Winter nicht verboten, viele der Männer „in der Gasse" gingen vor die Hausthüren um ehrfurchtsvoll den Mann zu begrüßen dessen Erscheinen in der Judengasse als ein seltenes, großes Ereigniß betrachtet wurde. Gravitätisch schritt derselbe, es war der Amtmann, einher, er nickte jedem, dem er besonders gewogen war, ein freundliches Lächeln zu, zwei der Bechiner Familienväter, die Honoratioren der Gemeinde bildeten — wenn auch unaufgefordert seine Begleiter, sie brannten vor Neugierde zu wissen, was den gestrengen Herrn Amtmann in die Judengasse geführt, endlich erfuhren sie, daß der Herr Amtmann zum Rebbe gehe, dem er etwas zu sagen habe. Sie begleiteten ihn bis zur Thüre des Gemeindehauses, in welchem Rabbi Chaim wohnte, dort blieben sie in Ehrfurcht stehen bis der Amtmann in das Haus eingetreten war.

Mittlerweile wurde der Rabbi von diesem hohen Besuche in Kenntniß gesetzt, er ging dem Amtmanne bis ins Vorhaus entgegen, begrüßte ihn auf die ehrerbietigste Weise und geleitete ihn in seine Stube, wo er ihn ersuchte auf seinem Stuhle Platz zu nehmen. Der Amtmann, welchem das mächtige Wissen Rabbi Chaims so wie der Ruf seiner Heiligkeit, von vielen Seiten seit lange bekannt geworden, und auf den die hohe, Ehrfurcht gebietende Gestalt nicht ohne Einfluß blieb, dankte dem Rabbiner für die-

ses Anerbieten, forderte ihn auf in gewohnter Weise auf dem Lehnstuhle seinen Platz einzunehmen und zog sich selbst bei allem Sträuben des Rabbi einen schweren Sessel herbei um an Rabbi Chaims linker Seite Platz zu nehmen.

Nach den gewöhnlichen gegenseitigen Begrüßungen nahm der Amtmann das Wort: „Herr Rabbiner! Heute führt mich ein sehr unangenehmes Geschäft zu Ihnen. Ich habe mich eines Auftrages zu entledigen, ich hätte freilich können den Vorsteher aufs Schloß rufen lassen und ihm diese wichtige Nachricht mittheilen, allein ich wäre oben nicht allein mit ihm gewesen, und ich wünschte nicht aus Achtung für Sie, daß diese Nachricht jetzt schon in der Stadt bekannt werde. Für das Volk kommt eine solche Nachricht wenn noch so spät, immer noch zu früh."

„Der gestrenge Herr Amtmann erschrecken mich", sagte Rabbi Chaim.

„Auch ich bin erschrocken," sagte der Amtmann, „als mir diese Nachricht von meinem hohen gnädigen Grundherrn Excellenz zugekommen", bei diesen Worten zog er eine Schrift aus seiner Brusttasche, welche das gräflich Sternberg'sche Siegel auf ihrem Umschlage hatte. „Schon vor einiger Zeit," fuhr der Amtmann fort, „schrieb Excellenz der Herr Graf selbst, daß er gesonnen sei, den auf seinem Territorium weilenden Juden, den ihnen bis jetzt verliehenen Schutz zu kündigen. Ohne von dem Inhalte dieser Zuschrift selbst gegen meine mir zunächst Stehenden etwas laut werden zu lassen, weil ich weiß, daß die Juden überall Feinde haben, und daß man es nicht unterlassen hätte meinen Bestrebungen entgegen zu arbeiten, machte ich nun Excellenz dem Herrn Grafen Vorstellungen über die Unzweckmäßigkeit dieses Vorhabens, schilderte ihm die Nachtheile, welche durch die Entfernung der Juden aus Bechin der gräflichen Rentenkasse erwachsen würden, erklärte ihm in den submissesten Ausdrücken, daß ein solches Vorhaben sich mit der allbekannten Sternberg'schen Gnade nicht vereinen ließe, wies ihm sogar aus der Geschichte nach, wie die Sternberge schon in den ältesten Zeiten Retter der bedrängten Unschuld gewesen, und ging sogar in meiner Relation so weit, selbst auf die Gefahr hin, daß ich vielleicht mehr als einen Verweis erhalten werde, dem Herrn Grafen Excellenz das Aufsehen zu schildern wenn es public würde, daß ein Sternberg, ein Dränger der Unschuldigen geworden. Nun wie hier zu lesen ist", dabei hob der Amtmann die erwähnte Schrift empor, „blieb der Verweis nicht aus, und mit ihm kam der Befehl mich stets nur an die Aufträge des Herrn Grafen zu halten ohne die Ursachen erforschen zu wollen, welche zu diesen Aufträgen führen. In dieser Zuschrift wurde mir aber auch alles klar. Ich weiß nun wodurch und durch wen mein gnädiger Herr zu einem solchen Schritte verleitet wurde, und frage nun: „Herr Rabbiner was soll jetzt geschehen?"

„Gestrenger Herr Amtmann!" erwiederte Rabbi Chaim mit einem ruhigen und freundlichen Lächeln, das den Amtmann nicht wenig erstaunen machte, „ich weiß ja noch nicht wie, was und wann etwas geschehen soll."

„Herr Rabbiner!“ sagte der Amtmann und öffnete dabei die zusammengelegte gräfliche Zuschrift, „gestatten sie daß ich Ihnen vorlese, in dieser Schrift heißt es wörtlich: Nach reiflicher Überlegung habe ich mich entschlossen, allen auf meiner Herrschaft Bechin wohnenden Juden, den ihnen bis jetzt gewährten Schutz zu kündigen, es wurden Klagen gegen sie geführt, welche mir die Überzeugung brachten, daß ihre Anwesenheit auf der Herrschaft Bechin nur der Gesammtbevölkerung zum Nachtheil gereicht, und zum Nutzen und Frommen für diese, will ich gern meinen geringen Vortheil opfern. Ich versehe mich dessen, daß der Herr Amtmann“ (das Wörtchen „Herr“ setzte der Vorleser zu, ohne daß es in der gräflichen Zuschrift zu finden war) „mit aller Strenge, Gewissenhaftigkeit und Umsicht meinen Befehlen ohne Widerrede und ohne den geringsten Versuch zu irgend einem höhern Orts vorzunehmenden Gegenschritt nachkommen wird, auch versehe ich mich dessen, daß er sich hüten wird, den Juden in irgend einer Art zu Gegenschritten zu rathen oder behilflich zu sein, was sie auch umsonst unternehmen würden, da niemand mich zwingen kann, sie auf meinem grundeigenthümlichen Boden zu dulden. Es haben demnach sämmtliche auf meiner Herrschaft Bechin domicilirenden Juden am 31. März anni currentis meine Herrschaft ohne Widerruf und Widerrede zu verlassen, und wird an diesem Tage Herr Johann Jakob Edler von Kostheim wieder in Bechin erscheinen um mit aller Strenge dafür zu sorgen, daß mit diesem Tage kein Jude mehr auf meinem Territorium zu sehen und zu finden sei.“

Während, vorzüglich aber nach dem beendigten Vorlesen des gräflichen Reskripts, heftete der Amtmann seinen Blick auf das Antlitz des Rabbi, aber er fand auf demselben weder die Züge des Schreckens noch jene der Furcht, nur sein feuriges Auge schien etwas glänzender zu werden. Er erhob sich von seinem Stuhle und sagte zum Amtmanne, indem er seinen Oberkörper vor ihm in eine halbgeneigte Stellung brachte: „Ich danke Ihnen, gestrenger Herr Amtmann! in meinem Namen und im Namen meiner gesammten Gemeinde für die gütige Fürsorge und für die edle Theilnahme, die Sie uns geschenkt, so wie für die Schritte die Sie für uns bei Excellenz unserm Herrn Grafen gemacht. Ich danke Ihnen und wünsche Ihnen dafür, daß Ihnen der liebe Gott, gelobt sei er bis in Ewigkeit! all das Gute, was Sie uns gethan, was Sie uns in dieser traurigen Angelegenheit haben thun wollen, und was Sie uns noch ferner thun werden, in Freuden an Ihren Kindern und Kindeskindern vergelten wird.“

Der Amtmann, welcher, wie der letzte seiner ihm unterstehenden Bauern an die Heiligkeit des Rabbi Chaim glaubte, und in der Überzeugung lebte, daß ein Wunsch, welcher diesen Lippen entströmt nicht unerfüllt bleiben kann, wollte dem Rabbi seinen Dank aussprechen, dieser ließ ihn aber nicht zu Worte kommen, sondern sprach, indem er seinen Körper aus der geneigten Stellung empor richtete: „Also Herr von Kostheim hat den Auf-

trag dafür zu sorgen, daß wir Juden bis zum 31. März Bechin verlassen müssen. Ich hoffe zu Gott dem Allmächtigen, ohne dessen Willen keinem Menschen ein Haar gekrümmt werden kann" — bei diesen Worten richtete er sein feueriges Auge nach oben, und sein Antlitz schien dabei wie verklärt zu sein, — „daß Herr von Kostheim am 31. März keinen Juden in Bechin sehen wird."

„Wie soll ich das verstehen, Herr Rabbiner!" sagte darauf der Amtmann, „ich soll also wirklich die Juden aus Bechin wegziehen sehen. Wir sollen Sie entbehren müssen. Wenn auch der strenge Herr Graf Excellenz mir verboten Schritte zu unternehmen, so glaube ich doch, daß eine Vorstellung in Wien nicht ohne Erfolg bleiben kann. Ich habe wohl manches schon um der Juden willen hören und dulden müssen, allein Unzufriedene gibt es zu allen Zeiten und überall, und wenn die Habsucht nicht wäre so würde es gewiß keinen Judenhaß geben. Ich dachte, daß Sie, Herr Rabbiner! in Ihrer bekannten Weisheit mir die Mittel und Wege an die Hand geben werden, welche einzuschlagen sind um dieses schwere Ungemach von Ihren Brüdern abzuwenden."

Mit derselben Ruhe wie früher sagte Rabbi Chaim: „Ich danke Ihnen nochmals, gestrenger Herr Amtmann! für Ihre edlen Gesinnungen. Der Gott, der unsere Vor- Voraltern aus Mizraim geführt und unsere Nation bis auf den heutigen Tag erhalten hat wird uns auch ferner nicht verlassen. Ich hoffe zu Gott, dem allmächtigen Schöpfer der Welt, daß Herr von Kostheim am 31. März keinen Juden in Bechin sehen und finden wird."

So viel Vertrauen der Amtmann auch in die Worte des Rabbiners setzte, so ließ ihn doch das Räthselhafte derselben unbefriedigt, und indem er zweifelnd den Kopf schüttelte, machte er dem Rabbiner die verschiedensten Vorstellungen von der Zukunft, schilderte ihm das Traurige einer Auswanderung, die Wirkung, welche das Bekanntwerden des gräflichen Entschlusses auf das Volk hervorbringen wird, dessen rohe Massen bei solchen Verordnungen sich manchen Schritt zur ungesetzlichen Willkühr erlauben, und dies nicht nur bei, sondern oft auch vor dessen Ausführung, und als Amtmann, der das Gesetz zu handhaben hat, fuhr er dann fort: „frage ich Sie noch einmal, was soll ich veranlassen um die Strenge des Grafen von Ihnen und allen Juden Bechins abzuwehren, ich will es thun, und selbst wenn ich meine Stellung dabei opfern müßte."

Noch einmal richtete Rabbi Chaim Worte des Dankes für die gezeigte Theilnahme an den Amtmann, und mit einer Zuversicht, die nur in jenem inne wohnt, der in der Hingebung zu Gott keine Furcht und keine Gefahr kennt, und ohne irgend ein Mittel zur Abwehr dieses grausamen Befehles bekannt zu geben, sagte er in einem Tone, wie ihn gewiß nur die Propheten bei ihren Weissagungen gebraucht, zum dritten Male zum Amtmann: „Ich hoffe zu Gott dem Allbarmherzigen, der uns in seiner Gnade noch nie verlassen

und in Ewigkeit niemals verlassen wird, daß Herr von Kostheim unser Verfolger am 31. März keinen Juden in Bechin sehen und finden wird."

V.

Wenn auch der Amtmann so lange es ihm möglich war den Befehl zur Ausweisung der Juden aus Bechin geheim zu halten gesucht, so mußte es doch endlich bekannt werden, daß nach dem 31. März kein Jude sich in Bechin mehr aufhalten dürfe.

Die Wirkung, welche die Kunde dieses Befehles auf die Gemüther hervorgebracht hatte war eine verschiedenartige sowohl unter den jüdischen als christlichen Bewohnern Bechins. Bei den Letzteren ware sie eine dreifache. Einen Theil der christlichen Bewohnern erfaßte sie mit Wehmuth, es war dies der allerkleinste Theil derselben, man konnte diejenigen vielleicht an den Fingern zählen, welche das Unmenschliche dieses Befehles begriffen, welche gleichsam mitfühlten was es heißt die Scholle zu verlassen, auf der unsere Väter gelebt, in der ihre irdischen Ueberreste begraben liegen. Ein anderer Theil betrachtete den Befehl mit einer herzlosen Gleichgiltigkeit, dieser sah die Juden in Bechin für ein Uebel an, an das man sich gewöhnt, das aber durch die Gewohnheit aufgehört hat ein Uebel zu sein, an dessen Abwesenheit man sich ebenfalls wieder gewöhnen wird. Ein dritter Theil der Bechiner Christen nahm den Vertreibungsbefehl der Juden mit Enthusiasmus auf, es war dies jener Theil der christlichen Bevölkerung, welche ein unbekannter Dichter mit folgenden Versen bezeichnet:

„Treibt sie aus die frechen Juden,
„Ruft des Krämerneides Stimme,
„Jagt sie fort die schlechten Menschen,
„Ruft der Eigennutz im Grimme.
„Jagt sie fort die Gottesläugner
„Ruft der Wahn im irren Glauben;
„Treibt sie aus die falschen Juden,
„Ruft der Haß, die Gier zu rauben.

Die Empfindungen, welche sich in diesem Theile der christlichen Bewohner Bechins geregt, vermehrten sich als ein zweiter Brief an den Amtmann gelangte. Dieser war nicht mehr vom Grafen Sternberg, sondern von seinem Generalbevollmächtigten, dem Herrn von Kostheim, denn als solcher werde derselbe, nach monatelanger Entfernung, Bechin wieder betreten. In diesem Briefe zeigte der Generalbevollmächtigte dem Amtmann an, daß er jeden Juden, den er am Tage seiner Ankunft in Bechin treffen würde, in ein Faß einschlagen und in die Lužnic werfen lassen werde, und da er die Halsstärrigkeit der Juden kenne, so möge der Amtmann auf seinen Befehl eine Anzahl Fässer für diesen Tag in Bereitschaft halten.

Es läßt sich leicht denken, daß die Juden den Ausweisungsbefehl überhaupt, noch weniger aber den zweiten Befehl zu ihrer Vernichtung mit

Gleichgiltigkeit hinnahmen. Rabbi Chaim, den sie wie ein Idol verehrten, hatte ihnen freilich gesagt nicht zu zweifeln an Gottes Barmherzigkeit und darum auch nicht zu verzweifeln, sondern in Geduld und Ruhe den Tag zu erwarten und nur auf Gott zu vertrauen, so wie Daniel in der Löwengrube, wie Jona im Wallfische, wie Chananja, Mischoel und Asarjo im Feuerofen kein Haar gekrümmt wurde, so werde auch ihnen kein Haar gekrümmt werden; allein das zagende Herz zitterte doch, zitterte um so mehr als der wilde Pöbel in Voraussicht des Schicksals, das die Juden betreffen wird, und auf das er sich wie die fanatischen Spanier auf ein Auto da fé freuete, bereits kleine Neckereien erlaubte, die nach und nach in ihrer Unliebsamkeit Dimensionen annahmen, welche selbst den besser denkenden Christen unangenehm berührten, und welche der Amtmann mit all seiner Autorität hintan zu halten nicht im Stande war.

Unter solchen Verhältnissen rückte der 31. März immer näher und näher heran! Täglich erschienen die vornehmern Juden Bechins im Hause Rabbi Chaims, theils um ihm über das Vorgekommene Bericht zu erstatten, theils gewärtig aus seinem Munde irgend welche Verhaltungsregeln zu hören. Die Berichte wurden von ihm, der mit von Gottvertrauender Zuversicht erfüllt war, mit besonderer Seelenruhe entgegen genommen, dann und wann pflegte, beim Hören derselben, ein Lächeln auf seinem milden Antlitze sichtbar zu werden, das er mit dem bekannten Bibelspruche begleitete: „Wen Gott liebt den züchtigt er.“ Vergebens aber erwarteten die Juden irgend einen Verhaltungsbefehl, er tröstete sie mit Geduld und forderte sie auf, nur Gott zu vertrauen, und setzte höchstens, wenn manchmal einer oder der andere seinen zweifelnden bangen Gefühlen Worte zu verleihen suchte, diesen Worten eine bis an Kälte streifende Gleichgiltigkeit entgegen, welche dann um so schmerzlicher gefühlt wurde.

Die meiste Nahrung für ihre Zweifel fanden die Juden bei dem nunmehr täglich erscheinenden Amtmann, der es versuchte, gegen den Willen des Rabbi, die Juden zu einer Entfernung von Bechin zu bereden, er versprach ihnen dahin zu wirken, daß ihre Entfernung eine zeitweilige, kurze sein werde, er sprach die Hoffnung aus, daß Herr von Kostheim, wenn er sich von dem Gehorsam der Juden überzeugt, milder gegen sie gestimmt sein werde, dann werde er im Vereine mit der jungen Gräfin Sternberg, welche ebenfalls am 31. März mit Herrn von Kostheim ankömmt denselben bitten, die Juden zurück zu rufen und den Bitten der Gräfin werde Herr von Kostheim nicht widerstehen.

Es dürfte wohl manchen unter den Bechiner Juden gegeben haben, den die Worte des Amtmanns zu einer Abreise beredet hätten, wenn er nicht den Rabbi gefürchtet hätte, und daß in dem Ungehorsam gegen den Ausspruch dieses Gottesmannes er sich leicht versündigen könnte.

Da nun der Amtmann bei den Juden in Bechin kein williges Ohr

gefunden, der an Grausamkeit gränzende Starrsinn Kostheims ihm bekannt war, und er bei aller Hochachtung, die er vor Rabbi Chaim hatte, dennoch nicht genug gläubigen Sinn besaß, um dessen Ausspruche unbedingt zu vertrauen, indessen aber die Ausschreitungen des Pöbels gegen die Juden mitunter maßlos wurden, und er — zur Ehre muß es ihm nachgesagt werden — ein Mensch in des Wortes schönster und edelster Bedeutung war um nicht auch die Juden zu lieben, — da er nun nicht im Stande war die Juden zu einer Entfernung aus Bechin vor dem 31. März zu bewegen, und dieser Tag, so was man sagt schon von der Thüre stand, die bestellten Fässer nach und nach im Schlosse bereits anlangten, ohne daß deren Anblick die Juden zaghafter machte, so dachte er bei Rabbi Chaim noch einen letzten Versuch, nicht selbst zu machen, sondern machen zu lassen. Er fühlte es, daß er zu wenig Kraft der Worte und Macht des Geistes besaß um diesen als heilig ausgerufenen Mann zu bereden, doch gab es nach Rabbi Chaim noch einen zweiten Mann in Bechin, der wegen seiner Geistesstärke beim Volke in hohem Ansehen stand, den unserm Leser schon bekannten Pater Remigius. Diesen wollte er angehen, daß er den Rabbi berede mit seiner Gemeinde vor dem 31. März Bechin zu verlassen. Bei der Stellung, welche Pater Remigius einnahm, hoffte der Amtmann um so eher seinen Zweck zu erreichen, denn einem katholischen Priester, so dachte er dabei, wird doch ein Rabbiner nicht widersprechen, und am wenigsten einem solchen wie es der Guardian des Franziskanerklosters gewesen. Der Amtmann wendete nun alle Kraft seiner Beredsamkeit an, um Pater Remigius zu einer Zusammenkunft mit Rabbi Chaim zu bewegen, ob ihm dies leicht gelungen, und durch welche Mittel ihm dies gelungen, wollen wir hier nicht untersuchen, genug Pater Remigius versprach dem Amtmann, den Rabbiner zu sich ins Kloster rufen zu lassen, nachdem ihm früher der Amtmann versprochen, daß der Rabbiner der Einladung folgen werde.

Man denke sich in die damalige Zeit zurück und stelle sich dabei die damaligen Verhältnisse der Juden in Bechin vor, und man wird leicht errathen welches Aufsehen es in Bechin erregt, als man erfahren hatte, daß der Guardian des Franziskanerklosters den Rabbiner — wenn er auch als der „svaty Joachim“ beim Volke bekannt war — einladen ließ, ihn in seinem Kloster zu besuchen.

Massenhaft versammelten sich am 27. März die Menschen auf dem Wege, der von der Judengasse Bechins bis zum Franziskanerkloster führt, jeder wollte den bis dahin unbekannten Anblick genießen, den Rabbiner in das Kloster eintreten zu sehen, und als dieser sein Wohnhaus verließ und in Begleitung des Gemeindevorstehers und seines Stellvertreters durch die Straßen gegen das Kloster zog, da wich die Menge, trotz der bereits weit um sich gegriffenen Aufregung, ehrfurchtsvoll vor ihm zurück, viele begrüßten ihn in der achtungsvollsten Weise, nnd einige gab es sogar, die ehrfurchtsvoll

die Kopfbedeckung abnahmen, und sich verneigten, als sie die majestätische Gestalt des Rabbiners ansichtig wurden. Langsamen Schrittes durchzog er die Reihen, nach allen Seiten durch Kopfnicken für die ihm allenthalben dargebrachte Begrüßung dankend, und als er an der Pforte des Klosters mit seinen Begleitern ankam, harrte an derselben bereits ein Ordensbruder, welcher die Angekommenen ungesäumt in die Zelle seines Guardians geleitete.

Pater Remigius erhob sich von einem Betschemmel, auf dem er gekniet und gebetet haben mußte, als der Ordensbruder die Thüre seiner geräumigen Zelle öffnete. Freundlich ging er den eintretenden Juden entgegen, und indem er sein schwarzes Hauskäppchen ein wenig lüftete sagte er, der gewohnt war Männer, welche das Wort Gottes führen mit dem lateinischen Spruche: Benedictus qui venit in nomine Domini zu begrüßen, diesmal in deutscher Sprache: „Gesegnet sei, der da kommt im Namen Gottes."

„Amen!" erwiederte darauf Rabbi Chaim in feierlichem Tone, und ein leises „Amen" sprachen auch seine Begleiter.

Auf einen Wink des Guardians entfernte sich der Ordensbruder, während Pater Remigius dem Rabbi Chaim einen bereits vorbereiteten Sitz anbot, welchen auch dieser nach einer Verbeugung einnahm. Seine beiden Begleiter blieben in mäßiger Entfernung stehen, und nachdem der Pater der Bitte des Rabbiners auch seinerseits das schwarze Käppchen auf dem Kopfe behalten zu dürfen freundlichst gewährte, sprach er folgende Worte: „Herr Rabbiner wissen wohl warum ich Sie habe ersuchen lassen zu mir zu kommen. Ich finde es unbegreiflich, wie Sie als der Hirte Ihrer Heerde es zulassen können, daß sie dem Eigensinne geopfert werde, und ich kann es für nichts anderes als für Eigensinn halten, der sich ein blutiges Blatt in der Geschichte Bechins erringen will. Sie wünschen ein Märtyrium um sich einen Namen in der Nachwelt zu sichern, die Nachwelt wird aber wie ich dieses Märtyrium auffassen, und wird sie verdammen für das, was Sie vielleicht Hingebung in den Willen Gottes nennen. Ich begreife auch nicht wie Sie, der Sie mir als Mann des tiefen Wissens und als ein Mann der Gerechtigkeit bezeichnet wurden es vor Gott verantworten wollen, daß Sie, ich will nicht sagen sich, daß sie Ihre Gemeindemitglieder hinopfern, daß Sie so vieler Menschen-Leben auf Ihr Gewissen laden wollen. Ich weiß es wohl, daß Sie in dem Wahne leben, daß keinem Ihrer Glaubensgenossen an dem uns nahe bevorstehenden Tage ein Haar gekrümmt werden wird, aber Ihr Wahn ist ein Truggebild der Phantasie, daß schon Tausende zu Grunde gerichtet hat. Ich weiß, daß es schwer ist den Menschen von seinem Wahne zu befreien, und weil ich dies weiß habe ich mir die Aufgabe gestellt den Schleier zu zerreißen, der Sie Herr Rabbiner in dieser Täuschung hüllt. Es dürfte vielleicht manchen geben, der eben auch von Dünkel befangen meinen heutigen Schritt anders beurtheilen wird, denn ich; ich aber sage" — hier zeigte sich Pater Remigius in seiner gewohnten Weise als Mann der biblischen Citate —

„ich aber sage mit dem Propheten Malachi: „Haben wir nicht alle einen Vater," und darum fordere ich Sie auf im Namen dieses Vaters von Ihrem Eigensinne abzustehen, veranlassen Sie die Glieder Ihrer Gemeinde aus Bechin wegzuziehen, auf daß Sie nicht Ihrem Eigensinne geopfert werden, und wollen Sie ein Märtyrer werden, gut so bleiben Sie allein zurück, stellen Sie sich dann vor Herrn von Kostheim, vielleicht gelingt es Ihnen ihn zu bereden, daß er die Juden wieder zurück ruft. Ich bezweifle dies zwar, wie ich Herrn von Kostheim kenne, und weil ich dies bezweifle fordere ich Sie nochmals auf von Ihrem Eigesinne abzulassen, Ihre Gedanken als Trugbilder einer aufgeregten Phantasie zu betrachten. Glauben Sie mir die Zeit der Wunder ist vorüber, es geschehen keine Wunder mehr. Unterlassen Sie es an Ihren Glauben an Wunder fest zu halten, Sie laden sonst den Fluch der Mit- und Nachwelt auf sich. Zum dritten Male fordere ich Sie demnach auf, lassen Sie Ihre Glaubensbrüder aus Bechin wegziehen."

Nach diesen Worten hielt der Guardian inne, und Rabbi Chaim bemerkte dadurch, daß es an ihm sei das Wort zu ergreifen; er erhob sich vom Stuhle und sagte in seinem gewinnenden Tone: „Euer Hochwürden! haben als edler Mensch gesprochen und darum ist mein ganzes Sein für Sie dafür mit Dank erfüllt, wenn auch manches harte Wort gefallen, das ich aber mit ruhigem Gemüthe hinnehme. Fern ist es von mir aus Eitelkeit vielleicht mir ein Märtyrium, einen Namen in der Geschichte erringen zu wollen, noch ferner ist es aber von mir ein Menschenleben auf dem Gewissen haben zu wollen. Als mir die traurige Kunde wurde von dem Befehle, den der gnädige Herr von Kostheim über uns erlassen, betete ich zum Gott meiner Väter um Abwehr dieses grausamen Befehles in tiefster Stille, und der Gott meiner Väter, der sich in Zeiten der Noth so oft schon verherrlichte, dessen Wunderhand das Meer theilte, befahl mir durch eine innere Stimme ruhig abzuwarten den bestimmten Tag; diese innere Stimme befahl mir weiter, daß der Ewige unser Gott, dessen Name unaussprechlich, es nicht zulassen werde, daß einem meiner Glaubensbrüder für sein Zurückbleiben in Bechin ein Haar gekrümmt wird. Diese innere Stimme ist eine Kundgebung des Herrn, als eine solche betrachte ich sie, und darum muß ich strenge gehorchen ohne zu forschen, ohne zu grübeln, ohne zu überlegen. Ich lebe in der Ueberzeugung, daß uns nichts geschehen wird, mögen noch so viele Fässer auf dem Schlosse angesammelt werden; und weil ich in dieser Ueberzeugung lebe, veranlasse ich nichts zum Abzuge meiner Glaubensbrüder."

„Herr Rabbiner!" sagte hierauf Pater Remigius, „ich bewundere Ihr Vertrauen auf diese Eingebung Gottes, aber ich bezweifle sie, weil Sie mich nicht von derselben überzeugen können. Das Vorgefühl, das manche Menschen von künftigen Ereignissen haben wollen, verweise ich in das Gebiet des Aberglaubens. Wohl weiß ich, daß Gott in manches Thier den Instinkt gelegt hat, künftige Verhältnisse voraus zu empfinden, Spinnen und andere Thiere

fühlen die Witterungsveränderung voraus, Elstern geben dem Flugloch ihrer Nester eine Richtung, welche den im nächsten Sommer herrschenden Winden entgegengesetzt ist; aber in den Menschen, der das erhabendste der Geschöpfe Gottes, hat das höchste Wesen keinen solchen Instinkt gelegt, ich kann es wenigstens nicht glauben, daß Gott in diesem Punkte den Menschen mit den Thieren gleich gestellt habe."

„Euer Hochwürden! haben ganz recht," versetzte darauf Rabbi Chaim, der sich immer vom Stuhle erhob so oft er das Wort ergriff, „der Mensch steht nicht mit dem Thiere auf einer gleichen Stufe, in dem Menschen wohnt kein Instinkt inne. In höherer Weise hat Gott dieses Vermögen in manchen Menschen gelegt, es ist kein Wahngebilde, was dieses Vermögen schafft, denn es treten dabei Ereignisse mit vollkommener Klarheit und Gewißheit vor die innern Sinne, und man ist dann nicht schwankend darüber ob sich das verwirklichen werde, was diese innere Stimme zuflüstert."

„Herr Rabbiner!" sagte der Guardian, „Sie haben Ihre Worte schön gesetzt, um ihre Ansicht zu vertheidigen, aber die Beweise fehlen, daß das Wort der inneren Stimme in Erfüllung gehen müsse, und weil diese Beweise fehlen, fürchte ich, daß Sie und Ihre Gemeinde zum Opfer fallen werden."

„Beweise — Beweise — " versetzte darauf Rabbi Chaim, „Beweise! Wer kann beweisen was unerklärlich ist. Hat jemand noch erklärt, warum die Magnetnadel sich immer gegen die Mitternachtsseite wendet. Verlangen Euer Hochwürden einen Beweis dafür, er liegt in dem Zuge der Magnetnadel gegen die Mitternachtsseite; die Beweise liegen in der Erfüllung dessen was die innere Stimme voraus gesagt, und wenn der Tag kommen wird, an dem ich mit meiner Gemeinde ausgezogen sein soll und mich doch in Bechin mit ihr unversehrt befinden werde, dann werden euer Hochwürden die Ueberzeugung erlangen, daß meine innere Stimme keine trügerische gewesen ist. Dies im Voraus zu erörtern bin ich nicht im Stande, weil ich es auch nicht zu erklären vermag.

Längere Zeit währte noch das Gespräch zwischen dem Pater Remigius und Rabbi Chaim, und dessen Begleiter staunten nicht wenig über seine Gelehrsamkeit und über die Weise, wie er mit einem Geistlichen gesprochen, die zu damaliger Zeit am wenigsten bei einem Rabbiner erwartet wurde. Vergebens waren noch die beredten Versuche des Guardians Rabbi Chaim zum Abzuge mit den Seinen zu bewegen, er widerlegte sie alle, und als Pater Remigius das Fruchtlose seiner Bemühungen einsah, erhob er sich von seinem Sitze zum Zeichen, daß das Gespräch sein Ende erreicht. Rabbi Chaim empfahl sich hierauf vom Guardian, der ihn bis zur Thüre seiner Zelle begleitete. Auf dem Rückwege aus dem Kloster fand Rabbi Chaim mit seinen Begleitern abermals Menschenmassen versammelt, welche aus dem Antlitze der Rückkomenden den Erfolg des Gespräches heraus zu lesen versuchten.

VI.

Unter den verschiedensten, zumeist schrecklichen Empfindungen war endlich jener Tag herangebrochen, welcher für die Juden in Bechin der letzte sein sollte, es war ein trüber Morgen. Dichte Wolken, schwarz wie Trauerflor umhüllten das Firmament, und nur mühsam konnten die ersten Lichtstrahlen des Tages sie durchdringen, kaum erhellten sie aber die Gegend so zogen alle Juden männlichen Geschlechts, Greise, die an der Krücke wankten, so wie Knaben, welche eben anfingen den Namen Gottes in der heiligen Sprache auszusprechen, mit gesenkten Häuptern und ernsten Schritten in die Synagoge so hatte es Rabbi Chaim angeordnet, dieser stand bereits in derselben, bekleidet mit seinem Sterbekittel und eingehüllt im schneeweißen, wollenen Talith. In diesem Habite hatte er die ganze Nacht wachend und betend in der Synagoge zugebracht. Als die Gemeinde versammelt war, übernahm er das Amt des Vorbeters und recitirte die bereits Tags vorher bekannt gegebenen Gebetstücke mit einer oft von Thränen erstickten Stimme, er schlug dabei Melodien an, die man nur am Versöhnungstage seinen Lippen entströmen hörte, wenn er das Schlußgebet vortrug. Wurde überhaupt jedes Wort bei diesem Morgengebete mit gebrochenen Herzen von allen Anwesenden gesprochen und blieb dabei kein Auge thränenleer, so wurde das zumeist stille Weinen zu einem lauten, alle Worte übertönenden Schluchzen, so oft Rabbi Chaim ein Gebetstück weinend vortrug, vorzüglich war dies der Fall bei den Avinu malkenu [1]) und bei den Schlußworten jenes, den Verhältnissen des Tages entsprechenden Gebetes, das zur Zeit der Kreuzzüge entstanden, wo Judenblut in Strömen geflossen und die Vernichtung der Juden die Devise unduldsamer, christlicher Religionseiferer gewesen, als er nämlich die Worte sprach: „Dein Erbarmen möge sich bald über uns ausbreiten am Tage unserer Noth, und wenn nicht um unsertwillen so thue es um deinetwillen und vertilge nicht unsern letzten Uiberrest, und sei dem Volke g n ä d i g, daß an jedem Tage zweimal deines Namens Einheit mit Liebe bekennt und ausruft: Höre Israel, der Ewige unser Gott ist einziger Gott!“ —

Die feierliche Stille, welche nach diesen Worten eintrat, und die höchstens nur noch von dem Schluchzen Jokels unterbrochen wurde, der sich als die Ursache all dieses Unglücks ansah, diese feierliche Stille wurde durch das Eindringen Lebeda's in die Synagoge gestört. Athemlos und mit Mienen, welche das vollste Maß des Mitleids ausdrückten rief er den Betenden entgegen: „Der Wagen des Herrn von Kostheim ist bereits sichtbar, doch sei noch so viel Zeit übrig um sich rasch zu entfernen.“

Es läßt sich leicht denken, daß diese Worte unter den Juden in der Synagoge eine kleine Unruhe hervorgebracht, wenn sie auch bis jetzt im vollsten Vertrauen, der Gebote und Anordnungen Rabbi Chaims gefolgt,

---

[1]) Bußgebete die vom Neujahre bis zum Versöhnungstage gesprochen werden.

der als ein Mann der Kabbala gewiß von Gott selbst, wie sie sagten, erfahren haben mußte, daß ihnen nichts geschehen werde. Als der vorbetende Rabbiner diese Unruhe bemerkte schlug er heftig mit der Hand auf das vor ihm liegende Machsor [1]) und mit einer Stimme, welche das Herz des Verstocktesten hätte rühren müssen rief er dann: „Ewiger! Gott Israels! laß ab von deinen Zorn und ändere das Böse, das deinem Volke droht,“ und anstatt der Gemeinde welche vor Schluchzen des Wortes nicht mächtig werden konnte rief er weiter: „Schau herab vom Himmel und siehe, wir sind zum Spott und zur Verachtung unter den Völkern geworden, dem Lamme gleich, das man zur Schlachtbank führt, stehen wir da, Qual, Verfolgung, Druck und Schmach Preis gegeben.“

Ungestört wurde von da das Morgengebet fortgesetzt und zu Ende geführt. Mit ausgeweinten Augen standen noch alle in ihren Gebetmänteln gehüllt und harrten der Dinge, die da kommen sollten. Die Zeit war indeß vorgeschritten und es mochte etwa um die zehnte Vormittagsstunde sein als der Amtmann in die Synagoge stürzte und zu Rabbi Chaim die Worte sprach: „Herr Rabbiner, was soll jetzt geschehen, Herr von Kostheim ist bereits im Schlosse.“ „Das kann nicht sein!“ erwiederte Rabbi Chaim mit Festigkeit.

„Es ist auch nicht, sagte darauf der Amtmann, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre er vor Rabbi Chaim auf die Knie gesunken. „Herr Rabbiner!“ fuhr er dann fort, „Sie sind ein heiliger Mann, Ihre Zuversicht hat Sie nicht getäuscht, Ihr Gott hat Sie nicht verlassen. Weinet und trauert nicht meine Leute!“ sagte er dann zu den in Spannung seinen Worten horchenden Juden, „gehet ruhig nach Hause und danket eurem Gotte, der Euch durch die Fürsprache dieses heiligen Mannes gerettet,“ und indem er bei diesen Worten auf Rabbi Chaim zeigte wendete er sich zu ihm und sagte: „Herr von Kostheim ist nicht mehr unter den Lebenden, auf der Ueberfahrt über die Lužnic stellte er sich an den Rand des Kahnes, da wurde er von einem Schwindel ergriffen und stürzte in den Fluß, aus dem man ihn als Leiche herausgezogen.“

Rabbi Chaim, welcher diese Worte mit zum Himmel gerichtetem Blicke angehört, sagte nun mit bebender Stimme: „Gelobt sei Gott, unser Herr, der hier gerichtet hat,“ und einstimmig riefen alle Anwesenden in der Synagoge nach ihm dieselben Worte aus.

Bevor die Kunde von dem plötzlichen Hintritte Kostheims, dessen Leiche aufs Schloß gebracht wurde, in der Synagoge bekannt wurde, war sie schon in der Stadt verbreitet, und das Volk, dieselben Leute, welche in ihrem vom Vorurtheile und vom Hasse berückten Gemüthe einem Schauspiele entgegen harrten, das — wie ein Fanatiker unter ihnen sagte — ad majorem Dei gloriam aufgeführt werden sollte, dieselben Leute stellten sich nun vor der Synagoge auf, um die aus ihr tretenden Juden zu beglückwünschen.

[1]) Gebetbuch, gewöhnlich in Folioformat.

Willkommensgrüße und Händedrücke wurden zwischen Juden und Christen gewechselt als hätte man sich nach langer Entfernung wieder begegnet, doch als Rabbi Chaim, welcher der frohlockenden Menge den Vortritt gelassen, der Letzte aus der Synagoge getreten, und in seinem weißen Sterbekittel und in dem weiten Betmantel gehüllt über die Straße langsamen Schrittes nach Hause ging, da glich er einem Wesen höherer Art, in scheuer Ehrfurcht wich alles zurück und bildete gleichsam ein Spalier. Viele gab es, die vor ihm niederknieten, Andere hoben ihre Kinder in die Höhe und zeigten ihn denselben mit den Worten: „Siehst du, das ist der Wunderthäter, das ist der heilige Joachim!“

Daß sich dieser Tag der Trauer in einen Tag der Freude verwandelte läßt sich leicht denken, die Vornehmsten der Stadt beeilten sich dem Rabbi ihre Hochachtung zu bezeugen, ihre Glückwünsche darzubringen, und auch Pater Remigius fehlte nicht unter ihnen.

Mit Herrn von Kostheim befand sich auch eine Gräfin von Sternberg auf dem Kahne, welche mit ihm von Prag ankam, um in dem Schlosse zu Bechin ihre Residenz aufzuschlagen. Als sie sich vom Schrecken erholt hatte, den auf sie der plötzliche Todesfall Kostheims hervorgebracht, und als man ihr umständlich über alles Vorgefallene so wie über die wunderbare Errettung der Juden Bericht erstattet, ließ sie Rabbi Chaim zu sich aufs Schloß kommen, und nach dem ersten Gespräche, daß sie mit ihm geführt, stieg er bei ihr in einer solchen Gunst, daß sich nach und nach ein gewisses freundschaftliches Verhältniß zwischen ihr und dem Rabbiner herausgebildet, er mußte ihr zur Liebe sich für die Gräfin malen lassen, und noch heute soll das Bild Rabbi Chaims, das in ihrem Zimmer aufgestellt war, in einem elfenbeinernen Rahmen eingefaßt, sich in der Bildergallerie im Schlosse zu Bechin befinden.

Wir unterlassen es das Leichenbegängniß des Herrn von Kostheim zu schildern, an dem sich die ganze Stadt betheiligte, und bemerken davon nur das Einzige, daß bei demselben nicht eine Thräne geflossen. Am Tage nach demselben wurde Rabbi Chaim auf das Schloß gerufen und in Gegenwart der Gräfin stellte der Amtmann die Frage, was mit den vielen vorbereiteten Fässern zu geschehen habe. Die Gräfin überließ, die Bestimmung Rabbi Chaim, und dieser erklärte, daß nach seiner Ansicht keines derselben in Gebrauch genommen, sondern daß sie alle weit vor die Stadt geführt und dort verbrannt werden sollen. Die Gräfin bestimmte den nächsten Sonntag zu diesem sonderbaren Auto da fe und damit sich Christen und Juden an diesem Freudenfeste betheiligen sollen, für welches es die Gräfin gehalten wissen wollte, spendete sie auch einige Faß Bier, die dabei unter die Anwesenden unentgeldlich ausgeschänkt wurden.

Mehre Jahre verstrichen nun seit diesem für die Geschichte der Stadt Bechin überhaupt, für die Geschichte der Juden Bechins aber besonders

merkwürdigen Ereignisse, in Frieden und Eintracht lebten Juden und Christen unter einander, kein Schmerz und keine Trauer zog unter ihnen ein, man kannte nur eine einzige Furcht, nur eine einzige Bangigkeit, die darin bestand, daß Rabbi Chaim sich unter der Last der Jahre zu bücken anfing, und man endlich doch seinen Tod erwarten mußte.

In seinem prophetischen Geiste sah er seine Sterbestunde voraus und eines Tages ließ er die Männer der Gemeinde zu sich kommen, und auch um den Amtmann schickte er, und als alle um ihn versammelt waren erhob er sich in seinem Bette, das er seit zwei Tagen nicht mehr verlassen und sagte: „Meine Anwesenden! die Stunde meines Scheidens ist gekommen.“ Bei diesen Worten erhob sich ein lauter Schmerzensruf, ein lautes Weinen unter allen Anwesenden, er aber sagte: „Weint nicht meine Kinder, ich will nicht, daß Ihr weinen sollt. Bevor ich von Euch gehe hört ruhig an, was ich Euch noch zu sagen habe. Lebet für ewige Zeiten in Eintracht und Zufriedenheit unter einander, damit der innere Friede bei Euch stets zu finden sei, so wird der liebe Gott gelobt sei er, Euch niemals Noth und Elend leiden lassen, Euch niemals aber auch mit irdischen Glücksgütern allzusehr überhäufen, so Ihr wie Euere Nachkommen werden dabei, so lange sie die Wege Gottes wandeln ein schönes Alter erreichen. Wenn ich hinüber gegangen sein werde und Ihr mich in die Grube senken werdet, bereitet nicht mit Euerer eigenen Haue, mit Euerer eigenen Schaufel diese Grube, vergeßt nicht, daß man mit einer ausgeborgten Schaufel, mit einer ausgeborgten Haue Leute unseres Stammes ins Unglück stürzen wollte, und daß Gottes Allbarmherzigkeit sie von dem Unglück in der Grube gerettet, und damit Ihr dessen niemals vergesset, so entlehnet auch ferner diese Werkzeuge von irgend Einem so oft ein Todesfall in der Gemeinde vorkommen wird. Die Flamme, welche durch den Brand der Fässer entstanden, die Herr von Kostheim zu unserm Untergange bereiten ließ,„ sagte er dann zum Amtmann gewendet; „war seit langer Zeit die größte, welche Bechins Bewohner gesehen und ich hoffe zum lieben Gott, daß er auch ferner die ganze Stadt Bechin von einem großen Brand verschonen wird, und wenn eine ruchlose Hand es versuchen wollte den Feuerbrand über diese Häuser zu verbreiten, so wird Gottes schirmende Hand sich über alle Bewohner Bechins ausstrecken, und niemals sollen mehr als zwei Häuser abbrennen.“ Nach diesen Worten drückte er dem Amtmann die Hand, dankte ihm für alles Gute, das er ihm und seinen Glaubensbrüdern durch eine lange Reihe von Jahren erwiesen und sprach die Versicherung aus, daß es seinen Nachkommen bis in das späteste Geschlecht wird vergolten werden. Hierauf segnete er die Gemeinde, forderte die Anwesenden auf die, üblichen Sterbegebete mit ihm zu sprechen und als er zu den Worten kam: Höre Israel! der Ewige unser Gott ist ein einziger Gott! verließ die verklärte Seele seine irdische Hülle.

Der Schmerz über sein Hinscheiden war ein allgemeiner, gefühlt von

allen Bewohnern Bechins ohne Unterschied der Religion. Die Gräfin ließ durch den Amtmann der Gemeinde ihr Beileid verkünden, kein Auge blieb bei seiner Bestattung thränenleer, auf Meilenweit kamen Leute zu demselben, doch die Ersten, die hinter der Bahre gingen, waren Pater Remigius, der Amtmann und der alte Lebeda Kostheims gewesener Diener, welcher am Grabe niederkniete als man die irdischen Reste Rabbi Chaims in dasselbe hinab gelassen.

Zwei Jahrhundertesind nunmehr seit jenem Ereignisse dahin geschwunden. Vieles ist in Bechin seit damals geschehen, vieles ist seit damals vergessen worden, die Errinnerung an Rabbi Chaim lebt aber noch immer fort im Andenken der Bewohner Bechins, noch immer bedienen sich die Juden zur Bestattung einer Leiche ausgeborgter Werkzeuge zum Graben; noch befindet sich ein Haus in Bechin bekannt als „Lebedas Haus“, welcher bis zu seinem Tode täglich für Kostheims Seele gebetet, weil es ihm sonderbar vorkam, daß auch ein so großer Sünder, wie Kostheim war, seine Todesart vorauswissen könne — wie bekannt erzählte ihm Kostheim von einem Traume, bei welchem er in den Fluthen sein Grab gefunden —; noch heute weiß man sich nicht zu erinnern, daß in Bechin ein bedeutender Brand vorgekommen wäre, man erzählt sich auch, daß in einer Jomkipurnacht von der Flamme einer umgestürzten Kerze ein einzelner Betsitz in Brand gerathen sei, er erstickte in sich selbst ohne menschlichen Beistand trotzdem die Synagoge und alle ihre Einrichtungen von Holz waren; noch heute endlich schicken die Bewohner aus Bechin und den umliegenden Ortschaften, wenn in denselben ein Feuer ausbricht Leute zum Grabe des Rabbi Chaim um an demselben zu beten, und die Betroffenen glauben zu bemerken, daß der Flamme alsobald Einhalt geboten wird. So lebt und wird noch immer fort leben in und um Bechin das Andenken an Rabbi Chaim, vom Volke genannt:

„Svatý Joachim.“

Diese so interessante Sage veranlaßte uns in Bechin und dem nahen Kaladey über das Leben Rabbi Chaims und die damaligen Verhältnisse nähere Forschungen anzustellen, doch die uns hierüber gewordenen Mittheilungen sind sehr dürftig ausgefallen. Wie wohl man das Grab des Rabbi kennt, da es noch von Betenden beider Confessionen besucht wird, ist es dennoch durch keinen Grabstein gekennzeichnet. Als gewiß wurde angegeben, daß in der Gemäldegallerie des Schloßes das Bild des Rabbi, merkwürdig genug neben dem Portrait des verunglückten Kostheim hängen soll. Sonderbarer Weise wurde unter letzterem der Spruch „לא נשאר מהם עד אחד“ aufgezeichnet was wohl eher bei dem Bilde des Rabbi Chaim stattfinden sollte, im ganzen scheint sich die andere Version der Sage zu bestättigen nach welcher das Schiff auf dem sich Kostheim befand, bei einer Wasserparthie in Linz mit ihm unterging, und nur jene Gräfin gerettet wurde.

Es wurde uns auch mitgetheilt, daß sich in dem Bechiner Archive Aufzeichnungen über diese Begebenheit vorfinden sollen; doch zur Erlangung derselben wurden so viele Schwierigkeiten gemacht, daß wir vor der Hand von dieser abstehen mußten, und es vorzogen die Sage in vorstehender Weise zu veröffentlichen. Sollte es aber mit der Zeit möglich werden, eine Abschrift dieser Aufzeichnuugen zu erhalten, so wollen wir sie dann gern zur Kenntniß unserer Leser bringen.

SIPPURIM,

eine Sammlung

jüdischer Volkssagen, Erzählungen, Mythen, Chroniken Denkwürdigkeiten

und

Biographien berühmter Juden

aller Jahrhunderte, besonders des Mittelalters.

Unter Mitwirkung rühmlichst bekannter Schriftsteller herausgegeben

von

Jakob W. Pascheles.

Fünfte Sammlung.

Zweite Abtheilung.

Prag, 1864.

Eigenthum und Verlag der Buchhandlung von Wolf Pascheles.

In Leipzig bei C. L. Fritsche.

In Wien bei Herzfeld & Bauer, Jägerzeile.

Prag 1864. Druck von Senders & Brandeis, Rittergasse Nr. 408—I.

Mesusah

Eine Ghetto-Sage aus Jungbunzlau.

Einleitung.

In jedem Lande gibt es gewisse Städte und Städtchen, die zur Anregung poetischer Empfänglichkeit und Schöpferkraft mehr geeignet scheinen als andere, ohne daß man sich der Ursachen dieser Erscheinung ganz vergewissern könnte; ja oft erscheinen einzelne Theile einer Stadt oder gewisse Parthien einer Gegend in dieser Weise sonderbar bevorzugt. Diese Eigenthümlichkeit mag wohl von Lage, Umgebung, historischen Antezedentien, ja auch von der Erwerbs- und Lebensweise der Bewohner bedingt sein. Doch wir wollen hier keine topografische Untersuchungen anstellen, und begnügen uns damit, zu konstatiren, daß in unserem Heimatlande Jungbunzlau, besonders aber jener Theil der Stadt einen derart bevorzugten Ort bildet, wo die vielfach rühmlichen wie auch barocken Andenkens bekannte Kehillah Bumsle noch bis vor Kurzem ihre rege Gewerbsthätigkeit entfaltete. Zur Erhärtung unserer Behauptung wollen wir nur anführen, daß in dem Ghetto Bunzlaus die Geister Moriz Hartmanns und Komperts heranreiften, daß Isidor Heller, dessen belletristische Schriften, besonders sein Roman, „die Alliirten der Reaktion“ viel weniger bekannt sind, als sie es eigentlich verdienen, dort seine besten Sachen schrieb, und daß der verewigte Lehrer aller dieser, Rabbi Isak Spitz, Vater des bekannten hebräischen Schriftstellers und Pädagogen Herrn J. Spitz und Großvater Hartmanns, noch im Alter von acht und siebenzig Jahren von so poetischer Geistesfrische war, daß man fast sagen kann, er sei mit den Worten seines letzten hebräischen Liedes auf den Lippen verschieden:

„Die Blumen, die am offnen Grab
In stiller Pracht mir lieblich winken,
Ich pflücke sie noch fröhlich ab,
Mag ich dabei hinunter sinken!“

So sonderbar es klingen mag, wir wagen es auszusprechen, die vielen unter dem Namen Bumsler Stückel, zur Erheiterung unserer Glaubensgenossen selbst in den fernsten Ländern dienenden Bonmots, halten wir für nichts anderes als für Kinder eines höchst eigenthümlich zusammengekuppelten Pärchens, des jüdischen Mutterwitzes nämlich und der poetischen Excentricität, die in Bunzlau, ehe es zu einer bedeutenden Gewerbsstadt wurde, mehr mag vorgeherrscht haben.

Wir müssen es zur Ehre der Christenheit in Jungbunzlau erwähnen, daß sie ihren jüdischen Miteinwohnern keineswegs, wie es an vielen andern Orten zu geschehen pflegte, Licht und Luft verkümmerte; die Judenstadt war an jenem Theile des die Stadt tragenden mäßig hohen Berges gelegen, von wo man die Aussicht auf das gemüthlich prachtvolle Iserthal hat, eine der

schönsten, wenn auch nicht großartigsten Gegenden Böhmens. Man durfte in den zwei und dreißig engen, den Juden zu eigenthümlichem Besitz bewilligten Häusern nur die Fenster öffnen, um sich von frischer, balsamisch würziger Luft anwehen zu lassen. Aus den schmalen Fenstern des engen Heimwesens konnte man das Auge schweifen lassen über einen vielfach sich schlängelnden Fluß, über hübsche Dörfer, dunkle Gebüsche und Thalwindungen, ja auch über eine romantische, abenteuerlich geformte Schloßruine. Alle diese konnte man von der Höhe herab mit Gebilden der Fantasie bevölkern wie die oft dem Himmel etwas all zu nahe wohnenden Musensöhne in den Hauptstädten die tief unter ihnen liegenden Prachtsäle der herrschaftlichen Paläste.

Doch ein fürchterlicher Brand hat vor wenig Jahren das Bunzlauer Ghetto zerstört. Die in Komperts „Kindern des Randars" verewigte alte Pfarrstiege ist eingesunken, an der Stelle des alten lauschigen Schulgäßchens wird beim Neubaue wohl ein breiter, bequemer Weg entstehen; denn das Element hat alle alten Andenken ehemaliger Beschränkung vernichtet, und den Tempel und das dabei befindliche Gemeindehaus mag nur der Umstand gerettet haben, daß sie nicht allzulange vor dem Brande durch Renovation völlig modernisirt waren. An dieses Gemeindehaus aber, welches da, wo jetzt die Kantorswohnung sich befindet, ehemals die Behausung berühmter Rabbiner in sich schloß, knüpfen sich Geschichten und Sagen, deren eine wir hier erzählend festhalten wollen, bevor ihr Angedenken wie ihr Entstehungsort unkenntlich geworden oder vollkommen dahin ist.

I.

Eine herrliche Sommernacht lagerte mit all ihren tausendfältigen, mystischen Reizen über dem schönen Iserthale. Die unzähligen bunten Wiesenblumen schienen sich geheimnisvolle Mährchen zuzuflüstern, in den sanften, klugen Augen der Veilchen hing der Thau wie Thränen gemüthlicher Rührung, an den Rosenhecken entfalteten sich die Knospen, als dürften sie in nächtlicher Zeit ungenierter ihrer Hüllen sich entkleiden, zwischen Schlehenblüthen versteckt flötete die Nachtigall, eine echte und rechte Naturdichterin, ihre in raschem, rythmischen Wechsel wehe- und jubelvollen Hymnen, melodisch rauschte der jetzt weder durch das Geklapper der Mühlen noch durch den schrillen Lärmen der Industrie in seiner Natürlichkeit gestörte Fluß. Alles ringsum lud zum Genusse ein, und dieser Einladung schienen auch Tausende von Leuchtkäferchen zu folgen, die, ihren luftigen Reigen tanzend, zeigten, daß die Erde in der Nacht ihren eigenen Schimmer haben könne. Aber auch die Sterne stralten in klarer Pracht hernieder, als wären sie wie der Kinderglaube meint, Engelsaugen, bestimmt, über dem Wohle der Staubgebornen zu wachen. Doch diese immer wachen Augen schienen für die Bewohner des Ghetto in Jungbunzlau eben jetzt keine Augen zu haben; sonst hätten wohl Qual und Unglück, Gefahr und Jammer nicht daselbst in so

fürchterlicher Weise hausen dürfen. Gehüllt in dem Mantel der Poesie, also gegen jede Gefahr geschützt und gegen jedes Wehe, außer gegen das, welches das Mitgefühl bereitet, betreten wir die schmalen Gassen, schreiten bis in den Mittelpunkt derselben, einen unregelmäßigen, abschüssigen, kleinen Platz, auf welchem ein großer, runder, hölzerner Wasserkasten aus der nahen Kunstwasserleitung mit so vortrefflichem, frischem Wasser gespeist wird, daß selbst aus entfernteren Stadttheilen häufig Leute hierher kommen, um hier ohne weitere Auslage als den kurzen Weg anstatt an den Mineralquellen der theuern Kurorte eine oft wirksamere Kur zu gebrauchen. Doch was wollen die acht oder zehn Männer hier in nächtlicher Stunde? Wohl schöpft einer ein kleines Krüglein Wasser, und reicht es seinem Hintermanne. Dieser aber führt es nicht zum Munde, sondern gießt es über die Hände, füllt das Krüglein wieder, reicht es dem nächsten und so fort einer nach dem andern. Nachdem er die Hände am Taschentuche abgetrocknet, geht jeder seiner Wege entweder ohne Gruß oder mit dem leisen Wechselgruße: „Gute Nacht!“ „„Gut Jahr!““ von den andern scheidend. Mancher kehrt wohl vor dem Einbiegen in die nächste Gasse in trauriger Neugier zurück; denn eben schreitet ein neuer Trupp von Männern auf den Wasserkasten zu, augenscheinlich in der Absicht derselben Verrichtung wie die früher hier Gewesenen. Ja, aus einem Hause tritt auch eine kleine Schaar meist ältlicher Frauen, freilich minder schweigsam; denn das zartere Geschlecht ist im Allgemeinen weniger geeignet, Freude oder Wehe in sich zu verschließen. „Ach, das war ein harter Kampf!“ sagt die Eine „„Ja wohl!““ erwiedert die Andere, „aber sieh, wie viele Fenster noch in der Gasse erleuchtet sind; das wird wieder einen traurigen Tag geben; wohl dem, der am Morgen noch für das Leben all der Seinen zu zittern haben wird. Horch! was war das?“ In diesem Augenblicke tönte es durch eines der erleuchteten Fenster im schrillem Chore: „Gehe, denn der Ewige hat dich gesandt!“ Und durch ein anderes Fenster, dem ersteren gegenüber, konnte man nun wiederholt jenen Ruf vernehmen, den der fromme Israelit am Morgen kurz nach dem Erwachen ausspricht, um damit den Tag zu weihen, mit dem auf den Lippen er entschlummert, sich wie durch einen Talismann gegen die Schrecken des Dunkels geschützt wähnend, und welchen er seinen Lieben als letzten Abschiedsgruß zuruft: „Höre, Israel! der Ewige, unser Gott, ist ewig einzig!“

Wer die Schreckenszeit der letzten Cholera in Bunzlau erlebt hat, wird unsere Schilderung keineswegs zu grell aufgetragen finden. Doch schreiten wir weiter durch das enge Gäßchen, das zur Synogoge und zur Wohnung des Rabbiners führt. Dort entfaltet sich vor uns in der Wohnung des Rabbi Jecheskel ein lautes, reges Leben, das mit den Vorgängen draußen nichts gemein hat. Dort umsteht eine Schaar von Jünglingen eine lange Tafel, einige kaum dem Knabenalter entwachsen, andere fast schon in vollendeter Reife, während einige Männer vorgerückten Alters an dem Tische

selbst auf Stühlen Platz genommen haben, mächtige Folianten, fast alle gleichen Formates, vor sich. Doch nur selten fällt ein Blick in die Folianten; die meisten der Anwesenden scheinen mit den Inhalte recht vertraut zu sein, und denselben nicht ohne Lärmen und heftige Gestikulation zu besprechen. Zuweilen wagt es auch einer der Jüngeren, laut sein Votum abzugeben, das, wenn es recht scharfsinnig oder auch nur recht spitzfindig ist, wie das des Aeltesten in der Versammlung geachtet, und als neues Thema der Erörterung aufgegriffen wird. Wird der Kampf dann zu heiß, dann braucht Rabbi Jecheskel bloß durch ein Zeichen anzudeuten, daß er sprechen wolle; und die Ehrfurcht, die alle vor dem im besten Mannesalter stehenden Meister hegen, läßt die Wogen des Disputs rasch sich ebnen, mag die Brandung noch so hoch gegangen sein. Ein heidnischer Poet würde glauben, hier den Neptun vor sich zu haben, der den empörten Meeresgeistern mit dem Dreizacke drohend einmal wieder sein „Quos ego!“ zuruft; wir wissen aber, daß man hier vor nichts anderem sich beugt als vor der anerkannten Kraft eines scharfen Forschergeistes und eines tiefen Wissens. Der Rabbi ist erst vor kurzer Zeit weither aus dem fernen Polen auf den seit lange erledigten Lehrstuhl berufen worden; und der Ruf seiner hohen Gelehrsamkeit, seines erhabenen, menschenfreundlichen Charakters hat bereits eine Menge von Schülern herbeigezogen an die neugebildete, viel versprechende Jeschiwah (Hochschule).

II.

Wir kamen eben recht, um Zeugen zu sein, wie er mit vollem Selbstbewußtsein der ihm innewohnenden Geisteskraft, mit stoischer Ruhe und Gelassenheit einen Streit entscheidet, der noch vor wenig Augenblicken die Gemüther aller Anwesenden erhitzt und ihre scharfe Dialektik herausgefordert hatte. Nicht aber ist seine Entscheidung ein kühner Machtspruch; er verschmäht es nicht und darf es nicht verschmähen jedem Einzelnen, und wäre er der jüngste und geringste Schüler, auf das Gebiet der Meinung zu folgen, die er eben vertreten hat, und ein jeder ist auch jetzt noch zur bescheidenen Einwendung berechtigt. Doch die in allen Gesichtern sich abspiegelnde Freude über die scharfsinnigen Beweise zeigen, daß alle vollkommen befriedigt sind; und den vor ihm liegenden Folianten zuschlagend gibt der Rabbiner das Zeichen, daß die Vorträge und Disputationen für heute beendigt sind; denn auch der Zeiger der altväterischen Uhr, zeigt daß die Mitternacht nahe ist. Doch noch geht die Versammlung nicht auseinander; jetzt beginnen erst, wie es an den Jeschiwahs in den Nächten der Montage und Donnerstage üblich, fromme Bußgebete und die Klage um den Fall Jerusalems und die Erniedrigung des erwählten Volkes mit solcher Intensivität, als wäre der Verlust von heute, der Schmerz ein solcher, welchen die Zeit mit ihrem mildernden Balsam noch nicht berührt hat. Einer der jüngern Talmudbeflis-

senen trägt mit melodischer, modulationsfähiger Stimme nach seltsamen orientalischen Weisen die Klagelieder vor, und die ganze Versammlung stimmt in den Refrain der einzelnen Strofen laut mit ein. Eines dieser Lieder, das aus Mesopotamien stammen soll, wollen wir unsern Lesern in möglichst treuer, dem Rythmus und der Reimfolge des Originals sich eng anschmiegender Uebersetzung hier bringen. Es lautet:

Zu Ramah tönet laute Weheklage,
Der Jammer ist's um Zions Niederlage:
„Der Tage denk' ich, wo ich hoch zu Throne
An Schönheit, Glanze glich der Glorienkrone,
Die Gott bewahrt den Edelsten zum Lohne!
Nun ich den Schlamm der Tiefe an mir trage!"
So tönt zu Ramah laute Weheklage,
Der Jammer ist's um Zions Niederlage.
„Ein einziger Liebling wurde ich geheißen,
Die höchste Pracht sah man mich stolz umgleißen;
Da wollt' mein Freund sich scheidend mir entreißen;
Er stieg zu Licht, ich blieb in düsterm Hage;"
So tönt zu Ramah laute Weheklage,
Der Jammer ist's um Zions Niederlage.
Die Freundinnen und die Gespielen alle,
Die gern geweilt in meiner prächt'gen Halle,
Sie eilten fort bei meinem jähen Falle;
Nicht eine, die ihr Zelt bei meinem schlage!"
So tönt zu Ramah laute Weheklage,
Der Jammer ist's um Zions Niederlage.
„Gestürzt ward ich von stolzer Höhe nieder,
Und wilde Glut durchzuckte meine Glieder,
Als zagend, daß ich nimmer kehre wieder,
Ich zog in's Elend am Verwüstungstage!"
So tönt zu Ramah laute Weheklage,
Der Jammer ist's um Zions Niederlage.
„Wie Wittwen einsam! Sonst voll Lust und Minne,
Geschmückt der Braut gleich unter'm Baldachine;
Kaum daß der Schmach der Nacktheit ich entrinne!
Mein Prunkkleid ward dem Feind zur Siegesflagge!"
So tönt zu Ramah laute Weheklage.
Der Jammer ist's um Zions Niederlage.
„Die Priester; welche meinen Bund geweihet,
Traf schnöder Mord; die lieb'voll mich betreuet,,
Die Kinder, werden jemals sie befreiet
Vom Sklavenjoch?! Ob ich's zu hoffen wage?!"

So tönt zu Ramah laute Weheklage,
Der Jammer ist's um Zions Niederlage.
„Kein Trost, ob ich in Qualen auch vergehe!
Nur bittrer Hohn, daß nie ich wiedersehe
Als Gatten dich, gelöset sei die Ehe,
Weil ich der Feinde Spott ward bei'm Gelage!“
So tönt zu Ramah laute Weheklage,
Der Jammer ist's um Zions Niederlage.
„O kehr' zurück! Lass' Aug' in Aug' uns schauen,
Lass' als das höchste uns dein Haus erbauen,
Dass weithin herrsche über alle Gauen,
Der Freiheit Tempel hoch zum Himmel rage;
Dann tönt zu Ramah nimmer eine Klage,
Befreiter Jubel künden alle Tage!“

III.

In fürchterlichstem Contraste aber mit dem trostreichen Schlusse dieses Gesanges standen die Klagelaute, welche nun aus dem Vestibul der Rabbinerwohnung bis in das innerste Gemach drangen, wo die Versammlung stattfand. Auf einen Wink des Rabbi eilte ein Bochur (Talmudschüler) hinaus mit einem Lichte, um zu sehen, was es gebe; allein niemand war draußen zu finden, und das Jammergeschrei hatte aufgehört. Kaum aber war der Bochur im Zimmer zurück und die Thüre geschlossen; als die Töne von vorhin wieder erschallten, nur dießmal durchdringender als früher. Jetzt eilten ihrer zwei mit Lichtern hinaus; allein kaum hatten sie die äußere Thüre zum Vestibul geöffnet, als ihre Kerzen erloschen, ein Grabesduft sie anwehete, die Jammertöne in ihrer nächsten Nähe fortdauerten, ohne daß sie deren Urheber entdecken konnten. Leichenbleich kamen sie zurück. Da erhob sich der Rabbi selbst, öffnete die hintereinander folgenden Thüren bis zur äußersten, kehrte zu den athemlos Harrenden zurück, und rief mit kräftiger Stimme: „Ich beschwöre dich im Namen des ewigen lebendigen Gottes, seiest du ein Menschenkind oder ein Wesen, das außerhalb der Menschheit steht, daß du mir Rede stehest über die Ursache, um derenwillen du unsere Gebete mit deinen entsetzlichen Tönen unterbrichst!“ Das Geschrei hatte bei den Worten des Rabbi aufgehört, trotz der vielen brennenden Kerzen verdüsterte sich die weite Stube, eine unnatürliche Beklemmung bemächtigte sich aller, ohne daß jemand trotz der gespanntesten Aufmerksamkeit am Eingange hätte irgend ein eingetretenes Wesen wahrnehmen können. Trotzdem waren auch die Blicke des edlen Meisters nach der geöffneten Thüre hin gerichtet; sein weit aufgerissenes Auge schien irgend etwas besonderes zu sehen, sein Ohr etwas Schreckliches zu hören; denn sein männlich schönes Antlitz schien von einem gräßlichen Schmerze verzerrt. Nach einer geraumen Weile glät-

teten sich seine Züge wieder, mit kräftiger, muthiger Entschlossenheit rief er: „Ich werde thun, wie es meines Berufes ist.“ Dann schloß er selbst wieder alle Thüren; und zu seinen Zuhörern zurückkehrend, von denen die Beklemmung mittlerweile gewichen war, sprach er ruhigen Tones: „Lasset für heute die weiteren Buß- und Trauergebete, lasset die Trostworte, die wir aus den Büchern unserer Profeten heute noch mit anhören sollten; nach einer alten Regel soll man nicht einem Trauernden Trost zusprechen, so lange die Leiche eines verlorenen geliebten Wesens vor ihm liegt, so lange das Unglück noch nicht volle Abrechnung gehalten. Und wahrlich ein schweres, verschuldetes Unglück hat unsere Gemeinde betroffen. Bleiben wir aber beisammen bis zur nicht mehr fernen Zeit des Morgengebetes; es ist diese eine Nacht der Wache für uns, eine Nacht, in welcher wir selber wachen sollen, weil er, der nimmer schlummernde Wächter Israels sein Antlitz im Zorne von uns abgewandt hat. Alle Anwesenden gehorchten den Worten des verehrten und geliebten Vorgesetzten, indem einige in den vor ihnen liegenden Folianten in augenscheinlicher Zerstreuung blätterten, andere sich leise flüsternd in Vermuthungen über das Vorgefallene ergingen. Rabbi Jecheskel aber hatte sich mit zwei Männern, die ihm gewöhnlich als Dajanem (Assessoren) zur Seite standen, in die entfernteste Fensternische zurückgezogen, wo er mit ihnen eine eifrige, mit sehr gedämpfter Stimme geführte Berathung pflegte.

IV.

Bei Anbruch des Tages verabschiedeten sich alle Anwesenden, um bald darauf von ihren Wohnungen aus mit angelegten Thalis und Thephilin (Gebet-Mantel und Riemen) in die Synagoge zu kommen. Nach beendigtem Morgengottesdienste aber trat der Rabbi, von einigen seiner ältesten Bachurim und dem Gemeindediener begleitet, ohne früher einen Imbiß genommen zu haben, einen Gang durch das Ghetto an. Er trat in eines der meist düstern, engen Häuser und da in eine Wohnung, wo sich ihm eine Szene bot, wenig geeignet, seine trübe Stimmung in eine heitere umzuwandeln. Ein Ehepaar hatte hier nämlich in der Frühe des Tages nichts nöthigeres zu thun, als in den bittersten Worten einen Streit fortzusetzen, der wohl schon wochen- oder monatelang den häuslichen Frieden gestört haben mochte. Wenigstens schienen die anwesenden Kinder von dem Lärmen gar nicht betroffen, sondern waren eifrig bemüht, ihre Eltern zu kopieren, um einige geringfügige Spielereien raufend. Der Eintritt der ungewohnten Gäste wirkte aber rasch beschwichtigend; denn damals war ein Rabbi ein gar seltener Gast in einer Privatwohnung, und seine Anwesenheit hing allemal mit irgend einem bedeutungsvollen Ereignisse zusammen. Leutselig erkundigte sich dieser nach der Ursache des Zwistes; und entnahm leicht aus den verworrenen Antworten, daß es sich hier nicht um ein einzelnes Motiv handle, sondern daß der Hader hier zur Gewohnheit geworden. Ernst verwies er

den Beiden ihr Benehmen, sie auf einen bestimmten Tag zu sich bescheidend, wo ihnen auf Grund friedlichen Ausgleiches und einer Belehrung über ihre gegenseitigen Pflichten, eine friedlichere und glücklichere Zukunft bereitet werden sollte. Doch bevor noch der Rabbi diese Wohnung der Unseligkeit verließ, forschte er an der Thürpfoste nach der Mesusah. Er fand die Kapsel mit dichtem Staube bedeckt, an der kleinen Lücke, durch welche das Wort „Schaddai“ durchscheinend jeden Eintretenden an die Allmacht erinnern sollte, war das Glas zerbrochen; und als die Kapsel abgelöst war, zeigte sich das Pergamentblättchen vom Schimmel arg angegriffen, die Buchstaben der darauf geschriebenen Bibelstelle größtentheils verwischt.

Dem Gemeindediener wurde der Auftrag, die poßul gewordene Mesusah mitzunehmen und durch ein vom Gemeindesofer (Schreiber) zu holende neue noch vor Sonnenuntergang zu ersetzen. Von hier ging Rabbi Jecheskel mit seinem Gefolge in eine zweite, dann in eine dritte und so fort in viele, viele Wohnungen seiner Gemeindeangehörigen, ohne sich hierbei an die Ordnung der Häuserreihen zu halten. Denn sein Besuch sollte überall ein unerwarteter sein und Unvorbereitete antreffen. An vielen, vielen Orten fand er, daß die Worte der heiligen Schrift: „Und du sollst sie einschärfen deinen Kindern, und du sollst über sie sprechen, wenn du zu Hause sitzest und wenn du gehst auf dem Wege, und wenn du dich niederlegst, und wenn du aufstehst; und du sollst sie schreiben an die Pfosten deines Hauses und an deinen Thoren“ arg, sehr arg vernachläßigt waren. Wohl hätte der Umstand, daß so viele Mesusoth poßul gefunden wurden, als eine große Gesetzesverletzung gelten dürfen nach dem Grundsatze der Weisen „Kein Gebot darf in deinen Augen gering sein!“ allein die Unordnung an der Mesusah war zumeist bloß ein Zeichen der Unordnung im häuslichen Leben; und der Rabbi hatte eine schwere Aufgabe, alles in Ordnung zu bringen, wie er es für seine heilige Pflicht hielt. Freilich konnte eine gründliche Heilung der eingebrochenen krankhaften Erscheinungen nur durch unausgesetztes Bestreben in längerer Zeit erwartet werden; aber das Werk wurde eifrig begonnen, und es erwies sich klar, daß hier eine geschickte Hand die Wunden sondiere, hier ätzende Säure, dort mildernden Balsam in dieselben träufle. Der Rabbi ermüdete nicht, bald Entzweite zu versöhnen, widerspenstige Kinder gegen ihre Eltern gefügiger zu machen und lieblos gewordene Eltern zu ihrer Pflicht zurückzuführen; so theilweise die erhabene Sendung erfüllend welche der Profet bezeichnet mit den Worten: „Und er wird zurückführen das Herz der Väter zu den Kindern und das Herz der Kinder zu ihre Väter, sonst würde ich kommen und die Erde mit Banne schlagen.

V.

Oft führte ihn auch sein Weg in Wohnungen der Trauer, wo entweder schon Verluste eingetreten oder doch augenscheinlich in nächster Zeit drohten; und hier suchte er Tröstung und Ermuthigung den tief Gebeugten zu bringen.

Nur in einem Falle kam der liebevolle tröstende Zuspruch, die ernste Mahnung und jede noch so eifrige Hilfeleistung zu spät; die körperliche sowohl als die geistige Pest hatte ihr Opfer mit zu mächtiger Gewalt erfasst, um es sich in irgend einer Weise wieder entreißen zu lassen. Die frommen Waller, — wir dürfen sie so nennen; denn nie ist eine Wallfahrt in frömmerer Absicht unternommen worden, wenn diese auch nicht an heilige, sondern zumeist an unheilige Orte führte, — die frommen Waller also betraten auch eine Wohnung, die von ihren Inhabern völlig verlassen schien. Denn nur sehr wenige, in üblem Zustande befindlichen Hausgeräthe waren da noch vorhanden; was irgend größeren Werth gehabt haben mochte, schien in Eile wie bei Feuer- oder Wassergefahr gerettet worden zu sein; wenigstens schien die Unordnung des wenigen noch Vorhandenen hierauf hin zu weisen. Doch horch! jetzt wird die traurige Oede durch Gestöhn unterbrochen und durch Wehelaute, die aus einer anstoßenden Kammer kommen. Rasch reißt der Rabbi die Thüre auf, und schaudernd stehen alle bei einem Anblicke, wie ihn das Gehinnom nicht scheußlicher zu bieten vermag. Die dürre Gestalt eines Greisen wälzt sich in gichtischen Krämpfen auf einem ärmlichen Bette, Wuth und Schmerz, Ingrimm und Verzweiflung malen sich in den bis zur Karrikatur verzerrten Gesichtszügen. Die Augen sind weit aufgerissen, die Nasenflügel bewegen sich fieberhaft, der Mund schäumt und die geballten, fest zusammengepresssten Hände halten einen Gegenstand, der sich nicht wohl sogleich erkennen lässt. „Ah, wer seid ihr, was wollt ihr?“ ruft er den Eintretenden zu, „habt ihr die Diebe gefangen? bringet ihr mein Gold, meine Diamanten zurück? Haltet sie fest, die Schurken, die mich bestohlen haben!“ Ein heftiger Krampf, ein Anzeichen der nahen Agonie, unterbrach die Ausrufungen des Kranken; Rabbi Jecheskel benutzte die Pause, dem Verlassenen Muth zuzusprechen, ihn daran zu erinnern, daß er bald keines Geldes, keiner Diamanten mehr bedürfen werde, und ermahnte ihn, er möge die wenige ihm noch gegönnte Lebenszeit dazu benützen, an das eigene himmlische wie für das irdische Wohl der zurückbleibenden Seinigen zu denken, „Die Meinigen!“ schrie die Jammergestalt, die indeß sich wieder momentan erholt hatte, „die Meinigen! wer sind sie? wo sind sie? haben sie je sich zu mir geeignet? haben sie mich als ihren ältesten Anverwandten geehrt und in meinem Alter gepflegt?“ Der Schames, der, einer der ältesten in der Gemeinde, alle Verhältnisse ziemlich genau kannte, erwiederte: „Habt Ihr jemals Eu're armen Verwandten euch wollen nahe kommen lassen? Habt Ihr sie nicht, wenn sie in ihrer Armut Euere Unterstützung suchten, hilflos von Euch gestoßen? Durften jemals die Waisen Euerer verstorbenen Schwester Euere Wohnung betreten, in der, wie man wohl wusste, des Reichthums genug zwecklos verborgen war?

„Ja, ja,“ knirschte der Kranke, von Zuckungen unterbrochen, „ich hätte das Bettelgesindel wohl früher sollen kommen lassen! Gestern, als ich

mich recht unwohl fühlte, habe ich durch des Nachbars Mädchen meine beiden Neffen rufen lassen, daß sie mir in meiner Krankheit beistehen, und ich habe ihnen reichliche Vergeltung versprochen. Da haben sie mir auch schön gethan, geheuchelt und geschmeichelt, bis sie endlich mein Gold und meine Diamanten in meinem Bette entdeckt haben; da haben sie mich beraubt, ausgeplündert nnd dann hilflos liegen lassen. Wasser! Wasser!" ächzte er, und als ihm gereicht worden war, lag er ein Weilchen wieder ruhiger, und hörte auf die ihm gespendeten weisen Trostgründe. Besonders schien es ihn zu befriedigen, als er hörte, das unrechtmäßig erworbene Gut werde den jetzigen Besitzern schwerlich Segen bringen. „Ha, ha, ha!" rief er grell auflachend „und das beste haben sie ja doch nicht bekommen. Und niemand, niemand soll es haben, wenn ich schon dahin muß. Niemand, niemand soll sich damit freuen und das genießen, was ich mit Mühe und Beschwerde, unter Entbehrung und Kasteiung erworben und erspart, Tag und Nacht mit Kummer und Sorge und steter Angst bewacht habe. Niemand soll es haben, mit mir soll es dahin fahren!" ächzte er mit hohler, röchelnder Stimme, und mit wilder Hast riß er den Gegenstand auseinander, den er in den Fäusten gehalten, und der sich als eine mit verschiedenen Wertpapieren gespikte Brieftasche erwies.

Gierig wühlten die schlotternden Hände in den einzelnen Fächern des ledernen Schatzbehälters, griffen die einzelnen Blätter heraus, zerrissen sie in Tausende von kleinen Stückchen und schleuderten sie fort, daß sie wie Schneeflocken auf den Fußboden dahin stäubten. Als das letzte Blatt zerrissen war, waren auch die Augen gebrochen und der entmenschte Geizhals hatte unter heftigem Keuchen den letzten Athem verhaucht.

„Gepriesen seist du, gerechter Richter!" sprachen die Zeugen des entsetzlichen Auftrittes, und verließen, nachdem sie hastig das gebräuchlichste der bei Sterbenden üblichen Gebete gesprochen, diese doppelt verpestete Atmosphäre, nur einen aus ihrer Mitte als Leichenwächter bis dahin zurücklassend, als die Chewrah kadischah (Brüderschaft, die Leichenbestattung sich zur frommen Aufgabe macht) von dem Vorgefallenen benachrichtigt sein konnte.

Tief erschüttert ging der Rabbi, die Worte des Klageliedes „Jeremia" vor sich hinseufzend: „Gefallen! und nicht mehr erhebt es sich das einst jungfräuliche Israel!"

Doch wie die Vorsehung in ihrer Allgüte und Milde stets die Heilung bereit hält, noch ehe die Verwundung geschieht; so sollte auch für das Gemüth des Rabbi, das durch das jüngste Erlebnis tief verletzt war, der lindernde Balsam schleunigst gefunden werden. Dieser bot sich ihm in einem Ereignisse, welches er später oft als einen der lichtesten Momente seiner Erinnerungen freudig wieder erzählte.

Durch die Thüre einer der Ghettowohnungen, die er zunächst besuchte, drang nämlich ein lauter Wortwechsel an sein Ohr; rasch eingetreten traf

er einen Greis, der mit einem jüngern Manne also haderte: „Nein, du wirst mich nicht bewegen, des Eigenutzes willen ein Unrecht zu thun; die Gründe, die du vorbringst, sind zu spitzfindig für meinen alten Kopf; und ich glaube, wenn mir dein Honig beliebt hat, so müße ich mir einmal auch den Stich gefallen lassen."

Im Eifer des Gespräches war der Eintritt des Rabbi nicht bemerkt worden, und als dieser freundlich fragte, was es hier gebe, erfuhr er nach ehrerbietiger Begrüßung folgendes: Der alte Mann hatte in früheren Tagen durch Fleiß und Sparsamkeit einiges Vermögen gesammelt; jetzt, wo er nicht mehr die Kraft hatte, selbst zu erwerben, half er mit seinem Gelde ärmeren Glaubensgenossen aus. Doch das Wort der Bibel: „Du sollst dein Geld nicht um Zins ausgeben!" im strengsten Sinne des Wortes deutend, und doch nicht in die Möglichkeit versetzt, sich jedes Vortheils zu entschlagen, machte er sich zum Geschäftstheilnehmer seiner minder begüterten Freunde, indem er das Geld, sie die Arbeit hergaben. Aber es durfte sein Gewinnstantheil nie jenen Betrag übersteigen, den ein anderer, gewissenhafter Darleiher als mäßigsten Zins angenommen hätte. Nun hatte er von seinem eben anwesenden Schuldner erfahren, daß diesem die letzte Zeit hiedurch das Glück nicht günstig gewesen, daß er nicht nur keinen Gewinn erzielt, sondern Einbuß erlitten, und zu dem letzteren wollte der Greis nun seinen Theil beitragen, was die lebhaftesten Protestationen von Seiten des redlichen Schuldners hervorrief. Daß der Ausgleich dem Rabbi hier nicht schwer wurde, läßt sich leicht denken; auch durfte die Mesusah hier keiner Prüfung unterzogen werden.

VI.

So hatte der Rabbi einen Tag wechselvoller Ereignisse durchgemacht, als er am Abende sich und seinen Begleitern die ersten Augenblicke der Ruhe, die erste Kräftigung durch Speise und Trank gestattete.

Der Talmudunterricht war für diesen und den nächsten Tag, Dienstag und Mittwoch, abgesagt worden; denn diese Tage sollten den Worten der Alte gemäß: „Nicht das Studium ist Hauptsache sondern die That," wohl angewendet werden. Am Morgen der Mittwoche begann er wieder seinen unermüdeten Gang durch das Ghetto; am Abende hatte er so ziemlich alle Wohnungen besucht, als er in einem düstern Winkel der Gasse ein kleines, früher übersehenes Häuschen gewahrte, aus dem ihm wildes Gejohle entgegen schallte. Auf seine Frage, was dieß für ein Häuschen sei, sahen der Schames und die Bachurim einander verlegen an, als wünschten sie etwas höchst Misliebiges zu verschweigen; als aber der Rabbi, ohne eine zweite Frage zu thun, auf den Eingang zuschritt, stellte der Diener sich mit den Worten entgegen: „Da hinein wird doch der Rabbi nicht gehen! Da hinein ist seit Jahr und Tag keine ehrliche Judenseele gekommen, obgleich die, welche darin hausen, auch zu den Juden gehören." Doch rasch bei Seite geschoben

mußte der vorlaute Sprecher seinem Meister folgen durch einen finstern Gang, in welchem man nur tappend vorwärts kam, an eine kleine enge Thüre. Durch diese traten sie in eine von Qualm und widerlicher Ausdünstung erfüllte unreinliche Stube, in welcher mehrere lange Tische, die auf denselben stehenden Gläser, die Art und Weise, wie eine Anzahl von Männern aus dem niedrigsten Pöbel um sie herumsaß, eine Kneipe erblicken ließen, wie sie nicht bloß in großen Städten sondern oft auch in kleinen, der Hefe des Volkes zum Tummelplatze hässlicher Leidenschaften dienen. Schon trat Rabbi Jecheskel voll Ekels einen Schritt zurück; doch schnell gefasst, wohl erkennend, daß hier eine der giftigsten Quellen der herrschenden moralischen Pest zu verschütten sei, schritt er wieder vorwärts, mit scharfem Blicke die Umgebung musternd. Alle Anwesenden schienen vor Schrecken erstarrt; denn ein Rabbiner war damals eine besonders hochwichtige und viel vermögende Person, der die weltliche Macht ihren helfenden Arm nicht leicht verweigerte, wenn sie zur Hintanhaltung von Ungebühr angerufen wurde, was, zur Ehre unserer Altvordern sei es gesagt! damals viel, viel seltener aber um so wirksamer geschah als heutigen Tages. Die Männer am Tische vergaßen die Karten und Würfel, mit denen sie sich beschäftigt hatten, zu beseitigen; die losen Dirnen, denn auch an diesen fehlte es hier nicht, suchten sich scheu in den fernsten Winkeln zu verkriechen. Nur ein Einziger der ganzen üblen Gesellschaft schien die Bestürzung aller übrigen nicht zu theilen; es war ein kleines Männchen mit verwildertem Haupthaar und Barte, aus dessen Augen Blitze unheimlicher Freude hervorschoßen. Es war Jekewel Satan, wie er hier genannt wurde, ein ehemaliger, höchst talentvoller Talmudbeflissener, den der frühere Rabbiner wegen Unverträglichkeit, Keckheit und etwas flotterer Lebensweise aus der Zahl seiner Schüler gestoßen hatte und der nun von Stufe zu Stufe gesunken, hier allein noch ein gern gesehner Gast war. Seinen Lebensunterhalt gewann er dadurch, daß er für die niedrigste, unwissende Klasse des Ghettos Rechnungen und Briefe schrieb, und bei schlechten Streichen Rath ertheilte, wie man der Gerechtigkeit am geschicktesten eine Nase drehen könne. Diesem Dämon, wie wir ihn nennen dürfen, schien nun der rechte Augenblick gekommen, um sich durch bitteren Hohn für all die erlittene, obgleich selbst verschuldete Erniedrigung zu rächen, gegen die sein besseres Ich sich immer und immer wieder sträubte.

Mit heller Lache sprang er von seinem Sitze auf, den Eingetretenen entgegen: „Ha,“ rief er, „gepriesen sei er, der die Geschehnisse von Bereschith (Genesis) sich erneuen lässt! Wahrlich, die Welt scheint um einige tausend Jahre jünger geworden; steigen doch die Söhne der Himmlischen wieder herab zu den Töchtern der Menschen, um zu sehen, wie schön diese sind!“ Dabei wies er auf die losen Dirnen, um den Rabbi, wie er glaubte, durch ihren Anblick recht zu kränken.

„Wenn ich mich noch recht erinnere,“ fuhr er fort, „ruft ihr doch in

eueren Synagogen, die ich, ein Ausgestoßener, schon lange nicht betreten habe, am Anfange eines jeden Monates laut: „Chawerim kol Jisroel!" Nun, so zeigt, Rabbi! daß es euch ernst ist mit der Kameradschaft; trinkt mir einmal zu! Lechajim!" Hiermit riß er ein volles Branntweinglas vom Tische, und reichte es dem Rabbi dar.

Alles war gespannt auf den Ausgang dieser seltsamen Begegnung; man erwartete einen schrecklichen Zornausbruch des durch frechen Hohn Beleidigten! Aber zum grenzenlosen Staunen aller nahm der Rabbi das Glas an von dem Geächteten, den er dem bösen Leumunde nach bereits kennen mochte; und es hoch erhebend rief er: „Lechajim! Leben sollst Du ein besseres, edleres Leben als dein bisheriges gewesen; Leben sollst du ein Leben der frommen Sitte gemäß der heiligen Lehre, die da genannt wird ein Baum des Lebens Mögen die Sünden, nicht die Sünder, schwinden von dieser Erde! Möge an dir auch sich bewahrheiten die erhabene Verheißung; „Ich will nicht den Tod desjenigen, der gefrevelt, sondern daß, der gefrevelt, von seinem Wandel zurückgehe, und wieder auflebe. Nicht will ich, daß der Sterbende des ewigen Todes sei," spricht der Herr, „führet zurück und lebet!" Und somit will ich auch, daß du umkehrest und werdest, wozu die Schärfe deines Geistes dich berufen, ein Schmuck unserer Schulen, einer der Edelsten unter den Edlen!"

Und der Rabbi nippte von der ihm ungewohnten höllischen Mischung, und stellte ruhig das Glas auf den Tisch. Der Angeredete war anfangs verblüfft da gestanden, da er sich in der Erwartung einer sein Rachegefühl kitzelnden Szene getäuscht fand; dann drangen ihm die erhabenen Profetenworte, die der Rabbi citirte, mit Macht ins Herz, und zerknirscht stürzte er zu Boden. Der Rabbi hob ihn liebevoll auf, redete ihm freundlich zu; und als sich ersterer nach vollbrachtem Tagewerke endlich Ruhe gönnte durfte er sich vielleicht mit mehr Wahrheit sagen als jener Imperator, dessen Güte Israel eben nicht empfunden; „Diesen Tag habe ich nicht verloren!"

VII.

Es ist eine schöne, fromme Sitte bei den Israeliten, daß sie Bruchstücke von Schriften oder Druckwerken, die für das Studium der religiösen Satzungen oder die gottesdienstliche Erbauung bestimmt waren und nun ihrem weihevollen Zwecke nicht mehr entsprechen, vor jeder Profanation bewahren. Aber der gläubige Jude wagt es, selbst in Absicht der Verhinderung jeder Entweihung, durchaus nicht, selbst an diese Reliquien zerstörend Hand an zu legen. So wie der Jude auch in früherer Zeit seine Leichen nicht verbrannt hat*, sondern es der durch Gottes Macht waltenden Natur über-

*) Wohl haben die Einwohner von Jabesch Gilead die Leichen Sauls und seiner Söhne verbrannt; doch mochte dieß aus dem Grunde geschehen sein, um die Gebeine im Falle eines feindlichen Einfalles der Philister ausgraben und sich nehmen und so vor aber-

ließ, den Ausspruch der Schrift in Vollzug zu setzen. „Aus dem Staube bist du, und zum Staube sollst du zurückkehren!" so bettet er auch die Ueberbleibsel der Schriften, auf denen der heilige Name, gelobt sei Er! geschrieben, in die Erde wie die Ueberreste eines lieben Theueren, aus denen kein Geist mehr zu ihm sprechen kann oder darf. Auch die gesammelten Fragmente der vielen poßul befundenen Mesusoth sollten dieser Bestimmung zugeführt werden ausnahmsweise mit besonderer Feierlichkeit; und darum ließ Rabbi Jecheskel Donnerstag Morgens beim Gottesdienste nach Kriath hathorah (Lesung des auf den Tag entfallenden kurzen Abschnittes aus dem Pentateuch) verkünden; es] werde nach beendigten Morgengebete ein Bittgang nach dem Friedhofe stattfinden. Und es ging dann wirklich aus der Synagoge ein langer Zug durch die Stadt hinaus nach dem das schöne Iser- und Klenice-Thal weithin beherrschenden Hügel, wo der Bunzlauer „gute Ort" liegt, sinnig vielleicht darum so geheißen, weil dort eines jeden kostbarstes Gut in sichere Verwahrung hinterlegt wird. An der Spitze des Zuges schritt der Rabbi umgeben von seinen Assessoren, den Vorstehern und Aeltesten der Gemeinde, hart an seiner Seite aber schritt ein junger Mann, nach dem alle Blicke erstaunt hin sich wandten. Es war Reb Jekew Bochur, wie er von nun an heißen sollte, der Wiedergefundene vom moralischen Tode Wiedererstandene. Nichts als eine auffallende Blässe seines Antlitzes zeigte von den durchlebten Stürmen; sein Auge war nicht scheu wie das des Sünders, nicht trauervoll niedergeschlagen wie das des Bußfertigen; es zeigte den geraden, nicht unbescheidenen Blick sicheren Selbstbewusstseins, der Erkenntnis eigener Kraft und eigenen Wortes. Rabbi Jecheskel hatte ihn gestern Abends mit in's eigene Haus genommen, ihm dort Asyl gebend, in weiser Vorsicht damit nicht durch Leichtsinn oder zurückstoßendes Benehmen anderer der kaum Gerettete wieder der Schmach und der Sünde verfalle. Lange noch hatte der Rabbi ihm zu Gemüthe gesprochen; er hatte ihm keine Buße auferlegt, war doch die frühere Erniedrigung die härteste Strafe seiner Laster gewesen. Als endlich beide ihre Ruhestätten gesucht, entschlummerte Jekew sanft, um für ein schöneres, heilvolles Sein zu erwachen.

Auf dem Beth hachajim wurden nun die gewöhnlichen Gebete der Menucha nechonah (Gebete für die Ruhe der Verstorbenen) theils laut von dem größeren Theile der Gesamtheit, theils unter leisem Weinen von Einzelnen an den Gräbern ihrer Angehörigen gesprochen. Da waren gar viele viele Gräber, an welchen noch kein keimendes Gräschen den wehevollen Anblick milderte.

---

maliger Entweihung schützen zu können, was bei modernden Körpern nicht so leicht wäre möglich gewesen. Allgemeine Sitte war das Verbrennen der Leichen niemals bei den Israeliten und Tacitus erwähnt es als Charakteristicon, daß die Juden im Gegensatze zu anderen Völkern, welche die Leichen verbrennen, diese der Fäulnis in der Erde preisgeben.

Und als die Gebete beendigt waren, versammelten sich alle Anwesenden um ein kleines, offenes Grab. In das legte nun der Schames die Schemoth (aus dem Gebrauch gesetzte Bruchstücke heiliger Schriften und Druckwerke); die Erde wurde darüber geworfen und fest gemacht.

Dann redete der Rabbi zur Gemeinde; und was er sprach, waren nicht die Worte des zürnenden Jesaias oder des trauernden Jeremias; es waren Worte milde und trostreich, beschwichtigend wie die Worte des friedliebenden Ahron gewesen sein mochten, als er nach ausgebrochener Pest mit dem heiligen Weihrauch sich zwischen Todte und Lebende stellte, daß der Plage Einhalt geschah. Und auch hier war geistige und körperliche Pest zu bezwingen; und wirklich minderte sich dieselbe von diesem Tage an und hörte bald gänzlich auf. Bald wieder erblühte ein freudiges Leben in der Gemeinde, die Zeit der Qual und des Kummers, der Erniedrigung und Entwürdigung wurde vergessen. Dreimal haben seitdem große Feuersbrünste das Bunzlauer Ghetto gänzlich in Schutt und Asche gelegt und die Existens der Gemeinde ernstlich bedroht; doch immer ist sie wie ein Fönix verjüngt neu erstanden. Und wenn auch die jüngste Feuersbrunst vor einigen Jahren die ehemaligen engen und beengenden Judenwohnungen der Erde gleich gemacht; wenn auch die ehemaligen Bewohner folgend dem Rufe einer milderen Gesetzgebung, die da kündete, daß auch für sie nun Raum geworden, sich in alle Theile der Stadt unter die von jeher freundlicher als anderswo gesinnten nichtjüdischen Bewohner zerstreut haben; die Gemeinde ist ein ungeschwächtes Ganzes, in ihr blüht immer neu in reger Wohlthätigkeit die Saat, die Rabbi Jecheskel gesäet, und sein Andenken lebt fort in ewiger Frische als das Andenken eines Gerechten zum Segen.

David Mendl.

Ein jüdischer Peter Schlemihl.

Skizze von David Mendl.

Das kann nicht sein, daß Vernunft, Kraft
Und solch' heil'ger Wille
Vergebens hinwelken
Unter eines Fluches Last.

„Szozat" von Vorösmarty

Geschichte einer Siesta anstatt der Vorrede.

Der schwarze Kaffee bestimmt meine Lebensgeister oder besser gesagt, mein Geistesleben am Nachmittage rege zu erhalten, war noch nicht bereitet, die Fensterläden waren des grellen Sonnenscheines wegen halb geschlossen; ich lag bequem hingestreckt auf dem Sofa und las zum hundert und etlichsten Male die wundersam geschriebene „wundersame Geschichte Peter Schlemihls" von Adalbert von Chamisso.*) Dabei geschah es, daß ich einschlief, und da mir die Folge der Begebenheiten in meiner Lectüre genau bekannt war, so würden deren Gestalten jetzt gewiß zur ungestörten Anschauung vor mein Geistesauge hingetreten sein, wäre meine Fantasie nicht von den Gestalten meiner eigenen Dichtung „Mesusah" noch all zu sehr in Anspruch genommen worden. Da war es besonders Jekewel Satan, der sich mit dämonenhafter Rührigkeit in den Vordergrund und alle andern zurück drängte.

---

*) Es dürfte vielleicht manchen unter unsern Lesern geben, dem die angeführte Erzählung von Chamisso trotz ihrer Klassizität, ihrer Verbreitung, und Popularität ja Uebersetzung in die meisten europäischen Sprachen dennoch unbekannt ist. Wir geben hier kurz den Inhalt: Peter ist arm, ein Dämon kauft ihm um große Glücksgüter seinen Schatten ab, aber Peter erkennt jetzt erst, was für eine unentbehrliche Sache der Schatten sei, denn er darf sich im Lichte gar nicht mehr blicken lassen, ohne wegen seines Schattenmangels verhöhnt, wo nicht als verflucht gemieden zu werden. Nun kommt er in gräßliche Angst und will um jeden Preis seinen Schatten wieder haben, der ihm wohl höhnisch vorgezeigt wird, dessen Besitz er jedoch nicht wieder erlangt. Endlich wird er durch den Gewinn von Siebenmeilenstiefeln getröstet, mit denen angethan er sich auf weite Reisen begibt und Naturstudien treibt.

Heine fragte einst seinen Freund Chamisso, wie ersterer recht drollig erzählt, um den Ursprung des Namens Schlemihl; Chamisso wies ihn an Hitzig? und von diesem erhielt er folgende Aufklärung: Simri, Sohn Salu, der sammt seiner Buhlerin von dem Priester Pinchas erstochen wurde, sei nach Midrasch Rabbah kein anderer als der früher oft genannte Fürst des Stammes Simon, Schlumiel ben Zurischaddai. Da dieser nun seinen einzigen Fehltritt schwer gebüßt, wollte die Bibel seinem früheren, geachteten Namen keinen Schandfleck anhängen lassen, und wählte für selben ein Pseudonym. Weniger nachsichtig hat aber die Volkssage dem nicht verziehen, der so ein Schlemihl war, sich bei dem ersten, beabsichtigten Unrechte sogleich erwischen zu lassen. Durch eine wohl nur dem Jargon eigenthümliche Ablautung des u in e wurde aus „Schlumiel" „Schlemiehl„

Herausfordernd stellte er sich neben dem langbeinigen, melancholischen Schlemihl und begann mit ihm einen eifrigen Disput, wie dessen räthselhafte Schattenlosigkeit eigentlich gar kein Räthsel oder Wunder sei, wie es ganz gewiß sehr viele Leute gebe, denen ein solider Schatten abgehe, man würde sie doch sonst nicht so eifrig Schattenbilder nachjagen sehen Uebrigens sei die Schattenlosigkeit zumeist nur ein eingebildetes Uebel: denn viele Leute haben wohl einen Schatten, der aber aus Stockblindheit, aus übertriebener Bescheidenheit oder gar aus hämischer Bosheit vor ihnen selbst und anderen nicht gesehen oder übersehen werde. So werfe das Volk Israel schon seit zweitausend Jahren keinen sichtbaren Schatten, weil es seit so langer Zeit immerdar nur auf den Schattenseiten des Erdenlebens wandle, und zu einem respektablen Schatten auch ein rechter Sonnenschein unerläßlich nöthig sei. Auch sei der Schatten durchaus nichts Reeles und Würdiges, sonst würde sich ein so nichtswürdiger Bursche wie der Dornbusch in der Fabel des Jotham (Buch der Richter, C. 9.), die nebenbei gesagt, älter sei als die äsopischen Fabeln, des Schattens nicht so sehr gerühmt haben. Vergebens wehrte sich mein armer Freund, als echter deutscher Gelehrter, mit Citaten aus Kant, Leibniz, Fichte u. s. w.; Jekewel setzte ihm keck seinen Rabbi Gamliel's, seinen Rabbi Josua's, seinen Hillel und Schammai entgegen. „Halt!" rief er endlich, nachdem er kopfschüttelnd eine Zeit lang einen Daumen rasch um den anderen gedreht und diese Manipulation mit einem leichten Klatsch der flachen Rechten auf die flache Linke beendigt hatte, „halt, was gebe ich mich denn viel mit ihnen ab? Sie sind ja gar nicht auf der Welt! Ich träume Sie ja nur, oder besser gesagt, Sie sind mein Schatten, mein leibhaftiger Schatten und somit reklamire ich Sie kraft Rechtens, und trete ohne weiters meinen Besitz wieder an." Und das kleine Männchen trat auf den langen Schlemihl so eifrig zu, daß er bei einigen Leichdornen hätte laut aufschreien müssen. Doch die Erscheinung Peters löste sich seltsamerweise auseinander, und wie in ein Futteral kroch Jekewel in dieselbe, reckte und streckte sich, bis sie ihm ganz gerecht war, hing ihr seine eigene Kleidung um, und nun stand ein Wesen vor mir, gehüllt in die bei den älteren Rabbiner übliche Schubizza, ein Streimel (Pelzmütze nach polnischer Art) auf dem Kopfe, das Gesicht aber zeigte die gutmüthigen Züge Schlemihls, und die Füße steckten im seltsamen Contraste zur übrigen Bekleidung in großen Wasserstiefeln, die ich sogleich als die Gedankensiebenmeilenstiefel Peters wieder erkannte. „Nun bin ich wieder ich selbst, und will es bleiben!" rief der neue Mann mit so gewaltiger Resignation, daß ich gewiß aus Schrecken darüber erwacht wäre, hätte ich nicht ohnehin im selben Momente ein leises Rütteln an meiner Schulter verspürt, durch das ich erwachte. Ich hatte Besuch, und dieser wurde mir angekündigt. „Ist der Mann mit dem Schatten da?" rief ich, noch ganz vom Traume befangen. „Nicht gerade der," rief Herr P., der Verleger der Sippurim, denn er war der Besuch und

hatte aus den vor mir liegenden offenen Buche leicht auf meinen Ideengang geschlossen, „nicht gerade der, aber auch einer, der Schattenbilder, am liebsten Schattenbilder der Vorzeit kauft.“ „Hören Sie!“ fuhr Herr P. fort, „ich habe einen guten Gedanken für Sie:“ „Ei,“ unterbrach ich, die Worte Heines, parodirend die er von seinem Verleger Julius Kampe spricht,

„Ein anderer Verleger hätt' mich vielleicht
Redaktorisch censiren lassen;
Der aber gibt mir Gedanken sogar,
Werde ihn niemals verlassen!“

„Alles recht schön!“ sagte Herr P, „aber hören Sie nur; ich habe so eben das Manuskript Ihrer „Mesusah“ durchgelesen, und indem ich hoffe, daß andere mit mir gleichen Geschmackes sind, wünsche ich mit Jekewel Satan nähere Bekanntschaft zu machen. Haben Sie nichts näheres über ihn mitzutheilen?“ „„Dem Manne kann geholfen werden!““ erwiederte ich pathetisch, sprang auf, griff nach Papier und Schreibzeug, schrieb und ruhte nicht eher, als bis ich eine Folioseite völlig beschrieben hatte.

„Schreiben Sie so eifrig fort!“ sprach Herr P., als er ging, „und wir wollen sehen, daß wir diese Geschichte mit der „Mesusah“ noch in dasselbe Heft der Sippurim bringen.

Und somit habe ich die Genesis der folgenden Blätter erzählt die ich ihrer eigenthümlichen Entstehungsweise halber „Ein jüdischer Peter Schlemihl“ benannt habe. Möge der denkende Leser beurtheilen, ob der Titel ein passender sei!

---

1. Kapitel.

Inclination zum Schlemihlthum.

„Und gönnst du, Christ! uns einst auch deine Fluren,
Gibst du uns Freiheit, Recht, Gesetz zurück;
Ein Krieg, den die Jahrhunderte sich schwuren,
Den endet nicht ein Friedensaugenblick!“

„Schutt“ von Anast. Grün.

Es ist ein sehr bitteres Wort, das einer der größten Dichter Deutschlands, einer der ehrenhaftesten und geehrtesten Bürger unseres Staates ausgesprochen, wie wir es zum Motto dieses 1. Kapitels gewählt haben. Und er sprach es aus im neunzehnten Jahrhunderte, im Jahrhunderte der Aufklärung, der wiedererstandenen Würde des Menschen selbst unter den untersten Volksklassen, in einem Jahrhunderte, wo die verschiedenen Volksstämme endlich einzusehen beginnen, dafs sie nur in gegenseitiger Duldung, nur in der Vereinigung zu einem einzigen, großen, alle unfassenden Brudervolke ihr Heil begründen können, wie doch alle von einem einzigen Elternpaare stammen. Freilich sprach der nicht genug zu feiernde Anastasius Grün jene Worte in einem Jahrzehende unseres Jahrhunderts, wo nur noch wenige bevorzugte Geister von

einem endlichen Erwachen des Geistes der Freiheit, der Brüderlichkeit unter den Völkern träumten, und wo man einen solchen Traum, wenn er weiter erzählt oder gar gedeutet wurde, eben nur den Irrsinnigen, seltener schon den Dichtern verzieh, bei welcher Menschenklasse man immerhin einen gelinden Raptus voraussetzt. In jener Zeit aber, von welcher wir ein kleines Spiegelbild im engen Rahmen einer Skizze unseren Lesern geben wollen, in jener Zeit mag wohl mancher einsichts- und gefühlvolle Mann bei ähnlichen Gedanken geseufzt haben; vielleicht aber lag damals auch dem einsichtsvollsten der Gedanke fern, es könne eine Zeit kommen, in welcher der Israelit auch im Abendlande, wo er geboren, ein ihn anerkennendes Vaterland finden, es könne einem Jahrtausende langen Kriege endlich ein Friede, eine Versöhnung folgen. Damals beging der fromme Israelit den neunten Ab nicht bloß als einen Tag nationalgeschichtlicher Erinnerung mit einer synagogalen Feier; damals war der neunte Ab noch allen, die von Jakobs Wurzel stammten, ein Tag der tiefen Trauer, der strengen Kasteiung, wo die angewöhnte Resignation aufhörte, und der schmerzvoll Bewegte mit einer gewissen Wollust in alten, wieder aufgebrochenen Wunden wühlte. Sonderbar aber, höchst sonderbar ist es, dass eben dieser neunte Ab von alters her schon für die männliche Jugend Israels, die das dreizehnte Lebensjahr noch nicht zurück gelegt also keine Pflicht zur Kasteiung hat, als ein Tag besonderer Freiheit, ja in vielen Gemeinden, (wie selbst im altehrwürdigen Prag, wo man das älteste historische Denkmal der Stadt billigerweise mehr schonen und nicht zum Schauplatz der Gassenbüberei herabwürdigen lassen sollte) als ein Tag vollkommener Freiheit und Ungebundenheit, ja der ausgelassenen Lust gefeiert wird. Will man hierdurch etwa zum Theile die Profezeiung anticipieren, dass dieser Fasttag einst zum Festtag werde? Wollte man in früherer Zeit die israelitische Jugend, die Jahr aus Jahr ein in das enge Cheder (Lehrzimmer) gepfercht blieb, eine Erinnerung an jene Zeit gönnen, wo der durch viele bereits erlebte Leiden dennoch nicht gebrochene Muth ihres Volksstammes selbst den weltbeherrschenden Römern nicht wenig zu thun gab; wollte man ihr, auf welcher die Hoffnung der Zukunft beruhte, einen Tag der Hoffnung auf eine bessere, kraftvollere Zukunft gewähren?!

Es war also der neunte Ab, und die israelitischen Kinder des Ortes waren hinausgezogen nach dem Beth chajim, bewaffnet mit hölzernen Säbeln, Spießen und Armbrüsten, um da nach alter, obwohl keineswegs guter Sitte den Kampf um Jerusalem darzustellen. Bald waren sie zum Zwecke ihres Spieles in zwei Miniaturheere getheilt, und der Ort des Friedens wiederhallte von dem Lärmen eines, wenn auch nur figürlichen Krieges. Nur ein etwas älterer Knabe, dessen bleichem Gesichte man jene Kränklichkeit ansah, welche bei so früher Lebensperiode stets die Begleiterin frühreifen, tiefen Sinnes und Sinnens zu sein pflegt, stand still bei Seite in Nachdenken verloren. Der Ort, wo er sich eben befand, rief in ihm die Bilder einer Legende wach,

die er kurz vorher in der Synagoge als zu den für den neunten Ab bestimmten Klageliedern gehörig, hatte vortragen gehört, wir meinen der hebräischen Legende von dem Gange des Profeten Jeremias zu den Gräbern der Ahnen. Wir wollen dieses Gedicht, das weit minder beachtet wird als viele andere, die es an Tiefe des Gefühls, an Kraft des Ausdrucks und Fülle der Gedanken bei weiten übertrifft, unseren Lesern zu Liebe in deutscher metrischer Bearbeitung bringen:

Als Jirmijahu nach der Grabesstätte
Der Väter lauten Jammers ging hinaus:
„Was ruht ihr in der Erde sichern Bette,
Da eu're Kinder, aus dem Vaterhaus
Gestoßen, untern Sklavenjoch mit Zagen
Nach eueres Verdienstes Schutze fragen!?“

Aufstanden alle da mit bittern Weinen,
Aus ihrer seligen Ruhe aufgeschreckt,
Um sich vor Dem in Bitten zu vereinen,
Der seinen Thron mit Wetterwolken deckt.
Mög' er nach der Verheißung Gnade schenken:
„Den früher'n Bund will ihnen ich gedenken!“

„„Vertauscht mit Götzentand ward ich von ihnen,““
So tönet Antwort aus des Himmels Höh'n,
Nicht scheuten sie, den Unwesen zu dienen,
Die machtlos ihren Schöpfern gleich vergehen;
Mein Zürnen selbst konnt' nicht der Unthat wehren;
Durft' ich den Spruch: „Er ist nicht, „schonend hören?„

Er, der genannt der Vater der Nazionen,
Hub also seine Bitte an: „O Herr!
Zehn Prüfungen, die wolltest du mir lohnen
An ihnen, deren Unglück nun so schwer;
Als einmal nur mich Bangen überkam,
Da sprachest du: „Nicht fürchte Abraham!„

„„Dem Falschen haben sie sich zugewendet,
Ob höchste Wahrheit ihnen ich verlieh;
Und ward des Lebens Quell auch rein gespendet,
Muthwillig schöpften ihre Labung sie
Aus faulender Zisternen Schlamm' und Kothe;
Und ahnd' ich nicht den Bruch der Zehngebote?!““

So Isak ruft: „Ward ich zum Opferlamme
Vergebens vor dir, Höchster! auserseh'n,
Daſs nun die Theueren aus meinem Stamme,
O Jammer! in Verderben untergeh'n,

Verklingt wie Nachhall zwischen öden Klüften:
„Und meinen Bund will ich mit Isak stiften!?“

„Konnt überhören der Verzweiflung Laute
Ich, der Empörung Grollen immerfort;
Wo gläubig den Altar dein Vater baute,
Die heilige Stätte ward entweiht durch Mord;
Auf Moriah, in meines Tempels Hallen,
Ist am Altar Zacharias gefallen.“

So klagt auch er, der fromm in Zelten wohnte,
Und dem das Leben wenig nur gelacht
„Weh', daß mein Mühen also wenig lohnte,
Des Tages Hitze und der Frost der Nacht;
Die ich geschützt mit meinem eig'nen Leben,
Sind Feindes Willkühr schutzlos hingegeben.“
Es spricht, der, der Tirannenmacht entronnen,
Des Nilus Welle liebevoll gewiegt:
„Schlug ich vergebens aus dem Fels der Bronnen,
Daß meiner Heerde jeder Quell versiegt;
Kannst, Ewiger! das Volk du also hassen,
Dem galt: „Daß nie sei Israel verlassen!?“

Urmütter auch um ihre Kinder weinen
Mit Rahel; da von Himmel ruft der Herr:
„Geht ein zur Ruh', ihr Treuen, Sündenreinen!
Nicht Solchen Bitten fehle die Gewähr;
Bin ihretwillen von Zion geschieden,
Kehr mit den Euern wieder heim in Frieden.“

Die aufgeregte Fantasie des Knaben sah in den dämmerigen Gebüschen die Gestalten der Dichtung auftauchen, die von leisem Lufthauch bewegten Zweige schienen bei ihren Klagen mit zu seufzen, und gespannter Aufmerksamkeit horchte er, ob denn noch immer nicht die trostreiche Erwiederung vom Himmel niederschalle.

Aber andere, grelle Töne schlugen an sein Ohr und weckten ihn aus seinen erwartungs- und glaubensvollen Träumereien in widriger, ernüchternder Weise. Das ausgelassene Lärmen der spielenden Knaben hatte sich in ein wahres Geschrei der Wuth verwandelt, und der bloß gespielte Krieg war eben im Stadium des Ueberganges zu einem wirklichen, in Anbetracht der Mächte, die hier stritten, ziemlich ernsten Kampfe. Die Ghetto-Jugend hatte sich auf dem Felde der ewigen Saaten, dem einzigen Felde, dessen Besitz dem Juden damals gestattet war, vor jedem Angriffe sicher geglaubt. Meinte sie auch nicht, die Heiligkeit der Stätte werde die Straßenjugend des Ortes ihren gewöhnlichen, grundlos und eben darum um so erbitterteren, unver-

söhnlichen Gegner fern halten; so glaubte sie sich doch durch die Umfriedung der Gräberstätte vor jedem Ueberfalle geschützt. Aber jenseits der niedrigen Mauer waren zuerst Köpfe, dann auch Arme und Hände erschienen, und diese schleuderten nun einen Hagel kleinerer und größerer Steine gegen die Spielenden. Mochten aber diese durch die größere Anzahl, in der sie heute sich beisammen fanden, ermuthigt sein, mochte etwas von dem Geiste der Vorfahren über sie gekommen sein, der diese die ungleichen Kämpfe mit den Syrern und Römern aufnehmen ließ; genug, sie wichen diesmal dem angebotenen Kampfe nicht aus. Die auf den Leichensteinen von besuchenden Angehörigen der Bestatteten als Andenken zurückgelassenen Kiesel waren eine reichliche Munition; man entschloß sich sogar, einen Ausfall zu machen, man kletterte über die Mauer und folgte dem Feinde auf sein eigenes Gebiet. Auch unser nicht mitbetheiligter Knabe kletterte hinüber, nicht sowohl um zu kämpfen als indem er im Zuschauen eine willkommene Aufregung fand, die ihn von seinem schmerzvollen Gedanken losreißen konnte. Wie es aber im Parteienkampfe gewöhnlich geschieht, daß der müßige Zuschauer die derbsten Püffe erhält oder gar zum Opfer wird; so geschah es auch hier. Ein spitzer Stein flog an die Stirne des einzigen müßigen Zuschauers, sogleich färbte ein Blutstrom dessen bleiches Gesicht, und eine tiefe Ohnmacht hätte ihn beinahe jetzt schon im hoffnungsvollsten Lebensalter zu denen gebettet, die da lebensmüde unter dem Rasen schliefen. Dann ebenfalls wie gewöhnlich flohen die Urheber und Theilnehmer vom Schauplatze des Streites, nachdem dieser unerwarteter Weise größere und gefährlichere Dimensionen angenommen hatte, unbekümmert um das schuldlose Opfer und nur darauf bedacht, die eigene Haut heil davon zu bringen. Der ohnmächtige Knabe wäre auch gewiß an dem abgelegenen, menschenleeren Platze hilflos vergangen, wäre ihm nicht Beistand geworden durch ein christliches, dem Jünglingsalter bereits näherstehendes Bürschchen, das, gleichfalls unbetheiligt, ein Zeuge der hier erzählten Vorgänge gewesen war. Es war dies der Sohn einer wenig bemittelten Tuchmacherswitwe aus einem der niedrigen Häuschen am Fuße des Friedhofhügels, der, weil es eben Sonntag war, im Schatten eines Baumes liegend eifrig in einem Buche gelesen und so sich einem Vergnügen hingegeben hatte, das ihm bei der Armut seiner Mutter und der Nothwendigkeit unablässiger, angestrengter Arbeit während der Werktage nicht gegönnt war. Als talentvoll von seinen Lehrern in den niedrigen Schulen anerkannt, als fleißig und sittlich ausgezeichnet, war er ursprünglich für die Studien bestimmt gewesen, mußte diesen jedoch bei dem plötzlichen Tode des Vaters entsagen, um am Webstuhle für seinen und seiner Mutter Lebensunterhalt mit zu arbeiten. Wohl war er auch von den muthwilligen Judenhassern zur Theilnahme an ihrer Hetze aufgefordert worden, hatte aber die Aufforderung entrüstet zurückgewiesen und deshalb manche Neckerei hinnehmen müssen, welcher er ruhigen Gleichmuth entgegensetzte. Dieser stürzte nun eiligst auf den

Gefallenen zu, wischte ihm mit seinem Taschentuche das Blut aus dem Gesichte; und da er sonst nicht zu helfen wußte, lud er ihn nicht ohne große Anstrengung auf seine Arme und trug ihn nach dem Häuschen seiner Mutter. Diese war über die Ankömmlinge nicht wenig erschrocken, um so mehr als sie den Verwundeten ins Gesicht sah. „Gott im Himmel!“ rief sie mit den bei frommen Christinnen üblichen Ausdrucke, „das ist ja der kleine Jakob unserer braven, guten Wollehändlerin, das einzige Kind unserer Wohlthäterin!“ Eifrig wusch sie die Schläfen des Kindes mit herbeigeholten Essig ließ es an starken Essenzen riechen, wie sie gute Hausfrauen im Volke für unvorgesehene Fälle bereit halten, und schickte eine gefällige Nachbarin eiligst nach einem Arzte. Erst als die Kopfwunde Jakobs regelrecht verbunden und er wieder völlig zu sich gekommen war, erst, als er sanft auf den weichen Pfühlen eines guten Bettes schlummerte, hing die gute Frau ein großes Tuch um, und ging, nicht ohne noch einigemal nach den Kranken hingehorcht zu haben, um dessen Mutter vorsichtig von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen.

---

2. Kapitel.

Gegenseitigkeit.

> „Es braucht nichts Großes zu sein, was du den Andern schenkst oder bereitest, thu es mit freundlichem Blick und Gedanken, und es wird gut sein.
> Doppelt glücklich aber wirst du sein, wenn dein Nebenmensch den gleichen Vorsatz gefasst hat wie du, und er sendet dir nun unverhofft etwas Freundliches in dein Haus oder Herz.“
>
> Auerbach.

Die Wunde, welche Jakob oder Jekewel, wie er im Ghetto hieß, erhalten hatte, war zwar durchaus keine gefährliche, ihre Heilung nahm jedoch längere Zeit in Anspruch, als man anfangs erwartet hatte. Die etwas verspätete ärztliche Hilfe konnte den bedeutenden Blutverlust nicht paralysieren, und bei der Schwächlichkeit des Knaben, seinem höchst sanguinischen Temperamente war das Wundfieber heftiger und länger andauernd als gewöhnlich bei Verwundungen von geringer Dimension. An eine Uebertragung des Patienten in die fern liegende Judenstadt war vorerst nicht zu denken; und als die Mutter, eine allgemein für wohlhabend geltende Witwe sah, wie die Tuchmacherin und ihr Sohn mit fast zärtlicher Sorgfalt sich die Pflege ihres Kindes angelegen sein ließen, ließ sie dieselben ruhig gewähren, und

nachdem sie einige Tage und Nächte unausgesetzt am Krankenbette zugebracht hatte, ging sie jetzt ruhigen Sinnes wieder ihren nicht unbedeutenden Geschäften nach. Durch eine jüdische Magd hatte sie im Tuchmacherhäuschen eine koschere Küche einrichten lassen; der sonst immer rührige Webstuhl feierte, um dem Kranken nicht den Schlummer zu rauben, und nach wenig Tagen entließ die Meisterin ihren Gesellen und zweiten Arbeiter, da sie, einem Versprechen der Jüdin gemäß, bei dieser eine stättige, minder kümmerlich ernährende Beschäftigung finden sollte.

Niemand fühlte sich bei diesem unerwarteten Wechsel der Verhältnisse glücklicher und befriedigter als Johann. Als ein fleißiger, mit reichen Gaben des Geistes von der Natur ausgestatteter Knabe hatte er sich in der Schule, des Wohlwollens seiner Lehrer und Vorgesetzten zu erfreuen, und war schon in zartem Knabenalter zum Eintritte in die Lateinschule zugelassen, damals das Vestibulum der höheren Wissenschaft und die Leiter, welche allein zu Würden in Staat und Kirche führte. Der brave, in seinem Handwerke geschickte und fleißige Vater Johanns hatte sich als Geselle einiges Geld erspart; mit Hilfe dessen und der kleinen Mitgift seiner Frau erwarb er das damals sehr theuere Meisterrecht, und brachte es nach einigen Jahren zu der günstigen Aussicht, das Häuschen, welches er in Miethe bewohnte, sammt einem daran stoßenden kleinen Garten und einem nahe gelegenen Stück Ackers käuflich an sich bringen zu können. Wirklich ward der Kauf abgeschlossen, eine Summe baar angezahlt; das Uebrige des Kaufschillings sollte in einige Jahresraten abgetragen werden. Ein nach den bescheidenen Ansprüchen der Familie verhältnismäßiges Glück schien dauernd begründet, und oft malten sich die Eltern, welche beide streng religiösen, ja sogar etwas schwärmerischen Familien entstammten, in denen noch vielfältige hussitische Traditionen lebten, in lichten Bildern die Zukunft aus, wo ihr einziger Sohn Johann als Priester und Prediger dem Volke die Glaubenslehre verkünden und ein Abglanz des Nimbus, dessen er gewiß theilhaftig würde, auch die Eltern, die einfachen Handwerksleute, verklären sollte. Doch es sollte anders kommen.

Als der brave Meister an einem trüben Wintertage mit mehreren anderen Genossen seines Gewerbes nach einem nahen Städtchen zu Markte fuhr wo sie einen Theil ihrer Waarenvorräthe abzusetzen hoffen, gerieth der Wagen auf dem von Regen und Schnee durchweichten Wege aus dem Geleise und drohte umgeworfen zu werden. Die Eigenthümer der Waaren stemmten sich gegen den Wagen um ihn aufrecht zu erhalten; doch hatte er bereits das Uebergewicht genommen, und im Falle weithin geschleudert flogen die schweren Ballen und Kisten. Eine der letzteren traf den Vater Johanns so heftig auf die Brust, daß ihm sogleich Blut zwischen den Lippen hervorquoll, und er sterbenskrank auf einen Bauernwagen aus dem nächsten Dorfe geladen, nach Hause geführt werden mußte.

Der aufopferungsvollen Pflege des treuen Weibes gelang es nur, ihn

noch wenige Tage am Leben zu erhalten; da die Verletzung der edelsten Organe der Brust den Tod unvermeidlich mit sich brachte. Für die Witwe kam nun eine Zeit der schweren Prüfung; die gewerblichen Verhältnisse ihres hingeschiedenen Mannes waren derart gewesen, daß sie nun mancherlei von ihm eingegangenen Verpflichtungen auf sich zu nehmen hatte, und wollte sie den erworbenen, kleinen Wohlstand nicht ganz einbüßen, so mußte sie sich entschließen, als Meisterin das Handwerk mit Hilfe eines tüchtigen Gesellen fort zu führen. Dieß geschah denn auch und da sie als wackere Hausfrau, als sparsam und redlich bekannt war, wurde von den wenigen Gläubigern der Credit ihres seligen Mannes mit günstigen Zahlungsbedingnissen auf sie übertragen. Das Schmerzlichste, was die Witwe in ihrem traurigen Stande erfuhr, war die Nothwendigkeit, ihren Johann den Studien, in welchen er bereits vielversprechende Fortschritte gemacht hatte, zu entziehen. Mit dem Herbeischaffen des Materials und dem Verkaufe der fertigen Erzeugnisse oft außer dem Hause beschäftigt, mußte sie jemand Verläßlichen haben, der die Fortschritte der Arbeit, das redliche und richtige Gebahren der Arbeiter zu Hause überwachen sollte, da es sich um mehr als Lebensunterhalt und Wohlstand, da es sich auch um den ehrlichen Namen handelte. So mußte nun Johann die ihm liebgewordenen Bücher mit Spule und Weberschiffchen vertauschen; doch auch hier erwies er sich als gesetzter, tüchtiger und praktischer Bursche, und das Gewerbe, dem nach dem plötzlichen Ableben des Vaters eine Stockung gedroht hatte, ging nun wieder im gewohnten Gange. Nur an Sonn- und Feiertagen erlaubte er sich den Genuß seiner wohlverwahrten, ihm überaus theueren Bücher, die er jedesmal nicht ohne einiges Leid zu fühlen, wieder sorgsam in den Schrank sperrte. Doch noch hatten die Armen nicht den letzten Tropfen aus den Wermuthsbecher des Schicksals geleert. Für den nöthigen Lebensunterhalt, für die Unbeflecktheit des ehrlichen Namens der Familie und des Andenkens des verstorbenen Familienvaters war nun wohl so ziemlich gesorgt; aber nun kam der Termin zur Ratenzahlung auf den Kaufschilling des kleinen Besitzthums. Wohl hatte die Tuchmacherin dieser Zeit mit banger Sorge schon lange entgegen gesehen; sie hatte sich in verdoppelter Arbeit angestrengt, da ihr Gewerbe doch nicht so einträglich war als unter Leitung des zu früh geschiedenen Meisters. Aber Mühe und Sorge kleckten nicht; denn immer bleibt es für eine Frau, insofern sie nicht über sehr reiche Mittel verfügt, schwierig, eine gewerbliche Concurrenz zu bestehen überall zurückgedrängt und überholt ist sie genöthigt, dann erst Schutz und Hilfe auf ihrem Wege zu suchen; während der rasche, selbstständige Mann das Ziel schon erreicht hat.

Immer noch hoffte sie, der reiche Gläubiger werde ihr eine Fristerstreckung gewähren; hatte er doch das Häuschen, bevor es ihr seliger Mann ankaufte, unbeachtet verfallen lassen. Aber der hartherzige Gläubiger, ein reicher und in der Stadt einflußreicher Mann hatte Gefallen an dem kleinen

Anwesen, das durch Fleiß, Ordnungsliebe und Reinlichkeit aus einer Ruine zum wohnlichen Häuschen geworden. Er hoffte das Häuschen sammt Garten und Feld bei Zahlungsunfähigkeit der Witwe wohlfeil zurück zu kaufen; öfter ging er nun daran vorüber auf seinen Spaziergängen, und mit gierigen Blicken schaute er nach den blanken, von Rebengewinde umrahmten Fenstern, nach dem Gärtchen, in welchem neben einigen Gemüse auch manche gut gezogene Blume prangte. Als nun die Bitte um Fristerstreckung an ihn gerichtet wurde, antwortete er mit Drohungen, und versicherte, auf keine Gründe, sondern nur auf den Klang des blanken Geldes hören zu wollen. Durch den Rückverkauf aber oder gar durch gerichtliche Veräußerung gingen alle jene Auslagen an Geld und Arbeit verloren, die bisher gemacht worden, und wurde Johanns Mutter auch um die Hoffnung auf eine Ruhestätte und mäßige Versorgung im Alter ärmer gemacht. In der Angst ihres Herzens entschloß sie sich, zu Judith, der Wollehändlerin, ihre Zuflucht zu nehmen. Diese, selbst Witwe seit einigen Jahren, war durch die Erfahrung eigenen Leides und durch ein von Natur gutes Herz günstig gestimmt; hatte sie doch nach dem Tode des Tuchmachers, als dessen bedeutendste Gläubigerin, sich mit den allererträglichsten Zahlungsbedingungen zufrieden gestellt. Auch diesmal wurde das Vertrauen nicht getäuscht; und Judith, die in der Gasse für wohlhabender galt als sie eigentlich war, verkaufte ein Sümmchen Dukaten, ein für besondere Vorkommnisse im Leben aufbewahrtes Ersparnis fest vertrauend der weisen Lehre, die sie kurz vor dem Besuche der Bittstellerin im Buche Sirach gelesen, wo es heißet: „Die Wohlthat des Menschen behält Gott wie einen Siegelring, wie einen Augapfel die guten Werke."

Und so kehrte der Friede wieder ein bei den Bedrängten, und nur zu bald fanden sie, wie wir oben erzählt Gelegenheit, für die ihnen gewordene Hilfe sich durch Anhänglichkeit und Treue werkthätig dankbar zu erweisen.

---

3. Kapitel.

Der Schatten kommt abhanden.

„Weh' denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leih'n;
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden,
Und äschert Städt' und Länder ein."

Schiller.

„Wärme dich am Feuer der Weisen, verfahre aber vorsichtig mit ihrer Gluth, daß du dich nicht verbrennest. Denn ihr Biß ist der Biß des Schakals, ihr Stich der Stich des Skorpions, und ihr Zischen ist Zischen der Schlange und all ihre Worte sind wie glühende Kohlen."

Sprüche der Väter.

„Die Mücke wird den Hammerschlag gewohnt ist ein Sprüchwort, das wohl von jeher in jedem Ghetto das Bürgerrecht hatte, wenn man, selbst

nur in sprachlicher Beziehung, von einem **Bürgerrechte im Ghetto** reden durfte. Die Sage, die dem zu Grunde liegt, ist wohl ebenfalls eine allzubekannte, als daß wir hier sie wiederholen sollten; fände sich aber doch jemand, unter unseren Lesern der sie nicht wüsste, so verweisen wir ihn an seine liebe Großmutter, die sie ihm gewiß eines Breitern wird erzählen können. Ich, der ich dieß schreibe, gestehe es, daß diese Sage mir manchen Naturgenuß gar arg verleidete; denn war ich in meiner Kindheit auch kein Titus, weder in der Bedeutung des Wortes, den ihm der Jude früher beilegte noch in der edleren, die man diesem Namen gegenwärtig gibt; so hatte ich doch auch hin und wieder eine kleine Schuld auf dem Gewissen, wie z. B. ein vergessenes Nachtgebet, eine verbotene Näscherei u. drgln. mehr. Kam ich nun einmal aus der engen Lehrstube in des lieben Gottes freie Natur, freuete ich mich an den hellen Sonnenlichtern, die rings auf Blumen und Gräsern Quellen und Hainen spielten, so kam gewiß so ein kleiner Dämon in Gestalt einer Mücke oder eines anderen Insektchens und bemächtigte sich in so bedenklicher Weise meiner Nase, daß ich vor Schrecken außer mir schon alle Qualen des Titus über mich los gelassen glaubte. Als ich aber später Naturgeschichte und sogar Weltgeschichte lernte und lehrte; da erkannte ich wohl, daß eine Mücke nicht in einem menschlichen Gehirne jahrelang hausen, daß sie nicht zur Größe einer Taube heranwachsen weder einen kupfernen Schnabel noch eiserne Krallen erhalten konnte; ich wusste wohl, daß der in seiner Jugend leichtfertige und grausame Titus später ein edler, menschenfreundlicher Regent wurde. Nun bekam die Sage für mich den Werth einer Allegorie. Unter dem Bilde der Mücke sah ich den Gewissensbiß, den Titus über sein Verfahren in Jerusalem gefühlt haben mag, dem er im Geräusche eines strebsamen Lebens mochte entgehen wollen, der aber immer und immer wiederkehrte und ihn nie verließ. Daher auch der Zweifel an sich selbst und an dem, was er vollbracht, wie er sich bei ihm in den Worten ausspricht: „Diesen Tag habe ich verloren!“ Gewiß würde ein Mann, der ruhig seiner Pflicht hinlebte, mochte dessen Stellung eine gewöhnliche oder außergewöhnliche sein, nicht so ängstlich über sich gewacht haben, wie nur die Reue es vermag. Und wahrlich, der Zweifel an uns selbst, ebenso aber der Zweifel an dem, was uns von Kindheit auf wert, theuer und heilig gewesen, sind ganz geeignet, uns auf's Grausamste zu quälen, uns jeden inneren Halt zu rauben und unser moralisches Wesen endlich ganz zu vernichten, wenn nicht ein günstiges Geschick uns noch am Rande des Abgrundes ergreift und von dem jähen Sturze in eine Tiefe zurückhält, aus der kein Emporklimmen mehr möglich ist. Wohl dem, dem es gegönnt ist, im Sturze selbst noch irgend etwas zu ergreifen, daran sich fest zu halten, und wenn auch unter unsäglicher Qual und Mühe, Geduld und Anstrengung wieder die Höhe zu erreichen. Gegen verlorene Gemüthsruhe, da wo sie vom Zweifeln am Heiligsten oder von Hintansetzung unserer Pflichten herschreibt, gibt es aber nur eine einzige Art des Gegen-

gewichts, nur eine Möglichkeit der restitutio in integrum, das sichere Bewußtsein einer schönen, versöhnenden That. Nach dieser ethischen Excursion, die wir mit gleichem oder noch mehr Rechte an die Spitze eines späteren Kapitels hätten setzen können, kehren wir zu unserer Erzählung zurück.

Der genesende Jekewel lag schlummernd in einem weichen, mit blendend weißen Pfühlen reich versehenen Bette in einer schattigen Stubenecke, am Fenster saß die Tuchmacherin und spann, die Weinranken vor den Fenstern milderten die hellen Sonnenlichter des Sommernachmittags. Johann saß am Tische mitten im Zimmer; er hatte seine lieben Bücher und Schriften wieder hervorgesucht und las und schrieb emsig, suchte dasjenige sich wieder anzueignen, was ihm im Laufe der Zeit verloren gegangen war, und benützte die um diese Jahreszeit stattfindenden Ferien, um sich für den Wiedereintritt in die Schulen vorzubereiten. Still vergnügt sah die Mutter nach seiner Beschäftigung hin und wieder mochten sie goldene Träume der Zukunft umgaukeln, für die sich jetzt günstigere Aussichten eröffneten. Eine leichte, doch hörbare Bewegung des Kranken störte sie auf, und sie eilte an dessen Bette, den Erwachten zu fragen, ob er etwas wünsche. Diesen aber quälte das allgemeine Uebel der Rekonvaleszenten, das oft so lästig ist, als die Krankheit selbst, nämlich die Langeweile. Gewöhnt an ein fleißiges Studium der Bibel und des Talmuds und dem Müssiggange durch Erziehung und Temperament abhold, fand er an den wenigen Besuchen der Mitschüler und einiger älterer Bochurim der Jeschiwah kein Genüge, da sie nur selten den Weg in den entlegenen Stadttheil machen konnten. Selbst aber in Bibel oder Talmud zu lesen, hatte ihm der Arzt einstweilen als anstrengend noch verboten. Und so bat er nun seine treue Wärterin, ihr Johann möge sich an sein Bett setzen, ihm etwas zu erzählen oder gar vorzulesen. Dieser war willig dazu bereit, und in der kleinen Handwerkerstube, die sonst dem nicht günstig gewesen, entwickelte sich nun ein eigenthümliches Geistesleben. Der bedächtige, kluge, auch ziemlich ältere Johann wählte bei seinem Erzählen und Vorlesen nur solche Stoffe, die dem Verständnisse des Zuhörers angemessen, dessen Interesse erregen konnten. Wie staunte nun der Judenknabe über die Schilderungen von fremden Völkern, Ländern und Welttheilen, von Begebenheiten, von denen er nie und niemals sich hatte träumen lassen; durften doch die Wissenschaften solcher Gegenstände als profan und dem Studium der heiligen Lehre Eintrag drohend, nicht in das abgeschlossene Sanctuarium der jüdischen Schule bringen!

Es ist wahrlich eine sonderbare, ja einzige Erscheinung in der Kulturgeschichte der Völker, wie sie sich dem aufmerksamen Forscher in dem Bildungsgange des israelitischen Stammes kundgibt. So lange da nämlich eine bevorzugte Priesterschaft (wir dürfen uns fast den Ausdruck „Priesterkaste" erlauben) existirte, die zum großen Theile mit dem religiösen und politischen Richteramte betraut war, zeigte sich diese Priesterschaft eifrigst bemüht, Wissenschaft und Kenntniß zum allgemeinen Gute zu machen, nie und niemals die

Ideen des Heiligen und Erhabenen als ihren privilegirten Privatbesitz unter Mysterien verbergend. Nun aber, wo diese Priesterschaft ihre Organisation und damit ihre Rechte und Pflichten fast eingebüßt, ja nur mehr als eine Erinnerung an eine große Vergangenheit geachtet wird, nun ist es eben keine seltene Erscheinung mehr im Judenthum, daß Verdummung und Verfinsterung von Leuten angestrebt wird, deren erste Pflicht es wäre, der Aufklärung und dem regsten Geistesleben möglichsten Vorschub zu leisten. Man mißverstehe uns ja nicht! Nicht die Ortodoxie (insoferne sie die strengste Observanz aller, selbst der kleinlichsten Gebräuche in ehrlicher Ueberzeugung verlangt) ist es, die wir hier im Auge haben; aber wir können unsere Mißbilligung jenen gegenüber offen aussprechen, die, wie die Rebbis unter den Chassidäern, ihre Stellung eigennützig ausbeuten, oder die unter dem Mantel einer Modernisirung und Regelung der kultuellen jüdischen Verhältnisse mit unjüdischen Formen und Formeln auch unjüdische Begriffe, wie die von Geistlichen und Laien, annektiren. Ja, Letztere sind es besonders, welche den Juden oft gegen alles profane Wissen und Kennen mißtrauisch machten, da er in dem profanen Wissen der Neologen (freilich mit Unrecht) den Grund zu so mancher Abweichung von der frommen Vätersitte muthmaßt.

Kommen aber solche Vorurtheile und schiefe Ansichten noch jetzt vor, um wie viel mehr mußten sie zu einer Zeit vorhanden sein, wo der Jude nicht nur gegen alles, was außer dem Ghetto geistig geschaffen oder gefunden wurde, sich selbst abschloß sondern auch gewaltsam abgeschlossen wurde. So lebhaft auch die Regsamkeit auf dem Gebiete der frommen Studien war, alles was außerhalb des Gesichtskreises dieser Forschungen lag, blieb unbekanntes Land, so wie man durch das beste Teleskop, wollte man durch dieses allein den Himmel sehen, das Erfaßte zwar in möglichster Genauigkeit erblicken würde, das Erfaßte aber eben nur ein Stückchen des Himmels, nicht aber das prachtvolle Firmament mit seinen Millionen und Millionen leuchtender Punkte wäre, deren Anblick so ergreifend und erhebend uns zu Herze spricht. Wie mußte nun demjenigen zu Muthe sein, dem jetzt zum ersten Male der volle, unbeschränkte Gebrauch seines Auges gewährt wurde, vor dem die Hindernisse, die bis jetzt seinen Horizont beengt, plötzlich weggeräumt wurden zumal wenn dieser ein ins Jünglingsalter eben übergehender Knabe war, in welchem orientalische Glut sich mit der Raschheit sanguinischen Temperamentes einte. Jekewel konnte des Fragens, des Hörens und nach alter Chedermanier des Dreinredens nicht satt werden; und wollen wir ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, so müssen wir gestehen, daß seine Fragen zumeist geistreich, seine Einreden oft von der Gewohnheit des Polemisirens, das keiner Autorität so leicht sich unterordnet, aber auch von einer Naivität zeugten, die dem Erzählenden manches leise Lächeln abnöthigt. Johann kannte schon mehrere lateinische Klassiker und hatte sich den Spruch des römischen Dichters wohl gemerkt, daß derjenige alles Lob verdiene, der das Nützliche mit dem

Angenehmen zu vereinen wisse. Er nahm daher beim Vorlesen und Erzählen meist solche Themata auf, deren Rekapitulation ihn für die Fortsetzung seiner Studien zumeist nützen konnte. Als Jekewel nach und nach kräftiger geworden, kam nun die Reihe des Erzählens zuweilen auch an ihn. Seine Stoffe entnahm er allein der Bibel und der Agadah; dem einzigen aber reichen Schatze seines Wissens, und war der christliche Student auch durch Katechismus und Religionslehre der biblischen Geschichte nicht ganz fremd, so zeigte sie sich ihm jetzt in so glühenden Farben, daß sein Gemüth von diesen zauberischen Bildern, die er nun in lebhafteren Tinten und hellerer Beleuchtung zu sehen bekam, gänzlich erfüllt wurde. Der Verkehr der Beiden nahm bald die Gestalt eines Verhältnisses sich gegenseitig Belehrender und Lernender an, und als nach völliger Genesung Jakobs die Uebersiedlung sämmtlicher ins Ghetto stattfand, waren sie einander ganz unentbehrlich geworden.

Johann hatte mit seiner Mutter, die ihr kleines Anwesen vermiethet hatte, ein Hinterstübchen im Hause der Wollhändlerin bezogen. Die Mutter versah die Stelle einer Sortiererin und Einkäuferin während häufig Geschäfte die Handelsfrau außer Hause oder auf Reisen fern hielten. Der nun wieder Student gewordene wandte sich mit allem Eifer seiner Berufspflicht zu, Jekew besuchte wieder den Schir und war ein fleißiges Bochurl, aus dem bald ein f e i n e r Bochur sich entwickeln sollte. Beide aber hatten von dem Baume einer ihnen früher fremden Erkenntnis genossen, und der Genuß hatte sie nicht nur nicht befriedigt, sondern in ihnen die heftigste Begierde wach gerufen. Nun wollten aber beide sich nicht mit Fragmenten begnügen, wie sie gegenseitig spärlich in zugemessenen Mußestunden sich mittheilen konnten, und der praktischere Johann machte nun den Vorschlag man solle ganz systematisch vorgehen, und einander einen geordneten, von den Elementen der Wissenschaft ausgehenden Unterricht ertheilen. Daß sein Freund diesen Vorschlage beistimmte, er, der seinen Temperamente gemäß alles mit Eifer angriff, lässt sich wohl denken. Nun wurde manche Nacht in Gesellschaft durchwacht, die Studien eifrig und sogar Wochen- und Monatelang, eifrig betrieben; und auf den Wunsch Johanns mußte dieses Treiben vor jederman ein tiefes Geheimnis bleiben. Nur die beiden Mütter wußten darum. Die Tuchmacherin, in deren Familie noch manche hussitische Traditionen, lebten, also bei dem damaligen Stande der Weltverhältnisse Geheimthuerei üblich war, sah (mit dem einfachen Naturen oft eigenen, ganz richtigen Instinkte,) in den neuen Studien ihres Sohnes nichts als eine Erweiterung seiner theologischen Kenntnisse, die er einst erwerben sollte. Gab es doch damals am Piaristenkollegium der Stadt einen allgemein als besonders fromm geachteten Pater Bruno, von dem man wußte, daß er sich viel mit alten hebräischen Büchern beschäftige, bei denen er oft ganze Nächte in der Collegiumsbibliothek durchwache. Dieser würde gewiß, meinte sie, ihren Johan höchlichst beloben und fördern, wenn er erst nur von dem Treiben desselben

Kenntnis hätte, und nicht wenig wunderte sie sich, daß letzterer das Geheimnis so ängstlich gewahrt wissen wollte. Der Jüdin aber waren wissenschaftliche Bestrebungen, wie die ihres Sohnes, in ihrer Familie ebenfalls nichts ungewöhnliches. War doch ihr Vater selbst ein Lamdan gewesen, dem auch manches von profanen Wissenschaften nicht fremd war. Zumal aber ihr Gatte, der verstorbene Reb Veit, hatte als ein Muster seltenen Lamdonus und Charifus (Gelehrtheit und scharfsinniger Forschung) gegolten; sein Wissen aber in Chochmoth chizonioth (fremden Weisheitslehren) war so groß, daß, wie die Gasse sagte, er ebensowohl Rabbiner der größten Kehillah wie Probst des gelehrtesten Klosters hätte sein können. Doch hatte er von seinem Wissen nie materiellen Nutzen gezogen, und dieser Umstand sowie sein geringer Verkehr mit den ascetischen, im engeren Kreise seines bloß jüdischen Wissens sich bewegenden Rabbiner der Gemeinde, ja seine öftere Opposition gegen die Meinungen und Aussprüche dieses Rabbiners hatten ihn in den Geruch des Schebsenthums (Sabbathianismus) gebracht. Weil nämlich die Sabbathianer zumeist gebildete Leute waren, galten dem gemeinen Haufen viele Juden von ungewöhnlicher Bildung für Schebsen, ohne auch nur jemals mit dieser Sekte oder ihren Lehren in Berührung gekommen zu sein. Diese Anschauung ist sogar jetzt noch nicht völlig geschwunden, wie wir leicht durch Gewährsmänner erhärten können.

Welche Methoden die beiden jungen Leute bei ihrem Unterrichte beobachteten, wissen wir nicht anzugeben; wir glauben aber, daß sie selbst dafür keinen Namen gehabt hätten. Sie folgten einfach den Eingebungen ihres gesunden Mutterwitzes, und solche sind oft viel mehr wert als alle künstlichen, tiefsinnigen Theorien entnommene Grundsätze. So viel jedoch wissen wir, daß Johann den Unterricht in den klassischen Sprachen mit den üblichen ala (Flügel) und animus (Geist) anfing, daß seinem Zöglinge das amo, amare (ich liebe, lieben) nicht recht zu Sinne wollte, und daß ein anderes Muster, nämlich Cogitare (denken) mit vielem Vortheil erprobt ward. Der Unterricht im Hebräischen fing aber keineswegs mit der Grammatik an, von der unser Bochurlein wahrscheinlich selbst nicht viel wußte, sondern kaum hatte der Schüler das Lesen des Hebräischen sich nothdürftig zu eigen gemacht, so standen sie auch mit einem gewaltigen Sprunge im Heiligthume der biblischen Wissenschaft selbst und begannen beim „Bereschith bara Elohim“, wozu nach der bei Sanguinikern und bei jüdischen Lehrern gewohnten Ueberstürzung das obligate: Amar Rabbi Iizchak sogleich hinzugefügt werden sollte. Gewiß wird ein solcher Sprung von manchen jüdisch-didaktischen Pfuschern, die trotz aller gegentheiligen Erfahrung den hebräischen Unterricht bei der Sprachlehre begonnen haben wollen, ein Salto mortale genannt. Die Ungereimtheit einer solchen Behauptung wird nur von der Prätension des Franzosen Jacatot übertroffen, der sich rühmte, die Methode erfunden zu haben, beim Unterrichte einer Sprache mit der Lektüre

eines ihrer Klassiker den Anfang zu machen, während diese Lehrart seit undenklichen Zeiten unter den Juden gebräuchlich war. Von Staunen ergriffen hörte er, den sein Mentor scherzweise Jochanan nannte, die kurze und markige Erklärung des ersten Bibelsatzes. Wie war da mit so wenigen Worten, ja mit einem Wortspiele, wo es sich um den einzigen Buchstaben „Beth“ handelte, das Räthsel gelöst, welches seit Jahrtausenden die größten Denker der Menschheit beschäftigt, die Frage nämlich, zu welchem Zwecke die Welt erschaffen sei. Jekew fand in dem Ausspruche, die Welt sei des Gesetzes, also der Tugend wegen da, gar nichts Besonderes; ihm waren solche Wortspiele, an welche sich die erhabensten Lehren der Religion und Moral knüpften, aus Talmud und Midrasch geläufig, und die Gewohnheit hatte ihnen, da jüdische Knaben noch vor wenig Dezennien schon im achten Lebensjahre das Studium Raschi's begannen, das Bewältigende genommen. Dagegen überraschte es ihn, als er zur Lektüre der alten Klassiker kam, die Pracht poetischer Ideen und Sprache, welche er sonst nur bei den Reden der Profeten, bei den Psalmen oder der erhabenen Allegorie des „Hohen Liedes“ kennen gelernt, hier zwar nicht in gleicher Fülle und Pracht, aber doch immer noch in überraschender Schönheit auf Begebenheiten des minder geweihten irdischen Lebens angewendet zu finden, und oft brach er in den Lobspruch aus: „Gepriesen sei Er, der durch ihm allein gebührende Herrlichkeit auch Wesen von Fleisch und Blut verklären läßt.“

Die Fortschritte Beider waren um so rascher und großartiger, als Beide oft genug Gelegenheit hatten, Manches bei ihren neueren Studien auf Aehnliches in dem sonst Gewohnten und mit gleichem Eifer Fortbetriebenen zu beziehen und hierdurch zu klären.

Jekew kam sich selbst wie einer der Adepten vor, die da meinen, in geheimnißvollem Treiben den Stein der Weisen gefunden zu haben; ja vermöge seiner lebhaften Einbildungskraft glaubte er oft, die Materien der kabbalistischen Lehren seien keine anderen als diejenigen, mit denen er selbst sich abgebe, und werden nur darum vor dem gemeinen Haufen geheim gehalten, weil es Verirrungen zu verhüten gut sei, den minder Gebildeten von jeder Kenntniß heidnischer Sitten und Denkweise möglichst fern zu halten.

Einige Jahre waren so in freundlichem Wechselverkehre hingegangen, die Jünglinge waren zu jungen Männern herangereift, und besonders Johann zeigte, daß das verschiedenartige Wissen auf ihn den wohlthätigsten Einfluß geübt habe. Er hatte an den Beispielen großer Männer in der Weltgeschichte gelernt, charakterfest nach einem Ziele zu streben und alle Kenntnisse, alle Erfahrungen für dieses eine, immer unverrückt im Auge Behaltene zu benützen. Wir wissen nicht, ob er den Pater Bruno zum Vertrauten seiner Studien, die sich mittlerweile auch über Talmud und dessen Commentare ausgedehnt, gemacht habe; doch scheint uns dies der Fall zu sein, wie wir leicht aus

Folgendem erkennen. Der gelehrte Geistliche war nämlich als Lehrer an eines der vielen in Rom bestehenden Seminarien berufen worden und bald darauf wußte man in der ganzen Stadt, daß der ausgezeichnete junge Student, der Tuchmachersohn Johann, als Zögling eines Seminars nach Rom abgehen und dessen Mutter eine kleine Bedienstung bei der Wirthschaft eines der vielen dortigen Klöster erhalten sollte. Das kleine Häuschen in der Vorstadt, dessen Besitz einst durch das Darlehen der Jüdin gerettet worden, war bereits verkauft und Alles zum Abschiede von der Heimat und zur Reise vorbereitet. Nur ein trauriger Umstand hielt Mutter und Sohn noch von der weiten Fahrt zurück. Ihre Wohlthäterin nämlich, die Wollhändlerin Judith, kränkelte seit längerer Zeit, und ihr Uebelbefinden hatte seit mehreren Monaten einen Charakter angenommen, der das Aergste befürchten ließ. Unvorgesehene bedeutende Verluste im Geschäfte hatten die Frau zu Anstrengungen angeregt, denen der schwache Körper nicht Stand zu halten vermochte, und sie war endlich genöthigt gewesen, siech und ermattet nach Aufopferung des größten Theils ihrer Habe sich vom Geschäfte zurück zu ziehen. Nun fand sie an ihrer bisherigen Geschäftsgehilfin eine so treue und sorgsame Wärterin, als diese es nur früher bei der leichteren Krankheit des Sohnes gewesen war. Auch Johann und Jekew thaten, was Pflicht, Liebe und Dankbarkeit nur zu leisten vermochten. Die meisten Nächte durchwachten Beide vereint am Krankenlager der Theueren, damit die von der Dienstleistung am Tage Ermüdeten sich der Ruhe hingeben und im Schlummer neue Kräftigung holen konnten. Schlief dann die Kranke oder lag sie minder von Schmerzen gequält ruhig da, dann nahmen die beiden jungen Leute ihre Studien vor, ihre Bemerkungen sich mit gedämpfter Stimme gegenseitig mittheilend. Oft auch verlangte die leidende Frau, daß die Gespräche lauter wurden, und obgleich sie von dem Abgehandelten wenig oder nichts verstand, freute es sie doch, wenn sie sah, wie die schönen Augen ihres geliebten Sohnes, ihres einzigen Schatzes auf Erden, heller erglänzten im Eifer des Disputes, wie die ganze schmächtige Gestalt sich gleichsam dehnte und größer wurde, als wollte sie von der hohen Warte der Wissenschaft aus das weite Weltall überschauen. Oft, wenn die beiden Gefährten auf der Bahn der Erkenntniß vor irgend einem neuen Wege stutzten, vor irgend einem ungelösten Räthsel gedankenvoll stehen blieben, war es gewöhnlich ein rasches Aufblitzen des Witzes womit Jekew das eingebrochene Dunkel erhellte. Freilich zeigte sich dieser Blitz manchmal auch als ein Irrlicht und es gelang dann nur der langsameren, aber sichereren Denkweise des bedächtigeren Gefährten, sich im Wirrsale der Gedanken und Meinungen zurecht zu finden. Diese Art Unterhaltungen verfehlten nicht, auch auf die Zuhörerin einen angenehmen Eindruck zu machen, und obgleich sie die Hoffnungslosigkeit ihres körperlichen Zustandes kannte, sah sie doch der Zukunft nicht trostlos entgegen. Glaubte sie doch gewiß zu sein, daß ihr Andenken ein gesegnetes sein werde, als das der

Mutter eines vortrefflichen, mit seltener Bildung begabten Sohnes, der sich schon eines ausgezeichneten Rufes als des „feinsten“ Bochurs der Jeschiwah erfreute, und von dem sie wußte, daß er noch manchen geistigen Schatz besitze, von dessen Vorhandensein seine Gönner und Bewunderer keine Ahnung hatten. Die Sorge für das materielle Fortkommen ihres Kindes konnte keinen Augenblick ihren heiteren Sinn trüben; damals war unter den Israeliten Reichthum an Wissen mehr oder doch mindestens ebenso viel werth, als Reichthum an Glücksgütern, und gewährte ersteres eine sicherere Anwartschaft auf gute Versorgung, als die letzteren. Doch noch eine zarte Blüthe der Hoffnung sollte der liebevollen Mutter nahe am Rande ihres Grabes erblühen. Unter den häufigen Besuchen, welche der Kranken nach frommer Sitte zu Theil wurden, waren die der Rabbinerin, der Gattin des dazumal der Gemeinde vorstehenden Rabbi Samuel, eines Mannes, der als Charif (scharfer Dialektiker), aber auch als Ascet (streng im Einhalten der rituellen Pflichten und gebotener Enthaltungen) seines Gleichen suchte, die häufigsten. Mit der Rabbinerin aber kam gewöhnlich auch deren Töchterchen Rahel, ein Mädchen von etwa vierzehn oder fünfzehn Jahren, das nach der weisen Absicht der Eltern frühe die Ausübung der Nächstenliebe und jeder den Menschen zierenden Tugend lernen und üben sollte.

Rahel war ein liebliches Geschöpf, das keineswegs von der Natur dazu genöthigt schien, einst die Schätzung und Anerkennung als Bochurim-sechorah (Bochurim-Waare) zu erlangen. So nannte man nämlich in früherer Zeit die Töchter der Rabbanim und Lamdanim, wenn sie von Natur und auch von Erziehung etwas vernachlässigt waren, da ihre Väter sich recht oft im Eifer der Studien über die Pflichten einer sorgfältigen Kindererziehung hinwegsetzten. Ein solches Mädchen pflegte man dann, wenn es heiratsfähig geworden, irgend einem guten, aber unbeholfenen Bochur anzuhängen, und solchen anstatt der Mitgift irgend ein Stellchen als Moreh Zedek, Melamed oder Rabbi in einer kleinen Gemeinde zu prokurieren. Zu dieser Bochurim-sechorah sollte also unsere Rahel nicht zählen; vielmehr war sie eines jener Wesen, wie sie die Romanen-Schriftsteller von Walter Scott bis auf Herloßsohn bei der Schilderung schöner und liebenswürdiger Jüdinnen begeistert haben. Wir überlassen es unseren freundlichen Lesern, sich die Gestalt und die Züge Rahels nach ihrem eigenen Geschmacke beliebig auszumalen, da es uns an allen und jedweden Daten hierzu mangelt und wir Blondinen und Brünetten gleich schön finden, wenn sie eben schön, gut und liebenswürdig sind. Rahel hatte unter anderen die schöne Gabe von der Natur erhalten, durch heiteres, doch nicht muthwilliges und unsinniges Geplauder auch Andere heiter zu stimmen, und die Mutter Jekews sah in ihrer Gesellschaft die Stunden wie Augenblicke hinschwinden, und nicht selten war sie trotz ihres schweren Leidens und des nie weichenden Schmerzes zu einem freudigen Lächeln genöthigt. Was war nun natürlicher, als daß die Rabbinerin ersucht

wurde, der Kranken öfter die Gesellschaft des lieben Töchterleins zu gestatten. Sie kam nun öfter mit einem Strickstrumpf oder einer Nähterei am Nachmittage zu Besuche, legte diese öfter bei Seite, um aus dem Zeeno urenno (dem sogenannten Deutsch-Chumesch, einer Art jüdisch-deutsch verfaßten, an Midraschim und Sagen reichen biblischen Geschichte) vorzulesen, und nicht selten blieb sie bis zur Dämmerung, wo dann Jekew aus dem Beth-hamidrasch und Johann aus dem Piaristen-Collegium, in dessen Bibliothek er die Tage nun zumeist hinbrachte, zurückkamen. Oefter nun geschah es, daß die jungen Männer sich in ein Gespräch mit dem klugen, freundlichen Mädchen einließen, das Anfangs zwar gar schüchtern und scheu, nach und nach aber zutraulicher geworden und gern an einer Unterhaltung theilnahm, wie sie unter den Ghettobewohnern minder gewöhnlich war. Auf diese Weise mußte sie wohl auch von dem sonderbaren Verhältnisse der beiden Freunde eine Ahnung erhalten, ohne darüber ganz klar zu werden, oder sich nur weiter darum zu kümmern.

Ueberhaupt war der Verkehr der Jünglinge mit dem Mädchen ein ganz harmloser, und diejenigen unter unseren lieben Leserinnen haben sich gar arg getäuscht, welche nun Schilderungen verliebter Mondscheinscenen, Erzählungen von durchseufzten Tagen und durchweinten Nächten, Schwüren für die Ewigkeiten und wie all die Beigaben müßiger Romantik heißen, erwarteten. Und doch war es eine, wenigstens bereits von deren Müttern beschlossene Sache, daß Jekew und Rahel einst des Lebens Leid und Freud mit einander theilen sollten. Die beiden Mütter hatten im gegenseitigen Wohlgefallen an ihren Kindern das mit einander so ausgemacht, der Rabbi hatte dem Plane für jene Zeit seine Zustimmung zugesagt, in der Jekew reif sein würde, einen geeigneten Platz als selbstständiger Mann auszufüllen. Niemand von den Eltern ließ es sich im Geringsten beikommen, es könne von einem der zunächst Betheiligten Einsprache erhoben werden. Denn das jüdische Mädchen liebt oder liebte doch in früheren Zeiten, wie Auerbach ebenso wahr als witzig bemerkt, nur jenen Mann, von dem der Vater sagt: „Er soll dein Herr sein!" Dem präsumtiven Bräutigam aber waren durch das Lesen römischer und griechischer Dichter für die Erkenntniß der Reize einer Rahel die Augen zur Genüge geöffnet. Selbst in der Gemeinde war es bereits ein sogenanntes öffentliches Geheimniß, daß Jekew und Rahel einst ein Paar werden sollten, für dessen in inniger liebevoller Häuslichkeit zu gründendes Glück alle Vorzeichen günstig sprachen. Bei den meisten Völkern der Erde ist die eheliche Pflicht ein Kind der früheren Liebe, umgekehrt aber bei den Juden ist oder war zumeist die eheliche Liebe ein Kind der Pflicht. Hierdurch erscheint auch das Räthsel der glücklicheren und friedlicheren Familienverhältnisse bei den Israeliten gelöst. Ist doch das blinde, launige Kind weniger der Verirrung und dem Straucheln ausgesetzt, wenn es auf der weiten wirren Lebensbahn geleitet wird von bedächtigem Führer, der den Weg sich unabänderlich vor-

gezeichnet sieht. Diese frohen Aussichten für ihren Sohn wiegten die hierdurch sorglos gewordene Judith sanft in Schlummer, in einen Schlummer, für den es nur ein Erwachen gibt im Jenseits, wofür den Tugendhaften selbst auf die stolzesten Träume von Seligkeit keine Enttäuschung folgt. Jekews höchst empfindliches Gemüth war tief betrübt durch den Verlust; doch sollte er die Größe desselben erst nach den gebräuchlichen Trauertagen kennen lernen. Denn, wie üblich, drängte in der Klagewoche ein Besuch den andern; auch der Rabbi kam mehr als blos einmal zu seinem Lieblingsschüler in Begleitung des ihm von der Gemeinde bestellten Bothschammes; auch Rahel und ihre Mutter blieben nicht aus, und gewöhnlich wählten sie für ihren Besuch die Zeit nach dem Abendgebete, nach welchem die meisten Besucher sich entfernten und nun Zeit und Gelegenheit blieb zu ungestörtem, freundlichem und tröstendem Gespräche.

Aber die Klagewoche war vorüber. Nun nahmen auch Johann und seine Mutter Abschied, um die lange verschobene Reise nach dem fernen Rom anzutreten, und Jekew sah sich in dem nun leer gewordenen Hause völlig vereinsamt. Wohl nahm er eine anständige Hausirerfamilie zu sich, die ihm als Entgelt für den Miethzins sein besonderes Stübchen in Ordnung hielt und für billige Zahlung frugale Kost gab. Aber diese Leute waren trotz aller Freundlichkeit und Zuvorkommenheit für einen innigeren Verkehr mit dem gelehrten Bochur wenig geeignet; von den Kollegen an der Jeschiwah war er von jeher bis auf den unausweichlichen Verkehr beim Schiur stets fern geblieben und sie mochten in ihrer Einseitigkeit der Bildung auch jetzt seinen Ansprüchen minder genügen; ein öfteres Zusammensein mit der Erwählten seines Herzens war aber für den Bochur und die Rabbinerstochter, selbst wenn die Mutter weniger streng und die Hauswirthschaft der helfenden Hand minder bedürftig gewesen wäre, unschicklich, daher unmöglich. Nun verlegte er sich um so mehr auf die gewohnten Studien, aber auch diese befriedigten ihn jetzt nicht; fehlte ihm doch der Freund, mit dem er Gedanken und Bemerkungen auszutauschen und sich in die Tiefen der Forschung zu versenken gewohnt war. So saß er nun eines Abends in tiefes Sinnen versunken in seinem einsamen Stübchen und ließ im unsichern Zwielichte der Dämmerung Gestalten der Vergangenheit an seinem Geistesauge vorüberschreiten. Da dachte er des früh hingeschiedenen Vaters, von dem die Erinnerung kein deutliches Bild für ihn bewahrt, er dachte der guten Mutter, deren kluger, liebevoller Zuspruch so oft das Wogen seines nur allzu leicht beweglichen Herzens gemäßigt und gemildert hatte. Da erinnerte er sich eines Umstandes, den er früher im Kummer wegen des raschen Hinsiechens der geliebten Mutter weiter nicht beachtet hatte. Kurz vor ihrem Tode hatte sie ihm ein Schlüsselchen zu einem geheimen Fache in dem hinterlassenen großen Bücherschranke des Vaters gegeben. Die Schublade sollte einige besonders kostbare, jedoch für minder Gebildete und jugendlich Unerfahrene nicht ungefährliche Bücher und

Manuskripte bergen, und der sterbende Gatte hatte seiner guten Judith empfohlen, den Schlüssel hierzu ihrem Sohne nicht eher einzuhändigen, als bis er Mann geworden. Hatte nicht aber vielseitiges Wissen diesen schon frühe gereift? Drohte nicht, wenn sie länger schwieg und das Geheimniß mit sich nahm, ihrem Lieblinge der gänzliche Verlust des sorgsam bewahrten väterlichen Schatzes?

Jekew nahm nun diesen Schlüssel zur Hand, und die Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, regte ihn so sehr auf, daß er lange mit dem damals noch primitiven, aus Stahl, Stein und Zunder bestehenden Feuerzeuge nicht zurecht kommen konnte. Endlich war eine Kerze angezündet, die großen Folianten wurden von ihren Plätzen gehoben und auf Bett, Tisch und Stühle gelegt; ja manches Buch fiel zum Fußboden herab und blieb da unbeachtet liegen, wo es die Pietät des frommen Juden keineswegs ein anderesmal hätte liegen lassen. Endlich war das geheime Fach gefunden und geöffnet, mehrere in hebräischer und chaldäischer Sprache verfaßte Bücher, von deren Existenz Jekew bisher keine Ahnung hatte, daraus hervorgeholt. Da waren auch noch verschiedene Manuskripte auf Pergament und Papier, und endlich in der hintersten Ecke ein kleines, sorgfältig in Papier gewickeltes Packet. Auch dieses wurde enthüllt und erwies sich als ein Büchlein, dessen krause Lettern den meisten Bochurim ein unlösbares Räthsel geblieben wären. Dem unseren aber waren es gar gute alte Bekannte, gehörten sie doch der kräftigen Sprache der Römer an. Das Büchlein zeigte als Druckort das ferne Amsterdam und als Verfasser B. de Spinoza, einen dem jungen Manne vollkommen fremden Namen. Mehr als dies Alles aber war die Aufschrift des Büchleins geeignet, die Neugier und Wißbegier unseres Helden zu erregen; sie lautete: „Tractatus theologico-politicus“. Ohne erst daran zu denken, die gründlich gestörte Ordnung des Bücherkastens wieder herzustellen, vertauschte der Lese- und Lernbegierige die spärlichere Kerzenflamme mit der gewohnten ausgiebigeren Oellampe und vertiefte sich so sehr ins Lesen, daß er nicht merkte, wie ihm sein einfaches Nachtmahl gebracht wurde, welches auch unberührt stehen blieb. Je weiter er las, desto begieriger wurde er auf das Weitere, und, man erlaube uns das Gleichniß, es ging ihm wie dem Trunkenbolde, der den unmäßigen, kaum zu stillenden Durst sich erst aus dem Weinfasse holt. Nur zuweilen unterbrach er sich, um über das Gelesene nachzudenken, oder um sich bezüglich einer schwierigen Stelle in einem der vielen herumliegenden Bücher Rathes zu erholen, was bei der am Abende veranlaßten chaotischen Wirthschaft manche Schwierigkeit hatte. In solchem Treiben überhörte er es heute vielleicht zum ersten Male wachend, als der Schulklopfer mit den üblichen fünf Hammerschlägen zum Morgengebete rief, und erst das helle, klare Sonnenlicht, das durch's Fenster fiel, sowie ein Blick auf die altväterisch geformte Wanduhr machte es ihm klar, daß er bereits volle zwölf Stunden über dem kleinen, aber inhaltreichen Büchlein hingebracht

hatte. Auch das ihm dargebotene Frühstück wies er unter dem nicht ganz unwahren Vorwande zurück, daß er unwohl sei, und vielleicht zum ersten Male seit zurückgelegtem dreizehnten Lebensjahre ließ er Thallis und Tefilin unberührt, versperrte sein Stübchen von innen und warf sich angekleidet, wie er noch immer war, auf's Bett, um baldigst vor Müdigkeit in einen bleischweren, beängstigenden und keinesfalls erquickenden Schlaf zu verfallen. Erst in den Nachmittagsstunden wachte er auf. Er ordnete seinen Anzug und eilte in das bei der Rabbinerwohnung gelegene Beth-hamidrasch, wo sein Ausbleiben aus Synagoge und Lehrstube um so mehr auffallen mußte, als mit diesem Ausbleiben auch die Außerachtlassung einer kindlichen Pietätspflicht, die des Kaddischsagens für die verstorbene Mutter, verbunden war. Niemand jedoch ließ es sich im Lehrsaale einfallen, bei dem allgemein geachteten Bochur eine andere als blos körperliche Störung zu vermuthen, auf welche das auffallend bleiche, übernächtige Aussehen, das zerstreute, träumerische Wesen und die meist ganz verkehrten Antworten auf an ihn gerichtete Fragen schließen ließen. Der Rabbi selbst ward wegen des Wohlseins seines Lieblingsschülers, der ihm einst noch näher angehören sollte, besorgt, war er ihm doch so sehr theuer, und fühlte er für ihn so viel Liebe und zarte Rücksicht, daß er es sogar zuweilen gerne sah, wenn eine seiner Behauptungen eines der künstlich zusammengefügten Charifusgebäude von dem geistreichen Schüler umgerissen und der Meister selbst, wie man es in der Talmudistensprache nennt, a b g e w e n d e t wurde. Rabbi Samuel benützte eine Pause der Vorlesungen, um in seine Privatwohnung hinüberzugehen und seine Gattin darauf aufmerksam zu machen, wie es nöthig sei, die Ursache von Jekews Unwohlsein zu erfahren. Die Rabbinerin beauftragte mit der Erforschung ihr liebes Töchterchen Rahel, und diese benützte die kurze Zeit zwischen dem Minchah-Gebete und dem Maarib-bizmans, jene Zeit, welche die Bochurim gewöhnlich mit Erzählung von Anekdoten, Scherzen und Lachen im Hause des Rabbis, Jekew aber in der besonderen Stube der Rabbinerin in Gesellschaft der Frauen und einiger der bevorzugtesten älteren Schüler zuzubringen pflegten, um ihn wegen seines üblen Aussehens und seines heute auffallend stillen, nachdenklichen Wesens auszufragen. Anfangs gab er ausweichende Antworten, als sie aber immer freundlicher und fast zärtlich in ihn drang, nahm er plötzlich ihre Hand zwischen seine beiden heißglühenden, schaute tief in ihr helles, freundliches Auge und nach den kurzen, aus der Tiefe der Brust heraufgeholten Worten: „Laß es gut sein, du liebes, gutes Kind! Kann ich nicht durch eigne Kraft die Cherubim bannen, die den Weg zum Baum des Lebens bewachen, so muß ich wohl an der genossenen Frucht der Erkenntniß sterben!" schritt er aus der Stube, ohne das Maarib-Gebet abzuwarten. Es war der erste herbe Seelenschmerz, den Rahel fühlte, und der um so tiefer in ihr Inneres schnitt, da sie als dessen erste Ursache ein Geheimniß und zwar ein keineswegs unwichtiges vor sich zu haben glaubte. Die Mutter suchte Raheln damit zu

trösten, daß sie ihr die stets übersprudelnde Art und Weise Jekews vorhielt und ihr einredete, er werde wieder einmal nach seiner phantastischen Gewohnheit eine Mücke für einen Elephanten angesehen haben. Die scheinbare Ruhe und das bessere Aussehen, die nach einigen Tagen bei Jekew wieder kamen, schienen die Ansicht der Mutter zu bestätigen. Aber das Auge der Liebe, besonders einer ernsten bedächtigen Liebe, wie sie den Judenmädchen eigen zu sein pflegt, sieht schärfer; Rahel erkannte, daß im Wesen des ihr bestimmten Bräutigams eine Veränderung vorgegangen; sie sah, wie sein Auge, wenn sie in Gesellschaft Anderer waren, oft lange auf ihr wie schmerzbewegt und mitleidsvoll ruhte, wie er jetzt öfter sich zu Scherz und Lachen zwang, um einem ernsteren Gespräche auszuweichen, und sie selbst fürchtete und mied ein solches, da ihr noch allzu oft jene fürchterlichen Worte aus dem ersten Abende ihres Kummers ins Gedächtniß kamen. Doch das verhängnißvolle Dunkel sollte bald in schauriger Weise, wie die stille, düstere Nacht durch eine Feuersbrunst gelichtet werden.

Jekew war durch das innige Zusammenleben mit Johann, durch den steten Wechselverkehr ihrer Gedanken und Empfindungen, ja auch durch die Heimlichkeit, in welcher ihr Freundschaftsverhältniß bestand, an Geselligkeit, Traulichkeit, ja auch an Geheimthuerei gewöhnt oder auch verwöhnt. In dem Wirrsal der Gedanken und Gefühle, die eben jetzt ihn durchtobten, würde der weniger phantasiereiche, aber um so sicherer auf der Bahn des Denkens vorschreitende Freund einen Haltpunkt, einen Ausweg gefunden haben. War doch das, was als Angriff auf das Allerheiligste des einen diesen so sehr in Aufruhr brachte, auch gegen dasjenige gerichtet, was dem andern in Bezug auf Confession als das Höchste galt. Jekew hatte die Lehre des Christenthums wohl kennen gelernt, war aber dadurch in der innigen Anhänglichkeit an den Glauben und die Sitte seiner Väter nicht im Geringsten beirrt worden. Anders aber verhielt es sich bei den Grundsätzen Spinoza's und der anderen Schriftsteller, die er kennen gelernt. Diese setzten mit vorzüglicher Beredtsamkeit und scheinbarer steter Folgerichtigkeit die Grundlagen der Religion selbst in Zweifel, und der jugendliche Leser fühlte sich nicht stark genug und nicht genug weise, um Wahres vom Falschen, Wirklichkeit vom bloßen Scheine zu unterscheiden, ja er war nicht einmal fest genug, um da stehen zu bleiben, wo ein unendlicher Abgrund ihm entgegen gähnte. Eine Correspondenz aber oder eine Berathung mit dem fernen Freunde war nahezu unmöglich; der Verkehr zwischen fernen Ländern war damals nicht so leicht und so wenig kostspielig als heute, wo ein ausgebildetes Postwesen, Dampfmaschinen und Telegraphen die Entfernungen verkürzen, Hindernisse, wie Gebirge und weite Meere, bezwungen haben. Und wären diese Hindernisse auch nicht vorhanden gewesen, hätte dann etwa ein Briefwechsel über Themen, wie sie die Freunde abzuhandeln hatten, wohl seinen Weg gefunden in ein Erziehungshaus katholischer Geistlicher in Rom; würde ein Brief dieser Art, wenn er nicht in

das strengste Geheimniß gehüllt blieb, nicht den Freund in gefährliche Verantwortung und Verwicklung gestürzt haben?

Sich aber an den Rabbi zu wenden und ihm vertrauensvoll die innere Stimmung mitzutheilen, dazu fehlte ihm bald der Muth, bald auch hielt ihn ein eigenthümlicher verwerflicher Stolz von diesem Schritte zurück, von welchem am ehesten Rettung zu hoffen war. So sehr nämlich der Rabbi im talmudischen und jedem zu diesem gehörigen Wissen ausgezeichnet war, so war ihm doch die profane Wissenschaft ganz fremd geblieben und er war so zelotisch gesinnt, um alle Erkenntniß, die nicht auf die heilige Lehre gegründet war, entweder gering zu achten oder geradezu zu verdammen. Wie konnte nun Jekew diesem Manne gegenüber sich zu dem Geständnisse entschließen, daß er Jahre lang hinter dessen Rücken Studien betrieben, aus welchen jetzt, wie aus einem Labyrinthe er keinen Ausweg zu freudiger Rückkehr in den Kreis der durch Glauben Beglückten finden konnte. In dieser Vereinsamung schloß er sich an einige der älteren Bochurim, mit denen er früher zwar einen freundlichen, aber äußerst beschränkten Umgang gehabt hatte. Diese freuten sich des Entgegenkommens nicht wenig, galt Jekew doch als ein junger Gelehrter, der dem Rosch Jeschiwah sehr nahe stand und dem Jedermann eine große Zukunft profezeite. Was aber bei den Gefährten nur eine Folge geschmeichelter Eigenliebe war, galt dem raschen, oft in Selbsttäuschung befangenen Jünglinge als Ausfluß inniger Herzensverbrüderung, welcher er sich bald vollkommen hingab. Bald hatte er vor seinen neuen Freunden kein Geheimniß mehr, und zu unterrichten gewöhnt, fand er an ihnen bald willige und aufmerksame Schüler. Aber weniger als er, der durch viele Jahre systematisch Gebildete, verstanden sie es, die Materien der verschiedenen Wissenschaften von einander zu scheiden, auch drängte sie die Eitelkeit, heimlich, ein Jeder für sich, für das neu kennen Gelernte Proselyten zu machen. Wie aber Halbwisser zumeist mit ihrer geringen geistigen Habe prunken, geschah es auch hier; kecker Widerspruch gegen die älteren Lamdonim, ja gegen den Rabbi selbst kam nun öfter vor, die Aussprüche der alten Weisen wurden sogar einer leichtfertigen Spötterei unterzogen. Gleichgesinnte fanden sich bald zusammen, man begnügte sich bald nicht mehr mit den Scharmützeln auf dem Felde des Wissens, der theoretisch angeregte Zweifel über den Werth der Ceremonialgesetze führte zu deren praktischer Vernachlässigung. So entstand Aergerniß in der Gemeinde, die Klagen beim Rabbiner gegen die Zöglinge seiner Jeschiwah mehrten sich, und eine strenge Untersuchung der eingebrochenen Uebelstände ergab Jekew als deren Urheber. Noch hätte Milde vielleicht Gutes wirken können, aber der Rabbi war bei aller sonstigen Vortrefflichkeit seines Charakters ein starrer Zelote, und wo hat Milde sich je mit Zelotismus gepaart. Der vertrauliche Umgang Jekews mit der Familie des Rabbis mußte sogleich und für immer abgebrochen werden, konnte doch in keinem Falle mehr Einer des Rabbi Samuel Tochtermann werden, auf

dem die Anklage oder nur der Verdacht des Epikuräismus (wie man die Ketzerei und Glaubenslosigkeit unter den Juden nannte) jemals gelastet hatte. Von einer Verständigung oder auch nur einer Zusammenkunft mit der Geliebten konnte keine Rede sein; diese war zu fernen Verwandten geschickt worden; denn obgleich noch nicht verlobt, glaubte man sie doch durch ihr bekanntes, wenn auch sehr zartes Verhältniß kompromittirt und wollte über die Geschichte „Gras wachsen lassen.“ Ja, wollte Jekew sich nicht noch ärgeren Folgen aussetzen, so sollte er ein für allemal allen Profanwissenschaften, die sich durch ihn als so verderblich erwiesen hatten, entsagen und sich vielfältigen, harten Bußübungen unterziehen. Der Rabbi war um so erbitterter, als er sich von seinem Lieblinge, von dem, der die Freude seines Alters hätte ausmachen sollen, schändlich hintergangen glaubte, und als man ihm hin und wieder den Vorwurf zu machen wagte, er selbst habe, von dem Geistesreichthum des Jünglings geblendet, bei diesem den Widerspruchsgeist zu viel aufkommen lassen. Die Vernichtung der edelsten, tiefinnerst gehegten Hoffnungen brachte aber bei Jekew keine demüthigende Wirkung hervor; er glaubte sich zu hart und schnöde behandelt, um so mehr, als er selbst sich nicht bewußt war, irgend ein Gebot oder frommen Brauch wissentlich verletzt zu haben. Auch beschlich ihn leise ein Gefühl der Verachtung gegen Diejenigen, die es wagten, Wissenschaften zu verdammen und zu verpönen, von denen sie nicht einmal dem Namen nach wußten. So reifte in ihm der Entschluß des Widerstandes, und sein Beispiel gab das Zeichen zur Meuterei in den Reihen der Jeschiwahjünger. Der Rabbi sah sich in die traurige Nothwendigkeit versetzt, seine Schule aufzulösen, eine Schule, die seit Menschengedenken bestanden und den guten Ruf der Gemeinde weithin verbreitet hatte. Als nun aber gar der Rabbi, vielleicht auch in der Absicht, sein Kind nicht mehr auf den Schauplatz bitterer Erfahrungen zurückzubringen, mit einem Male der Gemeinde kündigte und einen Ruf auf den Rabbinatssitz der Stadt N. annahm, da nahm Alles, selbst jener Theil der Judenschaft, der ihn bisher mehr bemitleidet hatte, Partei gegen den einst allgemein beliebten gelehrten jungen Mann, dem man die Schuld so vielen Mißgeschickes zuschrieb. Dieser ward nun wie ein Verpesteter überall gemieden, nirgends wurde ihm an einem Tische gastlich Raum gemacht, und zu schwachen, beweglichen Charakters, um auf sich selbst beschränkt bestehen zu können, suchte er die Gesellschaft christlicher Gelehrter im Piaristenkollegium auf. Dort wurde er Anfangs gerne gesehen, da man glaubte, es werde hier eine Bekehrung ad majorem dei gloriam stattfinden; als aber der Jude einen solchen Gedanken bestimmt von sich wies, blieben ihm bald auch die Thüren des Kollegiums verschlossen. Ja eines Tages, als er von einem einsamen Gange durch Feld und Wald, wie er sie gegen seine sonstige Gewohnheit jetzt zu machen pflegte, da es ihm in der Stube zu enge ward heimkehrte, fand er die Hausirerfamilie, die bis jetzt bei ihm gewohnt und für seine leiblichen Bedürfnisse gesorgt hatte, aus seinem

Hause gezogen. Selbst diese Armen wollten nicht länger einen Menschen zum Wohlthäter haben, auf den, wie man glaubte, der Fluch der Abtrünnigkeit ruhte.

Jekew, an Pünktlichkeit in seiner Lebensweise gewöhnt, war gegen Mittag mit einem tüchtigen Hunger nach Hause gekommen, fand aber, daß ihm zum ersten Male in seinem Leben kein Tisch gedeckt sei. Nicht leicht entschloß damals sich ein Jude, ein nicht-jüdisches Speisehaus zu besuchen, und wäre er dort auch mit verwunderten Augen angesehen worden. Auch in die einzige anständige jüdische Garküche des Ortes wagte er aus Furcht vor Beleidigung nicht zu gehen, und so beschloß er eine kleine jüdische Kneipe zu besuchen, die am Ende des Ghettos gelegen, der Hefe desselben zum Verkehrsorte diente. Dort wurde sein Eintritt mit nicht geringer Verwunderung aufgenommen; bald aber griffen die Gäste ungenirt zu ihren gewohnten Beschäftigungen, zu Branntweinglas, Würfel und Karten. Nachdem Jekew seinen Hunger gestillt, sah er dem Treiben in der schmutzigen Stube zu, und was hier vorging, war ihm neu und interessant, obwohl Manches ihn Anfangs anwiderte. Besonders aufmerksam achtete er auf das Kartenspiel, und das Zusehen allein brachte ihn schon in eine Aufregung, die ihn auf seine eigene traurige Lage vergessen machte. Versuchsweise betheiligte er sich selbst an dem Spiele. Die saubere Gesellschaft, die hier beisammen war, kannte seine Verhältnisse nur zu genau und that alles Mögliche, die Beute, die sich ihr selber anbot, nicht mehr fahren zu lassen.

Wir wollen die Geschichte des Verfalles einer edlen Menschennatur nicht weiter verfolgen; diese traurige Begebenheit wiederholt sich leider nur zu oft im menschlichen Leben. Das eben nicht sehr bedeutende Erbe Jekews war in steter Sucht nach Aufregung bald vergeudet, und wir finden ihn etwa zwei Jahre später in der Situation, die wir in der Episode unserer Erzählung „Mesusah" geschildert haben. Der weitere Verlauf unserer Skizze soll uns zeigen, wie weit es dem freisinnigeren, lebensklugen neuen Rabbiner R. Jecheskel gelungen, den bereits verloren Gewesenen nicht nur in ein tugendhaftes, besseres Dasein, sondern auch in die Selbstachtung und in die Achtung der Mitmenschen zurück zu versetzen, und welche Anstrengungen und Kämpfe der jüdische Peter Schlemihl zu bestehen hatte, und ob es ihm durch diese endlich gelang, wieder in den Besitz des verlorenen Schattens zu gelangen.

4. Kapitel.

Enttäuschtes Selbstvertrauen.

Der Strom, einmal getrübt, muß fließen eine Weile,
Eh' aus der innern Füll' er seinen Schaden heile.
Vor Sturm erschüttert, muß in Wolkendampf die Luft
Ausgähnen, bis sie sich verklärt in reinem Duft.
So muß ein menschliches Gemüth auch erst ausschwanken,
Wenn es ein äuß'rer Stoß, ein inn'rer macht erkranken.
Leicht heilt die Wunde, die man deinem Leib geschlagen,
Die selbst dein Herz sich schlug, wird später Narben tragen.
Rückerts: „die Weisheit des Braminen.

Wir haben in unserer Erzählung „Mesusah" das Wirken und Streben eines thatkräftigen, edlen Mannes durch eine Episode aus dessen Leben zu charakterisiren gesucht; man dürfte uns jedoch den Vorwurf machen, daß wir zur Folie unseres Bildes eine Sage gewählt haben, würdig des Mittelalters, daß wir aber zu schleunig das Gebiet der Sage verlassend uns auf den Boden des Reellen gestellt und auf diesen, ohne Rücksicht auf das Frühere geblieben seien. Man gestatte uns einige wenige Worte zur Rechtfertigung! Wir halten Sage und Mythe heutigen Tags nur in so fern für berechtigt, als darin religiöse und moralische Ideen des Volkes in naivdichterischer Weise ihren Ausdruck finden; wir sind aber keineswegs geneigt, religiöse und moralische Ideen und Begebenheiten zu unterhaltenden Mährchenspielen zu benützen oder gar im Interesse des das Gespenstergrauen liebenden Aberglaubens auszubeuten. Wir haben die Sage daher erzählt, wie wir sie aus dem Munde des Volkes erhalten, und wie damit der Name eines ausgezeichneten Mannes in Verbindung gebracht ist, im Uebrigen gilt uns sein Streben als Folge selbständigen, durch eignes Denken und Fühlen angeregten Wollens

Nach dem Abgange Rabbi Samuels war dessen Sitz eine Zeit lang erledigt geblieben, da ein geeigneter, den Wünschen der Gemeinde entsprechender Ersatzmann damals nicht so leicht zu finden war als heutigen Tages, wo Zeitungs-Inserate für alles Mögliche sorgen, und sonderbar und häßlich genug die heterogensten Persönlichkeiten und Dinge auf demselben Blatte neben einander figuriren. Damals war eine Gemeinde genöthigt, vielfache Erkundigungen einzuziehen, Unterhandlungen anzuknüpfen, und war endlich der rechte Mann gefunden, so mußte eine Deputation der Gemeinde demselben den Rabbonus-Brief überbringen und den Neugewählten feierlich einholen. Daß es bis zum endlichen Zustandekommen einer solchen Wahl in der Gemeinde nicht an Partheiungen fehlte, läßt sich wohl begreifen; waren doch damals die inneren Angelegenheiten der Gemeinden die einzige Art öffentlichen Lebens, worin der Jude sich bewegen durfte. Ein Theil der Gemeinde

wollte den abgegangenen Rabbi durch einen Nachfolger ersetzen, der mit gleich hoher theologischer Gelehrsamkeit einen gleichen Eifer gegen Alles verband, was nicht gerade auf dem Boden des Judenthums erwachsen war. Ein anderer Theil wollte ein religiöses Oberhaupt, das der Zeitstimmung, die damals vom Auslande her sich kundgab, Rechnung tragen, und die Gemeinde nach Außen hin, bei Behörden und höheren Persönlichkeiten repräsentiren konnte. Da beide Partheien nach Extremen griffen, war es für eine dritte gemäßigte um so leichter obzusiegen, als ihr Kandidat ganz geeignet war, durch Vielseitigkeit des Wissens, durch Scharfsinn, persönliche Liebenswürdigkeit, Leutseligkeit und selbst an die kleinste Observanz sich bindende Frömmigkeit nach allen Seiten hin sich Achtung und Einfluß zu erwerben und versöhnend einzuwirken. Also gelangte Rabbi Jecheskel fernher zum Rabbinate, und mit ihm kam das ersehnte Jeschiwahleben zurück mit einem Glanze, wie er da früher nie erfreut hatte.

Mit milder Hand und wohlthuendem Zuspruch hatte Rabbi Jecheskel manches während der hirtenlosen Zeit verirrte Schäflein zurückgeführt, und Reb Jekew Bochur ward einer der gesuchtesten jungen Gelehrten, deren Hilfsunterricht für die an Jahren wie an Wissen minder fortgeschrittenen Talmudjünger gewünscht und nach den damaligen Zeitverhältnissen anständig gelohnt wurde. Auch Profan-Wissenschaften durften unter den Auspicien des Rabbi betrieben werden, und der Rabbi ließ es sich besonders angelegen sein, diese auch zu überwachen, damit durch sie den Studien der heiligen Lehre kein Eintrag geschehe. An der Jeschiwah hatte aber Reb Jekew Bochur einen gar gefährlichen Rivalen, dessen feindseliges Streben sich eben nicht erst von heute oder gestern herschrieb. Es war dies Ahron Chossid, wie er in mehr ironischer als ernster Weise von seinen Kollegen wegen seines erheuchelten Ascetismus genannt wurde. Dieser war das einzige Ueberbleibsel der alten Jeschiwah; auch er hatte von Jekew in den Profan-Wissenschaften profitirt, sich aber nach Art lauernder Charaktere stets wohl gehütet, etwas davon vor Rabbi Samuel oder den älteren Lamdonim laut werden zu lassen. Klüger als viele Andere, sah er in diesem Kennen ein besonders geeignetes Mittel, einst sein Fortkommen, sei es als Rabbiner oder als Genosse eines anderen Standes, zu finden. Ihm galt die Wissenschaft immer nur als das Grabscheit, womit man zwar unter großer Mühe, aber desto sicherer Aussicht auf Erfolg nach goldenen Schätzen graben könne. Dieses auf Materielles gerichtete Streben jedoch machte ihn nicht blind für die Reize Rahels, um so weniger, als mit dem Besitze ihrer Hand die Anwartschaft auf ein gutes Rabbinat und auch eine anständige Mitgift verbunden war. Mit scheeler Mißgunst hatte er daher die Bevorzugung Jekews gesehen und nicht wenig dazu beigetragen, die Entdeckung der Fehltritte desselben zu veranlassen und zu fördern. Nach erfolgter Katastrophe hatte er, ohne dazu aufgefordert zu sein, sich den strengsten Bußübungen unterworfen, hatte am meisten und lau-

testen über die Verderbniß der Zeit und über die kleinen Schakale geklagt, die den Weinberg des Herrn zerstören.

Als Rabbi Samuel die Gemeinde verließ, blieb Ahron, der einzige von der Fremde zugewanderte Bochur zurück, weil der Unterricht im Talmud und anderen religiösen Wissenschaften in der verwaisten Gemeinde eine reichliche Ernte versprach, und weil er auch eine schwache Hoffnung nährte, er könnte jetzt, wo er durch keine glänzendere wissenschaftliche Größe verdunkelt wurde, die Aufmerksamkeit der Gemeindevorstände auf sich lenken und vielleicht selbst zum Rabbiner gewählt werden. Hatte die Gemeinde doch schon früher einmal dieses hochwichtige Amt einem achtzehnjährigen Jünglinge übertragen, der nachmals als Stern erster Größe die jüdische Welt mit seinem Glanze erfüllte. Allein die Parthei, die er für sich zu gewinnen wußte, war verschwindend klein, und er wußte sich bescheiden abzuwarten, ob nicht irgend ein glückliches Ereigniß ihm mehr Gunst und Wohlgefallen zuwenden werde. Ein solches Ereigniß trat aber nicht ein. Anderswo aber, in größerer Ferne sein Glück zu suchen, wagte Ahron darum nicht, weil er nicht allzufern von N. sein wollte, wo Rahel, der Gegenstand seiner heißen Wünsche, weilte. Mit deren Vater stand er in häufigem Briefwechsel, indem er von demselben sich die Beantwortung talmudischer und casuistischer Fragen erbat, in den etwaigen Controversen die tiefste Demuth und Wißbegierde zeigend, eigentlich aber in der Absicht, sich bei dem Vater Rahels lebhaft im Andenken zu erhalten. Dieser selbst sich zu nahen glaubte Ahron noch nicht die Zeit gekommen; denn die Vorgänge mit dem ihr früher bestimmt Gewesenen waren noch zu neu, die Wunden ihres Herzens noch nicht vernarbt. Als feiner Menschenkenner, wie Leute es gewöhnlich sind, die auf die Schwächen Anderer ihre Pläne bauen, wußte er nur zu gut, der erste Bewerber um Rahels Hand werde zufolge Erinnerungen ihrer früheren Neigung gewiß abgewiesen werden, und er begnügte sich nun, in N. einen sicheren Auskunftgeber zu bestellen, der schleunigst berichte, wenn von dieser Seite Gefahr drohe.

Ahron hatte dem neuen Rabbiner, Rabbi Jecheskel, auf's eifrigste gehuldigt, und dieser, obgleich sein Scharfblick in dem schlauen, kriecherischen jungen Manne wenig edlen Kerns vermuthete, mußte ihn um sich dulden, ja wegen seiner eifrigen Beflissenheit im Lernen und Lehren vielfach auszeichnen. Dieser Mensch sah nun in dem wieder erstandenen, der achtbaren Gesellschaft wieder gewonnenen Jekew einen Beeinträchtiger seiner eigenen Stellung an der Jeschiwah, mehr aber bangte ihm noch davor, Jekew könne eines Tages auch wieder das Wohlwollen der N.-er Rabbinerfamilie und sogar die Hand Rahels erlangen. Nun wurde er dessen geschworner Feind, und lauerte nur auf eine Gelegenheit, ihn in der beschränkten öffentlichen Meinung des Ghettos tief herabzusetzen oder gar zu vernichten. Wie feurige Naturen seiner Art hatte Jekew, nachdem sein Trotz durch die Milde des Rabbi Jecheskel gebrochen war, Selbstanklagen über Selbstanklagen auf sich

gehäuft, er war nahe daran, aus der Lebensweise des Libertins (eines, der sich von jedem Gesetze frei dünkt) in die des starrsten Asceten zu verfallen, und nur der weisen Leitung seines Retters hatte er das Verbleiben auf dem rechten Mittelwege und das Selbstvertrauen zu danken, vermöge dessen er sich wieder auf die einmal verlassene Bahn des Wissens und des rechtlichen Wirkens zurückwagte. Ohne allzu große Mühe hatte er bei strenger Selbstüberwachung sich bald wieder die Achtung seiner selbst und Anderer erworben, und er war auf dem besten Wege, wieder der Erste unter seinesgleichen zu werden und so unwillkürlich Ahron von dem okkupirten Ehrenplatze zu verdrängen.

Es war nun eines Samstag-Nachmittags nach Minchah, die Zeit, wo die gebildeteren Männer des Ghettos sich beim Rabbi zu harmloser Unterhaltung zusammen zu finden pflegte, welche dann bis „Borchu“ (die Zeit des Abendgebetes am Samstag-Abend, so genannt von dem Worte, womit dieses Gebet beginnt) sich über Gemeinde- und Weltereignisse, oft aber auch über wissenschaftliche Themen in ungezwungener, meist witziger Weise erging. Der Rabbi liebte es, bei diesen Unterhaltungen meist blos den Zuhörer zu spielen und nur zuweilen ein „gut Wörtel“ darein zu werfen. Heute nun führte Ahron das große Wort und ließ in der Sucht zu glänzen vor den erstaunten Zuhörern ein so hohes Gebäude von Schlüssen und Trugschlüssen entstehen, daß die Meisten dasselbe fast schwindelnd anstaunten. Wer bei dieser Gelegenheit nicht dem Redner in den Mund gegafft, sondern seinen Blick auf das schöne Antlitz Rabbi Jecheskels gerichtet hätte, hätte daselbst ein feines ironisches Lächeln spielen gesehen. Doch enthielt sich der Rabbi jeder Einrede, erwartend, ob niemand Anderer eine solche erheben würde. Sie kam auch aus dem Munde Jekews, und da es sich eben nicht um ein der Religionswissenschaft allein angehöriges Thema handelte, begann Jekew mit den an der Jeschiwah jetzt minderverpönten Worten: „Echod mechachmee houmoth sagt — —“ Kaum aber waren diese Worte seinem Munde entschlüpft, als er von dem Angegriffenen also unterbrochen wurde: „Lasset mir Eure Chachmee houmoth vom Leibe; mich sollen sie nicht so leicht zum Epikuräismus (Ketzerei) verlocken, als es ihnen bei Euch und Eueren Schülern gelungen!“ Diese Worte hatten aber nicht die erwartete Wirkung; es war ein heftiger Streit mit Jekew beabsichtigt, dieser aber sank stumm und erblaßt in den Stuhl zurück, von dem er sich eben zur Gegenrede erhoben hatte. Dafür aber wandte sich der Rabbi selbst mit einer bei ihm nie wahrgenommenen Heftigkeit gegen den Beleidiger: „Fort aus meiner Nähe!“ rief er, „wer seinen Gefährten in Gesellschaft vor Scham erblassen macht, und wäre er reich an Thora und verdienstlichen Werken, der hat keinen Theil an der ewigen Seligkeit (Pirke Aboth). Der Ausspruch des Rabbi fand allgemeine Billigung und Ahron mußte sofort sich entfernen. Alles drängte sich um Jekew, ihm Trost und Muth zuzusprechen. Dieser aber war nur ganz

kurze Zeit betroffen gewesen, und mit einer Resignation, die man bei ihm nicht erwartet hätte, sprach er: „Lasset es gut sein, meine Freunde! Die Worte Ahrons sind für mich keine Beleidigung; sie sind mir nur eine ernste Mahnung, daß ich zu rasch mich dem Selbstvertrauen, der Zufriedenheit mit mir selbst hingegeben habe. Noch sind meine Fehltritte nicht gesühnt, denn obgleich ohne böse Absicht, habe ich dennoch wie Jerobeam gesündigt und Andere zur Sünde verleitet. Drum lebet wohl, meine Freunde! morgen mit dem Frühesten verlasse ich meine Heimat und kehre nur dann zurück, wenn mein eigenes Bewußtsein mir kündet, daß ich ein Gereinigter wandeln dürfe unter den Reinen.“ Vergebens bemühten sich alle Anwesenden, ihm diesen Entschluß auszureden; er blieb fest, und nach dem Abendgebete blieb er bis tief in die Nacht mit dem Rabbi in eifriger Verhandlung. Am anderen Morgen verließen die beiden ausgezeichnetsten Bochurim die Jeschiwah; der Eine fortgewiesen, jedoch im hochmüthigen Dünkel den baldigen Untergang einer Schule laut profezeiend, wo das Ketzerthum beredte und eifrige Anwälte gefunden; der Andere von tiefem Bedauern und vielen Wünschen einstiger glücklicher Rückkunft begleitet, aber demüthigen Herzens, zerknirscht und nur aufrecht erhalten von dem festen Willen, einer selbst gewählten, heiligen Pflicht der Buße, Genüge zu leisten.

---

5. Kapitel.

Streben.

Wer aus Liebe zu Gott der Menschheit Pflichten entsaget,
Sitzt im Finstern und hält immer den Spiegel vor sich.
Herder.

Bombardirt mit Distelköpfen rasch die Pfaffen aus dem Land,
Nehmt ein Glas des besten Weines auf der Priester Wohl zur Hand.
Anastasius Grün.

Jekew war darüber einig mit sich, daß nicht aus Kasteiung, Gebeten und anderen müßigen Bußwerken allein ihm das Heil erwachsen könne. Zwar entsagte er schon unwillkürlich den meisten Lebensgenüssen, war doch sein Gemüth nicht dafür gestimmt und nur von dem einen Gedanken der Versöhnung mit Gott, sich selbst und den Nebenmenschen erfüllt. Er wollte daher unablässig streben und wie er einst in jugendlicher Unüberlegtheit Andere mehr als sich selbst zur Sünde geneigt gemacht, so nahm er sich vor, so viel er nur immer vermochte, auf Andere bessernd einzuwirken. So viel wußte er, daß seine neue Laufbahn nicht in der Heimat und auch nicht in deren Nähe, wo doch sein Vorleben bekannt sein mochte, beginnen dürfe. Denn nichts reizt leichter den Widerstand minder edler Naturen, als wenn sie sich von

Jemand belehren oder leiten lassen sollen, den sie als unter sich stehend betrachten oder jemals zu betrachten Gelegenheit hatten. Die beiden Sprichwörter: „Mochich (Zurechtweiser, Strafprediger) straf dich!" und das ironische „Es kann Niemand ein rechter Mochich sein, außer dem, der früher alles Böse gethan!" sind keine Beweise der Toleranz und des versöhnlichen Sinnes. Jekew reiste daher, so schnell als seine Kräfte und die geringen ihm zu Gebote stehenden Mittel es zuließen, weit, weit hinweg von der Heimat. Zwar war er durch die Municifenz Rabbi Jecheskels und einiger wohlhabender Gönner der Wissenschaft mit reichlichem Reisegelde versehen; er hatte jedoch den Vorsatz gefaßt, den größten, besonders aufbewahrten Theil desselben nur im äußersten Nothfalle für sich, sonst aber zur Hilfeleistung für Andere bedächtig zu verwenden. Er durchzog mehrere Länder, nach Art der fahrenden Schüler damaliger Zeit meist auf Kosten der Gastfreundschaft lebend, was weder ungewöhnlich, noch für den Beanspruchenden erniedrigend. Nirgends weilte er lange, bis er weit genug gekommen war, daß er hoffen konnte, von Niemanden gekannt zu sein. Dann erst wagte er mehrere Jeschiwahs, die Pflanzstätten jüdischen Wissens, zu besuchen. Nach der Sitte der Zeit war es seine Pflicht, überall die Gelehrten mit einem „Stückel Thora" zu unterhalten, und sein Scharfsinn, seine beredte gebildete Sprache würde ihm der Gönner genug erworben haben, hätte er irgendwo längere Zeit bleiben wollen. Aber nicht mehr war das Lernen sein besonderes Ziel, ihn konnten nur das Lehren und ersprießliche Wirken befriedigen. Endlich kam er auch an einen Ort, wo das milde Wesen und der Reichthum an Erfahrungen, die der dortige greise Rabbi besaß und gerne mittheilte, unwiderstehlich anzogen. Auch der bleiche Jüngling, dessen Gesichtszüge dem weisen Greise ein an Schmerzen reiches Gemüth verriethen, machte einen guten Eindruck, und länger als anderswo weilte er und verschob von Tag zu Tag die Weiterreise. Die Frühreife des Geistes an ihm, die gewählte Sprache und selbst das Geheimniß, in welches er seine Landsmannschaft hüllte, imponirten an ihm; man hörte gerne seine Urtheile und Auskünfte über ferne Länder und über Materien, die den wißbegierigen Zuhörern oft kaum dem Namen nach bekannt waren. So bildete sich ein immer inniger werdendes Verhältniß, und der Rabbi, dessen hohes Alter ihm manche Funktion bereits beschwerlich machte, übertrug solche zur Zufriedenheit seiner Gemeinde der neugewonnenen Kraft, die man gerne für immer gefesselt hätte. Jekews Beredsamkeit beim Vortrage im Lehrzimmer bewog seine Gönner zu der Aufforderung, einmal auch in der Synagoge vor dem Aron hakodosch (vor der heiligen Lade, dem Orte, der in den älteren und vielen neueren Synagogen ganz angemessen die Kanzel vertritt) zur Gemeinde zu sprechen. Lange weigerte er sich dessen; endlich gab er jedoch dem wiederholten Drängen nach. Am Samstage, wo eben der Abschnitt „Mischpotim" gelesen wurde, sprach er zum ersten Male als Prediger.

Aengstlich beklommen begann er seine Rede, kaum den Nächststehenden hörbar, aber mälig schwoll der Strom zur Mächtigkeit und riß die Zuhörer mit sich fort. Er hatte aber auch einen herrlichen Stoff gewählt, das erhabene „Naaseh we nischma!“ das die Israeliten einst begeistert am Sinai gerufen. Er benützte die erhabene und doch so zartsinnige Legende des Midrasch: „Im Momente, wo die Israeliten „Naaseh we nischma!“ (Wir wollen Gottes Gebote thun und hören) riefen, sprach der Heilige, gelobt sei er! zum Engel des Todes: „Ueber alle Völker der Welt kannst du herrschen, nur über dieses Volk sollst du keine Herrschaft ausüben!“ „Nie und niemals,“ rief er, „wird dies Volk aufhören zu sein, dessen Bestehen nicht nur, wie Viele meinen, durch das äußere Bundeszeichen allein schon genügend gesichert ist. *) Am Sinai hat unser Volk sich selbst den ewigen Bestand gesichert durch das bereitwillige „Naaseh we nischma!“ Wir wollen erst thun, ohne Säumniß, ohne Zögerung dem Worte Gottes gehorchend; dann erst wollen wir auch streben, dieses Wort Gottes wohl zu verstehen und bis in seiner tiefsten Tiefe zu erfassen. Nie wollen wir glauben, daß unsere eigene Vernunft uns bei den Geboten Gottes zu einer Wahl verleiten dürfe, daß wir nur jene befolgen wollen, bei denen Ursache und Endzweck uns klar geworden. Zwar sollen wir forschen nach den tiefen Gründen der Gebote, die Ungewißheit und der Zweifel darf uns jedoch nie an der Ausführung hindern.“ Nun schilderte er den Zuhörern die Qualen des Zweiflers, der da unschlüssig im Finstern tappt und den Weg zur frischen, erhebenden That verfehlt; zeigte aber auch die Wonne des selbstbewußten Edlen, der oft nach gethaner, mit dem göttlichen Gebote übereinstimmender That freudig zurückschaut, und der aus den Folgen seines Thuns, aus der Befriedigung, die er darüber empfindet, auf die weisen Absichten der Vorsehung schließen darf. Die Augen aller Zuhörer hingen begierig an den Lippen des Redners, als reichte der Sinn des Gehöres allein nicht hin, das Gebotene in seiner reichen Fülle zu erfassen. So etwas hatte selbst der allgeliebte greise Rabbi in seinen besten Lebensjahren nicht geboten. Dieser selbst freute sich innig des glänzenden Erfolges; durfte er doch hoffen, hier einen würdigen Nachfolger gefunden zu haben, der den Samen des Guten, welchen er während seiner langen Lebensdauer hier gestreut, nur noch vermehren und veredlen werde. Das Auge des jungen Predigers leuchtete, die schmächtige Gestalt schien sichtlich gehoben und das sonst so bleiche Antlitz war in Folge der Aufregung leicht geröthet. Jekew war jetzt wirklich schön zu nennen. Nun war eine kurze Pause eingetreten; er kühlte sein schweißbedecktes Angesicht, mit einem Tuche rasch über dasselbe hinfahrend. In diesem Augenblicke tönte ein Ruf vom Eingange der Synagoge her, von jener Stelle, die den Schnorrern (vagirenden Bettlern) angewiesen zu sein pflegte: „Bei all meinem Leben! das

*) Spinoza „Theologisch-politischer Traktat.“

ist Jekewel Satan!" Aller Augen wandten sich schnell dem Eingange zu, aber ebenso rasch wieder zurück nach dem Standorte des Predigers, wohin derjenige, dem jener ominöse Ruf entfahren, unverwandt die Blicke gerichtet hielt. Der Prediger selbst aber war ohnmächtig zusammengebrochen.

„Durch Schnorrer und Dienstboten gibt man seine Kinder aus," sagt ein altes Ghetto-Sprichwort. In alter Zeit, wo es noch keine oder sehr wenige, nur exclusiven Kreisen zugängliche Zeitungen gab, wo eine Reise nach einem hundert Meilen weit entfernten Orte beinahe so viel Vorbereitungen erheischte, als jetzt kaum die Reise nach einem fremden Welttheile erfordert, waren die Regulatoren der öffentlichen Meinung, insofern es eine öffentliche Meinung überhaupt gab, ganz andere als heutigen Tages. Für die Judenheit war ein solcher Regulator und Förderer der öffentlichen Meinung gegeben in der Unzahl von „Schnorrers", deren einziges Geschäft es war, von Land zu Land, Stadt zu Stadt, Dorf zu Dorf den weiten Erdboden zu durchstreifen, überall ungenirt, ja oft äußerst keck und zudringlich die Gastfreundschaft und Milde ihrer Glaubensgenossen in Anspruch zu nehmen, und hin und wieder, wenn man es haben wollte, als Recompens einige neueste Anekdötchen oder Erzählung von Vorfällen in den fernsten Winkeln selbst fremder Länder zu bieten. Zuweilen versahen die Schnorrer auch das Amt der jetzt gebräuchlich werdenden Heiratsbüreaus, und führten bei ihrem eigentlichen Bettelgewerbe auch das demselben nicht gerade entgegengesetzte der Eheprokuratoren, wozu sie sich auch um der vielen Bekanntschaften willen, die sie in der Welt machten, nicht übel eigneten. Der gute Ruf einer Gemeinde, einer Familie, eines Individuums hing sehr oft von dem Urtheile dieser Leute ab, die am meisten Gelegenheit hatten, es in die Welt hinaus zu posaunen. Es ist erstaunlich zu hören, wie weit dieses oft ganz heimatlose Gesindel auf seinen Wanderungen gekommen, wie oft Meere selbst der zwecklosen Wanderlust kein Hemmniß in den Weg legten. Ein solcher Schnorrer, der sich früher in der schlechten Kneipe seiner Vaterstadt, die auch Jekew eine Zeit lang zur Herberge gedient, viel herumgetummelt, war es nun, der auf seinen Zügen durch die Länder ein Zuhörer der Predigt Jekews geworden, und ganz ohne böse Absicht, nur hingerissen von Bewunderung und Verwunderung den Ruf hatte laut werden lassen, der die Rede unterbrochen und auf den Redner so fürchterliche Wirkung geäußert hatte.

Sobald Jekew sich in der nahen Rabbinerwohnung von seiner Ohnmacht erholt hatte, machte er dem Greise ein offenes, umfassendes Geständniß aller früheren Vorfälle seines Lebens, und sprach den festen Entschluß aus, die Gemeinde zu verlassen, die ihm und der er so lieb geworden, und in deren Mitte ein ruhiges, dem Gemeinwohle gewidmetes Leben hinbringen zu dürfen, er bereits so süß geträumt hatte. Vergebens wendete der alte Weise und die Vorstände der Gemeinde ein, daß ja gar kein Grund vorhanden sei, die begonnene, heilbringende Wirksamkeit zu unterbrechen; er erklärte sich der

einflußreichen und hervorragenden Stellung, für die man ihn hier bestimmt hatte, für nicht genug würdig. Vergebens citirten seine Freunde die Lehre der Weisen: „An dem Platze, wo die Männer der Buße stehen, können selbst vollkommen Gerechte nicht stehen.“ Er beharrte darauf, der unwillkürliche Ruf des Schnorrers sei eine Mahnung der Vorsehung gewesen, daß er nicht allzufrüh sich den Freuden des Daseins hingeben, nicht ohne ein versöhnendes Werk vollendet zu haben, eine ehrenvolle Stellung im Leben einnehmen dürfe. Daß ihm der mahnende Zuruf durch einen Schnorrer, ein Mitglied der verworfensten und unnützesten Menschenklasse, zugekommen, galt ihm als ein deutlicher Wink, wo er den Schauplatz seiner künftigen Thätigkeit suchen solle, wo ein weites, steriles Feld der urbarmachenden Hand warte. Noch am Abende des Samstages suchte er daher den Schnorrer in der „Schlafstatt“ auf, und weit entfernt, daß er demselben wegen der Störung seiner glücklichen Verhältnisse gezürnt hätte, glaubte er bei diesem, den ihm das Schicksal zuerst zugeführt, sein wohlthätiges Werk beginnen zu können. Dieses sollte nämlich in nichts Anderem bestehen, als so viele als möglich von diesen doppelten Parias der europäischen Menschheit, den niedrigsten unter den tief gedrückten Juden nämlich, die großentheils in unbewußtem Elend schmachteten, zu nützlichen und ehrenhaften Mitgliedern der edelsten und begabtesten Klasse von Geschöpfen, der Menschheit, zu erheben. Damals waren dem Juden nur sehr wenige Wege des Erwerbes offen; der eigentlichen Klasse der Arbeiter konnten und durften nur sehr wenige angehören. Von den meisten Handwerken und den einträglichsten Handelsgewerben, wie vom Ackerbau ausgeschlossen, fand der jüdische Knabe nur selten einen geschickten Meister, der ihn in die Lehre nahm; hatte er aber ein Handwerk erlernt, so war er immer noch in Gefahr, dasselbe dadurch wieder zu vergessen, daß er nicht leicht als Geselle Arbeit fand, um so weniger, wenn er nicht mit Hintansetzung des Sabbathgebots in die Werkstätte treten wollte. Was Wunder nun, wenn in Folge dieser Zustände sich ein Proletariat im engsten Sinne des Wortes, d. i. eine ganze Menge von Leuten anhäufte, die keinen anderen Besitz als proles, Kinder, aufweisen konnte. Ja es kam so weit, daß dieser unselige Stand gewissermaßen erblich wurde, und daß es endlich Familien gab, deren Eltern und Voreltern das Nomadenleben der Schnorrer geführt und keinen andern Erwerb als den des Schnorrens (Bettelns, so genannt von der näselnden, schnarrenden Ansprache, die bei Bettlern gewöhnlich ist) gekannt hatten.

Schimmele Tischler (denn dies Handwerk hatte er ehemals erlernt) war nicht wenig erstaunt und bestürzt über den Besuch in der Schlafstatt. Mit Thränen in den Augen bat er seiner Unvorsichtigkeit wegen um Vergebung; denn wohl fühlte er, daß sein unwillkürlicher Verrath dem Landsmann den Boden unter den Füßen wankend gemacht habe. Und doch war jener von so schweren Folgen begleitete Ausruf auch zum Theil ein Ausdruck freudigen Stolzes gewesen, daß einmal auch Einer seinesgleichen bevorzugt, geachtet,

ja angestaunt werden könne. Jekew aber für seinesgleichen zu halten war er von der Kneipe aus gewöhnt, in welcher derselbe sich ehemals mit ihm und ähnlichem Gelichter herumgetrieben hatte. Schimmele war zur Zeit, wo jene Kneipe, der Herd so vielen Verderbens, durch die Einflußnahme Rabbi Jecheskels geschlossen ward, nicht in der Heimat gewesen, hatte deren Boden auch seitdem nicht betreten, und hatte von der Wiedererhöhung seines ehemaligen Gefährten und von dessen weiteren Schicksalen nicht die geringste Kunde erhalten. Liebevoll tröstete Reb Jekew den Armen, verwies ihm die überflüssige Selbstquälerei durch Vorwürfe, die er sich machte, und stellte endlich an ihn die Frage, ob er sich wohl zur Rückkehr zu einem Leben der Arbeit und der Stättigkeit entschließen könne. Zweifelnd schüttelte dieser Anfangs den Kopf, sah er doch keine Aussicht zu den Mitteln, mit denen er seine künftige Thätigkeit beginnen sollte, war jedoch gern bereit, auf Alles einzugehen, als er die Versicherung erhielt, sein neuer Gönner wolle für alles Nothwendige genügend Sorge tragen. Nun erhielt er Aufklärung über Alles, was ihm bezüglich seines Wohlthäters räthselhaft erscheinen mochte, sowie die Aufforderung, sich in dessen Begleitung der Heimat zuzuwenden. Eine Ahnung sagte Jekew, daß er nur in dem Heimatlande die Befriedigung seiner Wünsche, die innere Ruhe finden werde, und der Umstand, daß ihm die Mahnung von einem Sohne seiner Heimat gekommen, war ihm ein Fingerzeig, er solle dort gut zu machen suchen, wo er ehemals gefehlt. Nach einigen Tagen, denn der so wohl Gelittene wollte erst von den Vielen, die ihm hier lieb geworden, herzlichen Abschied nehmen, zogen die Beiden vereint dahin. Der kräftige Schimmele, auf Kosten seines Gefährten nach langen Jahren zum erstenmale wieder anständig gekleidet, trug ein hübsches ledernes Ränzel, das saubere Wäsche für beide Reisenden und einige neu angeschaffte, leicht fortzubringende Werkzeuge seines Handwerks enthielt, und er hatte so ganz das Aussehen eines stattlichen Handwerksgesellen. Bald sollte er auch seine Tüchtigkeit im erlernten Gewerbe bewähren, insoferne ihm dieselben während des langen Vagabundenlebens nicht abhanden gekommen. An einem Sonntag Nachmittage kehrten die Wanderer, da der zartere von beiden sich etwas unwohl fühlte, und der Weg eben zu einer größeren Israelitengemeinde geführt hatte, etwas zeitlicher ein in die Schlafstatt. Der ausdrückliche Wunsch Jekews war, wo möglich nur in solcher Herberge zu nehmen. Bei ihrer Ankunft fanden sie den Schlafstätter (Herbergvater dieses Asyles der Armuth) in eifriger Vertheidigung gegen die lauten und heftigen Vorwürfe des Zdokoh-Vorstehers. Letzterer trat eben, neu gewählt, sein Amt an, und entsetzte sich über die grause Vernachlässigung, in welcher er die meisten Wohlthätigkeits-Anstalten der Gemeinde, vornehmlich aber die Armenherberge, fand. Da war kein einziges Möbel in brauchbarem Zustande. Die wenigen Bettstätten für solche Gäste, die einer größeren Bequemlichkeit (si dicere licet) bedurften, die Pritschen, welche als allgemeiner Schlafplatz dienten, wankten auf zer-

brochenen Gestellen; statt eines Tisches diente eine alte löcherige Kiste, und die Stelle der Stühle und Bänke versahen einige morsche Bretter, denen große Steine zu Stützpunkten dienten. Der Schlafstätter entschuldigte sich mit der unmäßigen Sparsamkeit des früheren Vorstandes, sowie mit der leichtsinnigen Zerstörungssucht der gewöhnlich seiner Obhut Empfohlenen, bei denen der allen lebenden Wesen eigene Trieb der Thätigkeit sich in verkehrter Weise zu äußern pflegte. Der Vorsteher befahl, sogleich einen Tischler zu holen und demselben aus dem Vorrathe von Brettern, welche die Gemeinde für Leichenbestattungen bereit hielt, das nöthige taugliche Material zur Anfertigung der für eine menschliche Wohnung unentbehrlichen Einrichtungsstücke zu liefern. Jekew sah hier eine günstige Gelegenheit, die Arbeitslust seines Reisegefährten zu erproben. Ehe dieser eines andern sich besinnen konnte, war der Vorsteher, ein Mann von energischem, aber wohlwollendem Aussehen, in höflichen, wohlgesetzten Worten ersucht, den Verdienst der Arbeit doch gütigst einem reisenden jüdischen Handwerksmann zu gönnen.

Ein freundliches Lächeln flog über das vor Kurzem noch zornige Antlitz des Angeredeten, und rasch maß er mit scharfem Blicke den Bezeichneten. Dieser mochte wohl Anfangs ein widriges Gefühl unterdrücken; doch wich dies schnell der Empfindung inniger Befriedigung und Wohlbehagens, als er beim Auskramen seiner Werkzeuge erfuhr, er sowohl als sein Reisegefährte sollen für die ganze Zeit seiner Arbeit im Hause des Vorstehers selbst verköstigt werden. Die noch fehlenden Geräthschaften wurden herbeigeschafft, und bald erklangen jene Räume, die sonst nur von dem unartigen Scherzen und dem widerlichen Gezänke herumlagernder Bettler wiederhallten, von dem Geräusche der Säge, des Hobels und des Hammers, die Schimmele trotz des jahrelangen Feierabends, dem er sich hingegeben, recht wacker zu handhaben wußte. Es muthete ihn an, als er und Jekew nicht in der Schlafstatt übernachten mußten, und ihnen ein Zimmerchen im Hause des Vorstehers selbst mit guten, reinen Betten angewiesen wurde. Bei Tische sah er sich nicht als ein Mensch behandelt, dem man das Mahl als ein Almosen reicht, sondern als Einer, der das Brod, das er ißt, in redlicher Arbeit verdient; daß Reb Jekew, an dem der Gelehrte unverkennbar war, die gebührende Achtung genoß, braucht wohl nicht erst erzählt zu werden. Am Nachmittage des Montages kam der Vorsteher nachzusehen, ob die Arbeit im Flusse sei, und als er bereits einen einfachen, aber rein gearbeiteten Tisch fertig und das Holz zu mehreren Stühlen vorgerichtet fand, entfernte er sich zwar ohne jenes Wort des Lobes oder der Anerkennung, diese aber kam bald in der Form eines Kruges guten Landweins und eines frugalen Imbisses, die er dem fleißigen Arbeiter zur Erquickung bringen ließ.

Ohne an dem Tranke, der ihm würzig entgegen duftete, auch nur zu nippen, reichte er ihn mit der Linken einem schönen, schlank gewachsenen, etwa 16jährigen Mädchen mit echt orientalischem Typus, das ärmlich, aber

rein gekleidet seiner Arbeit mit lebhaftem Interesse zugesehen, ihm die Stunden mit fröhlichem Geplauder gekürzt und hin und wieder ein entfernter liegendes Geräthe oder Werkstück zugereicht hatte. „Trink nur zu, liebes Mädchen!“ sprach er, „auf gutes Gelingen meines Vorhabens. Wahrlich, dein Zuspruch scheint mir ein Zauber, der meine Arbeit fördert, ohne daß ich dabei ermüde. Höre, mein Kind!“ fuhr er fort, indem er das tief erröthende Mädchen an der Hand faßte, „höre, möchtest du nicht, wenn ich Meister bin, meine Frau Meisterin werden?“

„Was redet Ihr da für Schnokes (Schnacken, Thorheiten) zu meinem Kinde?“ rief ein Mann aus einer Fensternische, in der er mit einer Schreiberei eifrig beschäftigt saß, „was wollt Ihr meiner Bella für Mucken in den Kopf setzen? Wenn Ihr einmal von Eurer Wander in Euere Kehillah heimkommt und eine Werkstatt einrichtet, werdet Ihr Euch um eines Balbos Tochter umsehen, die Euch eine rechte Nedan (Mitgift) mitbringt. Eines armen Sofers (Schreibers) Tochter, wie meine Bella, muß sich die stolzen Gedanken von „Frau Meisterin“, wie Ihr sagt, vergehen lassen, wenn sie nicht einen grauen Zopf tragen will.“ — „Ei, und rechnet Ihr Bella's schöne Augen, ihren hellen Verstand und die fleißigen Hände, die, wie ich heute und schon gestern gesehen, nicht einen Augenblick von der Nähterei gelassen haben, für nichts? Meint Ihr, ein Baal-melochoh thut gut daran, wenn er ein Mädchen sucht, das mit ihrer Nedan tausenderlei Wunsch und Begehr in die Wirthschaft bringt? Ein Mädchen, das gewöhnt ist, die paar Gulden, welche das Haus braucht, im Handel leicht mit dem bloßen Mundwerk zu verdienen, ohne sich die feinen Händchen mit der Arbeit zu verderben? Nein, ein Handwerker braucht ein Weib, das gewöhnt ist, ohne „Ach“ und „O weh!“ eine Zeit lang zuzusehen, wenn es gerade kein Gold und nicht einmal Kupferdreier regnet, und das nicht berechnet, wie man beim Masoh Mathon (Handelsgeschäft) weniger Zeit und weniger Anstrengung braucht, seine paar Groschen zu verdienen, sondern denkt, daß noch kein ehrlicher Handwerker Hungers gestorben ist.“ — „Nu, nu! redet nur nicht so groß!“ wandte der Sofer ein, „wie viele Handwerker sind schon Oschirim (reiche Leute) geworden? Und wo habt Ihr denn Brief und Siegel gegen das Verhungern, wenn Ihr nicht in schlechter Zeit zu unserem Geschäft, zur Buß' sei's gesagt, zum Schnorren greifen wollt?“

„Es thut mir wirklich leid, Reb Jehuda Sofer, Euch so reden zu hören. Ich bin nur ein schlichter Am-hoorez (unwissender Mann, eigentlich Einer aus dem gemeinen Volke) und ich hab von meiner Mutter gehört, wenn man selber kein Ben-thora ist, soll man wenigstens die Tochter von einem Ben-thora nehmen, und darum will ich Euere Bella. Ich will Euch aber zeigen, daß man auf der Wander hin und wieder auch etwas lernt, was werth wäre, im Midrasch zu stehen. Laßt Euch eine kleine Halloze erzählen. Als Haschem jisborach den Adam horischon erschaffen und gebenscht hatte

zeigte er ihm alle Doros (Geschlechter) seiner Nachkommen, die auf der Welt entstehen sollten. „Und womit werden die Alle sich ernähren?" fragte Adam. Da hat Gott ihn alle mögliche Geschäfte und Hantierungen sehen lassen, durch welche jemals sich Menschen ihr Brod erwerben sollten. Wie nun die Reihe ist auch an die Zimmerleute gekommen, hat Adam gefragt: „Ribbonoh schel olom! Alle Tage baut man nicht Städte und Dörfer! Wenn nun die Mekomos einmal fertig sein werden, was werden die Zimmerleute dann thun?" Da hat Haschem jisborach ihm zugesagt, daß er lieber will zehn Dörfer abbrennen, als einen Zimmermann verhungern lassen. Und merkt Euch's, Reb Jehuda! die Tischler sind der Zimmerleute leibliche Brüder!" — „Jejascher koach!" rief eine Stimme von der Eingangsthüre her, in welcher Reb Jekew Bochur mit so freundlich heiterem Lächeln erschien, wie es jahrelang nicht auf seinem Gesichte gespielt hatte. „Wahrlich, in deiner Hallozeh, Schimmele! liegt mehr Sechel (Sinn), als in manchem langen und breiten Draschah. In Teutschland sagt man: „Handwerk hat goldenen Boden." Damit will aber gesagt sein: Wer Gold erlangen will, muß beim Handwerk bis auf den Boden kommen, muß sein Handwerk gründlich betreiben, ohne sich durch Wünsche nach mehr Ergiebigen und minder Mühevollen irre machen zu lassen. Doch sagt mir, was habt Ihr denn gestritten, denn daß hier gestritten wurde, sehe ich an Schimmele's glühendem Gesichte."

Bella benützte die Dazwischenkunft Reb Jekews, um unbeachtet aus der Stube zu entschlüpfen, und dieser erfuhr nun die Veranlassung des früheren Gespräches. Ernst verwies er dem Tischler die scheinbar leichtfertige Liebeserklärung; dieser versicherte jedoch, daß es ihm damit ganz Ernst sei. „Wenn dem so ist," erwiederte der Gelehrte, „und du deinem Vorsatze treu bleibst, so will ich gerne für eine kleine Nedan sorgen. Zwar wäret Ihr, Reb Jehudah, weder der Erste noch der Letzte, der auf Zoras habbas (um Versorgung einer Tochter willen) reist und die Milde der Leute in Anspruch nimmt, auch würde Euere viele Bekanntschaft, die Ihr als Sofer gewiß habt, Euch manchen schönen Gulden einbringen. Aber es wäre nicht gut, wenn das Hauswesen der jungen Leute in solch übler Weise begründet würde. Ich selbst besitze einiges Geld, das für mich überflüssig ist, und das ich gerne für das Glück Anderer verwende. Zwar ist es nicht viel, aber zur Einrichtung einer kleinen Werkstätte und zur Ausstattung zweier junger Leute, die an Entbehrungen gewöhnt sind, mag es wohl hinreichen. Seid Ihr es zufrieden, Reb Jehudah! und sagen Euer Weib und Kind nicht „Nein", so wollen ich und Schimmele, sobald er hier mit der Arbeit fertig ist, aufbrechen, um in der Heimat das Nöthige einzurichten. Ihr habt Zeit, wenn Ihr um einige Wochen später nachkommt. Doch nennet uns den Weg, den Ihr einschlagen wollt. Vielleicht werden wir selbst irgendwo zurückgehalten, und wir können noch einmal vor der Heimkunft zusammentreffen; vielleicht kann Euer künftiger Schwiegersohn früher als wir jetzt meinen, Euch entgegen kommen, seine

Braut zu holen.“ Es geschah nun Alles nach Anordnung des aufopfernden Wohlthäters, das Weib des Sofer wußte sich vor Freude nicht zu lassen, als sie hörte, daß sie ihr liebes Kind so gar jung schon an den Mann bringen und anscheinend recht gut versorgen, quasi zur Baalbosthe erheben könne. Bella selbst wurde zwar um ihre Zustimmung so wenig befragt, als einst die Töchter Labans, schien aber, trotzdem sie ihre schönen Augen öfter mit dem Schürzenzipfel wischte, ebenso zufrieden, als unsere Aeltermütter es ehemals gewesen. Reb Jehudah suchte die letzten paar Kreuzer in allen seinen Taschen zusammen, ließ dafür eine hübsche blanke Schale kaufen, die zum Masol tob in bester Form aus der Form gebracht wurde. „Denn,“ meinte sein Weib, „sollen die Kinder rechtes Glück haben, und soll sich Bella selbst einst für eine rechte Baalbosthe ansehen, so darf bei ihrer Verlobung und Verheiratung nicht der geringste Minhag Jisroel übergangen werden.“ Trotz der nun eingebrochenen allgemeinen Fröhlichkeit gab sich von unseren älteren und neueren Bekannten Niemand der Trägheit hin; ja die Hoffnung kommender schöner Tage schien auf Alle anspornend zu wirken. Am Samstage war auch Bella bei dem Zdokoh-Vorsteher, der die Verlobung erfahren und am resoluten Wesen des wackeren Gesellen seine Lust hatte, zu Tische geladen. Am Sonntage schied das neue Brautpaar in der festen Ueberzeugung von einander, nicht mit leeren Versprechungen hingehalten zu sein. Der Tischler theilte seinen reichlichen Arbeitslohn, der durch die Freigebigkeit des Arbeitsgebers den für die damaligen Verhältnisse hohen Betrag von zwei harten Silberthalern erreicht hatte, mit seiner Braut, und als er sodann an der Seite Reb Jekews lachend und singend die Straße entlang zog, immer wieder zurückschauend nach dem Orte, der ihm durch eine liebe Begegnung theuer geworden, und immer wieder den Silberthaler, das erste seit Jahren selbst erworbene Gut, im Sonnenlichte funkeln lassend; da war sein Begleiter nicht minder glücklich, als er selbst. War doch der Anfang gemacht mit der sich selbst auferlegten, eines starken Geistes würdigen, der Menschheit und ihm selbst zum Frommen gereichenden Buße, und wundern wir uns nicht, wenn wir nun auf seinem gramdurchfurchten Antlitze warme Sonnenblicke der Heiterkeit spielen sehen, ja wenn wir hören, wie er im Gegensatze zu seinem sonstigen stillen Hinbrüten leise den Nigan irgend eines Synagogenliedes vor sich hinmurmelt, was wir unbedingt als Zeichen inneren Wohlbehagens deuten dürfen.

Wir lassen die beiden Wanderer fürbas schreiten und werfen noch einen kurzen Blick auf Bella und die Ihrigen zurück.

Reb Jehudah Sofer war der Sohn eines braven Moreh-Zedek (Religionsweisers) in einer kleinen Dorfgemeinde, und bei seines Vaters Tode noch viel zu jung und zu wenig unterrichtet, um die erledigte Stelle antreten zu können. Dagegen hatte er von Kindheit auf viel Talent und Neigung zum Geschäfte eines Sofers bewiesen, und wußte die hebräische Quadrat-

schrift mit solcher Zierlichkeit anzufertigen, daß ihm viele Bestellungen auf Thefillin und Mesusoth selbst aus größeren Gemeinden der Umgegend zukamen und auch Verbesserungen lückenhaft oder sonst schadhaft gewordener Thorahrollen anvertraut wurden. In den letzteren hatte aber der Satz: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei!" etwas allzu viel Nachdenken bei ihm erregt, welches damit endete, daß auch er nicht allein blieb und ein hübsches, braves aber armes Mädchen heiratete. Anfangs ging Alles gut; man lebte zwar nicht wie in Arkadien von Frühlingsthau und Blüthenduft, aber das Schreibgeschäft deckte die bescheidenen Bedürfnisse des kleinen Haushaltes. Aber als das Pärchen durch Hinzukunft der kleinen Bella, die ihrem ursprünglich italienischen Namen alle Ehre machte, zur Familie anwuchs, und als zugleich weit und breit rings umher alle Wohnungen mit Mesusoth, alle Knaben noch lange vor dem Bar-mizwah-Feste mit Thefillin versehen und alle Thorarollen so hergestellt waren, daß auch der strengste Magiah-Sforim drin keinen Fehler gefunden hätte, da stellte sich der Mangel ein, und die kleine Habe wanderte nach und nach in den Trödlerladen, so daß Reb Jehudah und die Seinen beim Abschiede aus der kleinen Wohnung gleich dem schiffbrüchigen Bias, nur in anderem Sinne, sagen konnten: „Alles, was unser, tragen wir mit uns."

Wäre Reb Jehudah in irgend einer größeren, verkehrsreicheren Stadt zuständig gewesen („heimatsberechtigt" ist ein viel zu stolzer Ausdruck für die damaligen Verhältnisse), so würde seine Geschicklichkeit, seiner Familie einen bescheidenen Wohlstand gesichert haben, da er mit der technischen Fertigkeit auch ein für sein Fach genügendes Wissen verband; aber die Gesetze über Ansässigkeit und Zünftigkeit zwangen damals nicht blos den Juden zum Ergreifen des Bettelstabes, wenn es einem minder Bemittelten an e i n e m Orte oder mit e i n e m Gewerbe mißglückt war. So mußte nun Reb Jehudah mit den Seinen ein unstätes Wanderleben führen, zwar als Sofer und kleinartiger Mocher sforim (Besitzer einer kleinen fliegenden Handlung von Büchern meist rituellen Gepräges) nicht auf die Milde und Wohlthätigkeit seiner Glaubensgenossen allein, aber doch zumeist angewiesen, und bildete also eine S c h n o r r e r f a m i l i e h ö h e r e r K a t e g o r i e. Streng hielt er die Seinen, die sich im Laufe der Zeit noch um ein Mädchen und zwei Knaben, deren jedes ein anderes Geburtsland hatte, vermehrt, von dem Schmutze und den Unarten fern, die den gemeinen Schnorrer zu charakterisiren pflegen; er unterrichtete seine Kinder sorgfältig, und auch sein Weib war bestrebt, bei sich und den Ihren Reinlichkeit und Arbeitslust zu erhalten, wodurch sie gegen die äußerste Noth geschützt immer die Auslagen für ordentliche Wäsche und nicht allzu abgetragene Kleidung auftreiben konnten, und überall, wohin sie kamen, freundlicher als sonst Arme aufgenommen und behandelt wurden.

Der eigentliche Held unserer Geschichte und sein durch die ersten Er-

folge seiner moralischen Wiedergeburt ganz glückliche Begleiter kamen auf ihrer Reise nicht so rasch vorwärts, als Letzterer wohl gewünscht hätte. Reb Jekew fühlte zwar viele Befriedigung darüber, aus der schmutzigen Schale eines unnützen Vagabunden einen brauchbaren, im Handwerke strebsamen Menschen geschält, dessen künftiges Glück in angemessener Häuslichkeit angebahnt zu haben, und durch ihn vielleicht auch eine ganze Familie, die Reb Jehudah's, einem verderblichen, sich selbst und den Mitmenschen lästigen Nomadenthum entziehen. Allein dies reichte zur Beruhigung seines stets erregten Gemüthes nicht hin; denn bezüglich der der geregelten Lebensweise zu gewinnenden Familie war sein Streben bis jetzt nur noch bis zum Stadium der Hoffnung gelangt, von dem das Gelingen noch sehr fern lag. Es ist eine traurige, aber vielfach bestätigte Wahrheit, daß Bettelbrod, besonders des wandernden Bettlers, eigenthümlich süß schmeckt, und daß in der Ungebundenheit des Nirgendzuhauseseins ein eigener Reiz liege, wie die vielen, von Regierungen und einzelnen Menschenfreunden eifrigst unternommenen, doch zumeist mißglückten Ansiedlungsversuche der Zigeuner zur Genüge beweisen. Konnte bei ihnen, denen er seine Mühe widmete, nicht Aehnliches der Fall sein? Und war denn mit der Colonisirung einer oder zweier Familien so viel Gutes für sein Selbstbewußtsein gethan, daß er es getrost gegen die Selbstanklagen aus früherer Zeit in die Wagschale legen konnte? War das Gethane auch geeignet, um ihn selbst bei den mildest Urtheilenden in seiner Heimat diejenige Achtung und Werthschätzung zu verschaffen, ohne die daselbst existiren er weder konnte, noch wollte? Drängte ihn zwar ein inneres Gefühl und ein jetzt schon einmal begonnenes Unternehmen der Heimat zu, so wurde er, je näher er kam, um so unruhiger und besorgter, und mit fieberischer Hast suchte er Gelegenheiten zu streben und zu wirken. So ließ er sich nun auch herbei, trotzdem die erfahrene Störung es ihm Anfangs zuwider machte, in einer und der anderen kleineren Gemeinde zu predigen, wozu sich bei der damals herrschenden Gewohnheit reisender Magidim (Redner, Prediger) genügende Gelegenheit bot. Und die Gluth und Kraft seiner Beredtsamkeit, unterstützt durch eine in jener Zeit bei jüdischen Rednern seltene Formgewandtheit der Sprache, originelle Wahl der Themen und Kühnheit der Ideen war so groß, daß der Ruf derselben sich rasch verbreitete, und er kaum noch an zwei oder drei Orten öffentlich gesprochen hatte, als auch schon Einladungen von kleineren und größeren Kehilloth ihm zukamen. Sie abzulehnen war um so weniger Grund vorhanden, als der reichliche daraus fließende materielle Verdienst als Vehikel zu den vorgestreckten humanen Zielen nicht zu verachten war. Auffallend erschien aber überall die eigenthümliche Vornahme des beliebten Magid, keine andere als die gewöhnliche Armenherberge als Wohnung anzunehmen. Man errieth wohl, daß hierin irgend eine Bußübung bestehe, und obgleich Manche hierüber achselzuckend lächelten, so umgab es das Haupt des Betreffenden in den Augen des niedriger stehenden Volkes, das am Seltsamen stets Gefallen findet, mit einem mild scheinenden

Nimbus. Uns jedoch ist es kein Räthsel, was Reb Jekew in den sogenannten „Schlafstätten“ suchte, an denen jedoch sein rüstiger Begleiter keineswegs mehr den Gefallen fand wie ehemals. Der Tischler vermied auch neuerer Zeit sorgfältig das Schnorren, begrüßte vielmehr, wo immer er in einem Städtchen ankam, nach dem zünftigen Gebrauche der alten Zeit das Handwerk, und suchte da, wo mehrere Tage verweilt wurde, bei irgend einem Meister aushilfsweise zu arbeiten, mehr, um sich so recht wieder in's Handwerk einzuleben, als des Lohnes halber, dessen er bei der Municifenz seines Reisegefährten minder bedurfte. Mancher Meister bedauerte ernstlich, den Gesellen nicht auf die Dauer behalten zu können; diesen jedoch drängte es aus leicht begreiflichen Ursachen der Heimat, dem feurigst ersehnten Ziele seiner Wünsche, zu. Doch wagte er nicht dem Gefährten, dem als Untergeordneter in jeder sonstigen Beziehung er gerne sich fügte, der langwierigen Reise wegen Vorstellungen zu machen, war vielmehr eifrig bemüht, dessen viele Wohlthaten durch eifrige, zuvorkommende Dienstleistung theilweise zu vergüten, und in seiner Einfalt wünschte er oft laut eine rechte Fährlichkeit herbei, um sich in solcher selbst durch Hingebung und Aufopferung seiner selbst hilfreich zeigen zu können. Die Gefahr sollte auch nicht ausbleiben, sollte jedoch für die Leistungsfähigkeit eines gewöhnlichen Professionisten eine nicht zu bewältigende sein.

Es war ein heiterer Sommermorgen, als unsere Reisenden in einer größeren Landstadt ankamen, in welcher seit Menschengedenken Israeliten nicht seßhaft gewesen. In solchen Städten pflegte der Judenhaß, weil eigentlich objektlos und vom bloßen Wahn genährt, um so mehr zu floriren. Das Bild, das die Stadt jedoch heute bot, war keineswegs das des Hasses, vielmehr ein sehr reizendes der Liebe und Anhänglichkeit, die einer sehr werthgeschätzten, heute einziehenden Persönlichkeit entgegen gebracht wurde. Die Häuser der reinlichen Straßen waren mit Teppichen und Guirlanden geschmückt, Triumphpforten an mehreren Hauptplätzen errichtet. Reb Jekew beschloß in dieser Stadt, abweichend von der angenommenen Gewohnheit, in irgend einem Wirthshause der abgelegeneren Stadttheile auf einen oder zwei Tage ein Stübchen zu miethen. War das Verweilen hier bei der strikten Befolgung der Speisegesetze auch mit herben Entbehrungen verbunden, so bot sich dafür die Befriedigung eines sehr wichtigen Bedürfnisses der Ruhe. Das öftere Predigen in den letzten Wochen, der geistige Verkehr mit den verschiedenartigsten Lamdonim, deren jedem beinahe er etwas neues Scharfsinniges bieten mußte, hatte ihn übermäßig angestrengt; das Näherkommen an die Heimat erweckte freudige und schmerzliche Erinnerungen an die Vergangenheit, und unter den Bildern, die an seinem Geiste vorüberzogen, war das Rahels, der Geliebten und Erwählten seiner Jugend, keineswegs das am meisten verblaßte. Von Schnorrern, die ihn und seinen Begleiter nicht kannten, und an denen bei ihrer Versunkenheit jeder Versuch der Bekehrung zu stättiger Lebensweise

ein vergeblicher gewesen wäre, hatte er mit mehr Sicherheit, als sie manches moderne Intelligenzblatt bietet, erkundet, daß Rahel, die schöne erblühte Tochter des überaus frommen Rabbi Samuel, vielfach umfreit jeden Heiratsantrag standhaft zurückweise, und daß der Grund hievon in einem früheren bräutlichen Verhältnisse liege, das einen unglücklichen Ausgang genommen, und von welchem man in der Familie des Rabbi nicht gerne reden höre. Diese Nachricht bestürmte sein Gemüth auf's heftigste; mußte er sich, trotz aller Verirrung und Erniedrigung, in der er verfallen gewesen, doch immer noch unvergessen glauben, und dennoch konnte er sich nicht einbilden, daß bei der starren Denkweise des Vaters noch irgend Hoffnung auf die Hand der Tochter vorhanden sei. Diese heftige Bewegung seines Innern, vereint mit den ungewöhnlichen Anstrengungen der letzten Zeit hatten körperliche Erschlaffung und die Nothwendigkeit einer kurzen ungestörten Rast erzeugt, welche letztere am besten in der von Israeliten nicht bewohnten Stadt zu finden war. Ein Stübchen war bald nach Wunsche gefunden; sind doch in allen Landen die Leute in Wirthshäusern meist kosmopolitisch genug, um bei ihren Gästen mehr nach Giltigkeit der Münze, als der Abstammung und des Glaubensbekenntnisses zu fragen. Kaum war der Staub der Reise von Schuhen und Kleidern entfernt, als Schimmeh neugierig hinschlenderte, da bei dem festlichen Aussehen, das die Stadt heute hatte, eine Begrüßung des Handwerks nicht thunlich schien. Auch Reb Jekew meinte, daß der warme Sonnenschein ihm wohl thun könne; auch er schritt durch die geschmückten Gassen, und das freundliche Aussehen derselben sprach sein Gemüth so an, daß er dahinwandelnd in lichte Träumereien einer besseren Zukunft versank. Er war so von seiner Phantasie umsponnen, daß er es nicht merkte, wie mälig die Gassen um ihn her immer belebter wurden, wie so viele Menschen nach einer Richtung, die zufällig auch die seinige war, dahin eilten. So kam er bis auf den Hauptplatz der Stadt. Hier war das Gedränge ungemein groß, und wenn er auch gewollt hätte, es wäre für den Fremden nichts Leichtes gewesen, heraus zu kommen. Das Wogen der Menschenmasse nahm noch zu, als einige Stadtdiener, an Kleidung und Bewaffnung erkennbar, erschienen, und mit Rufen und Zanken und nicht ohne einige fühlbare argumenta ad hominem eine Gasse mitten in den Haufen weiteten. In diese Gasse rückten mit klingendem Spiele, ihre Fahnen und Abzeichen vor ihnen her, die verschiedenen Zünfte und Gewerke der Stadt, die männliche und weibliche Schuljugend, die festlich gekleideten Bürger mit ihren Vorstehern. Sie bildeten sämmtlich Spalier zu beiden Seiten des aus lebenden, denkenden Wesen gebildeten Weges. Die Anwesenheit der Patricier des Ortes ließ den tumultsüchtigen Plebs ruhiger und anständiger werden. Da mit einemmale ertönten sämmtliche Glocken der Stadtthürme, vom Eingange des Platzes her wälzten laute Jubelrufe, und zugleich ließ die jubelnde Menge sich andächtig auf's Knie nieder. Durch die Reihen aber fuhr eine vierspännige,

mit Gold reich gezierte Karosse, und in derselben saßen zwei noch sehr junge Männer, der eine im Purpur, der andere eben auch in der Kleidung eines höheren Geistlichen der katholischen Kirche. Es waren dies der neue Bischof, der heute den erledigten Amtssitz in der Stadt einnehmen sollte, und sein Sekretär, der zugleich sein innigster Freund war. Nach dem Brauche seiner Konfession spendete der Bischof ringsum den Segen aus; in die Andacht der Betheilten aber mischte sich ein hohes Erstaunen über die ungewöhnliche Jugendlichkeit des Bischofs und zugleich ein Gefühl des Stolzes darüber, daß der Papst einem Kinde dieses Landes wegen seiner hohen und höchst seltenen Gelehrsamkeit und Sittenstrenge trotz so großer Jugend das wichtigste Amt der Diözese anvertraut hatte. Nicht weniger erstaunt als die Menge um ihn her stand ein Einziger da, starr und unbeweglich, mit dem Hute auf dem Kopfe, ganz im Anschauen, seiner selbst vergessend. Der neue Bischof war ihm eine wohlbekannte Persönlichkeit; es war der Genosse seiner Jugendfreuden, sein ehemaliger Lehrer und Schüler zugleich, — Johann, der Tuchmachersohn.

Anfangs verwunderten nur die näher Befindlichen sich über die Kühnheit des Juden, denn als solchen hatte man Reb Jekew erkannt, und forderten ihn auf, den Hut abzunehmen. Als derselbe aber verwirrt durch die ihm widerfahrene Ueberraschung die Mahnung unbeachtet ließ, hielten sie sein Benehmen für Trotz und Hohn, und der einmal erregte Unwille steigerte sich schnell zu Zorn und unbändiger Drohung.

Haben doch die meisten Leute Religion genug, dieserwillen ihre Nebenmenschen zu hassen, während nur bei wenigen bevorzugten Naturen die Religion den Antrieb zur Liebe bildet. „Nieder mit dem Juden!“ tönte es von vielen Seiten, „schlagt ihn nieder! Werft ihn in den nahen Fluß, ihn, der es wagt, unseres Glaubens und unserer Priester zu spotten!“ Dieselben, die noch vor wenigen Augenblicken voll Andacht und Erhebung ihren Schöpfer gelobt und in seinem schwachen, durch Wissen und Frömmigkeit verherrlichten Geschöpfe bewundert hatten, die vielleicht auf ein einziges Wort dieses ihnen heilig scheinenden Sterblichen hin zu jeder Gutthat, zu jeder Aufopferung bereit gewesen wären, waren nun in blutdürstige Thiere umgewandelt. Hundert Hände streckten sich aus, um das Opfer der Wuth zu fassen, und nur zwei, die bereit gewesen wären, es zu vertheidigen, mußten schlaff und müßig herabhängen. Schimmeh nämlich sah von ferne, von einem Mauervorsprunge aus, auf den die Neugier ihn getrieben, die Gefahr, die seinem Freunde drohte, und wäre er zur Hilfe auch stark genug gewesen, er war von ihm durch einen breiten Menschenstrom getrennt. Doch unerwartet kam wo anders her die Rettung. Der plötzlich entstandene Lärm hatte die Aufstellungen zum Empfange des Bischofs in Unordnung gebracht, ein dichter, nicht leicht entwirrbarer Knäul von Menschen hinderte die Weiterfahrt, und der Kirchenfürst, der plötzlich aufgehört hatte, der Mittelpunkt alles dessen

zu sein, was hier vorging, erhob sich im Wagen um zu sehen, was eigentlich die Ursache des Tobens sei. Sein scharfer Blick traf im Angesichte des Bedrohten auf bekannte Züge, ein zweites Hinschauen, und jeder Zweifel war beseitigt. In Selbstbeherrschung geübt und gewohnt, sich von keiner Ueberraschung bewältigen zu lassen, neigte er sich zu dem Ohre seines Sekretärs, flüsterte ihm einige Worte zu, und dieser stieg rasch aus dem Wagen. Mit kräftiger Stimme gebot er der Menge Ruhe, und theilte ihr mit, Sr. Gnaden, der Bischof, wolle im Verhöre und bei Aburtheilung des Schuldigen zum erstenmale das ihm zustehende geistliche Richteramt ausüben. Sodann befahl er mit fester Stimme einigen Stadttrabanten, den Juden in ihre Mitte zu nehmen, und ihn sicher und unbehelligt als einen der kirchlichen Gerichtsbarkeit Verfallenen in die bischöfliche Residenz zu bringen und dort so scharf zu bewachen, daß niemand, wer immer es auch sei, mit ihm in guter oder übler Weise verkehren könne. Reb Jekew ließ alles ohne Widerstand mit sich vornehmen; denn einerseits besaß er nicht des Glückes genug, um bei irgend einer Gefahr für dasselbe zu zittern, andererseits ahnte er in seiner Arretierung eine weise Vorsichtsmaßregel des Freundes, der ihn also zu schützen und dann zu befreien trachtete. Wie aber Entschiedenheit und Energie nur selten auf das leicht bewegliche Volk ihre Wirkung verfehlen; so wurden auch hier durch die Befehle des jungen Canonicus die hochgehenden Wogen der Aufregung schleunig geebnet, und der Bischof konnte nun ohne weitere Störung zur Kirche und zur Ceremonie seines Amtsantrittes gelangen. Den Tag über blieb er mit der Entgegennahme von Besuchen der vornehmsten Stadtbewohner und der Beweise der Verehrung der einzelnen Corporationen vollauf beschäftigt. Erst spät am Abende konnte er dazu gelangen seinen theueren Freund wiederzusehen, dessen Andenken bei ihm stets lebendig und frisch geblieben.

Doch war dieser Freund durch den vertrauten Sekretär über Alles beruhigt, was da geschehen konnte; die Stadttrabanten waren entfernt und mehr zum Scheine, als zum Zwecke wirklicher Ueberwachung durch einen Hausdiener ersetzt, der sich bereitwillig zu jeder Dienstleistung und Bereitung jeglicher nur zu wünschender Bequemlichkeit anbot, das düstere Gewölbe, in welchem der Gefangene Anfangs untergebracht worden, mit einem freundlich hellen, wohnlichen Gemache vertauscht. Auch Schimmeh war da. Die ehrliche Seele war lange scheu und furchtsam um den bischöflichen Palast herumgeschlichen, um das vermuthliche Schicksal des Freundes und Gönners zu erfahren. Endlich hatte er den harten Thaler, welchen er als Arbeitslohn vom Armenvorsteher erhalten und den er wie einen Talisman stets bei sich trug, geopfert, und so durch Vermittlung eines bischöflichen Lakaien das erlangt, was ihm sonst auch Niemand versagt hätte, den Einlaß zu Reb Jekew. Wie staunte der treue Gefährte, als er hier Alles so ganz anders fand, als er befürchtet hatte, und der oft schon gehegte Gedanke, sein Gönner sei mit

den geheimen Künsten der Kabbalah vertraut und vermöge alles nach eigenem Belieben zu wenden, tauchte wieder auf in seinem Innern und erregte eine so ehrfurchtsvolle Scheu, daß sein Benehmen nicht nur räthselhaft sondern geradezu lächerlich erschien.

Am Abende wurde der Rabbi, so wurde er von dem Diener des Bischofs nach einer Mittheilung des Sekretärs genannt, zu seinem hohen Jugendfreunde abgeholt. Der Weg führte durch eine lange Reihe prachtvoller Gemächer, auf halbem Wege kam ihm der Bischof entgegen, und da kein anderer Zeuge als der vertraute Canonicus vorhanden war, that Johann seinen Gefühlen keinen Zwang an. Umarmung folgte auf Umarmung, und Thränen der Freude benetzten die Augen Beider, selbst die des „Dritten im Bunde" blieben nicht trocken. Die erlebten Schicksale und Erfahrungen wurden nun gegenseitig ausgetauscht. Die Johanns waren einfach in ihrer Großartigkeit und bald erzählt. Seine Gelehrsamkeit hatte in Rom Aufsehen erregt und ihm die Gunst vieler hoher Kirchenfürsten verschafft, die sich das Vergnügen machten, von den eigenthümlichen, bei Christen selteneren Kenntnissen des jungen Mannes zu profitiren. Kaum blieb ihm einige Zeit, um selbst etwas zu lernen, da er so viel und so vielen in ihrer Stellung weit über ihn Hervorragenden Unterricht zu ertheilen hatte. Sein fester Charakter bewahrte ihn vor Selbstüberschätzung, und der bescheidene Sinn, den er gegenüber seinen hohen Schülern, deren manche zugleich seine Lehrer waren, kundgab, brachte es dahin, daß er mehrseitig dem Oberhaupte der katholischen Christenheit warm empfohlen und kurz nach abgelegtem Profeß von einer Stufe der kirchlichen Würden zur anderen rasch emporstieg. Seine und des Papstes Sixtus V. (des ehemaligen Hirtenjungen Felice Peretti) Jugendgeschichte hatten viel Aehnlichkeit mit einander, nur besaß Johann das größere Glück, sein für Freundschaft empfängliches Herz einem Freunde erschließen zu können. Diesen fand er in einem Mitschüler im römischen Seminare, einen Jüngling, der gleich ihm für alles Schöne und Erhabene erglüht war und gleich ihm einfältig war wie die Taube und klug wie die Schlange. Unsere Leser errathen wohl, daß dieser Freund kein anderer war, als der junge Canonicus, der dem Bischof als Sekretär auf dessen Diözese gefolgt war.

Wirrer und verwickelter war die Lebens- und Leidensgeschichte des Israeliten, und obgleich er bei der Erzählung mancher seiner Verirrungen erröthete und nur mit Mühe das oft etwas spöttische Lächeln des Bischofs ertragen konnte, so verhehlte er doch nicht den geringsten Umstand, und gewiß war es höchst originell, daß hier ein jüdischer Rabbi vor zweien katholischen Geistlichen eine umfassende Beichte, freilich nicht in der Absicht ablegte, um absolvirt zu werden. Wieder einmal saßen die Freunde, nur daß sie um einen sich vermehrt hatten, bis nahe an den Morgen, wie ehemals im eifrigen Dispute beisammen, und da sie sämmtlich über den Inhalt ihrer Unterhaltung die strengste Verschwiegenheit bewahrten, auch vorsichtig jeden Lauscher ent-

fernt hatten, so können wir jenen Inhalt nur annäherungsweise aus einem lateinischen Briefe errathen, den Reb Jekew einige Tage später aus der Schlafstatt der nächsten größeren Judengemeinde an den Bischof abgehen ließ, und den wir in deutscher Uebersetzung und mit Hinweglassung der unter Gelehrten damaliger Zeit beliebten, etwas schwulstigen Begrüßungsformeln, mittheilen wollen. Vorerst wollen wir aber noch erwähnen, daß die beiden Juden noch einen Tag und eine Nacht im bischöflichen Palaste verblieben, daß sie dort mit aller Achtung behandelt, mit aller Rücksicht für die Satzungen ihres Glaubens bewirthet wurden, daß der Bischof und sein Sekretär unter dem Vorwande eines geheimen Verhöres auch am Tage einige angenehme Stunden in der Gesellschaft ihres Freundes zubrachten. Am dritten Tage wurden die Beiden in einem einfachen, bequemen Gefährte unter Begleitung zweier Leibdiener des Bischofs, die für deren Sicherheit einstehen mußten, in's nächste Städtchen gebracht. Dem Volke der Bischofsstadt wurde erzählt, es sei in dem Juden ein gar gelehrter Rabbi entdeckt worden, der nicht aus Hohn und Trotz gegen die katholische Kirche, sondern aus völliger Unbekanntschaft mit deren Gebräuchen, und weil der Gebrauch seiner Konfession das Niederknien nicht gestatte, Anlaß zum Aergerniß gegeben und dafür vom Bischofe tüchtig abgekanzelt worden sei. Von einer inhaltreichen, sprachlich prächtigen Predigt, die er am zweiten Tage nach seinem Einzuge gehalten, höchlichst erbaut und erfreut, fand Jedermann Alles recht, was der neue Vorsteher der Diözese that und veranlaßte, und die Affaire mit dem Juden war nach wenigen Tagen vergessen.

Wir aber wollen nun über die Achseln des Bischofs und seines Sekretärs hinweg in den Brief schauen, den diese mit größtem Eifer und mit immer höherer Befriedigung lasen, je weiter sie in selbem gelangten. Er lautete etwa folgendermaßen:

„ — und die beiden Sätze, die Ihr angeführt habt, sind so weit von einander verschieden, als der Himmel entfernt ist von der Erde. Nein meine theueren Freunde! (denn auch dich nenne ich so, der durch meinen Jugendgefährten seit lange, jetzt aber unmittelbar mit mir verbunden bist,) der Satz. „Der Zweck heiligt das Mittel“ und jenes, dem die Weisen meines Volkes die Deutung gaben, man dürfe, wo es die Heilighaltung des göttlichen Namens gilt, einzelne seiner Gebote als aufgehoben betrachten, Psalm 119, Vers 126 haben in ihrer Wesenheit nichts miteinander gemein. Letzterer Satz weist ausdrücklich auf einen bestimmten Zeitpunkt hin, auf einen solchen nämlich, wo eine in anderer Weise unabwendbare Gefahr droht, und nur dann könnte der Rettung des Erhabensten und Wichtigsten einzelnes minder Wichtiges geopfert werden. Ihr aber verlangtet, ich solle mich des Gesammten, des Glaubens meiner Väter entschlagen, und zeigtet nur ein Ziel, das zu erstreben wohl an und für sich ein überaus würdiges, dessen Erreichung jedoch immer höchst unsicher bliebe. Wohl wäre es möglich, dass ich unter den Eueren

und, wie Ihr glaubet durch vielfältiges Wissen zu Macht und Ansehen gelangt, dann vielen meiner Stammesbrüder und früheren Glaubensgenossen ein eifriger Förderer, ein Helfer in der Noth werden könnte. Aber wäre es auch gewiss, dass meine leidenden Brüder mich aufsuchen, und dass meine Kraft zu ausgiebiger Hilfe ausreichend wäre. Ich erlaube mir einen Satz aus dem Buche Esther (C. 4. v. 14.) anzuführen: „Befreiung und Rettung wird den Juden von anderer Seite erstehen.“ Ist die Macht des Ewigen etwa zu beschränkt, dass ich mich durch Abtrünnigkeit ihr zum Mittel für das Gute aufdringen muß? Jedes vorgesteckte Ziel, jeder zu erreichende Zweck bleibt als ein fernliegendes auch ein Ungewisses, und kann daher nie die Wahl eines Mittels entschuldigen, dessen nächste Wirkung, das Ueble, gewiss ist. „Die Ausübung einer Tugend, “sagen unsere Weisen die Euch beiden auch nicht fremd sind, „führt die Ausübung weiterer Tugend, die einer Sünde weitere Sünde nach sich. „Habe ich aber die erste Sünde wissentlich begangen, so wird die Kette der folgenden gewiss nicht zum Leitfaden werden auf einem Wege, an dessen Ende Tugend, eine so erhabene Tugend wohnt, die alles begangene Ueble aufwiegt und zu nichte macht. Nochmals: Befreiung und Hilfe wird von anderer Seite kommen, wenn sie noth thun; zeigt mir doch theuerer Freund meiner Jugend! deine Erhebung zu einem so hohen Posten unter den Deinen, zeigt mir doch meine eigene Befreiung von der Wuth des Volkes durch Dich, wie die Wege der Vorsehung weise gewählt und geebnet sind.

Doch ich glaube, es sei Euere Aufforderung gar nicht ernstlich gemeint gewesen, und Ihr habet nur prüfen wollen, ob das Bäumchen, das einst jedem schwachen Windeshauche sich geneigt, nun zum kräftigen, wiederstandsfähigen Stamme geworden. Hat doch meine entschiedene Weigerung nicht im Mindesten die frohe Stimmung vermindert, die unser Wiederfinden bei Euch hervorgebracht, und seid Ihr auf meine Wünsche mit raschester vollkommener Billigung eingegangen. Ich will und werde die Hilfsmittel die mir durch Euch geboten wurden, nicht ausschlagen, und weiß ich den Wert der mir ausgestellten schriftlichen Empfehlung, die ich jedoch nur im äußersten Nothfalle gebrauchen will, gehörig zu würdigen. Und so will ich, indem ich andere aus dem Schlamme der Versunkenheit zum Bessern emporführe, mich selbst wieder erheben; und wie nahe ich nun auch der Erwählten meiner Jugend sei, die äußerst schwache Hoffnung auf ihren Besitz soll für mich nicht zum Irrlichte werden, das mich von der einmal eingeschlagenen Bahn abführen kann. Lebt wohl!—“

---

6. Kapitel.

Das Fest der Armen.

Wie süß, wie segenvoll ist's abzuwischen.
Die Zähre, die des Armen Aug entstürzt!
Wie süß die unsrige der seinen beizumischen.
Indeß die Hand den Trost mit Hilfe würzt.
Pfeffel.

Wie ist unser Freund jetzt in seinem ganzen Wesen so verändert! Wie schaut dieß Auge, das gewöhnlich vom Schmerze getrübt zu Boden oder in Andacht glühend zum Himmel schaute, so freudig und sicher vor sich hin, als gehörte es nicht einem Kinde des Ghetto an, einem Kinde jener düstern Heimat wo Naturschönheiten eine aus unbekannten, räthselhaften Buchstaben zusammengesetzte Schrift zu sein pflegen. Wie freundlich lächelt diese Lippe, die so oft von einem tiefen, inneren Wehe bewegt, gezukt hat. Ist das wirklich niemand anderer als der jüdische Gelehrte, den ein innerer Drang stets fortgetrieben, wo sich ihm ein Plätzchen darbot, sein Haupt zur Ruhe zu legen, und der in dieser Hinsicht nur um die ewige Dauer dem Ahasveros nachstand, jenem Popanze des ewig wandernden Juden, welchen nur ein vom Wahne erzeugter Haß so schrecklich ausdenken konnte. Welche Festigkeit hat sein sonst schwankender Gang angenommen, welche Elastizität und Leichtigkeit in den Bewegungen so daß der viel rüstigere und von Natur kräftigere Reisegefährte unmöglich gleichen Schritt halten kann und einmal über das andere verwundert nach ihm hinschaut, den er wohl in geistiger Beziehung, keineswegs aber auch in körperlicher Beziehung sich überlegen wusste. So viel aber vermag die Freude, wenn sie nach langen Qualen, nach vielfachem Entbehren in das gepeinigte Menschenherz wieder einzieht und die Zuversicht auf bessere Zukunft mit sich bringt. Das Zusammentreffen mit dem Jugendfreunde, dem Theilnehmer und Förderer der eifrigsten wissenschaftlichen Bestrebungen, mit dem gereiften Manne, der schon als Jüngling stets durch Klarheit des Geistes, durch Entschiedenheit und Richtigkeit des Urtheils über sich selbst und über andere sich ausgezeichnet hatte, wirkte so wohlthuend auf Reb Jekew Bachur, (wie er sich am liebsten nennen hörte), daß er nun mit Muth und Freudigkeit und in der festen Ueberzeugung fortlebte, das ersehnte Ziel, die Versöhnung mit sich selbst und mit allen anderen, die ihm lieb und werth waren, liege nicht mehr zu ferne. Auch stärkte ihn theilweise der Umstand, daß er bei seiner Thätigkeit nicht mehr auf die beschränkten Mittel seines eigenen Erwerbes allein angewiesen war, da er für humanistische Zwecke auf die Munificenz seines bischöflichen Freundes rechnen durfte und rechnete.

Als sollte sich auch für die Verwirklichung guter Vornahmen und

Pläne alsbald die Gelegenheit finden, geschah es, daß schon am nächstfolgenden Abende, am Donnerstage derselben Woche die beiden Reisenden mit der Familie Reb Jehudah Sofers zusammentrafen. Der Schauplatz des Wiedersehens war die enge, durch viele anwesende Gäste noch mehr beengte Schlafstatt der Judengemeinde . . . . Seitdem Reb Jehudah die Hoffnung hatte, daß sein liebes Kind den Beschwernissen des Wanderlebens werde entzogen und ihm wenigstens so oft ein besserer Ruheort werde geboten werden, so oft er sein Kind werde besuchen können, seitdem hatte er für die vielen Widerlichkeiten der Schlafstatt erst scharfe Augen bekommen. Mehr noch als er selbst, empfand sein Weib einen unüberwindlichen Eckel gegen ein oft unmoralisches Treiben, vor dessen Einzelnheiten sie bisher oft genug ein Auge hatte zudrücken müssen. Jeder moralische oder materielle Vorzug wodurch ein Mitglied der Schnorrerkaste hervorragte, und der demselben von Seite der Wohlthäter größere Gunst oder Beachtung zuzog, galt in den Augen seiner Standesgenossen als eine Beeinträchtigung ihrer Rechte und Vortheile und war nicht selten ein genügender Grund der bittersten Anfeindung. Ein Beispiel solch unverdienten Grolles bot sich eben dar. In einer Ecke der dunstigen Stube saß ein Weib, dessen vernachlässigter schmutziger Anzug und rothes, aufgedunsenes Gesicht zur Genüge bezeugten, wie sie kurz vorher mit den Geistern der Flasche ihres nicht minder liebenswürdigen Herrn Gemahles im innigsten Rapporte gestanden, und daß der Schlaf in welchem sie einige Zeit auf dem Boden gelegen, jene Geister noch nicht ganz aus ihr gebannt habe. „Wie sich das breit macht!“ schnarrte sie durch die Nase, unser aller Neschomoth sind am Berge Sinai gestanden und das Volk dort am Fenster (hiebei wies sie auf den in der Fensternische mit Schreiben beschäftigten Reb Jehudah und die Seinen) nimmt hier die besten und bequemsten Plätze ein, und fast thät es noth, daß wir andere draußen auf der Gasse bleiben!“ Vergebens machten einige Bessergesinnte die Megäre auf die Anwesenheit des Rabbi (so nannte man Reb Jekew) aufmerksam, die Muthwilligeren der sauberen Gesellschaft wollten sich einen so wohlfeilen Spaß nicht entgehen lassen, und reizten so lange auf, bis sie sich mühsam erhob und schwerfällig vorwärts wälzte. Hier stemmte sie die Arme in die Seiten. „Nicht genug,“ schrie sie mit fettig heiserer Stimme, „daß ihr und Euer Rebbe da, der seine Hathoroh (Lehrbefugnis, Rabbinatsdiplom) Gott weiß wo, aufgeklaubt hat, uns morgen die besten Pletten (richtig Bollette, Anweisungen auf Freitische für den Sabbath) wegfischet, soll man sich noch in der Schlafstatt von euch verdrängen lassen?“ die kleineren Kinder Reb Jehudah's verkrochen sich furchtsam hinter ihre Eltern die betroffen da saßen, sein Weib wischte sich eine Thräne aus den Augen, und Bella schmiegte sich an Schimeh und schaute zu ihm, als ob sie ihn zum Schutze gegen Beleidigung aufforderte. Dieser war nach echter Gesellmanier rasch entschlossen, und ehe noch Reb Jekew die beabsichtigte beschwichtigende Rede beginnen konnte, hat-

te Schimeh die Thüre aufgerissen, das belfende Ungethüm ergriffen und ziemlich unsanft hinaus auf die Flur spedirt.

Herausfordernd schaute er dann um sich her, ob jemand seinen Justizakt laut zu misbilligen wage; die kräftigen geballten Fäuste aber ließen die ärgsten Störenfriede sich scheu in die Winkel verkriechen oder leise zur Thüre hinausschleichen. „Diese herbe Frage, Rabbi!" rief Schimeh lachend, „habe ich geschwinder und geschickter geentfert (beantwortet, entschieden) als Ihr es hättet thun können." Die Heiterkeit, welche das Wiedersehen hervorgebracht hatte, war jedoch gestört, und das Weib Reb Jehudah's klagte laut über das Unglück der Armut. „Nur einmal in meinem Leben," sagte ihr Mann, „möchte ich das Glück des Baalboos (Hausherrn Familienvaters) kosten, der am Samstag mit den Seinen am eigenen, sauber gedeckten Tische sitzt, an welchem auch einige Arme als Gäste Platz gefunden. Wie wohl müßen ihm die Segenswünsche thun, welche die Armen ihm beim Abschiede aussprechen. Wohl sind diese Segnungen gar oft nicht ehrlich gemeint, und mancher Undankbare spottet über die durch keinen Fleiß verdiente Mahlzeit, wenn diese für seine Erwartungen nicht lecker genug ausgefallen. Doch der Baalboos hört das nicht; und ich glaube, daß Haschem jisborach dem doch der wahre Gedanke dieser Segnungen kein Geheimnis ist, dennoch diese nach den Buchstaben gelten läßt. Nur ein einziges Mal möchte ich diese Freude genießen!" „„Dazu kann und soll geholfen werden!"" antwortete Reb Jekev er winkte Schimeh, und obwohl dieser seine Absicht nicht errieth, war er doch an unbedingtes Vertrauen zu sehr gewohnt, um dem Fortgehenden nicht schleunigst zu folgen. Die Familie des Sofers blieb weiter unbehelligt, theils mahnten die Besseren unter den Anwesenden von jedem üblen Vorhaben ab, theils auch fürchtete man die Zurückunft des kräftigen Gesellen, von dem man gesehen hatte, daß langes Federlesen nicht in seiner Art liege. Er kehrte aber erst nach zwei Stunden zurück, da es bereits Nacht geworden, und der Schlafstätter bereits die üblichen Strohschütte für das Nachtlager hergerichtet hatte. Schimeh forderte seinen Schwiegervater und dessen Familie auf, ihre Habseligkeiten zusammen zu nehmen und ihm zu folgen. Mittlerweile nähmlich hatte Reb Jekev dem dießmal die mit allerlei gemeinem Volke überfüllte Schlafstätte ebenfalls gar sehr zuwider war, für reichliches Geld und gute Worte eine kleine Stube für sich und Schimeh und eine größere wohleingerichtete für die befreundete Familie ausfindig machen lassen. Dort ließ er durch Schimeh alles hinschaffen, was den Genuß eines guten, geruhten Sabbath, einen wahren Oneg-Sabbath verschaffen und erhöhen könnte; und als nun alles bereit war, wurden Reb Jehudah und die Seinen dahin übersiedelt. Mit Freude und innigen Dankgefühlen, denn Worte des Dankes hatte der Wohlthäter sich verboten, nahmen sie das Gebotene an; wie staunten sie aber, als sie hörten, es sei nicht nur für sie selbst für den Sabbath reichlich gesorgt, sondern es stehe ihnen frei, selbst einige Gäste

an ihren Tisch zu laden und so einmal die Freuden des Baalboosthums, eines durch nichts gestörten, behäbigen Familienlebens in seiner ganzen Fülle zu genießen.

Zum erstenmale seit Jahren sahen sie frische bequeme Betten für sich bereitet, und sie durften heute ihre Oberkleider, sonst ihre Decke allein, unter der sie lagen, bei Seite geben; sie hatten nicht nöthig, wie sonst, jedes einzeln ihr Abendbrod in irgend einem Winkel, wo sich eben ein Plätzchen bot, zu verzehren, sie konnten alle beisammen um den gedeckten Tisch sitzen, der schon des Guten so reichlich bot und noch Reichlicheres für die nächsten zwei Tage versprach. Am Freitage morgens ging Schimeh in die Schlafstatt, lud daselbst zwei oder drei der honetteren Armen ein, darunter auch einen lustigen Bruder, den er seit Jahren kannte, der nicht gerade unwissend, seines Zeichens ein Hausierer mit allerlei meist unnützen Kleinigkeiten, als Fleckkugeln, Putzpulver und dergleichen Mittelchen, die er als Arcane auszuschreien verstand, nur dann zur Schnorrerei griff, wenn er seine kleine Habe am Spieltische gelassen und die Mittel zum neuen Krame noch nicht sich erbettelt und — abgedarbt hatte. Den Tag über war die Frau des Sofers beschäftigt, aus dem Buche ihrer Erinnerungen all die vergessenen Küchenrezepte hervor zu holen, die zur Bereitung von der Sabbathfeier würdigen Speisen erforderlich waren. Reb Jekew verstand es wohl, wie das emsige Schaffen und Wirthschaften mehr als der Genuß, brave Frauenherzen befriediget, und hatte darum nur das Material zu guten Mahlzeiten sowie das unentbehrliche Geschirr, keineswegs aber fertiges besorgen lassen. So verging der Freitag in der angenehmen Illusion eines eigenen Hauswesens und unter vielen Ermahnungen der Mutter an Bella, wie diese den Heerd im eigenen Hausstande dereinst verwalten solle. Am Abende kam der Sofer aus der Synagoge, der stattliche Bräutigam der Tochter an seiner Seite, kräftig und fest tönte sein „Gut Schabbes" in die Stube hinein, wo ihn kein untergeordnetes Verhältniß zu einem Spender der Sabbathmahlzeiten, (Reb Jekew war absichtlich fern geblieben) beengte. Herzlich drückte er seinem Weibe die Hand, legte dann die seine segnend auf jedes Haupt seiner Kinder, was auch Schimmeh durch eine stumme, aber tiefe Verneigung sich erbat. Heiteren Angesichtes schritt dann der Sofer auf und ab durch die Stube, und sang laut den Gesang, womit der Jude die Geister des Friedens, der Ruhe, mit einem Worte die Geister des Sabbaths in seiner Häuslichkeit bewillkommt. In seinem Auge glänzte eine Thräne, ob schmerzlicher ob freudiger Rührung oder beider zugleich? als er dem „Engelgruße" den Päon Salomos auf das biedere Weib hinzufügte. Verdiente doch sein Weib gewiß diesen Namen, wenn auch ihr Wirken keinen Wohlstand zu Folge gehabt. Hatte sie doch Leiden und Entbehrungen, das Unglück der Heimatlosigkeit und Unstättigkeit bisher mit ihm getheilt ohne Murren, ohne Vorwurf. Während des üblichen Rezitirens dieser Verse hatten

auch die geladenen Gäste sich eingefunden, denen hier unter ihres Gleichen selbst ein spärlicheres Mahl willkommen war, als das köstlichste, das ihnen irgend ein Reicher vielleicht durch Hoffahrt vergällt hätte.

Vielleicht nie hat ein Israelit mit solcher Andacht am Schlusse der Peßach-Abendgesänge das „ Leschono habbo bijruscholajim (Künftiges Jahr in Jerusalem!) mit solch ernstlicher Andacht gerufen, als Reb Jehuda und sein Weib beim Weihegebete für den Festag Kidusch den Wunsch „Leschonoh habbo" in eigener, noch so beschränkter Häuslichkeit! „fühlten, wenn dieser Wunsch auch nur in wehmuthsvollen Blicken, die sie mit einander austauschten, seinen Ausdruck fand. Es wäre überflüssig, den Verlauf des Sabbats weitläufiger zu beschreiben; er verlief in dieser Familie wie in jeder anderer echt jüdischen weihevoll und vergnügt. Wer der rechten Sabbathfeier gewohnt ist, dem könnten wir nur Gewohntes, oft genug Erlebtes bringen; wer aber eine solche Feier nie mit gemacht, der hat auch kein Verständniß dafür, und würde unsere feurigste Schilderung nur mit spöttischem Lächeln hinnehmen. Die Armen, denen diese Freude nur heute gegönnt schien, nöthigten ihre Gäste so von ihrem Ueberflusse auf, wie es nur irgend ein Reicher, der mit der Gottesgabe nicht kargt, hätte thun mögen. Die Familie Reb Jehudas war gewohnt, am Sabbathnachmittag durch die Straße des Ortes, in der sie gerade weilte, oder auch im Freien vor dem Orte zu spazieren, um so das allzuviele Zusammensein mit der oft anrüchigen Gesellschaft in der Schlafstatt zu vermeiden. Heute saßen sie alle traulich beisammen, Schimeh und der Hausierer bei ihnen, und ergötzten sich an munteren Scherzen und launigen Einfällen, an denen der Hausierer besonders reich war. Der Sofer las hin und wieder auch in einem hebräischen Buche, und sein Weib unterhielt die beiden Töchter mit einer Vorlesung aus dem „Deutsch Chummesch," wovon jedoch die Aufmerksamkeit der Mädchen von dem Hausirer oft durch muthwillige, doch anständige Neckereien abgezogen wurde. „Laßt meine Mädchen in Ruh!" rief die Frau endlich dem Störer mit gutmüthigem Lachen zu, „nicht nur, daß Ihr ein Müßiggänger seid und Euch wenig um Thorah und Mizwoth (Lehre und Gebote) kümmert, wollt Ihr noch diese da davon abhalten." „„Ich sollte mich nicht um Thorah und Mizwoth kümmern,"" antwortete er, „„steht doch gleich am Anfange des Pereks (Thalmudabschnittes religiös moralischen Inhaltes zur Lektüre an den Nachmittagen der sommerlichen Sabbatte bestimmt), daſs jeder der Israeliten Theil habe an ewiger Seligkeit, dieweil Gott so viel der Lehre und Gebote zu erfüllen gegeben, damit auf jeden etwas komme und ich allein, meint Ihr, sollte meinen Antheil ganz vernachlässigen.?""

„Ich bin doch begierig zu hören," replizierte Reb Jehudah, der die abgenommene Brille zwischen die Blätter des zugeschlagenen Buches legte, „welche von den 613 Mizwoth Ihr eigentlich so recht mit Liebe und Eifer erfüllet!" „„Ei was 613!?" "rief der Hausirer, „„die Rechnung ist auch

nicht ganz richtig, wir haben 614 Mizwoth, und gerade das Gebot, welches unsere Weisen nicht gezählt haben, erfülle ich am pünktlichsten."" "Und wie lautet denn dieses Gebot?" „„Es sieht gerade so aus wie jede von den Mizwoth lo saaseh, und lautet Lo jechdol ewjon. Es soll nicht an Dürftigen mangeln."— Wahrlich wenn man von einem Gebote sagen kann, dass die Erfüllung des einen die Erfüllung des andern nach sich zieht, so gilts gewiss von diesen. Ist es nicht der Ursprung und die Grundlage aller Wohlthätigkeit. Und wie eifrig ich auch dazu halte! Kaum dass mir der liebe Gott ein paar Gulden beschert hat, sehe ich sie so schnell als möglich bis auf den letzten Pfennig los zu werden." „Es ist Schade um Euch," sagte die Frau, „könntet Ihr bei Euerem guten Kopfe und Eueren gesunden Gliedern nicht ein nützliches Gewerbe betreiben und dazu sehen, dass Ihr als ordentlicher Mann mit einem braven Weibe glücklich werdet?" Ei nun, wollt Ihr mir Euere jüngere Tochter geben, und an meiner früheren Lebensweise keinen Anstoß nehmen," sagte der Hausierer plötzlich ganz ernst geworden, „so will ich von heute an auf mich achten, und Ihr sollt nicht nur e i n e n, sondern ein Paar tüchtige Eidame haben." „Meine Schwägerin ist für dich zu jung sagte Schimeh;" „willst du aber wirklich etwas Rechtes anfangen, so sollst du um die Mittel dazu nicht lange besorgt sein. Geschenkt bekommst du nichts, denn Leicht gewonnen leicht zerronnen! sagt der Aschkenaz, aber auf dein ehrlich Gesicht hin sollst du so viel geborgt bekommen, dass du schon morgen mit einem tüchtigen Pack Waare im nächsten Dorfe krämern sollst. Hast du dann die Probe abgelegt, dass du beim ehrlichen Geschäfte aushälst, so will ich selbst bei meiner Schwägerin dein Schadchen sein; einstweilen wird auch sie nicht mehr in der Welt herumlaufen; in meiner Kehillah wird sich für ein Mädel wie sie, schon Beschäftigung und Brot finden, und müssten ich und Bella selbst unseren letzten Bissen mit ihr zu theilen." „Hütet Euch nur," lachte Bella, „dass Ihr keinen Korb bekommet; weiß meine Schwester das Sprüchwort: Wer will kennen den Mann, soll nur sehen denn Schadchen an! so steht es schlecht um Euere Werbung." Wir sehen, dass Reb Jekew für sein Streben in Schimeh einen verständnißvollen, erfolgreich wirkenden Menschen gefunden. Trotz dem heiteren Scherze Bellas hatte die Stimmung der Anwesenden eine Wendung zum Ernste genommen, und das Gespräch wollte nun nicht mehr recht ins Geleise kommen. Reb Jehudah mit seinen beiden Knaben entfernten sich zum Minchagebet. Die beiden Mädchen setzten sich vor die Hausthüre, um das an Samstag Abenden gewöhnlich vorhandene Gewoge Lustwandelnder oder vom Spaziergang Heimkehrender mit an zu sehen, Schimeh und der Hausierer machten einen Gang in's Freie, um ungestört ihre Gedanken und Pläne für die Zukunft einander mitzutheilen.

Nur die Frau allein blieb am Fenster sitzen, und merkte in tiefes Sinnen verloren, es gar nicht, dass die Dämmerung und die Nacht mählig hereingebrochen, bis der von der Gasse herauftönende Ruf „Zu borchu" sie

aufschreckte. Mit leisem Seufzen erhob sie sich von ihrem Schämel, sprach den alten jüdisch-deutschen Spruch: „Du lieber Gott von Abraham, Isak und Jakob!

„Behüte dein Volk Israel in deinem Lob!“ und so weiter (eigentlich wohl „in deinem Laube, sukkath schlomechoh“), zündete dann eine Kerze an, und bereitete, während sie her- und hin trippelnd das Abendgebet sprach alles für die Zeremonie der Hawdalah (Scheidung des Sabbats und des Werketages) Nöthige. Noch war sie mit diesen kleinen Vorbereitungen nicht völlig zustande gekommen, als Reb Jehudah mit den Kindern die Stube betrat. Doch klang sein Gruß nicht so freudig als vor vier und zwanzig Stunden, klanglos und kaum hörbar hatte er ihn in der Thüre gelispelt. Langsam und verdrossen schritt er zum Tische, entzündete die buntgeflochtene Hawdalahkerzen und mit zitternder Stimme sprach er den Weihespruch für die Werketage. War doch der Abschied vor diesem Sabbathe für ihn kein Scheiden auf ein baldig fröhlich Wiedersehen, für ihn war es ein Erwachen aus einem Traume voll Licht und Helle, an deren Stelle nun dichte Finsternis um ihn her und in ihm Platz griff. Nach beendigtem Gebete setzte er sich an den Tisch und blätterte mechanisch in dem von Nachmittag her noch dort liegenden Thalmudexemplare. Sein Weib hatte sich seitwärts auf einen Sessel gesetzt, und die schlaff im Schoße liegenden Hände, das matt herabgebeugte Haupt bezeugten die große Muthlosigkeit. Die Verstimmung der Eltern wirkte auch auf die Kinder ein; und bald warf die lange Schnuppe der bei allgemeiner Apathie ungeputzt gebliebenen Talgkerze düstere Lichter durch das Gemach. Da tönte ein lautes, freundliches „Gut Woch! und Reb Jekew war eingetreten. Nur gezwungen tönte das „Gut Jahr“ von den Lippen des Familienhauptes, ein Wort des Dankes hatte niemand für den bereitwilligen, uneigennützigen Wohlthäter. Dieser hatte sich bisher jedem Danke entzogen und den Samstag hindurch eifrigst vermieden, mit seinem Schützlinge außer Schimeh, in Berührung zu kommen. Er hatte wie ein geschickter Feldherr sein schweres Geschütz für den letzten, entscheidenden Schlag aufbewahrt, und demaskirte es jetzt, indem er nach der Ursache der allgemeinen Traurigkeit fragte, obwohl er diese gar wohl vermuthete. Nur verlegene, halbe Antworten wurden ihm zu theil; endlich fasste die Frau des Sofers sich ein Herz zu den Worten: „Theuerer Rabbi! Wohl habt Ihr es gut mit uns gemeint und durch Euerer glänzenden Freigebigkeit uns in gar schönes Fest bereitet. Aber es wäre besser, wenn wir diese Freude nicht geschmeckt hätten; uns ist jetzt so übel zu Muthe, als es etwa Adam und Eva gewesen sein mag, als die diamantenen Pforten des Paradieses laut hinter ihnen zuklappten.“ Und wer hindert Euch denn, rief Jekew wenn ihr nur es vermögt, auch ferner im Paradiese zu bleiben, wie ihr das häusliche Leben nennt, das ihr doch gewiss meint? Glaubt ihr etwa, es sei mir darum zu thun gewesen, bei euch die Laune eines Augenblicks zu befriedigen, dann irrt

ihr gewaltig. Ich wollte bei euch den schlummernden Sinn für stättiges, häusliches Leben recht wach rufen; nun es mir gelungen, soll es auch den Mitteln nicht fehlen, damit ihr im Paradiese (hier konnte Reb Jekew sich eines Lächelns nicht enthalten) nicht nach verbotener Frucht greifen müßet.“ Die Armen horchten hoch auf bei dieser Rede, die wie Jubelgesang der Cherubim in ihren Ohren klang; auch die Kinder hüpften fröhlich herbei, als sie die sich immer steigende Heiterkeit der Eltern bemerkten, obwohl die jüngeren den Vorgang nicht recht verstanden. Nun erzählte Reb Jekew, wie für die Erlangung des Meisterrechtes für den Tischler bereits durch Vermittlung von Freunde in der Heimat, wie auch für eine Werkstätte durch die Miethe eines netten Häuschens in der dortigen Vorstadt gesorgt sei, wie die Familie in demselben Häuschen, wenn auch etwas gedrängt, einstweilen Platz finde, und wie auf schriftliche Anfrage hin der edelmüthige Rabbi Jecheskel sich bereit erklärt habe, den Sofer in Schutz zu nehmen und ihm mehrfache Arbeit von der heimischen wie von mehreren nahen kleineren Gemeinden zuzuwenden. Der Mutter des Bischofs, die jetzt hoch beglückt und geehrt bei ihrem Sohne lebte, war noch auf ihrem ehemaligen Besitze ein kleines Capital ausständig, und Johann hatte bei dem gegenwärtigen Eigenthümer anfragen lassen, ob er das kleine Anwesen nicht gegen anständigen Gewinn rückverkaufen wolle. Letzterer benützte die gute Gelegenheit, da sich ihm schwerlich jemals wieder so ein freigebiger Käufer geboten hätte; und das Häuschen, welches einst das erste Zusammenleben der beiden wissenschaftlich strebsamen Jünglinge gesehen, sollte nun auch der Schauplatz ihrer ersten gemeinschaftlich ausgeführten Wohlthat werden. Reb Jehudah und die Seinen erfuhren natürlich nur was ihnen zu wissen unumgänglich nöthig war; und Reb Jekew erquickte sich daran, ihren jubelvollen Dank hinnehmend, Zeuge zu sein, wie da Pläne reger Thätigkeit für die Zukunft entworfen, wie aber nebenbei manche Luftschlösser von den jüngeren Familiengliedern entworfen wurden. Doch als sollte es sich bewähren, dass es seit der Zerstörung des jerusalemitischen Tempels nichts Vollkommenes, also auch keine volle Freude mehr gebe, sollte auch die jetzige in unheimlicher Weise gestört werden. Schimeh nämlich und der Hausierer traten in Gesellschaft noch eines dritten Mannes in die Stube, und aller drei bleiche, vor Schrecken und Angst zeugende Gesichter verkündeten, dass entweder ein Unheil drohen oder dass ein heftiger Wetterschlag bereits von blauem Himmel zerschmetternd niedergefahren sei. Das verstörte Wesen der Ankömmlinge wirke auf die Anwesenden derart, dass niemand außer Reb Jekew sich zu einer Frage ermannen konnte. Die Katastrophe, die er erfuhr, wollen wir in dem nun folgenden Schlusskapitel erzählen.

---

7. Kapitel.

Sühne und Versöhnung.

„Es gibt nicht
So viel Stern' am Himmelskreise.
So viel Funken in den Flammen,
So viel Sand in Meeresweiten,
So viel Vögel in den Lüften,
So viel Staub im Sonnenscheine,
Als er Sünden kann vergeben."
Calderon de la Barca.

„Auch Euerem alten Freunde ergeht es besser als damals, und büßt er, so ist es Buße der Versöhnung."
„Peter Schlemihl" von Chamisso.

Der Schauplatz des „Festes der Armen", welches wir im vorigen Kapitel geschildert haben, war nach der Weise der damaligen Communication gerechnet, vier oder fünf Tagenreisen von der Heimat unserer beiden Reisenden, jedoch nur eine Strecke von wenigen Meilen von N. — —, dem gegenwärtigen Amtssitze Rabbi Samuels, des Vaters Rahels, entfernt." Von dorther war nun eine Nachricht gekommen, deren Schrecklichkeit, Dank der vorschreitenden Civilisation und Vorurtheilslosigkeit in unserer Zeit gar nicht mehr richtig ermessen werden kann. Am Samstage Vormittags nämlich, während des Gottesdienstes, waren Rabbi Samuel, die Rabbinatsassessoren, der Vorsteher der Gemeinde aus der Synagoge gerufen, und vor derselben von Beamten und Dienern des Gerichtes in Empfang genommen, und nach Auslieferung der eben in Gebrauch gewesenen Gebetbücher in's Gefängnis abgeführt werden. Auch der reiche Bücherschatz des Rabbi war unter amtlichen Verschluß gelegt worden. Nur einer der Vorstände, den ein Unwohlsein eines seiner Kinder vom Besuche des Bethauses abgehalten, war von der Verhaftung verschont geblieben. Dieser nun hatte auf geheimen Wege von dem wohlwollenden Oberrichter der Stadt die Ursache des Vorganges erfahren und die Versicherung erhalten, daß augenblicklich eben für die Verhafteten nichts zu besorgen sei, da sie in dem gerichtlichen Gewahrsam vor jeder Unbill gesichert seien. Um so mehr aber sei von der Wuth und dem Wahne des aufgeregten Pöbels zu N. zu fürchten, wenn es nicht bald gelinge, die Anklage gründlich zu widerlegen. Diese bestand in nichts Geringerem, als dafs Rabbi Samuel sehr oft in seinen Deraschoth (Predigten gegen Ideen eifere, die das Christenthum zu den seinigen gemacht, dafs in den Gebetbüchern und in jenen, die der Glaubenslehre der Juden zu Grunde liegen, Beschimpfungen und Flüche gegen die Anhänger der herrschenden Religion und gegen diese selbst enthalten seien. Ja, es waren der

höheren Behörde von welcher der Auftrag zur Amtshandlung an das Gericht ausging, einzelne Stellen in diesen Büchern mit Angabe der Seitenzahl bezeichnet worden.

Als der einzige von den Führern der Gemeinde, der sich in Freiheit befand, jedoch ungewiſs, wie lange er in derseben belassen bleibe, mußte es diesem Manne daran liegen, die Mittel zur Entkräftung der fürchterlichen Beschuldigungen schleunigst herbeizuschaffen. Betraf aber das herein gebrochene Unglück die Gemeinde zu N. allein, waren das nicht Beschuldigungen die morgen auch gegen andere Gemeinden erhoben werden ja zu einer Judenverfolgung im ganzen Lande Anlaſs geben konnten? Der energische Vorsteher beschloß von der freisinnigen Deutung des Verses 126 Psalme 119 Gebrauch zu machen,„ und trotz des Sabbaths zu Wagen nach der nächsten größern Gemeinde zu eilen, und da mit deren Vorstehern zu berathen. Wie aber die Zugvögel eiligst einen Ort verlassen, der von des Nordens winterlichen Stürmen unerwartet angeweht wird; so war es auch mit dem Schnorrer der Fall: der für diesen Samstag die Gastlichkeit der Gemeinde zu N. in Anspruch genommen. Auf seinem Wege nach der benachbarten Gemeinde traf er diese sonst auch unstättigen Flüchtlinge, die an der von Unglück betroffenen Gemeinde weiter kein Interesse hatten und ihre Haut, ihr ganzes Besitzthum, in Heil und in Sicherheit bringen wollten. Unter diesen traf er auch einen kräftigen Mann, der am Freitag Abend als sein Tischgast Gastfreundlichkeit genossen, und den er aufforderte, sein Begleiter zu werden, da er zu zweien gegen einen Anfall eines bereits benachrichtigten gehetzten Landvolkes sicherer zu sein glaubte.

Von diesen ihren Bekannten nun hatten Schimeh und der Hausirer das Vorgefallene erfahren, und theilten dasselbe nun umständlich Reb Jekew mit, während der Vorsteher aus N. — mit den Vorstehern und den Rabbinern des Ortes eifrig im Gemeindehause conferirte.

Zur höchsten Verwunderung Schimehs und seiner Gefährten hörte Reb Jekew den Bericht ganz ruhig an, und als er genug zu wissen glaubte tröstete er alle Anwesenden mit dem Bescheide, die Angelegenheit sei durchaus nicht so gefährlich, als sie aussehe. Er verpflichtete sie zugleich, ruhig beisammen zu bleiben, bis er selbst wiederkomme oder Nachricht sende, und entfernte sich dann in der Richtung zum Gemeindehause. Der Neuangekommene schaute ihm mit Verwunderung nach, und in seinen Zügen gab sich die Vermuthung kund, daß es im Kopfe des Rabbi nicht ganz richtig sei. Schimeh jedoch versicherte ihn, daſs dieser„ mehr als Brodessen könne," was von allen Anwesenden eifrigst bestätigt wurde.

Mittlerweile war Reb Jekew beim Gemeindehause angekommen, doch nur mit Mühe konnte er den Einlaſs erringen, da dem Schames, der zugleich Thürsteherdienste versah, streng aufgetragen war, niemand Unberufenen einzulassen. Nur erst, als einer der Vorstände herausgerufen und ihm

die Versicherung geworden war, daß der Fremde in der fraglichen Sache eine Aussicht auf Hilfe habe, ward dieser in die Versammlung eingeführt. Er fand diese anstatt in eifrigster Berathung in völliger Rathlosigkeit; auf allen Angesichtern war eine Angst ausgeprägt, wie sie der Ertrinkende zeigt, der bereit ist, das schwächste Aestlein zu erfassen. Zauberworte mußten es sein, die Reb Jekew sprach, und ein eigenthümlicher Talisman, den er ihnen vorzeigte; denn bald wich bei allen der Ausdruck von Besorgnis und Muthlosigkeit dem einer freudigen Zuversicht und Rührigkeit. Wir aber verlassen die Berathung, ohne die Beschlüsse abzuwarten, und machen eine Reise zurück in die Vergangenheit, um die Ursachen des Geschickes zu erfahren, das über die Gemeinde N. hereingebrochen.

Wir wissen, daß Reb Jekew Bochur und Ahron mit den Spitznamen „Chosid“ an einem und demselben Morgen die Jeschiwah verlassen. Wir haben den Einen liebevoll auf seinen Kreuz- und Querzügen begleitet, haben theilgenommen an seinen Schmerzen und Tröstungen, und sind bei der Wiedereinkehr der Freude in sein Herz nicht ganz gleichgiltig geblieben. Wir wollen jetzt, der Vollständigkeit unserer Erzählung willen, eine Weile auch dem anderen folgen, wenn wir auch für ihn, seine Wünsche und Bestrebungen keine Sympathien hegen können. Auf dem kürzesten Wege und so rasch als möglich war Ahron Chosid nach R. gereist, wo er bei dem streng-zelotischen Rabbi Samuel freundliche Aufnahme hoffte. Diese ward ihm auch im vollsten Sinne des Wortes zu Theil, nachdem er den Vorgang, um dessentwillen er die Jeschiwah Rabbi Jecheskels verlassen, genau nach der Wahrheit erzählt hatte. Denn auch die Bösen entschließen sich zur Wahrheit, wenn sie erkennen, daß sie ihnen in einem gegebenen Falle nützlicher sein kann als die Lüge.

Wie alle Menschen, die sich einer einseitigen Richtung überlassen, leicht an ihren schwachen Seiten gefasst werden, so ward auch Rabbi Samuel durch die Heucheleien Ahrons ganz für ihn gewonnen, um so mehr, als dieser bei Erzählung von der Wiederaufnahme Jekews an der Jeschiwah und von dessen moralischer Wiedergeburt es nicht räthlich gefunden mit den natürlichen Farben zu schildern. Sein Benehmen jedoch hatte bei der Rabbinerin und ihrer Tochter nicht denselben Erfolg. Erstere konnte sich eines Mistrauens gegen den Schleicher nicht entschlagen, und die letztere erklärte gegen die Mutter geradeheraus, daß sie sich in Gesellschaft des Feindes ihres früheren Bräutigams höchst unbehaglich fühle, wenn sie sich auch vornahm, ihn des Vaters wegen zu dulden und im nothwendigen Umgange schonend zu behandeln.

Ahron hatte es bald herausgefunden, daß er trotz des guten Ansehns, in welchem er bei dem Vater stand, er es bei der Tochter nicht weit bringen könne, und an Zwang von Seiten der Eltern war nicht zu denken. War nämlich Rabbi Samuel auch äußerst streng, wo es sich um religiöse

Meinungen und Uebungen handelte, so war er doch in jeder anderen Beziehung höchst milde und ein liebevoller Familienvater, der seine Autorität nie dazu mißbrauchte, bei den Seinigen Neigungen erzwingen zu wollen, welche ihrer Natur wiederstrebten. Ahron blieb noch eine Hoffnung. Er glaubte nämlich, daß er zwar als Bochur der schönen Rahel gleichgiltig sei, daß er aber als Rabbi in Amt und Würde ihre Gunst werde um so leichter gewinnen können, als sein Äußeres keineswegs unansehnlich, sondern eher stattlich und gefällig genannt werden konnte. Sein eifrigstes Bestreben war es daher, ein Rabbinat zu erlangen; und er setzte sich mit Gemeindevorständen und anderen Autoritäten in Nahe und Ferne durch Correspondenz in Verbindung, wobei die ausgedehnte Bekanntschaft und die Gönnerschaft Rabbi Samuels ihm wohl zu statten kam. Allein es waltete über seinen Bemühungen ein eigenes Misgeschick. Als einer, der noch niemals als Rabbiner figurirt, mußte er sich zu Probepredigten in jenen Orten bequemen, wo er angestellt zu werden wünschte, und mußte sich daselbst von thalmudistisch gebildeten Balbatim, die wie man sagt, Haare auf den Zähnen hatten, oft in ganz kurioser Weise auf den seinigen fühlen lassen. Allein das religiöse Wissen Ahrons war auf dem Wege durch den Kopf in's Herz in ersterem verblieben, ohne in das letztere einzudringen. Wie es aber nur wenige so große Meister der Redekunst gibt, das sie andere für Ideen zu begeistern wissen, bei deren Denken sie selber kalt bleiben, und zumeist nur das zu Herzen geht, was vom Herzen kommt; so ließen Ahrons Reden seine Zuhörer nur halb, das ist, nur von Seite des Verstandes befriedigt.

Auch war die damalige Zeit im wahren Sinne des Wortes eine kritische zu nennen, und in Bezug auf das religiöse Leben in der Judenheit der heutigen wohl vergleichbar; nur daß es damals bloß zwei Parteien gab, nämlich diejenige, die starr selbst am Geringsten des alten Herkommens hielt, und jene, welche (nach dem Beispiele der früheren, im Vereine mit den Arabern stattgehabten Glanzperiode), (das in seiner mittelalterlich hermetischen Abgeschlossenheit alternde Israel durch den Hauch moderner Bildung erfrischen wollte. Heute ist freilich zu den obigen zweien ähnlichen Parteien noch eine dritte hinzugekommen, die gleichgültig gegen alles, was jüdisch national oder religiös heißt, nur mit Widerwillen und aus Feigheit den jüdischen Namen beibehält und so durch ihre Zwitterhaftigkeit die Ehre des Judenthums befleckt. Ahron hatte unter allen den Büchern der Bibel gerade dasjenige zu seiner Lieblingslektüre erklärt, über dessen Heiligkeit selbst unsere alten Weisen nicht wenig debattirt haben, wir meinen das Buch Koheleth (Prediger), welches durch die Verschiedenheit des Sinnes, den man in so manchen Satz dieses Buches hineinzwängen kann, seinen an geschraubte und verschobene Schlüsse gewöhnten Geist am meisten Nahrung gewährte. Unter allen Sätzen dieses Buches aber galt ihm keiner höher, als der Bibelvers, der

in willkührlicher, doch nicht allzugezwungener Uebersetzung lauten kann: „Halte fest an diesem, doch von andern lasse deine Hand.

Ahron suchte nun, bevor er irgend in einer Kehillah sein Predigertalent zeigte, genau nachzuforschen, welcher Richtung die Mehrzahl der Mitglieder derselben huldige und er nahm nicht Anstand, heute Grundsätze bis in den Himmel zu erheben, gegen die er noch vor Kurzem eifervoll eine Lanze eingelegt. Zuweilen sprach er nun auch gegen seine eigene Ueberzeugung; also nicht mit der für eine Disputation geeigneten festen Waffe, und da man damals unter den Juden die Meinung anderer noch Weniger bloß auf Treu und Glauben hinnahm, auch der Widerspruch nicht etwa zu einem Federkriege, sondern zu einem sogleich auszufechtenden Wortstreite Anlaß gab, so geschah es ihm auch nicht bloß ein einziges Mal, daß seine Behauptungen lifnee kohol voedoh - widerlegt wurden, was einem jungen Rabbi, der eben erst eine Kehillah suchte, eben nicht zur Empfehlung gereichte. Einmal widerfuhr noch Aergeres. Er war eben in einer Gemeinde, in welcher moderne Bildung und das Streben nach der Wissenschaft der Neueren die Oberhand gewonnen hatte. Ahron meinte seine Sache recht klug zu machen, wenn er ganz im Geiste seiner Zuhörer sprach, ja um dieser sicher zu gefallen, etwas stark auftrug. Allein die Nemesis war ihm auf der Ferse, und der Heuchler sollte schmählich entlarvt werden. Die Predigt wurde mit dem strengsten Anstande und ungetheilter Aufmerksamkeit angehört. Ahron glaubte, als er Nachmittags desselben Tages den Besuch des Gemeindevorstandes in corpore erhielt, auch schon die Ankündigung seiner Bestallung zu erhalten. Wie bestürzt ward er jedoch, als zwei der augenscheinlich Angesehensten vom Vorstande vortraten, und der eine folgendermaßen sich äußerte: „Reb Ahron! (Schon daß nicht der bloße Titel Rabbi gebraucht wurde, ließ ihn nichts Gutes ahnen)". Ich und mein Freund da waren vor etwa zehn Wochen in Geschäften in weite Ferne gereist. In der Gemeinde, wo wir damals den Sabbath verlebten, hatten wir Gelegenheit einen jungen Prediger zu hören, der mit scharfer Rede, ja mit beißendem Spotte alles das verkannte, was Ihr heute gepriesen habt. Sonderbare Weise trug jener junge Prediger nicht nur einen dem Eueren ganz gleichen Namen sondern auch Euere Gesichtszüge. Es wäre sonderbar, wenn wir beide, ich und mein Freund nämlich, die wir gesunde und bei uns als Geschäftsleuten geschärfte Sinne besitzen, uns so völlig sollten getäuscht haben! Oder wollt Ihr nicht viel mehr, Reb Ahron! die Güte haben, uns über die Vorgänge in Euerem Geiste und Gemüthe aufzuklären, welche dieselben in so kurzer Zeit auf den früheren ganz entgegengesetzten Weg geführt haben?

Diesen Fall hatte Ahron nicht in den Kreis seiner überklugen Berechnungen gezogen, und überrascht, verblüfft stotterte er etwas von Zugeständnissen, die man den Aufforderungen der neueren Zeit machen müsse, und wie sonst die Phrasen lauten, welcher sich gegenwärtig öfter als je die Apostaten

politischer und religiöser Ueberzeugung zur Beschönigung ihrer Niederträchtigkeit bedienen. Doch auf den Vorstand machten sie keine Wirkung; wie ein Mann erhob sich derselbe, kehrte Ahron den Rücken, und verließ die den Kandidaten des Rabbinats zur Wohnung angewiesene Stube, ohne ihn weiter eines Wortes oder Blickes zu würdigen. Diese Miserfolge erzeugten in ihm eine fieberische Spannung und Aufregung, so daſs er mit wilder Hast nach jeder Möglichkeit griff, seinem Ziele näher zu kommen, doch stets umsonst. Endlich jedoch schien ihm das Glück zu lächeln. Längere Zeit hatte er keine Gelegenheit gehabt, sich öffentlich hören zu lassen; er benützte diese Zeit, und die gemachten Erfahrungen, um sich zu etwas ganz Tüchtigem vorzubereiten. Nun ward er zur Abhaltung eines Vortrages in eine Gemeinde berufen, wo thalmudisches und modernes Wissen einander das Gleichgewicht hielten, und Männer der neuern wie älteren Anschauungsweise in ihren Meinungen keinen Grund zu Zwiespalt und Parteiung sahen. Hier hielt Ahron seine Vorträge in den Schranken angemessener Mäßigung, und gefiel. Aber er hatte hier einen Rivalen, der zwar mehr als den ältern Gemeindemitgliedern erwünscht, zum Modernen hinneigte, jedoch durch Offenheit und Geradheit sich deren Achtung errungen. Wenn nun auch der Mittelweg, den die Predigt Ahrons bezeichnete, diesen Alten mehr zusagte, so wurden sie doch dadurch gegen ihn mißtrauisch, weil sein abgemessenes, zurückhaltendes Wesen in Verkehr und Gespräch gegen die schlichte Geradheit seines Rivalen unvortheilhaft abstach. Sind die Aeltern an und für sich schon mistrauischer, so waren sie dies hier um so mehr, als es nach ihrer Meinung die Erhaltung eines theuern Besitzes, der Glaubensreinheit, galt und derjenige immer mistrauischer ist, der einen Besitz vertheidigt als der einen zu erwerben sucht. Man einigte sich in der Gemeinde, beide Candidaten noch einmal hören zu wollen und da man sich von den erst kürzlich empfangenen Eindrücken nicht wollte beirren lassen, so wurden beide eingeladen, nach einigen Wochen abermals Vorträge zu halten. Aron war klug genug, die Ursache dieser Zögerung einzusehen, und nahm sich vor, den Frommen hier noch eine besondere Garantie seiner Strenggläubigkeit zu verschaffen, ohne dadurch bei den mehr modern Gebildeten, also nach einem von jeher geltenden Vorurtheile für nieder religiös Geachteten am Credit zu verlieren Wie noch heute kümmerte man sich auch damals unter den Juden mehr als unter den Bekennern jedes anderen Glaubens um das Wesen der Religionsweiser selbst in entfernten Gegenden; und so war der Name und Ruf Rabbi Samuels weit und breit gekannt. Nur rechnete Ahron, daſs er die Sympathien aller den Älteren Zugewandten schon dadurch gewinnen müße, wenn er sich einen Schwiegersohn des frommen Rabbi Samuel nenne. Er faſste nun den Vorsatz, sogleich bei seiner Ankunft in N. seine Bewerbung um die Hand Rahels in's Werk zu setzen. Zwar verhehlte er sich nicht, daſs er bei Rahel nie ein Zeichen der Sympathie mit seiner Persönlichkeit entdeckt, daſs

auch ihre Mutter sich gegen ihn sehr gleichgiltig zeigte, und dass seine wiederholten Fiasko's ihn auch in den Augen des Rabbi herabgesetzt haben mochten. Aber das „Vielleicht doch!“ hat schon im Busen so vieler Menschen Hoffnungen auf Unwahrscheinliches angeregt, warum nicht auch in den Ahron Chasids, dessen Herz nur zwei Wünsche kannte; eine gute Versorgung und den Besitz Rahels.

Auf dem weiten Wege, den die einstweilige Rückreise nach N — erforderte, erhielt er einen Reisegefährten, der dieselbe Fahrgelegenheit benützend in seinem Berufe Aehnliches mit dem Ahrons aufweisen konnte. Es war dieß ein Mitglied einer jener protestantischen Missionsgesellschaften, denen Bekehrung von heidnischen Wilden zum Glauben an einen einzigen, geistigen Gott ein zu gefährliches Geschäft schien, die es daher vorzogen, ihre Proselyten nicht in allzu weiter Ferne und unter den Juden zu suchen, und unter den Gründen für die Abschwörung des alten Glaubens auch solche anführten, deren Silberklang zuweilen die Sinne des Gelehrten eben so wie des Ungelehrten bezaubert.

Diese Art von Missionären waren auch nicht karg an Versprechungen guter Versorgungen und selbst Sinecuren. Die Nothwendigkeit des Zusammenseins im engen Raume eines Wagens, das Beschränktsein auf einander brachte um so schneller ein lebhaftes Gespräch in Gang, als man glaubte, sich ungeniert aussprechen zu dürfen nnd einer von dem Wissen des anderen zu gewinnen hoffte. Der Missionär, weit klüger und gewandter als Ahron gewann bald einen tiefen Blick in dessen innerstes Wesen, und fasste den Plan, den Köder nicht zu sparen, um ad majorem dei gloriam einen Fang zu machen. Doch machte er bei Ahron, dessen Wünsche auf anderem Gebiete zu befriedigen waren, nur geringe Fortschritte, übergab diesem jedoch, bevor sie nach N — gelangten, seine Adresse, um wie er sagte, zwischen den beiden neuen Freunden eine wissenschaftliche Correspondenz zu ermöglichen.

Zu N. angenommen, benützte Ahron die erste Gelegenheit, wo er mit dem Rabbi allein sein konnte, um diesem sein Herz zu öffnen. Der Wunsch nach dem Besitze Rahels, sagte er, sei bei ihm ein lange gehegter, und da hier die Wahrheit wieder einmal nützlich sein konnte, so machte er auch kein Hehl daraus, wie die Verlobung mit ihr auch seinen anderen Bestrebungen förderlich sein werde. Der Rabbi hatte den langen Sermon Ahrons mit Zeichen offenbaren Widerwillens doch bis zu Ende angehört, und als dieser fertig war, antwortete er mit schneidender Kälte, er sei der Abneigung seines Kindes gegen den Bewerber gewiss; wäre dieß aber auch nicht der Fall, so würden er und seine Gattin nie ihre Einwilligung zur Verbindung mit einem Menschen geben, dessen Charakter höchst zweifelhaft sei. Voll Bestürzung entfernte sich Ahron, er hatte nicht einmal den Muth zu fragen, welche Vorfälle während seiner Abwesenheit ihm die Gunst des Rabbi geraubt; wir aber wollen dem Leser kurz doch getreulich erzählen, was die Sinnes-

änderung des sonst so consequenten Rabbi veranlasst hatte. Am Tage nach der letzten Abreise Ahrons aus N. hatte Rabbi Samuel von einem der angesehensten Männer seiner früheren Gemeinde, einem vielfach bewährten Freunde, eine Einladung zur Hochzeit dessen einzigen Sohnes erhalten. In dem Schreiben lag aber noch ein zweites, höchst zuvorkommendes von Rabbi Jecheskel, der begierig war, seinen vielgepriesenen Vorgänger im Amte kennen zu lernen und im Gefühle seines eigenen positiven Wertes von der Anwesenheit des würdigen Greises und der Vergleichung mit demselben keine Beeinträchtigung seines Ansehens befürchtete. Auch Gattin und Tochter des Rabbi waren zu dem Feste geladen, und freuten sich beide, Jugendfreundinnen wieder zu sehen, so hegte letztere noch die besondere Hoffnung, etwas über den zu erfahren, der noch immer in ihren Herzen wohnte, und von dessen Besserung und gegenwärtigen Bestrebungen dunkle Sagen bis zu ihr gedrungen waren. Dort erfuhr nun auch Rabbi Samuel, daß Ahron keineswegs an der Jeschiwah der Verfolgte sondern der Verfolger, durchaus aber nicht der Märtyrer seiner frommen Ueberzeugungen gewesen als welchen er sich zu schildern liebte. Auch erhielt der Rabbi von den bewährtesten Männern die Versicherung daß die neue Jeschiwah in jeder Beziehung nicht nur die göttlichen Gebote sondern auch jede gute Sitte, jeden frommen Brauch der Alten ehre und aufrecht erhalte, daß das Studium der neuen Wissenschaften richtig geleitet, selbst den religiösen Kenntnissen förderlich sei, und er erkannte Ahrons Verleumdungen in ihrer ganzen nakten Häßlichkeit. Auch die Art und Weise, wie Ahron an verschiedenen Orten bei seinen Probevorträgen den heterogensten Ansichten gehuldigt, war dem Rabbi von der glaubenswürdigsten Seite mitgetheilt worden, und er verabscheute den jungen Mann, der mit ihm und anderen ein so betrügerisches Spiel getrieben, weit mehr, als er früher ihn für wert geachtet.

Das Hinsterben der zartesten Pflanze seines Herzens, der Hoffnung auf den Besitz Rahels, einer Pflanze, die gleich dem Kellerpilze um so üppiger gewuchert hatte, als sie in düstern sonst aller Vegetation baaren Pfuhle erwachsen, raubte Ahron den besten Theil seines Muthes und seiner Thatkraft, und nur das von uns bereits einmal hervorgehobene „Vielleicht doch!“ bewog ihn, der bereits empfangenen Einladung zur Wiederholung seiner Probevorträge Folge zu geben. Allein wenn schon der muthige, an Sieg gewöhnte Kämpfer nicht immer gewiss ist, den Gegner nieder zu werfen, so wird der Muthlose, und wäre er ein Riese, nur zum Kinderspott. Nach dem nun auch erlebten Miserfolge kehrte in sein Herz ein dessen ganz würdiger Gast ein, die Sehnsucht nach — Rache. Wie alle Bösen glaubte er sich nämlich von derjenigen beleidigt und angefeindet, die sich nicht zum Opfer seiner schlimmen Begierden hatten brauchen lassen. Materielle Noth bewog ihn, seine Schritte zu beeilen. War auch damals der Usus noch nicht bekannt, vermöge dessen in der Jetztzeit „nur der Acceptierte Anspruch auf

Ersatz der Reisekosten hat," während die anderen zur Abhaltung von Proberedens Berufenen nebst der Vereitlung ihrer Hoffnungen noch den Schaden der Auslagen haben, so hatten doch die gar vielen Reisen das kleine Vermögen, das sich Ahron erworben, beinahe auf Null reduzirt. Ohne dass er nun, wie er versprochen, mit dem Missionär sich in eine Correspondenz eingelassen hatte, erschien er eines Tages bei demselben mit der Mittheilung, es habe reifliches Nachdenken über die zwischen ihren beiden stattgehabten Gespräche sowie die neue Art des Quellenstudiums, auf die er vom den Missionär hingewiesen worden, in ihm den Entschluss gereift zu „große Kohol," das heißt zu jener Religion überzugehen, die die Majorität in Europa für sich habe. Der kluge Missionär that, als ob er den kundgegebenen Eifer Ahrons für wahr und innig und aus ganz lauterer Quelle stammend halte; und erwähnte während ihrer lebhaften Unterhaltung mit keiner Silbe seiner früheren Versprechung materieller Vortheile, als bis Ahron selber dieses heikle Thema berührte. Nun erhielt der Novize die Versicherung, werkthätiger Unterstützung, zugleich aber die Aufgabe, diejenigen, denen er bisher durch die Bande eines wenn auch nur von ihm zur Schau getragenen Glaubens und der Geburt angehört, mit ihrer eigenen Waffe zu bekämpfen. Er sollte nämlich aus Stellen der Bibel, des Thalmuds und anderer dem Juden theuerer Schriftwerke ein Traktätlein zusammensetzen, dessen Spitze gegen das Judenthum gerichtet wäre. Bereitwillig unterzog sich Ahron dieser Arbeit, und am Tage, wo er den Glauben seiner Väter abschwor, erschien die Flugschrift in der Oeffentlichkeit, und auf dem Titelblatte war ein neubekehrter Rabbi (man nahm keinen Anstand ihm die Würde zuzuschreiben, die er hatte erlangen wollen) als Verfasser genannt doch:

„Wer Unglück soll haben,
Der stolpert im Grase,
Und fällt auf dem Rücken,
Und bricht sich die Nase!" sagt Goethe.

Er hatte geschrieben, ohne daß er von dem, was er schrieb, überzeugt gewesen wäre und so standen dann die Beweise auf so schwachen Füßen, daß sie durch den leisen Hauch einer ganz kurzen Wiederlegung von Seiten eines jüdischen Gelehrten niedergeworfen wurden. Ja um Skandal zu vermeiden, mußte die Missionsgesellschaft selbst den Verfasser jenes Traktätleins desavouiren, und suchte desselben durch eine Abfertigung, in einem Geldgeschenke bestehend, los zu werden. Der also ziemlich aufs Trockene Gesetzte schritt nun in seiner Erbitterung zur Ausübnng seiner Rachepläne, und die Gefahr, in welcher der Rabbi und die Gemeinde von N und mit ihnen mittelbar die Juden des ganzen Landes sich befanden, war durch eine Denunciation des Apostaten heraufbeschworen worden. Allein dieser Anschlag des Bösewichtes sollte gerade mit Hilfe dessen vereitelt werden, der ihm unter allen Menschen der Verhassteste war.

Reb Jekews Versicherungen, daß er Beistand und Hilfe zu verschaffen wisse, hatten anfangs bei dem Vorstande, in dessen Berathung er eingedrungen war, nur ungläubige Herzen gefunden, Briefe jedoch und besonders ein Schriftstück mit großem rothen Siegel, das in seinem Abdrucke Krummstab und Bischofsmütze zeigte, flößten ihnen ein unbegrenztes Vertrauen und eine hohe Verehrung für den fremden jungen Mann ein. Noch in der Nacht reiste dieser, der N— er Vorsteher und der Sicherheit halber auch Schimmeh und der Hausierer in der Richtung nach N— ab. Bei Wechselpferden und der Munifizenz an Trinkgeldern, womit sie die Kutscher antrieben, kamen sie bei Tagesanbruch in N— an, und sobald es der Anstand erlaubte, verfügten sie sich auf Seitenwegen, um von möglichst weniger gesehen zu werden, zum obersten Magistratsperson der Stadt. Dieser, wie wir bereits erwähnt haben, wohlwollende, durch Weisheit, Wissen und Erfahrung jedem Vorurtheile entfremdete Herr empfing sie freundlichst, bedauerte jedoch, in dieser Angelegenheit ohne die Einflußnahme einer höher gestellten Persönlichkeit nicht selbständig wirken zu können, da die Anklage gar zu positiv laute. Doch gestattete er Einsicht in dieselbe, und Reb Jekew verzeichnete in seiner Brieftasche genau all die incriminirten Stellen der Gebetbücher und anderer Schriftwerke. Er erhob nun seine triftigen Einwendungen, und der Richter war zwar von der Wahrheit derselben vollkommen überzeugt, mußte jedoch abermals alles selbständige Thun von sich ablehnen, da er nur im Auftrage eines Höheren Amtes gehandelt hatte. Nun rückte Reb Jekew mit seinem Documente heraus, erstaunt las es der Richter, und hatte er sich früher milde und wohlwollend bewiesen, so zeigte sein jetziges Benehmen von einem hohen Grade von Achtung die er demjenigen zollte, der so gewichtige Empfehlung aufzuweisen vermochte.

Nun versprach er, den Gefangenen alle mit dem Gesetze verträglichen Erleichterungen ihrer Haft angedeihen zu lassen, und bat, der junge Rabbi möge sobald wie möglich ein Zeugnis wider die beanständeten Stellen von dem befreundeten Bischofe selbst zu erwirken suchen. Im Besitze eines solchen Zeugnisses wolle er, der Richter, ohne erst eine höhere Entscheidung abzuwarten, es wagen, den Prozeß alsogleich zu beenden. Mit herzlichem Danke schieden die Bittsteller von den biederen Amtmanne, und machten sich sofort mit dem Tischler auf die Reise nach der zwei Tagereisen entfernten Bischofsstadt. Der Hausierer allein blieb mit Aufträge an die Familie des Vorstehers und an die Rabbi Samuels zurück. Nachdem er der Gattin des ersteren ein kurzes von ihren Manne geschriebenes Briefchen eingehändigt, eilte er in die Rabbinerwohnung. Hier war der erste Ausbruch des Jammers einer stilleren, in der Hingebung an den göttlichen Willen gemilderten Trauer gewichen. Rahel saß da, mit dem Gebetbuche in der Hand, um das Morgengebet zu verrichten, aber ihre Augen starrten auf die Buchstaben der Psalmen und ihre Lippen blieben unbewegt. So lautlos mochten einst die

Töchter Judeas an dem Strömen Babels gesessen sein, als die höhnenden Feinde von ihnen die Lieder Zions verlangten. So wie Rahel hier auf die Worte der ihrer Mutter und ihr zukommenden Botschaft mochten jene aufgehorcht haben, als ihnen die erste Nachricht zukam, ein Profet habe die baldige Rückkehr zur Heimat und zum Glücke verkündet. Der Hausierer konnte über den Sender der Botschaft nur karge Auskunft geben, er kannte weder seine früheren Verhältnisse noch seinen Namen (er hatte ihn nur Rabbi nennen gehört); allein die Schilderung der Persönlichkeit allein, so viel sie auch im Laufe der Jahre sich verändert haben mochte, gab dem liebenden Herzen Gewisšheit, und Rahel erkannte, dasš wohl ein Unglück selten allein komme, dasš aber der Allgütige auch des Glückes in Hülle und Fülle mit einemmale gewähren könne. Doch die beseligende Gewisšheit blieb ihr Geheimnis. Zur Erhöhung ihrer Hoffnungen trat ein Gerichtsbote in die Stube, mit der Meldung, dasš der früher verwehrte Zutritt zu den Verhafteten nun deren Angehörigen vollkommen frei stehe und dasš ihnen diese jede Bequemlichkeit ungehindert bereiten können. Eiligst verfügten sich nun Mutter und Tochter ins Gerichtsgebäude; mit lauten Schluchzen stürzte Rahel an die Brust ihres Vaters, und unbegreiflich blieb es dem letzeren, dasš sein Kind, dem er Trost zusprechen wollte, an diesem reicher war als er selbst. Zwei Tage wurden nun theils in Hoffnung baldiger Befreiung, theils aber auch in banger Erwartung des Kommenden hingebracht.

Kein Verhör der Angeklagten wurde vorgenommen, erst am dritten Tage ihrer Haft, als diese schon erleichtert war, erfuhren die davon Betroffenen ausführlich den Inhalt der gegen sie erhobenen Anklage und zugleich, dasš vom vielvermögenden Gönner baldige Hilfe zu erwarten sei. Am dritten Morgen nach seiner Abreise von N — kam Reb Jekew mit seinen Begleitern schon nach überaus eiliger Fahrt wieder dahin zurück. Er war von dem Bischofe und seinem Sekretär auf das Liebevollste und um so freudiger empfangen worden, als sie in dem Vorfalle den endlichen Abschlusš der wirren Schicksale und Irrfahrten ihres Freundes ahnten. Sie waren dann die Anklagepunkte einzeln durchgegangen, und hatten ein Gutachten aufgesetzt, in welchem sie nachwiesen, dasš jene heftigen Worte und Schrifstücke entweder in Zeiten oder in Ländern entstanden waren, wo das Christenthum gar nicht vorhanden, oder sie waren nur gegen die Götzen der heidnischen Bedrücker Israels und gegen diese selbst gerichtet, und nur die Pietät gegen die Einrichtungen der Vorfahren veranlasste die Israeliten, jene formale auch später beizubehalten. Der weise Richter nahm den Ausspruch des als im Hebräischen hochgelehrt gepriesenen Kirchenfürsten für vollgiltig an, und fällte sein Urtheil dahin, dasš sowie der größere Theil der Anklage sich absichtlicher Trug und Lug erwiesen, auch der die Predigten Rabbi Samuels betreffende gewisš nichts als gehässige Verleumdung sei. Nun eilte der edle Mann selbst, die ersehnte Befreiung anzukündigen und führte den

ehemaligen Schüler in die Zelle des greisen Lehrers, dessen eifriger, und thatkräftiger Anwalt er geworden. Rabbi Samuel hatte sich eben wieder Besorgnissen hingegeben, welche nur die Tröstungen Rahels ein wenig zerstreuen konnte. Beim Eintritte des Richters und ihres ehemaligen Bräutigams flog sie, die sonst den Töchtern Israels ziemende Zurückhaltung vergessend, diesem mit einem lauten Aufschrei des Jubels entgegen, fasste seine Hand und führte ihn ihrem Vater zu. Rabbi Samuel war höchlichst betroffen, und erfuhr erst von dem Beamten den Zusammenhang der Anwesenheit des jungen Mannes mit dem früher Vorgefallenen. Lange blieb der Greis in tiefes Sinnen versunken, dann wandte er sich an den Richter: Herr! wie unsere Weisen erzählen, haben einst einige Jünglinge es gewagt, durch die diamantene Pforte des Paradieses zu dringen. Zwei sind darob zu Grunde gegangen, einer hat die heiligen Pflanzungen muthwillig zertreten, und sein Name ward ferner nicht genannt unter den Frommen, er war ein anderer geworden und hieß „Ein Anderer." Nur einer der Jünglinge hat, ohne Schaden zu nehmen, alle Gefahren des Weges und des Strebens überstanden.

Auch von meine Schülern kann ich Aehnliches berichten. Ach, der eine ist abtrünnig und ärger als Acher, er ist ein Feind und Ankläger der Seinen geworden. Aber der Verlorengeglaubte ist heimgekehrt, und ein zweiter Akiba hat mein Sohn mitgebracht erquickende Frucht des Paradieses daſs sie uns erfrischen möge am heißen Tage der Prüfung." Thränen der Rührung im Auge hörte der Richter diese Worte, und freundlich drückte er die Hand des jungen Mannes, der in des Greises Umarmung seine Wonne ausweinte. Am Arme des Neugewonnenen, die in der Freude doppelt liebliche Tochter an der Seite verließ Rabbi Samuel und die sein Schicksal getheilt, mit ihm das Gerichtshaus, und der Tag der Befreiung war ein Festtag in der Gemeinde zu N — der in seiner Fröhlichkeit nur von dem übertroffen wurde, an welchem das greise, religiöse Haupt der Gemeinde die Hand seiner Tochter und mit Zustimmung der Gemeinde auch sein Amt an Reb Jekew übergab. Die erste Trauung, welche der neue Rabbiner vollzog, war die des Tischlers und Bellas, und ihnen und ihren Angehörigen wurden die Versprechen, die sie erhalten, im vollsten Maße erfüllt, und so den Israeliten eine Anzahl nützlicher Glaubensbrüder und Familien gewonnen, die sonst in ihrer Verkommenheit lästig geworden wären.

Der Apostat, ehemals Ahron Chosid, verließ, als er das Fehlgehen seines Anschlages erfuhr, schleunigst das Land, um einer etwaigen Untersuchung wegen verleumderischer Anklage zu entgehen. Die zufriedenen Glücklichen kümmerten sich nicht um ihn, sie kannten kein Gefühl der Rache, und so ist auch auf uns keine Nachricht über ihn gekommen.

Fehltritt und Sühne*)

Es gab eine Zeit, wo auch in Spanien Juden sein durften; und sie lebten daselbst glücklicher, ruhiger als in jedem andern Lande. Sie wurden nicht als Fremdlinge betrachtet, wie nur Geduldete behandelt, vielmehr in allem den Einheimischen gleichgestellt genoßen sie mit den Bürgern gleiches Recht. Niemand störte sie in der Ausübung ihrer Religionsgebräuche und Volkssitten, jedes Gewerbe und Handwerk war ihnen erlaubt und dabei hatten sie noch das Vorrecht, daß ihre Rabbiner Prozesse schlichten, Streitigkeiten nach talmudischem Gesetze ausgleichen durften, ja sogar über Verbrecher und Religionsübertreter Strafen verhängen konnten. Besonders war dies der Fall unter der Regierung des Don Juan Manuels, welcher die Juden sehr begünstigt und mit einem ihrer Rabbis dem Rab. Jehuda ben Bakir so gar im freundschaftlichen Verhältnisse stand.

Um diese Zeit befand sich zu Madrid ein reicher und zugleich auch sehr frommer und redlicher Israelite, welcher sowohl von fremden Religionsgenossen, als wie von den eigenen Glaubensbrüdern geliebt und geachtet wurde; denn R. Gabrial, so hieß der Mann, war so reich an Tugenden wie an Geld, er war der Waisen Vater, der Bedrängten Zuflucht und Helfer in der Noth, jedem, der seine Hilfe verlangte, darum blieb seine Wohnung selten frei von Fremden, an seinem Tische speisten täglich reisende Gelehrte, wandernde Rabbis, geschäftstreibende Kaufleute aus allen Gegenden, und jeder verließ zufrieden das Haus des gastfreundlichen Gabrials.

Dieser gold- und tugendreiche Mann besaß außer seinen andern Schätzen noch einen Juwel, daran sein Leben hing, das war seine einzige Tochter, die der gnädige Gott Israels mit so viel Liebreiz und Schönheit beschenkt, wie er sie vielleicht einst nur jüdischen Königstöchtern gegeben. Der regelmäßig gebildete Körper, schlank wie die Palme, wie die Morgenröthe so schön die volle Wange, lieblich wie der Mond der sanfte Blick des schwarzen Auges, Nacken und Busen weiß wie Elfenbein, die Zähne wie gereihte Perlen, die Lippen wie Korallen so roth, die feinste Seide das gelockte Haar am niedlichen Köpfchen. Des Vaters Stolz und Freude war die sechzehnjährige Zilla, so hieß die schöne Judenmaid; die edelsten reichsten Jünglinge warben um die holde Zilla, doch nur einem war es gelungen des Vaters Gunst und mit ihr auch die Tochter zu gewinnen — Der junge feingebildete Asriel, Sohn eines alten bewährten Freundes, begehrte Zilla zum Weibe und

*) Der Stoff zur folgenden Erzählung ist aus dem Werke: „Sailaih utschubath rabenu Ascher.

R. Gabrial gab sie ihm gerne; denn Asriel war reich und edelgesinnt, und an Kraft und männlicher Schönheit übertraf ihn selten ein Jüngling aus Israels Stamm. Zilla ward Asriels verlobte Braut und Vater Gabrial war entzückt vor Freude, über die glückliche Wahl seiner Tochter. Die Verlobten lebten einige Zeit vergnügt; doch nach einigen Wochen schien es, als wenn die Braut gegen ihren Verlobten eine Abneigung hätte. Nur kalt erwiederte sie seine Zärtlichkeiten, kurz und abgemessen waren ihre Reden, nicht selten füllten sich ihre Augen mit Thränen und Seufzer stiegen unwillkürlich aus der Brust, so oft der Bräutigam sich ihr nahte. Dies Betragen kränkte den Jüngling sehr, denn er liebte Zilla leidenschaftlich und würde sie auch als armes Mädchen gewählt haben; deßhalb klagte er sein Leid dem Vater seiner Braut und sprach: „Wenn Eure Tochter mich nicht liebt, mag si'es sagen, zwingen sollt Ihr sie nicht.“ Seufzer und Thränen waren Erwiederung auf des Vaters viele Fragen. Dies betrübte den alten Mann sehr und machte ihm viele kummervolle Tage. Hat vielleicht ein anderer ihr Herz gewonnen? Ists vielleicht ein Unwürdiger, dessen Namen sie nicht aussprechen will? — oder gar — was Gott verhüte ein Nichtisrael!? Unmöglich wäre es nicht, auch vornehme Christen kommen ins Haus, vielleicht daß sich ein schöner Jüngling des Landes in Zillas Seele eingeschlichen durch süße Reden und schmeichelhafte Worte? Ach wer gibt mir Auskunft? so dachte der besorgte Vater — und nicht umsonst waren seine Sorgen: Zilla die verlobte Braut liebte einen schönen Spanier, einen Christenjüngling von hohem Range. Don Perez der stolze blühende Mann, den kein Weib ohne inniges Wohlbehagen erblickte, dessen liebreiches Wesen alle Herzen einnahm, hatte auch die holde Tochter Gabrials besiegt und in ihrer Brust verzehrende Liebesflammen angefacht. Er sah die Judenmaid bei einem Stiergefechte, verliebte sich in sie und ward bald wieder geliebt. Seitdem traten Mißhelligkeiten zwischen den Verlobten ein, seitdem begann des Vaters Kummer, und seitdem hatten die Verliebten heimliche Zusammenkünfte und das fromme sittliche Mädchen ward ein lüsternes Weib, das nichts außer seiner heißverlangenden Liebe achtete. Nicht der treuen Eltern Thränen, nicht des edlen Verlobten Kränkung, nur die verbotene Liebe füllte ihre ganze Seele, dem Buhlen zu gefallen war itzt ihr Trachten, ihm opferte sie ihr ganzes Dasein. — Heimliche unbewachte Liebe überschreitet leider oft das Maß, ungenügsam, unersättlich wie sie ist, verlangt und gewährt sie immer mehr und mehr, der Nektar, der anfangs nur tropfenweis fließt, sprudelt später in Hülle aus der Schale und berauscht mit Sinnenlust, die früher blos wonnetrunken in Seligkeit schwammen. Heimliche Liebe ist im Beginne das unbefleckte Eden, darin das erste Menschenpaar schuldlos, kindlich froh umhergewandelt — dann aber kommt die lockende Sünde, flüstert süße Worte ins Ohr, die Entzückten hören nicht die Stimme des warnenden Engels, die verbotene Frucht vom Baume der Liebe wird gebrochen, die süße Harmlo-

sigkeit schwindet und der Cherub mit dem flammenden Schwerte jagt die Sünder aus dem Eden. — So fiel auch Gabrials Tochter. In einer schwachen Stunde entschlummerte Zillas wachender Engel und ihre jungfräuliche Reinheit starb. — — —

Wer vermag sie zu schildern, die Angst, die Reue, die Gewissensvorwürfe, die itzt das gefallene Mädchen marterten! Konnte sie noch vor des Vaters Augen treten, ohne zu erbeben? — Die Hochzeit nicht mehr ferne die Frucht verbotener Liebe unterm Herzen, sie eine Tochter Israels und der Verführer ein Christ! — — Wahrlich besser der Tod, als das Leben in solcher Lage! Allein die übermäßige Liebe zu dem jungen Spanier erhielt sie noch, daß sie nicht verzweifelnd Hand an sich legte. Wie aber die Schmach von sich und ihrer Familie abwenden? Er, der Geliebte, kann sie retten, kein Anderer. — Bei der nächsten Zusammenkunft endeckte sie ihm ihre traurige Lage. „Nun bin ich glücklich! ganz glücklich!" rief dieser freudig sie umschlingend, „nun muß dein Vater einwilligen, und ich führe dich zum Altare!" — „Aber Geliebter!" entgegnete Zilla, „ich bin ja eine Jüdin!" — „Du sollst deinen Glauben verlassen und Christin werden!" — „Nur das verlange nicht mein Geliebter. Alles will ich dir opfern, nur den Glauben meiner Vorfahren nicht. Sieh ich will dir Magd, Schwester, Freundin, Kebsweib sein, nur begehre nicht, daß ich aufhöre Jüdin zu heißen. Ich weiß, daß ich viel sündige gegen das Gesetz, aber Gott ist gnädig, und er, der die Liebe zu dir in meinem Herzen entflammen ließ, wird mir einst vergeben, was ich aus Liebe gesündiget habe. Wenn ich aber meinen Gott wegen meiner Liebe verläugne, an wen soll ich mich dann wenden? Laß mich ewig deine Freundin bleiben." — „Sonderbares Weib, ich will für den Angenbick nicht wortstreiten, sage nur, wie wirst du dein Vergehen bergen, was willst du beginnen, um der Schande zu entfliehen?" „Das wollte ich eben mit dir mein theuerer Perez besprechen. Du besitzest eine Villa, bringe mich dahin, dort will ich so lange weilen, bis ich wieder in meines Vaters Haus zurückkehren kann." — „Aber Kind! man wird dich vermissen, dich suchen?" — „Dafür werde ich schon sorgen. Ich habe bereits den Wunsch ausgesprochen, zu meiner Mutter Bruder nach Cordova zu reisen, dort einige Monate zu bleiben. Meine Eltern willigen gerne ein und — anstatt nach Cordova gehe ich auf deine Villa — meine treue ganz ergebene Magd Thamar wird mich begleiten, sie weiß von unserer Liebe und wird uns nicht verrathen." — Don Perez, der die Judentochter innig und wahrhaft liebte, willigte ein, Tag und Ort werden bestimmt und Zilla wäre auf diese Art vor öffentlicher Schmach gerettet gewesen. — Der gutherzige Gabrial hatte gegen die Reise seiner Tochter gar nichts einzuwenden, er sah es vielmehr gern, daß das liebe Kind Zerstreuung suche, weil es seit einiger Zeit nicht so blühend aussah wie ehemals — und Zilla befand sich mit ihrer Dienerin nach einigen Tagen auf Don Perez Villa.

Es verstrichen mehrere Monde, R. Gabrial bekam fleißig fälschliche Schreiben aus Cordova von seiner Tochter, und er hatte von dem Betrug nicht die geringste Ahnung. Auch Zilla ward hier in der Einsamkeit an der Seite des Geliebten wieder ruhiger, sie erwartete mit Sehnsucht den Tag ihrer Entbindung, hoffend, daß durch das Kind der Liebe ein stärkeres Band den geliebten Mann an sie fesseln werde. Die heißersehnte Stunde kam, Zilla ward von einem lieblichen Knaben entbunden. Don Perez jauchzte vor Freude als er den Säugling an der Mutterbrust ruhen sah; als aber Zilla den Neugebornen willig zur Taufe tragen ließ, schwamm er ganz in Wonne. Nun wird auch sie ihren starren Sinn ändern, dachte er — dem Kinde zu Liebe wird sie Christin und mein rechtliches Weib vor Gott und der Welt. Allein darin hat der junge Mann sich getäuscht — Weiber haben selten feste Grundsätze, wenn sie aber einmal eine Idee aufgefaßt, so verfolgen sie dieselbe ohne Unterlassen bis zum letzten Athemzuge und keine Macht wird sie davon abbringen. „Der Knabe ist dein, sprach sie, nachdem Perez mit ihr über die Erziehung des Kindes gesprochen hatte, „du kannst aus ihm machen was du willst, auch ich bin dein und kannst über mich gebieten, aber einen andern Gott als den einzigen Gott Israels anbeten kann ich so wenig, als neben dir noch einen andern Mann lieben."

Bis jetzt wäre Zillas Plan klug ersonnen und die Ausführung leicht gewesen, ja alles wäre gut abgelaufen, wenn nur die Verliebten allein um das Geheimniß gewußt hätten, so aber war noch ein Anderer damit vertraut. Zillas Dienerin nämlich, und diese ward zur Verrätherin. Die bejahrte Thamar war heuchlerisch, kriechend, jeden Fehler des Gebieters lobend, jedes Laster preisend, und in jedes Verlangen der Herrschaft sich fügend. Sie wußte von der verbotenen Liebe ihrer Herrin, machte dabei oft den Liebesboten und schwieg, sie wußte von dem Falle des leichtfertigen Mädchens, und schwieg, sie unterstützte vielmehr die Tochter eines redlichen Mannes in ihrem schändlichen Vorhaben und folgte ihr auf Don Perez Landsitz, das alles kam ihr nicht schwer an; als sie aber sah, daß ihre Gebieterin den Knaben ein Christ werden ließ, da konnte sie nicht länger schweigen. Alle die früher verübten Schändlichkeiten konnte sie ohne Reue ertragen, nur dieß vermochte sie nicht im Herzen verschwiegen ruhen zu lassen. Vom Gewissen gepeinigt entfloh sie heimlich und überbrachte ihrem Herrn die traurige Kunde. Herzzerreißend war R. Gabrials Jammer, als er seines geliebten Kindes Schmach erfahren, er zerriß sein Kleid, raufte das Haar des Bartes, warf sich zur Erde, weinte und schluchzte ohne Aufhören. „Ich werde kinderlos in die Gruft fahren, o ich bin der unglückliche Mann, der das Elend gesehen, mich hat der Herr mit der Ruthe seines Grimmes gezüchtiget," — und Niemand vermochte ihn zu trösten.

Verödet stand jetzt das sonst menschenvolle Haus, darin Trauer und Wehklage hineingezogen, und wo diese Gäste einkehren, dort weilet Nie-

mand gerne. — All seine Habe, ja die Hälfte seiner Lebensjahre hätte der Unglückliche hingegeben, wäre ihm nur seine Tochter rein ohne Makel geblieben. Wäre sie in einer Krankheit gestorben, er hätte geweint und den Herrn gepriesen, aber so schändlich zu sinken, mit einem Christen Buhlerei zu treiben, das war mehr als er zu ertragen vermochte. Gerne hätte er der Ausgearteten geflucht, doch seine Lippen verstummten von väterlicher Zärtlichkeit zusammengepreßt — Käme sie zurück, er würde die Reuige wieder aufnehmen, gewiß — sie war ja seine Seele! — aber sie bleibt beim Buhlen! Da eilte er zum hohen Rabbi, um bei diesem Trost zu suchen. Rabbi Jehuda ben Bakir war beim König angesehen, vielleicht kann der sein Kind noch bei Zeiten retten, daß nicht auch ihr Seelenheil verloren gehe. Der Rabbi hörte aufmerksam des verzweiflungsvollen Gabrials Klage an und sprach: Noch ist Hoffnung da; wie Ihr sagt, ist Eure Tochter immer noch eine Jüdin. Ich will mit Euch zum Könige gehen, den Verführer anklagen, der König ist ein gerechter Herr, es kann nicht fehlen. Ihr sollt Eure Tochter wieder haben." — „Bedenkt aber Rabbi, der Verführer ist ein vornehmer Mann, ein Liebling des Königs," wandte Gabrial ein. — „Laßt nur mich machen, wir dürfen nicht länger säumen. Fort mit mir zum Könige, ich werde für Euch sprechen."

Gabrial gehorchte, und folgte seinem Sachwalter in die königliche Burg. Es war gerade an einem Tage, wo viele der Vornehmen und Granden bei Hofe erscheinen mußten. Der Audienzsaal war voll mit Menschen, obenan saß der König, ringsumher standen die Minister und Räthe, und erwarteten erfurchtsvoll des Herrn Befehle. Da trat auch R. Jehuda mit seinem Klienten in den Saal. Dreimal verneigte sich der Rabbi tief zur Erde, dann richtete er seine hohe Gestalt grade auf, wandte den Blick nach oben und mit ausgebreiteten Armen sprach er salbungsvoll den vorgeschriebenen beim Anblick eines Herrschers zu sprechenden Segen: „Gelobt bist du Jehova Herr der Welt, der Du von deiner Majestät einen Abglanz dem Könige von Fleisch und Blut zugetheilt hast — Lange lebe mein Herr und König!" — „Was führt Euch ehrwürdiger Mann zu uns, Ihr kommet ja sonst nicht ungerufen?" fragte der König huldvoll. Alles war gespannt auf das, was der Rabbi vorbringen werde, und dieser begann wie folgt: „Mein Herr und König! Groß Unheil ist geschehen in Israel, viel Unrecht ist einem deiner Knechte widerfahren und ich bin gekommen vor deinem Throne Gerechtigkeit zu verlangen.„"——

„Nun rede weiter Alter! wenn deinem Volke ist Unbilliges geschehen, wir wollen Frieden im Lande, niemand soll über Unrecht klagen, so lange unsere Hand des Reiches Zepter führt. Sei er Jude, Maure oder was immer, unsere Hand schützet ihn! darum sag an, worüber klagst du?" —„

„Gnädiger König! möge der Herr Zebaoth dich lange noch auf Spanien's Throne erhalten! — Ja ich will frei reden — Sehet hier diesen armen

niedergebeugten alten Mann"— auf Gabrial weisend— „betrachtet ihn, seine Augen sind roth von vielem Weinen, seine Wangen blaß und abgezehrt vor Kummer — diesem Manne ward seine Tochter, sein einziges Kind, das er mehr als sein Leben liebte, gewaltsam entrissen und weggeführt von einem wollüstigen Manne." —

„Ha! das ist schändlich; sagt, kennt ihr den Verführer, er soll der Strafe nicht entkommen!" —

„Mein Herr und König, zürne nicht — sehr schwer wird es mir den Namen dieses Mannes auszusprechen; denn es ist der Name eines deiner Staatsdiener." —

„Was muß ich hören? Einer meiner Staatsdiener hatte sich so weit vergessen ein Weib gewaltsam zu entführen? Nenne ihn! sogleich! ich will's!" rief der König zürnend und blickte finster im Saale herum. — Da trat Don Perez hervor, beugte das Knie und sprach demüthig, doch ohne Zagen Mein Herr und König„! Ich bins, den dieser Mann anklaget — bei mir ist das Judenmädchen zu Hause, doch nicht mit Gewalt oder List, wie der Rabbi vorgibt, hab ich die Maid entführt, es war ihr eigener Wille, sie verlangte auf mein Landhaus gebracht zu werden." —

„Und ihr habt es gern gethan," fiel der König ein. „Aber Perez verträgt sich diese schändliche That mit Eurem Range? Eine Judendirne im Hause verborgen halten." —

„Verzeihung mein König! Das Weib steht mir näher, Ich liebe die Judentochter wahrhaft und treu und wünsche auch sie einst als Gattin heimführen zu können." —

„Einst? warum nicht gleich? dem gekränkten Vater muß Genugthuung werden. Die Ehre seines Kindes ward durch Euch beschmutzt; Ihr sollt sie wieder rein waschen. Noch heute soll sie Euere rechtliche Gattin werden, Ich will es!„ — „O Herr diese Gnade werde ich ewig preisen, das war ja stets mein heißester Wunsch, wenn nun. — — "

„Was habt Ihr dagegen einzuwenden? will etwa der Alte da nicht, einwilligen? Seid vernünftig Mann, wandte sich der König an Gabriel, gebt sie ihm, doch wie? Ihr zittert, warum ängstiget Ihr Euch?" — „Vergebung Herr und König, ich bin ein unwissender Mann, verstehe nicht mit Königen zu sprechen. —— Möge der Rabbi für mich das Wort führen, entgegnete R. Gabrial bebend. Darauf R. Jehuda das Wort nahm: „Mein Herr und König! Noch ist es ja nicht gewiß, daß die Dirne dem Manne gutwillig gefolgt ist. Laßet sie kommen, sie selbst mag uns Auskunft geben."—

„Ihr habt weise gesprochen, Rabbi, wir müssen die Aussage des Weibes früher hören. Perez, lasse deine Geliebte kommen, und wehe dir, wenn ihre Worte anders sagen, als die deinen!"

Zilla ward nach Madrid gebracht und am folgenden Tage dem Könige vorgestellt. Rabbi Jehudah, Rabbi Gabrial und Don Perez waren ge-

genwärtig, als Zilla verhört wurde. Wie sich's von selbst versteht, stimmte ihre Aussage ganz mit der des Geliebten überein. Sie gestand Alles, ihr Vergehen, ihre Flucht aus dem Vaterhause, sie klagte sich selbst des Undanks und der Sünde an. „Aber," setzte sie am Ende hinzu, „wie konnte ich anders, meine Liebe ist zu mächtig, sie reißt mich gewaltsam fort, ich mußte ihr folgen." Dem Vater waren diese Worte seiner Tochter Dolchstiche, Rabbi Jehudah entbrannte im Zorn, der König aber fühlte Mitleid mit der Judenmaid, in deren Brust so viele widerstreitende Gefühle kämpften, über welche die Liebe immer den Sieg davon trug. Mit herablassender Milde fragte er:„ Mein Kind, wenn deine Liebe wirklich so mächtig ist, weßhalb weigerst du dich denn Don Perez rechtliche Gattin zu werden?"— „Weil ich dem Gotte meiner Vorfahren entsagen müßte, und dies Herr kann ich nicht. Mir sagt's mein Inneres: Israel's Gott ist der wahre Gott, und er wird einst mir meine Sünden vergeben, wenn ich nur fest an ihm halte." Rabbi Gabrial schluchzte und weinte laut über die Reden seines Kindes selbst der König ward gerührt und sprach:„ Don Perez, du mußt ihr entsagen, sie verharrt auf ihrem Vorsatz, und Euch Rabbi Jehudah, übergebe ich die Sünderin, suchet sie zu bessern, legt ihr Buße auf, urtheilet nach Eurem Gesetze über sie, strafet sie für ihre Sünde, nur schonet ihr Leben." — „O Herr und König übergib sie nicht ihnen!" flehte Don Perez, sich dem Könige zu Füssen werfend „diese Männer sind furchtbare Richter, sie werden die Unglückliche martern und quälen." — „Stehe auf Perez, bei meinem Zorne kein Wort mehr. Sie will eine Jüdin bleiben, so soll sie auch nach jüdischen Gesetzen gerichtet werden." — „Allmächtiger Gott sie ist verloren, diese Menschen kennen kein Erbarmen," rief Don Perez verzweiflungsvoll. — „Ei was bangt dem Herrn so sehr um die Dirne sie will ja doch nicht sein Weib werden. Hier der Alte ist ihr Vater, er wird dem einzigen Kinde kein Leid geschehen lassen," sprach Rabbi Jehudah spöttisch und faßte das Mädchen. — Noch einen Blick warf Zilla nach dem Geliebten zurück, dann folgte sie ihrem Vater und dem finstern Rabbi und auch Perez entfernte sich schweigend und betrübten Gemüthes.—

In der großen Synagoge zu Madrid hatten sich die hochgelehrten Rabbiner am 5. Wochentag, dem bestimmten Gerichtstage bei den alten Juden, zu Gerichte versammelt. Ernster, feierlicher als gewöhnlich begann heute das Amt — die ganze Synode war beisammen, drei Oberrichter, zwölf geschworene Beisitzer; denn wichtige Gegenstände sollen heute verhandelt werden, und gar viel liegt an dem Urtheil, das sie fällen müssen. Darum waren auch die Männer in vollem Ornate hier. In schwarze Talare gekleidet, das Haupt mit weißen wollenen gefranzten Tüchern umhüllt, Denkriemen um Stirne und Arm geschlungen, so saßen sie im Kreise umher, den Oberleib in steter Bewegung, die hagern Finger zupften willenlos an den langen Bärten, und das hohe beschattete Auge starrte unter den dichten Braunen

nach dem auf einem hölzernen Pulte aufgeschlagenen Folianten. Eine halbe Stunde machte diese schaudervolle Stille gewährt haben, dann erhob Rabbi Jehudah ben Bakir das Haupt der Synode, seine Stimme und sprach: „Brüder, das Gebet ist zu Ende, wir haben unser Herz gereinigt von Parteilichkeit und vom persönlichen Hasse, so wollen wir im Namen des allmächtigen Gottes zum ernsten Werke schreiten. Setzet Euch Brüder! und Ihr Schames (Gerichtsdiener) öffnet die Pforte, und lasset die Parteien kommen." Der Diener that, wie ihm geboten ward, die geschlossene Synagogenthüre wurde aufgemacht, und herein trat Rabbi Gabrial, von seinem ehemaligen Schwiegersohne Asriel unterstützt, hinter ihm strömte eine Menge neugierigen Volkes herein, und füllte den ganzen Raum der Halle. Tiefe Stille herrschte. Höret Gabrial! begann izt der erste Richter: „Ihr stehet hier vor dem Beth Din bekennet und bereuet Eure Schuld, und füget Euch in das Urtheil, das wir über Euch sprechen werden." — "Hoher Rabbi, versetzte demüthig Gabrial, wohl weiß ich, daß ich ein Sünder bin; denn kein Mensch ist auf Erden so fromm, daß er nur stets Gutes thue, und niemals sündige. Die Engel sind nicht rein in seinen Augen, geschweige der Mensch, der Staubgeborene, doch sagt, welch sonderbares Verbrechen habe ich begangen, daß Ihr es für nöthig findet, ein Urtheil über mich zu sprechen?" —

„So höre! Du hast als ein frommgläubiger Israel zu wenig auf die Schritte deines Kindes geachtet, hast nicht gewacht über deine Tochter, darum ist sie auf Abwege gerathen, und hat auf Israel Schmach und Schande gehäuft. Sie hat Gottes Gebote übertreten, hat mit einem Ungläubigen gebuhlt darum sollst du büßen." — „Habe ich meinem Kinde zu viel nachgesehen, hab ich es mit so viel Zärtlichkeit geliebt, so bedenkt, daß es mein einziges Kind ist." — „Die Väter sollen nicht büßen für der Kinder Vergehen, heißt es in der Schrift! Nicht sterben die Väter wegen der Kinder Vergehen verbesserte der Oberrichter, „aber es heißt auch an einer andern Stelle: Er ahndet der Väter Schuld an den Kindern. Wir haben Alles überlegt, Deine Strafe ist nur gering. — 40 Geißelstreiche sollst du empfangen auf entblößten Rücken und 30 Sekel Gold sollst du auszahlen an Asriel für die Schmach, die ihm von deiner Tochter ward." — „Hoher Rabbi," nahm Asriel das Wort, „vergebt, wenn ich widerrede. Erlaßt dem tiefgebeugten Manne die Züchtigung. Ich bin bereit, die Unglückliche wieder aufzunehmen, denn obgleich sie gefallen, liebe ich sie dennoch und sie soll meine Hausfrau werden." Voller Verwunderung erhoben sich sämmtliche Rabbis und ein verworrenes Getöse entstand unter dem Volke. Rabbi Jehuda richtete sich auf und schrie mit gewaltiger Zornstimme: „Schmach über Dich Belijals Sohn! weißt du nicht, daß der Abkömmling vom Hause Aarons keine Metze heiraten darf? Du bist ein Priester, darfst die Entweihte nicht zum Weibe nehmen." — „So nehmt mir meine Priesterwürde, ich will verzichten auf das Recht, den Segen über

das Volk zu sprechen und der Erste zu sein beim Thoralesen, wenn Zilla mein Weib werden will“ entgegnete der Jüngling. — „Schweig oder unser Bannfluch soll Dein Sündenhaupt treffen und dich vernichten,“ schrie Rabbi Jehuda. — „Ich fürchte Euern Bannfluch nicht, auch findet Ihr an mir kein geduldiges Schaf, das seinen Rücken Euern Geißelstreichen hinhält. Nach eigener Überzeugung werde ich handeln, und thun wie mir die göttliche Stimme meines Herzens gebietet und Euch nicht fragen.“ — „Ha welche Lästerung!“ riefen die Rabbis einer nach dem andern und Rabbi Jehuda fuhr fort: „Hast du vergessen, daß wir vom Könige die Macht haben, jeden Religionsverbrecher zu strafen nach dem Gesetze des Talmuds?“ — Diese Worte wirkten, Asriel erstickte seinen edlen Zorn und ließ es zu, daß der greise Gabrial seinen Rücken entblößte, um die diktirten Geißelhiebe zu empfangen. Der alte Mann kniete auf den Boden nieder, legte die Stirne, auf die Erde, und während der Schames ihm die Geißelhiebe gab, schlug er an die Brust und betete das große Sündenbekenntniß, „Asamnu.“ Kein Laut des Schmerzes, nicht eine Klage entfuhr seiner Brust und so lange blieb er liegen, bis der Richter rief: „Steh auf! Du hast genug gebüßt. Komm zu uns, dir sind Deine Sünden vergeben!“ dann erst erhob er sich, ging zur heiligen Lade, küßte den Vorhang mit Inbrunst und ließ sich endlich auf einen niedern Sitz in der Richter Nähe nieder. Auch die Richter hatten ihre frühern Plätze wieder eingenommen und Rabbi Jehuda begann abermals: „Nun Brüder laßt uns auch über die Tochter aburtheilen! Ihr kennt ihr Verbrechen redet Einer nach dem Andern welche Strafe gebührt dem verbuhlten Weibe?“ — „Ich bin der Meinung,“ erwiederte der nächstsitzende Rabbi. „Die Verbrecherin sollte viele Jahre eingesperrt bleiben bis Sehnsucht und Alter ihre Wange bleichen und die Schönheit, die erste Ursache ihres Falles, verschwunden sein wird. Das Haar des Hauptes werde ihr abgeschnitten, alte zerfetzte Kleider bedecken ihren Leib, Brod sei ihre Speise, Wasser ihr Getränk und bloßes Stroh ihre Lagerstätte.“

„Dieser Ausspruch, obgleich gesetzlich recht,“ nahm ein Anderer das Wort, „scheint mir zu hart. Ein oder zwei Jahre reichen hin, sie einzusperren, bis sie alt geworden, ist zu viel.„ — „Auch ich bin dieser Meinung versetzte ein Dritter, nur möchte ich sie in Freiheit lassen. Genug Strafe, wenn sie mit gescheertem Haupte und verhülltem Antlitze herum wandelt und jeder Freude entsagen muß.“ — So ward lange Zeit noch hin und her gestritten. Stellen aus den Talmud wurden citirt, die debattirenden Richter geriethen in Hitze, sie zankten nicht nur mit dem Munde sondern fochten mit den Händen herum, st ampften mit den Füssen.

Eine Zeit lies Rabbi J huda die hitzigen Kämpfer lärmen und toben — dann aber schlug er mit mächtiger Faust auf den vor ihm liegenden Folianten und gebot mit starker Stimme Stille. Die Streiter verstummten mit einem Male wie von einem Zauber gebannt und horchten

begierig, welchen Ausspruch sie aus dem Munde des hohen Rabbi vernehmen werden.

„Keiner von Euch," begann Rabbi Jehuda, „hat den Fall recht bedacht. Gering scheint euch das Vergehen, darum ist euer Urtheil so milde; nicht so ich. Eine Tochter Israels hat sich vergangen mit einem Nazarener, die verlobte Braut eines Kohens [Priester] ist eine Metze geworden. Erstickungstod oder Steinigung würde ihr Loos gewesen sein, wenn der heilige Tempel nicht zerstört wäre, die Richter noch im Thore zu Jerusalem säßen; und nach dem Ausspruche der Urim und Thumim urtheilten. Leider haben wir nicht mehr diese Macht, solche Strafen zu verhängen, indessen ist es doch unsere Pflicht, nach dem Ausspruche der heiligen Thora zu handeln, welcher lautet: „Du sollst das Böse unter dir ausrotten." Die Sünde würde wuchern in Israel wie giftiges Kraut, wenn wir nicht mit Strenge zu Werke gingen. Abgeschornes Haar wächst wieder mit der Zeit. Schloß und Riegel sind zu schwach gegen die sinnliche Lust. Das Weib könnte vom Buhlen Hilfe bekommen, durch seine Verwendung unserer Gewalt entnommen werden, worauf sie dann ihren Vorsatz ändern und eine Christin werden könnte. Dem allen vorzubeugen, müssen wir trachten, sie dem Buhlen verächtlich zu machen, ihr ihre Schönheit für immer zu benehmen. Zu den schönsten Zierden eines weiblichen Angesichtes gehören die rosigen Wangen, durch sie gewinnt nur das liebliche Antlitz. Der Verbrecherin werde daher die rechte Wange gebrandmarkt, so urtheile ich!"

„Die rechte Wange gebrandmarkt!" stimmten einige Richter mit ein, während die Opposition still auf dem Sitze blieb, „die Wange gebrandmarkt!" brüllte das Volk nach.

Da erhob sich ein junger Gelehrter Rabbi Israeli mit Namen, der bis jetzt stille gewesen und sprach: „Rabbi, Ihr habt wohl nach Eurer Uiberzeugung geurtheilt, doch möchte ich rathen, mit der Vollziehung zu warten, bis wir diese Frage einem andern berühmten Rabbi vorgelegt. Rabbi Ascher, Oberrabbi zu Toledo, ist ein frommer hochgelehrter Mann, er mag entscheiden, welche Strafe dem Weibe gebührt." —

„Ich bin damit zufrieden" — erwiederte der Oberrabbi — „Wir wollen den Fall einem Andern vorlegen, man soll nicht von mir sagen, Rabbi Jehuda habe ein falsches Urtheil gefällt doch ich bin gewiß, Rabbi Ascher denkt so wie ich." — Damit endete die Sitzung und das Volk verließ lärmend die Synagoge. —

Rabbi Israeli war ein junger Rabbi aus der Schule des großen Maimonides — Er hatte nicht nur den Talmud studirt, sondern auch andere nützliche Wissenschaften sich eigen gemacht, sein Geist war daher aufgeklärt und sein Herz gefühlvoller, als das seiner Collegen und deßhalb suchte er das Urtheil des Reb Jehuda ben Bakir zu vereiteln. Er selbst war noch zu jung und hatte noch zu wenig Autorität um durchdringen zu können,

von dem deutschen Rabbi zu Toledo erwartete er klare Einsicht, gebildeten Geist und ein menschlich fühlendes Herz, ihm wollte er den Rechtsfall vorlegen. Er selbst übernahm es, das Schreiben des Rabbi Jehuda dem Rabbi Ascher zu überbringen — Rabbi Ascher las den Brief mit Aufmerksamkeit, ließ sich von Rabbi Israeli die ganze Geschichte nochmals erzählen, darauf blätterte er lange Zeit in verschiedenen Folianten, sann, grübelte, — endlich sprang er freudig auf und rief — ,„ Gott sei Lob! daß ich in einer so wichtigen Frage mit dem großen Lichte Israels mit Rabbi Jehuda ben Bakir übereinstimmen kann! „Gehet heim lieber Israeli bringet dem großen Lichte Israels meinem Freunde Gruß und Frieden saget ihm der Herr möchte viele solche Männer in Israel werden lassen, wie Rabbi Jehuda ben Bakir. — Sein Urtheil ist weise, nur hätte man mit der Vollziehung nicht so lange säumen sollen, das Weib kann sich bedenken und durch den Uibertritt zum Christenthume der Strafe entgehen." —

Wie ein Donnerschlag erschütterten diese Worte den edlen R. Israeli — Von diesem Manne hätte er eine andere Rede erwartet — kaum daß er sich fassen konnte, folgendes zu entgegnen: „Verehrter Rabbi, erlaubet mir eine Bemerkung, ein solches Urtheil scheint mir gegen alle Rechte der Vernunft und der Natur. Eines Menschen Körper zu verunstalten, dazu hat kein Mensch das Recht. Man tödte den Verbrecher aber man mache ihn nicht zum Scheusale. Selbst die Talmudisten haben das mosaische Gesetz „Auge für Auge, Hand für Hand" in Geldstrafe unwandelt, weil es ihnen grausam und zwecklos schien, einen Menschen zu verunstalten. Wir sollen das Böse, Schändliche und Schädliche ausrotten aus der Gesellschaft, wie man einen Krebsschaden abschneidet vom gesunden Fleisch, damit er nicht anstecke — aber ein Weib deßhalb verunstalten, damit es ferner nicht noch mehr sündige, ist eine Thorheit gegen welche Vernunft, Menschlichkeit und die Rechte der Natur streiten, da müßte man alle Töchter Israels brandmarken damit sich kein Andersgläubiger in der Folge in sie verliebe." — „Ach — ich merke schon, mit wem ich's zu thun habe — versetzte Rabbi Ascher. Ihr seid ein Anhänger des Fleischersohnes aus Kordova, der sich mit den gottlosen Büchern des Aristoteles und Plato befaßt, die auch stets vom Naturrechte schwatzen — Ihr seyd ein Schüler Maimonides — Dank meinem Gotte daß ich nicht bin wie sie — Wozu das Geschwätz von Naturrecht und Vernunft, wo das Gesetz gilt*) Kann man mit dieser Aftergelehrsamkeit den Talmud prüfen und auslegen?

Alle Euer Philosophen haben das Gesetz nie verstanden und ich verwerfe ihre Klügeleien, womit sie das Gesetz Moses verdrehen! Die Philo-

*) Diese und folgende Worte sind nicht vom Verfasser erdichtet, sondern wirklich dem Munde des besagten Rabbi entnommen — Sieh Peter Beers Skizze einer Geschichte der Erziehung Seite 66, 67.

sophie hat mit der göttlichen Uiberlieferung nichts zu schaffen, wir folgen dem Erbtheil unserer Väter und kümmern uns wenig um Eure sogenannten Naturrechte."

Nun debattirten die zwei Rabbis noch lange Zeit über diesen Gegenstand, jeder führte seine Gründe an, berief sich auf Stellen in der Thora aus dem Thalmud, da aber der junge Rabbi Israeli erkannte, daß alle Vorstellung an der Hartnäckigkeit des Rabbi Ascher scheitere, gab er sich zum Schein überwunden und bat den hohen Rabbi, seine Meinung in einem Briefe an Rabbi Jehuda darzulegen den er überbringen wolle. Dies geschah auch und Rabbi Israeli reiste wieder nach Madrid zurück.

Die Absicht des aufgeklärten jungen Gelehrten war edel, er sah ein, daß bei den fanatischen alten Rabbis kein Erbarmen ist, und daß sie das Urtheil vollziehen werden sobald das Gutachten des berühmten Rabbi Ascher in ihren Händen sein wird. Er wollte indessen die Sache verzögern und auf ein Mittel sinnen, die Unglückliche aus den Händen der gegenwärtigen Richter zu befreien darum eilte er nicht sehr nach Hause, sondern machte Umwege besuchte da und dort einen Freund, so daß er erst nach vielen Tagen in Madrid anlangte. Aber wie immer das Böse früher als das Gute das Ziel erreicht, geschah es auch hier. Rabbi Ascher war ein Menschenkenner, er traute dem jungen Rabbi, der stets vom Naturrechte sprach, wenig, und sandte deßhalb einen besondern Boten der früher als Rabbi Israeli in Madrid eintraf, an Rabbi Jehuda mit einem Schreiben folgenden Inhalts:

„Friede und langes Leben meinem Freunde dem großem Lichte Israels „Rabbi Jehuda ben Backir — sein Licht leuchte. Mit Betrübnis haben wir „die Schandthat vernommen die in deiner Gemeinde geschehen, aber auch „mit vieler Freude wahrgenommen, daß es in Israel noch wackere Männer „gibt, die das Gesetz verstehen — Dein Urtheil ist ganz recht, und es muß „so schnell als möglich vollzogen werden, damit das Weib nicht Zeit ge- „winne zu entfliehen, und eine noch schlimmere That zu begehen, nämlich „den jüdischen Glauben zu verlassen.

Freude glänzte auf Rabbi Jehudas Angesicht, wohlgefällig strich er sich den Bart ließ die Rabbis kommen und legte ihnen Rabbi Aschers Schreiben vor. Die Rabbinen staunten über die tief durchdringende Gelahrtheit ihres Vorgesetzten und nicht Einer wagte einen Einspruch zu thun.

Beschlossen wurde jetzt, daß noch heute Nacht das Urtheil an der Verbrecherin vollzogen werden solle.

Abermals sehen wir die Rabbinen in der Synagoge versammelt, doch nicht wie sonst am hellen Tage, sondern um Mitternacht; denn was sie heute auszuüben sich vorgenommen, darf das Sonnenlicht nicht beleuchten, Nur spärlich war die Halle von einer einzigen Ampel, die in der Mitte hing. erleuchtet und matt fiel ihr Strahl auf die finstere Gestalten der bärtigen Richter. Bei der heiligen Lade befand sich ein hölzerner rohgearbeiteter Sessel

mit Riemen und Gurten versehen, daneben stand ein hartherziger Mann mit aufgeschürzten Aermeln, ein glühendes Eisen in der Faust. Zwei robuste breitschulterige Todtengräber waren dem brandsüchtigen Aeskulap als Henkersknechte zugegeben — sie bliesen aus den vollen kupferrothen Bakken in eine nahe stehende Pfanne die darin glühenden Kohlen anzufachen, um vorräthige Eisenstücke zu erhitzen. Schauerliche Stille herrschte in der weiten düstern Halle, denn außer den Richtern und den Knechten war Niemand vom Volke zugegen. Man hörte nichts als das Gesumme der betenden Rabbis und das Knistern der angefachten Gluth in der Pfanne. Nach vollendetem Gebete gab der erste Rabbi den Schergen einen Wink, schweigend näherten sich diese einem seitwärts angebrachten Pförtchen und verschwanden durch dasselbe. Bald erschienen sie wieder, die zitternde blasse Zilla an den Armen führend.

Um Gottes Barmherzigkeit, was solls mit mir? Wo ist mein Vater zu dem ihr mich bringen wollt?" fragte Zilla mit bebender Stimme und blickte ängstlich Böses ahnend, ringsumher. — „Was geschehen soll, wirst du gleich erfahren," erwiederte der Oberrichter, „gib Bescheid auf das was wir dich fragen. Leugne nicht und bekenne dein Verbrechen, damit dir Verzeihung werde!" — „Fraget, ich werde die Wahrheit reden!" stotterte das Weib — „Hast du mit einem Ungläubigen Umgang gepflogen?"

„Ich liebe einen edlen Jüngling, einen Bekenner des Christenglaubens." — „Hast du ein Kind ihm geboren und es taufen lassen?" — „Ja, ich gestehe meine Schande und Schwachheit, ich bin Mutter — der Knabe gehört ihm und er kann sein Kind erziehen wie er will." „Ihr habt nun das Geständniß aus ihrem Munde gehört, wir bedürfen nicht mehr der Zeugen und Aussagen, ihr geschehe nach Verdienst," sprach der Oberrabbi zu den Schergen sich wendend. „Ergreift sie und thut wie euch befohlen ward" —

Im ersten Augenblicke, da die Knechte naheten und sie den Mann mit dem glühenden Eisen in der Hand vor sich stehen sah, dachte Zilla man wolle sie tödten, sie stürzte vor die Richter nieder, bat um Erbarmen, um Schonung ihres Lebens. — Rabbi Jehuda versetzte darauf: „Wohl hast du dein Leben verwirkt — doch sollst du diesmal leichtern Kaufes davon kommen. Nicht sterben sollst du, nur gebrandmarkt werde dein Gesicht— — — Ein Schrei des Entsetzens entfuhr der geängstigten Brust der Verurtheilten — und ohnmächtig sank sie zu Boden. — Die beiden Knechte faßten sie, banden ihr Hände und Füsse, gürteten den Leib in den hölzernen Sessel fest. Der Brandgierige griff schnell mit der Linken nach dem Gesichte, erhob die Rechte mit dem glühenden Eisen und —

In dem Augenblicke ward die Pforte der Synagoge gewaltsam aufgesprengt — eine Menge Bewaffneter drangen herein, an ihrer Spitze Don Perez mit gezücktem Schwerte. Der zu dieser grausamen Operation Bestimmte warf das Glutheisen von sich und verkroch sich hinter einen

Betpult — einige der Rabbis thaten desgleichen, nur Rabbi Jehuda ben Backir, im Vertrauen auf des Königs Gunst trat ohne Furcht dem Störer entgegen und sprach: „Wer hat Euch Herr erlaubt in das Heiligthum mit gewaffneter Hand zu dringen?“ — „Heiligthum? wenn es je eines war, so habt ihr es in einer Mördergrube umwandelt“ — entgegnete Don Perez. „Redet blutige Heuchler, was wolltet ihr thun? Wo ist Zilla Gabriels Tochter? Ich lasse Eure Leiber in Stücken zerhauen wenn meiner Geliebten ein Haar gekrümmt worden.“ — „Wir besitzen des Königs Schutz und Gnade, kein Mensch darf uns kränken!“ versetzte der Rabbi trotzig. — „Doch nicht um Wehrlose zu morden! Wo ist Zilla? redet oder“ — „Dort sitzt sie ihre gerechte Strafe erwartend“ erwiederte Rabbi Jehuda.

Ohne weiter auf etwas zu achten, stürzte Don Perez auf die ohnmächtige noch immer bewußtlose Zilla und rief mit bewegter Stimme: „Zilla, geliebtes Weib wache auf! Ich bin da zu deiner Rettung, — ich dein Perez!“

Zilla schlug die Augen auf, blickte scheu umher und schüttelte zweifelnd das Haupt, als glaubte sie nicht an die Wirklichkeit. — Da aber Perez ohne Unterlaß ihren Namen rief und sie allmälig von den Banden befreit hatte, erwiederte sie mit leiser Stimme: „Wußte ich doch, du werdest mich nicht verlassen. Komm Geliebter, laß uns fliehen aus diesem grausen Orte“ — „Dank deinem Gotte Kind, und hier diesem edlen Jünglinge, — der dich gerettet, ohne ihn wärest du gewiß ein Opfer des Fanatismus geworden, er hat mich zu deiner Befreiung aufgefordert. — — „Du Asriel? du gekränkte edle Seele — du warst mein Schutzengel — Ach diese Großmuth — Sei ruhig Zilla“ — versetzte Asriel — „du folgtest nur der Neigung deines Herzens — und ich hege keinen Groll gegen dich.“

„Das ist zu viel! — Doch Jehova ist ja gnädig, selbst gegen Sünder. — Ich fühle es, bald werde ich vor seinem Richterstuhle stehen, des Todes Schauer durchrieselt mein Gebein, bringet mich in meines Vaters Haus, damit ich noch vor meinem Tode mir der Eltern Verzeihung erflehen kann. —

Don Perez und Asriel führten Zilla aus der Synagoge. Die Krieger folgten hintennach.

„Morgen gehe ich zum König, ihm die Sache anzuzeigen,“ sprach Rabi Jehuda mit Ingrimm. — Zitternd ohne weiter ein Wort zu sagen entfernten sich auch die Richter aus der Synagoge. —

Schande und Angst, Reue und Gewissensvorwurf hatten die Gesundheit der schönen Zilla so zerrüttet, daß sie nach wenigen Tagen eine Leiche war. — Die tief gebeugten Eltern folgten bald nach. — Don Perez lebte einsam, suchte durch Reisen sich zu zerstreuen, sorgte für den Sohn seiner Liebe väterlich und vermachte ihm alle seine Besitzungen. Der König aber entzog von der Zeit an dem Rabbi Jehuda seine Gnade und den Rabbinen das Recht über Verbrecher ein Urtheil zu sprechen. — Der edle Asriel erbte Gabriels Reichthum, heiratete ein braves Weib und erreichte ein hohes Alter.

Kronprätendent und Bochur.

Historische Erzählung aus dem dritten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts.

Mein schönes Böhmerland! Wie prangst du heute in üppiger Schönheit, geschmückt mit den Reizen, die deine Industrie verschönern half, mit den Kleinodien, in denen keine Nebenbuhlerin dich zu übertreffen vermag, gesegnet mit lachenden Fluren, auf denen ein schöner Menschenschlag sich in reger Arbeit tummelt, und Kunst nnd Gewerbe umflechten dein junonisches Haupt mit duftenden unverwelklichen Blüthen! —

Und doch gab es eine Zeit, wo du zum Tode matt, aus selbst geschlagenen Wunden blutend, dalagst, bleich— aber noch in der Ohnmacht schön — so schön, daß deine Dränger um deinen Besitz sich blutig stritten. —

— — — — — — — — —

Die Zeit, in der wir unsere Erzählung beginnen lassen, fällt eben nach Beendigung, des gräßlichsten aller Bürger und Religionskriege, den vom Hintergrunde ein flammender Scheiterhaufen in Kostnitz grell beleuchtete, bis er in Greuel und Bürgerblut erstickte. Die Kämpfer waren gefallen, ihre Führer, die mit eherner Hand hoch das Banner des Kelches getragen hatten, deckte die Erde; doch, ihre Parthei, die utraquistische, hatte das Schlachtfeld, das ganze Böhmen, behauptet und selbst dem deutschen Kaiser, die Anerkennung abgerungen, aber sie sehnte sich nach Ruhe, nach den Segnungen des Friedens, welche die Erschöpfung des Landes und dessen Wunden zur Heilung bringen sollten. Nachdem das Getöse des Mars verstummt war, machte Pabst Niklas im Jahre 1448 noch den Versuch, die böhmische Nation mit der römischen Kirche wieder zu vereinigen, indem er den Kardinallegaten Johann Karvajal, mit dieser Mission nach Prag betraute; allein in dem öffentlichen Geistesturney parirte Rokyzana, der geistliche Führer der Utraquisten, glücklich die wuchtigen Lanzen und Kolbenstöße des Legaten, seinem crede! (glaube!) ein proba! (beweise es!) zurufend. So war in weltlichen und geistlichen Dingen den Kelchnern die Oberhand geblieben, nur fehlte ihnen in Erstern ein Führer, der mit fester geschickter Hand, das Steuer des Staatsschiffleins, durch die tosende Brandung ringsum, in den ersehnten Ruhehafen lenken sollte. —

Doch auch der Mann fand sich in dieser Noth, wir nennen ihn, — es war Georg von Podiebrad, der in gleichem Maße kühn wie schlau, durch einen gelungenen Handstreich der Stadt Prag sich bemächtigte, und einhellig von den Utraquisten zum Statthalter gewählt wurde. —

Wir bitten den Leser um Entschuldigung, daß wir seine Geduld, durch

diesen geschichtlichen Ueberblick in Anspruch nehmen, weil wir erst das Relief schaffen müssen, welches die Grundlage unserer Erzählung bilden soll und nur auf dieses kann die Reckengestalt, von Podiebrads, wie die des nicht minder ehrgeizigen und schlauen Rokyzana, dem geistigen Auge näher gebracht werden.

Stürmische Zeiten haben stets den Mann geschaffen, der dem Sturme entgegenzutreten, ihn zu beschwichtigen vermochte.

Georg von Podiebrad war dieser Mann seines Jahrhunderts. Je mehr wir über ihn lesen, desto stärker wird in uns die Überzeugung, daß unsere Geschichtsforscher ihn noch zu wenig, als Politiker und Strategicker (den damaligen Verhältnissen angepaßt) gewürdigt, ja wir nennen ihn kühn, den Napoleon Böhmens, ein Kind der böhmischen Revolution, wie dieser ein Kind der französischen. —

Sein erster energischer Schritt war die unter Drohungen an Kaiser Friederich gestellte Forderung, um Auslieferung des jugendlichen zum böhmischen Throne berechtigten Ladislaus. Wie er diese erreicht und das geheimnißvoll plötzliche Absterben des Königs, bald nach der Krönung, gehört nicht in den Rahmen unserer Erzählung.

Kurz vor seinem Tode übergab Ladislaus, in die Hände Georgs von Podiebrad, dem er sein volles Vertrauen schenkte, einen hohen Staatsgefangenen, Mathias Hunyadi auch Corvin genannt den Sohn des Helden Ungarns, Johann von Hunyad. —

Hier wollen wir das Garn der Erzählung vom Spinnrade rollen lassen.

I.

Beim Hirschgraben.

In reinster azurner Bläue strahlte der Himmelsbogen, da, wo er sich niederneigte, goldig umsäumt, von den Strahlen, der noch östlich stehenden Sonne; der Frühling hatte abermals sein jährliches Wiedererstehungsfest gefeiert, die schlummernden Kräfte der Natur wach gerufen, mächtig gerüttelt die, im Winterschlafe erstarrten Keimtriebe des Erdbodens, daß sie wie mit einem Zauberschlage erwachten und ihre beginnende Thätigkeit, in schwellenden Laubknospen und in schon grün sich kleidenden Sträuchern und Gräsern bekundeten.

Aus dem, der Stadt gegenüber befindlichen Thore des Prager Schlosses schritten zwei Männer und bogen, nach rechts abweichend, in den, ein wild zerklüftetes Thal, bildenden Theil des Hirschgrabens. So verschieden die Tracht dieser Männer war, von denen der Eine ein reich geschmücktes geistliches Kleid, durch einen von Edelsteinen funkelnden Gürtel geschürzt, trug, der Andere blos in schlichtem, aber ziemlich nach Pagentracht, der damaligen Zeit geschnittenem Kleide sich bewegte; in gleich grellem Abstand, war das Alterverhältniß der Beiden. Der, in reichgeschmückten Ornate, wiewohl

sichtlich größer und stärker, hatte in dem römisch streng geschnittenen Gesichte, das von einem, beim Kinn spitzig zulaufenden, aber schon grauen Bart umrahmt war, das Sigillum der letzten Altersperiode in Furchen ausgedrückt, während der mit behendem Schritte vorangehende Begleiter, eine mit schönem Schnitzwerk bedeckte Armbrust nachläßig in der Rechten wiegend, eine mit allen Attributen jugendlich männlicher Schönheit, gezierte Gestalt war. Nicht den slawischen Typus trugen seine Gesichtszüge sondern den mongolischen, der den Ungarn so eigenthümlich ist, doch war das Antlitz, durch die etwas hervorstehenden Jochbeine nicht verunschönt, im Gegentheile schienen sie anpassend zu den mandelförmig geschlitzten schwarzen Augen, der Adlernase und den schönen lang herab wallenden Haaren, die von einem, gegen die Pagenkleider seltsam abstechenden Kálpák bedeckt waren: In dem Erstern lernen wir, den Hirten der Utraquisten Rokyzana Pfarrer am Teyn kennen, in Letzteren, den internirten Mathias Corvin. Obzwar dieser an Georg v. Podiebrad, als Gefangener übergeben worden, hatte derselbe ihn doch nicht unter Schloß und Riegel bewahrt, sondern behandelte ihn mehr wie einen Gast, nachdem Mathias einen Eid abgelegt, daß er keinen Fluchtversuch unternehmen werde.

Dessenungeachtet schien sich unser Internirte nicht recht behaglich zu fühlen, wie wir aus den an Rokyzana gerichteten Worten, die wir belauschen, entnehmen.

Glaubt es mir, nahm Mathias das Wort, so sehr mich auch der Statthalter, das Leben süß und reich an fröhlichen Abwechslungen dahinbringen läßt, kurz mit einem Worte, liebreich wie ein Vater seinen Sohn behandelt, ich sehne mich dennoch, nach meinem Geburtslande, nach einem wild dahinsausenden Galopp über die weite Pußta, den räuberischen Wolf aufjagend, oder nach einem kühn und schnell ausgeführten Kriegszug gegen den Erbfeind der Christenheit und Todfeind des Magyars, gegen den Türken.

Habt ihr denn eine so entschiedene Vorliebe für blutiges Handwerk, fiel Rokycana ihm ins Wort, daß euch die nach langer Abwesenheit wieder erscheinenden Genien des Friedens und ihr Gefolge, welche das vom Kriege so hart mitgenommene Böhmen beglücken sollen, mißmuthig stimmen, und könnt ihr nicht eure Jagdlust hier vollauf befriedigen? Mir däucht der Edelhirsch hier, fürwahr ein besser Wildpret, als euer Pußtenwolf; locken euch aber nur die Gefahren der Jagd, so wird euch der Gubernator mit kundigen Jägern nach den Böhmerwald senden, dort mögt ihr nach Herzenslust mit Meister Petz euch messen, traun, gefährlicher und stärker, als ein ganzes Rudel Wölfe.

Nicht Gefahren such ich Rokycana, sondern Thaten, hier, sprach Mathias, auf die Brust sich schlagend, lodert der noch ungestillte Ehrgeiz des Vaters Hunyad mich würdig zu erweisen; ein jeder Herzschlag verlangt Sühne und Reinigung unseres Wappenschildes, das zwei Brüder von dem

sterbenden Vater blank und rein überkamen, bis es durch das von Henkershand vergossene Blut des Einen befleckt wurde. Vergebt mir wenn ich diesem gepreßten Herzen Luft mache, meinem theuern Bruder eine Zähre nachweine und seinem Henker, dem wortbrüchigen König Ladislaus ins Grab noch Flüche nachsende. —

Ja! das war Gottes Hand und sein gerechtes Strafgericht, das diesen Frevel ihn mit dem Leben büßen ließ, so plötzlich und in so voller Jugendkraft, wie es mein Bruder war, da er ihn zu Tode brachte! Seid still, herrschte ihn Rokycana an, ihr wüßt, daß der Statthalter es bei strenger Strafe verboten hat von dem jähen Tode des sel. Königs zu reden, wie leicht könnte ein lautes Wort in der so kurzen Entfernung vom Schloße, dort vernommen werden; eben so schlecht ziemt es euch, den von Gottes Gericht Getroffenen, im Grabe noch zu verdammen. — Der Tod versöhnt.

Was aber euere Herzenswünsche betrifft, so zweifle ich sehr, ob ihr je Böhmens Gauen verlaßen werdet; hat doch Podiebrad, dem seligen Könige sein Ritterwort verpfändet, Euch nie gänzlich der Freiheit wiederzugeben.

Mathias Blick, richtete sich bei diesen Worten, verstohlen auf den Sprecher, der mit gesenkter Augenwimper, als sollte sie scheu den verrätherischen Blick des Auges verhüllen, zu Boden stierte.

Es schien urplötzlich in des Jünglings arglos vertrauender Seele, ein Gedanke aufzudämmern, der ihm so vieles, bisher Räthselhafte erklärte, die ihn beseligende Hoffnung, nach Ladislaus Tod wieder seinen Lande, sich selbst, wiedergegeben zu werden, war durch die vom Vertrauten des Statthalters eben geäußerte Meinung mit einem Male zertrümmert Deshalb also, dachte er folgerichtig weiter, um ihn auf Nimmerwiederkehr ins theuere Heimathland zu fesseln, wurde er in Ergötzlichkeiten berauscht, die Staatsklugheit Podiebrads ließ also seine Briefe an den Onkel an den Palatin Gara nicht an die Adresse gelangen oder fing deren Antwortschreiben auf. Schnell durchkreuzten diese Gedanken sein Hirn, aber eben so schnell gebot ihm die Klugheit keine lange Pause eintreten zu lassen, um das Mißtrauen des Priesters nicht zu wecken.

Nach Fassung ringend, entgegnete er schwermüthig: Ihr fürchtet die Fänge des Adlers und wollt ihn nicht, nachdem er flügge geworden, in seinen Forst entlassen, in welchem jetzt die Aasgeier, die Türken, ihr grauses Spiel treiben! — Doch Gott befohlen! Gehabt euch wohl Rokycana: Ich gehe dem blutigen Handwerke nach und ihr — dem frommen. —

Er wandte sich mißmuthig von dem Priester, kaum leise die Hand streifend, die dieser ihm gereicht, dann trennten sich Beide. Rokycana nahm den Rückweg ins Schloß, Corvin aber schritt oder lief vielmehr vorwärts, als wollte er dem Bereiche des Schloßes entrinnen. So gelangte er, an Felsen und rieselnden Bächen vorbeistreifend zu einer nicht ganz schroff aufsteigenden Bergwand, die dem Thalkessel abschloß. Noch nie war er so weit

in dieser Wildniß vorgedrungen und rastlos vorwärts trieb ihn die Neugierde. Bald hatte er die Höhe erklimmt, mit der Armbrust und den Händen, die den Weg versperrenden Zweige zur Seite biegend. Mit vollen Zügen die auf Bergeshöhe so frische Luft einathmend, gewann sein ganzes Wesen wieder an Elastizität, das, durch Niedergedrücktheit und Mißtrauen getrübte Auge glänzte jetzt offen und kühn, es schweifte freudig überrascht, über die reizende Gegend und die in ihrem ganzen Umfange, zu seinen Füßen ruhende Stadt, nur durch die in glitzernden Wellen sich schlängelnde Moldau, von ihm geschieden.

Lange blieb sein ganzes Wesen in der Betrachtung dieses herrlichen Panoramas versenkt, bis er durch ein eigenthümliches Geräusch gestört wurde. Er blickte um sich. Ein prachtvoll gefiederter Nußheher pochte mit seinem harten langen Schnabel an die Rinde eines Baumes und verursachte dieses seltsame Geräusch. Rasch griff der in Jagdlust erglühende Jüngling nach der Armbrust und in wenigen Sekunden lag der arme Ruhestörer von dem Bolzen getödtet, zu Boden.

In ungezügelter Freude aufjubelnd, sprang der Jüngling nach der Beute: Ha, rief er in der hart aber männlich klingenden Sprache seiner Heimath, hab ich dich schönes Thierchen, nun sollst du mir ausgestopft das Zimmer schmücken. — Er hatte noch nicht ausgesprochen, als zu seinem unermeßlichen Staunen in ungarischer Sprache die Worte tönten:

Wer du auch seiest Landsmann, sei willkommen und laß uns Freunde sein. Tritte schollen gedämpft durch den weichen Rasen und bald stand vor den Augen Corvins, eine schlanke in Mantel und Barett gekleidete Jünglingsgestalt.

Die kurze Pause des gegenseitigen Begrüßens nnd Händereichens wollen wir in Betrachtung des neuen Ankömmlings benützen. Größer und von stärkerem Körperbaue als Corwin, auf den er das freudig aufleuchtende Auge niedersenkte, schien er um vier Jahre älter als jener, etwa zwei bis dreiundzwanzig Jahre zu zählen. Sein rosig blühendes Antlitz, das von einem bis an die Brust reichenden bräunlichen Barte umgeben war, trug nicht den mongolischen Tipus an sich, sondern den, eines ältern Stammes — des jüdischen.

Seine Kleidung war ganz die Tracht der Studenten der damaligen Zeit, welche auch die Hörer des jüdischen Codex die Bachurim zu tragen pflegten.

Mit wohltönend sonorer Stimme nahm der Bochur das Wort:

Ich bin herzlich erfreut auf fremdem Boden unter den Tausenden, die eine andere Zunge reden, einen Landsmann gefunden zu haben. Welch' eine Wollust wieder einmal die geliebten Heimathlaute sprechen zu können und zu hören, was seit Jahr und Tag mir nicht widerfuhr.

Und ihr nicht wahr, ihr versprechet mir öfter zu kommen, mit mir zu gehen — er hielt inne — in seiner Herzensfreude hatte er den einfachen,

aber doch den Rangunterschied kennzeichnenden Pagenanzug Corvins überse-
hen, der ihm jetzt auffiel und seinen Redefluß in Stockung gerathen ließ —
ach ich vergesse, sprach er dann verlegen weiter, ich bitte um Verzeihung,
ihr seid ein fürnehmer feiner Herr — wohl vom Schloße dort?

Ich bin vor allem Ungar, entgegnete Mathias in herzlichem Tone, und
meine Stellung hier, hindert mich nicht einem „Bruder aus Ungarn" die Freundes-
hand zu reichen. Mich freut es noch mehr euch zu treffen, denn nur gezwungen
weile ich hier und kann deshalb an Land und Leute wenig Lust gewinnen,
doch bei Euch ists wohl anders, ihr zoget gewiß freiwillig her und habt euch
schon an die Fremde gewöhnt, sie vielleicht liebgewonnen?

Ihr irrt, fiel ihm der Andere in die Rede, der Studien wegen, muß
ich hier weilen, und hab der Heimath nicht vergessen, ich sehne mich sogar
oft hin, wenn mich das Heimweh packt und in Gebilden, in denen die
Seele schwelgt, meine Familie, die in allen Reizen der Natur prangende
Heimathstätte nnd alles was mir lieb und theuer ist, auftauchen laße. Doch
Ihr — wer zwingt den freien Magyar sein Vaterland zu meiden?

Das ist es eben, sprach Mathias, dumpf vor sich hin, ich bin kein
freier Ungar, ich bin Staatsgefangener! Wenn euere Wiege auf ungarischem
Boden gestanden, so werdet ihr den Hunyadi kennen, den das ganze Un-
garn, als seinen Helden und Befreier preist. Wohl denn ich bin sein Sohn
Mathias und gefangen — Kaum hatte er diese Worte in jenem vibriren-
den Tone, der von tiefster Gemüthserregung zeugt, gesprochen, als der Bo-
chur in von Freude, Staunen und Verwunderung gemischter Bewegung auf
die Knie stürtzte und die Hand des Jünglings an seine Lippen drückte.
Mathias sah verlegen auf den Bochur nieder, bis dieser der überströmenden
Empfindungen Herr geworden, die Hände gegen Himmel streckend ausrief:
Gepriesen sei der Tag, der mir den Sohn des edlen Wohlthäters meiner
Familie zuführt, dreifach gepriesen Gott in der Höh' der die Schwachen in
Stand setzt die Großmuth und Gnade des edlen Hunyad an dessen Sohne
zu vergelten. Dann sich zu Mathias wendend, sprach er: Wie ihr mich
seht bin ich bereit Euch in Allem zu dienen. Wollt ihr flüchten, so will ich
mein Leben gerne für euch einsetzen und alle Mittel aufbieten aus der ver-
haßten Gefangenschaft euch zu befreien, denn mein Vater verdankt dem eu-
rigen Wohlstand, Sicherheit und Schutz seiner Familie. Hat euer Vater euch
nichts von dem meinigen, vom alten Isak Imre erzählt.

Wenn ihr des alten Isak Imres Sohn seid, rief freudig aufjubelnd
Mathias und schlang hingebend die Hand um des Bochurs Hals, dann
segne auch ich die Stunde, in welcher ich euch traf, weil sie mir wie eine
Begünstigung des Himmels, einen Menschen zuführt, den der von allen Ver-
lassene, Freund nennen kann, dem er sein volles Vertrauen schenken darf.

Gar oft hat mir der Vater s e l i g, vom alten Isak erzählt, lobend
seine Güte, Bescheidenheit und Weisheit. Und verdankt der alte Isak mei-

nem Vater, materielle Güter, so ist ihm dieser hingegen mehr Dank schuldig; denn der alte Imre hat meinem Vater das Leben gerettet, als ein von den Türken gedungener Giftmischer sich ins Lager zu Belgrad geschlichen und wohl seinen schändlichen Zweck erreicht haben würde, wenn nicht den Anschlag dein Vater, im letzten Momente entdeckt hätte. Du bist gewiß eines solchen Vaters würdiger Sohn, und darum seien wir Freunde — Freunde, wie es unsere Väter waren! Dein Anerbieten mir zur Flucht zu helfen, würde ich nicht zurückweisen, denn es ist keine Fabel, daß eine schwache Maus oft den Löwen zu befreien im Stande ist; aber stärker als des Feindes Hand, bindet den Ungarn sein gegebenes Wort und dies habe ich an Georg von Podiebrad verpfändet, mich nicht seiner Gewalt zu entziehen.

Mit freudestrahlenden Mienen, die nur durch den Schluß der Rede Corvins gestört wurden, hatte Imre seinem neugewonnenen jungen Freunde zugehört, wie dieser ihn umschlang und im gewinnenden Tone nun selbst die Freundschaft anbot, und der Gedanke, dem Sohne seines Wohlthäters doch in irgend nützlich sein zu können, das alles hatte ihn in selig wonniger Stimmung versetzt. Beide hatten auf dem grünen Rasenteppich sich niedergesetzt und saßen Hand in Hand, tief in des Freundes Aug schauend. An Imre war es über sein Leben und Verweilen auf böhmischem Boden zu berichten.

Wir wollen den Leser nicht nöthigen der ganzen Erzählung Imres mit allen ins Kleinste gehenden Schilderungen, in die sich unser guter Bochur mit wahrer Herzenslust erging, zu folgen und skizziren lieber flüchtig das Wesentliche daraus, insoweit es eben genügt, Charakter und Gemüth unseres eigentlichen Helden, — als solchen führen wir ihn dem Leser auf, — annäherend wiederzugeben. —

Joseph Imre, der Sohn des reichen frommen Pferdehändlers Isak, hatte sein achtzehntes Jahr erreicht, ohne auch nur im Mindesten des Vaters Wunsch, sich ganz dem Studium jüdischer Theologie zu widmen, in Erfüllung zu bringen.

In einem in schöner Umgebung gelegenen Dorfe, das meist von Juden bewohnt war, geboren, hatte er von Kindheit auf, das träumerische Herumstreifen in der einsamen freien Pußta, in Wald und Flur, weit mehr geliebt, als den von Babylon stammenden Talmud. Die Bibel hatte er mit Vorliebe studirt und dabei natürlichen Scharfsinn, schnelle Auffassung gezeigt, so daß der alte Isak seine rechte Freude daran hatte. Da trat eines Tages, der alte Vater zu ihm, legte liebreich seine Rechte auf den in Folge einer kleinen Promenade, etwas zerzausten Lockenkopf und sprach:

Mein einziges geliebtes Kind! Du hast heute Verstand genug, um einzusehen, daß dein Vater nur dein Wohl im Auge hat, und eine sichere Zukunft dir gründen will. — Allein was ist sicher bei uns Juden im Golus.*) Gewinnen wir nicht kümmerlich unser Lebensbedarf, preisgegeben den

*) Exil.

Gefahren und Unbilden, denen der vom Christen so verachtete Jehudi überall ausgesetzt ist. Ringsum lodert der Krieg Gogs und Magogs und wenn in demselben noch unser Leben geschont wird, so verdanken wir es nach Gott dem starken Arme unseres edlen Wohlthäters Hunyad. Und nicht allein irdische Güter sind in diesen bösen Zeiten gefährdet, auch die geistigen.

Verwahrlost und leer sind die Pflanzstätten jüdischer Religion und Sitte. Keine Jeschiwa blüht und die heranwachsende Jugend irrt nach rechts und links, ohne Ziel ohne Zweck, ohne Halt, aber auch ohne Zukunft. Mein Sohn, willst du einer von denen sein, die sich nicht unter das Joch der Thora bücken, sondern wie der körnerlose Halm im Winde treiben?

Möge Gott in dieser Stunde seinen Geist auf dich senken, der dir die Augen öffne — auf daß du den rechten Weg erkennen mögest! Wie lange willst du noch ein Füllen auf fetter Weide grasen? Ist es nicht weit schöner und besser, ein Leitstern der Verirrten, ein Hirt der Heerde zu sein — ach, hättest du nur Willen und Thatkraft es zu werden.

Joseph war mächtig von des Vaters Rede erschüttert, so hatte er noch nie mit ihm gesprochen. Das drang durch Mark und Bein und nahm den Weg ins Herz.

Mit Thränen in den Augen gelobte er von dieser Stunde an, ein würdiger Mensch, ein Lehrer und Führer seinem Volke zu werden. Der schöne Vorsatz ward zur That. Wohl einsehend, daß die Fremde weit eher geeignet sei seinen Sohn nicht vom Studium abzuziehen, vertraute der kluge Isak, einem vagirenden Sopher seinen einzigen Sohn an, damit dieser ihn nach Prag führe, das durch seine Jeschiwa eines ansehnlichen Rufes sich erfreuete.

Mit dem Segen des greisen Vaters erhielt er noch ein Empfehlungsschreiben an den Rosch Jeschiwah Prags, Pinchas ben Jonathan Hakodesch der ihn in Obhut und leiblicher wie geistiger Pflege nehmen sollte.

Eben jetzt war er recht im Zuge, dem ihm begierig zuhörenden Corvin sein Verhältniß zum Rabbi zu schildern, welches der Leser bald genug erfahren wird, als der langgezogene Ton eines Hüfthornes vernehmbar ward.

Eile so schnell als möglich fort, rief Mathias rasch aufspringend. Nächste Woche zur selben Stunde sehen wir uns, jetzt eile ich heim, das war das kündende Signal. Dann nahm er die Armbrust, den im Rasen liegenden Vogel, die einzige Beute für diesesmal, auch noch einen Händedruck und es schieden die jungen Freunde.

Imre eilte auf wohl bekannten Pfaden hinab bis tief ins Flußthal, wo ein Schiff alsbald ihn dem gegenüberliegenden Ghetto zuführte.

II.

In und aus dem Ghetto.

Der Leser wird uns fast beschuldigen, die poetische Lizenz arg mißbraucht zu haben, als wir ihm, einen Jeschiwajünger im 15. Jahrhundert, in der Nähe des Prager Schlosses unter so romantischen Umständen, vorführten.

Aber noch mehr dürfte er staunen, wenn er unter unserer Tarnkappe die gleich der des gehörnten Siegfrieds die Eigenschaft besitzt den Träger unsichtbar zu machen, das Schifflein besichtigt, welches bestimmt ist unsern Helden an das Ufer des gegenüber liegenden Ghettos zu tragen. Denn der Fährmann desselben ist auch ein Jude. Wie die Wallersteinische Chronik*) meldet, besaßen die Prager Israeliten der damaligen Zeit ein Privilegium zur freien Benützung dieser Wasserstrasse, welches einen erklecklichen Erwerb ins Ghetto brachte, sie aber vom Fährdienste, während der Sabbathe und Feiertage lossagte. Wir muthmaßen, daß wahrscheinlich den, in allen Zeiten als Patrioten bewährten Israeliten die Bewachung oder eine Art Postendienst bei der Wasserstrasse jener Seite von den Utraquisten, die in steter Fehde mit der Besatzung des Wischehrader Schlosses waren, oder in den Krieg zogen anvertraut wurde, wofür sie das Entgeld, die Nutznießung davon hatten.

Ueberhaupt schienen sie zur Zeit des Hußitenkrieges unglückseligen Angedenkens, der einem Orkane ähnlich das Land verheerte, und wie dieser die stärksten Bäume entwurzelte, die gebeugten Halme unbeschadet läßt, in wenig gestörter Ruhe gelebt zu haben. Die Chronisten, Hagek, Balbin, 2c. welche mit Schadenfreude jede kleine Aufwallung christlicher Liebe in früherer Zeit gegen Juden genau registrirten, melden wohl die Gräuel der Hussiten gegen das eigene Fleisch, nichts aber von Judenverfolgungen. Desto ungestörter entfaltete sich das innere Leben geistigen und materiellen Fortschritt fördernd.

Eine sinnige Sage erzählt uns von einer Wunderblume, die von der Wüste stammend, unberührt vom Zahne der Zeit, trocken und sich zusammengerollt, ausdauert, bis sie in frisches Wasser gesetzt, Blatt und Blüthe treibt, herrlichen und erquickenden Duft ausströmend. — Der Wunderblume Rose von Jericho genannt, gleichst Du mein Volk Israel.

Aus Wüstenstaub entsprossen, hat es das Geschick durch alle Zeiten alle Stürme überdauernd unter die Völker und Nationen geführt, bestimmt, über dem ewig frischen Wasserquell der Gotteslehre, Blätter und Blüthen zu Nutz und Frommen der Menschheit zu treiben, denn „die Gotteslehre war ihre Weisheit ihr Verständniß unter den Völkern." Inmitten der großen Erschütterungen, die unter heftigen Stößen oder in langsamen Verfall

*) Nach Mittheilung des verehrlichen Herrn Präsidenten der hiesigen Cultusgemeinderepräsentanz Ernst Wehli, der im Besitze fragmentarischer Abschriften, genannter überaus seltener Chronik ist.

seine Besieger, Assyrier, Römer und Griechen verschwinden ließ, blieb der „Besiegte“ das Judenthum, unverletzt in sich selbst zusammengerollt, bald Blüthe und Frucht treibend, wenn es in Verhältnissen gelangte, die ihm neue Nahrung neues Leben zuführten.

Die nach der Wormser Judengemeinde älteste Kehilla, die Prager, lieferte dazu den Beleg. Das Gatterthor welches von einem mit einer verrosteten Hellebarde bewaffneten Meschores uns gratis geöffnet wird, zeigt eine aller Welt abgeschlossene Colonie die immitten des Tobens „draußen“ einer nur durch geschäftlichen Verkehr belebten Ruhe genoß. Freilich waren die Häuschen kleine Holzgebäude von unscheinbaren schmutzigen Aussehen und die Straßen waren mit Schutt bedeckt, doch waren die Gemüther ihrer Einwohner weit ruhiger und das Familienleben inniger als selbst dort droben auf dem prächtigen Hradschin und in seinen Pallästen, dessen Bewohner manch Opfer politischen und religiösen Eifers zu betrauern hatten in deren Familien Sectirerei und Partheiung die verwandschaftlichsten Bande gelockert hatte.

Wir haben schon so viel Intresse an dem jugendlichen Helden unserer Erzählung gefunden, daß wir von diesem Überblicke abschweifen und gleich das Terrain recognosciren auf welchem jener sich bewegt und der geneigte Leser wird uns vielleicht die Mühe danken, wenn wir ihn gleich in eines der ersten jüdischen Häuser damals noch das „des Rabbiners“ einführen. Wir suchen daher die in der Nähe des Friedhofs gelegene Wohnung auf. In ein einstöckiges Haus das nicht gar hoch die Friedhofsmauer überragt treten wir und erklimmen die mehr einer Leiter ähnlichen Treppe und gelangen, über den mit Ziegeln belegten kleinen Vorhof, von dem abseits, ein durch Küchenabfälle den Weg in die Küche verrathenden Gang führt, in die sogenannte Schiurstube.

In dieser hatte sich eben eine erlesene Schaar Jünger der talmudischen Scholastick kurz gesagt Bochurim eingefunden um den Rüstſtag des Schebuothfestes bei dem vom Rabbi Ihnen gespendeten Mittagstisch zu begehen; sie hatten heute keinen Schiur und sollten sogar auf Einladung des Rabbi sich vergnügen, damit die Sehne des Geistes nicht immer straff bleibe und darüber den Dienst versage.

Es ist ein eigen Völkchen, diese fahrenden Schüler des Judenthums ganz verschieden in Gang Haltung und inneres Leben, von den Jüngern fremder und fremdländischer Wissenschaft. Wenn du sie hier einzeln betrachtest Leser und aus dem schlotternden Gange den abgeblaßten Physiognomien, der nachläßig gebückten Haltung, eine Apathie gegen Lebensluft, und den Zweck der heutigen Versammlung folgern willst, so irrst du sehr.

Warte nur bis ein Geistesfunke zündend unter sie fährt, im Disput oder Gespräch, wie lebhaft es hergeht, schäckernd, lachend spiegeln sich in ihren Mienen die kaustisch ausgesprochenen Gedanken; stolz erhebt sich der

Nacken oder schmiegt sich wie Schlangenwindung dem scharfen Wortespfeile nach, den der Mund eben abgeschnellt.

Nach dem vom Rabbi den Gästen gespendeten Mahle sollte „geschmust" [1]) werden und Jeder der Versammelten sollte Etwas zum „Besten" geben eine „Schnurre" Maisse [2]) Lozele [3]) Erlebtes und Erlittenes wie eben das Unterhaltungsgarn sich spinnen ließ. —

Eben trat gefolgt von zwei Mägden die in ihren Händen Laubwerk hielten, des Rabbi Tochter Hannah ein, welche in jeder Hand vor sich eine schöne Glasvase mit Blumensträußen trug aus denen wie eine frische entfaltete Rose ihr wunderliebliches Gesicht verklärt von Freundlichkeit und Frohsinn hervor schaute. Unsern Vergleich mit einer Rose wird auch der Leser passend finden, wenn er weibliche Schönheit zu würdigen weiß.

Die frisch und r o s i g angehauchte Wangen, der kleine r o s i g e Mund welcher in freundlichem Lächeln eine Reihe Zähne wie Elfenbein enthüllte und in den Wangen zwei Grübchen in denen der Sage nach Schalk Cupido thronet blicken ließ, rufen unwillkührlich die Königin der Blumen in Erinnerung. Das Einzige was ein strenger Kritikus zu tadeln hätte wäre das mehr röthlich blonde Haar, welches von der lilienweißen Stirne und dem Alabasternacken greller abstach; doch paßte es wundervoll gut zu den leuchtend braunen Augen deren Blick bis tief in die Seele drang und wenn die langen Wimpern sie schloßen, neue Sehnsucht in diese Augensterne zu blicken, anfachte. Es ist ein sinniger Brauch bei den Israeliten das Fest des Empfanges der Gotteslehre, „deren Wege angenehm deren Pfade zum Frieden führen" in Ausschmückung der Wohnungen und Gotteshäuser mit duftenden Blumen und jungem grünen Laubwerk zu verherrlichen. Die Betrachtung der prangenden duftenden Lenzeskinder ist geeignet auch Misogyne heiter zu stimmen, aber wir würden doch irren, die Erheiterung der Mienen aller Anwesenden beim Eintritte Hannas eben nur als Wirkung der Kinder Floras zu erklären.

Hannah war das einzige Kind des Rabbi dem sie nach Hinscheiden der Mutter ein wahres Himmelsmanna nach dem erlittenen Verluste war.

Sie hatte nun die Ordnung des Hauses aufrecht zu halten und als unumschränkte Gebieterin über Küche, Hof und Keller zu verfügen. Mit weiblichem Takte hatte die schöne Jungfrau es verstanden, inmitten der ihr huldigenden Männerwelt von denen jeder ihr gerne ein Kapitel aus Salomo's Lied der Lieder erklärt und gedeutet hätte, sich eine Achtung zu verschaffen, die diesen gegen alle Welt außer dem Rabbi Gleichgiltigen schwer abzuringen war. Heute war sie schon in Festtagsgewand gekleidet und begrüßte die mit vielen mitunter recht linkischen Bücklingen vor ihr aufstehenden Bachurim, Jedem ein freundliches und doch würdevolles Lächeln spendend

---

[1]) geplaudert. [2]) Erzählung. [3]) Anekdote.

dann stellte sie die Blumen auf den Tisch und beschäftigte sich mit dem Ordnen der Tischgeräthe für die Mahlzeit. „Wir sind noch nicht vollzählig versammelt, nahm ein hagerer Geselle das Wort, dessen ziemlich mit Grau, untermischtes Haar ihn als Alterspräsidenten der Versammlung erscheinen ließ und der in dieser Eigenschaft das Vorrecht eines Wortführers genoß, und schon bereitet unsere schöne Gönnerin das Mahl um uns in ihrer Gestalt ein Stück „Olem hasch“ zu zeigen.“

Diese für einen Bochur galant genug klingende Ansprache an Hannah veranlaßte sie mit einem Blicke die Versammlung zu messen; dann sprach sie mit der Geste einer streng auf die Hausordnung achtenden Hausfrau.

So es fehlen also noch Gäste und wer denn alles.

Joseph Imre und Reb Salme, entgegnete der erwähnte Bochur, es ist wirklich nicht recht von — Sein Redesatz ward durch das Öffnen der Thüre unterbrochen an deren Schwelle ein Mann erschien, dem alle Versammelten wie aus einem Munde ein „Boruch Habbe [1]) Reb Salme zuriefen.

Wir fühlen uns verpflichtet, dem Leser den neuen Ankömmling, dessen Figur und Habit unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkt näher zu schildern.

Wenn der liebe Gott eine Fichte ihres Laubschmuckes und ihrer Zweige bis auf zweien zur Bildung der Arme beraubt und der Baumkrone ein etwas menschenähnliches Gesicht verliehen hätte, so wäre Salme Klineberg als neuer Adam in die Welt getreten, aber mit weit entfernterer Aussicht je eine Eva zu erhalten. Wenigstens hatten die Evastöchter des Ghetto, Salme als gewaltigen „Mießnik“ in jenen kleinen „Cherem“ [2]) gelegt, dessen sich heute eine sogenannte „Vogelschenche“ erfreut. Auf dem schwarzen krausig wollenen Haar balancirte keck ein Barrett, von dem die Tradition erzählte, es sei ein Erbstück seines Großvaters gewesen, unter den buschigen Augenbrauen blitzten recht lebhaft zwei etwas kleine Äuglein, die von einem mächtigen Bollwerk, einer Habichtsnase deren Spitze, wie der Magnet nach Norden, nach dem Munde gerichtet war, beschützt, ihr Feuer nach allen Seiten richteten.

Weshalb er, der nichts weniger als Bochur, sogar ein großer „Amhorez,“ [3]) war, in so gelehrter Gesellschaft als ein gern gesehener Gast erschien, wird nur dann erklärlich, wenn man seine soziale Stellung in der Gemeinde ins Auge faßt. Außer den Passah und Laubhüttenfesten zu welcher Zeit er mit Mazos, Wein, und Paradiesäpfeln handelte, hatte er das ganze Jahr nichts Anderes zu thun, als die ganze Kehille und ihre Mitglieder mitunter auch die, außerhalb der Ghettothore befindliche Welt zu beobachten, alle Chiduschim vulgo Tagesneuigkeiten erfuhr er zuerst und erzählte selbe täglich in den Abendzirkeln, die er besuchte.

Ein lebendiges Abendblatt des Ghetto hatte er jedoch die Gewohnheit, manch' nette Enten zu produciren, oder einen Vorfall der eine Mücke traf

[1]) Gesegnet der da kommt. (Ein Bewillkomnungsgruß) [2]) Bann [3]) Ignorant.

auf einen Elephanten zu wälzen, so daß selbst seine intimsten Freunde zugaben er sei ein wenig „megasem“ [1]) während seine Feinde und zahlreichen Feindinnen, welch' letztere seine Lästerzunge besonders haßten, ihn gradezu als Prototyp eines „Schakren“ [2]) proklamirten. Die Bachurim waren aber seine erklärten Lieblinge. „Nicht umsonst, pflegte er zu sagen, geht die Krähe zum Raben, sondern weil sie seiner Art ist, und die Gemoreköpf habe ich gar so gern weil sie beinahe mir an Witz gleichkommen“ was natürlich wieder eine kleine Übertreibung, weil die Bochurim ihn noch an Witz übertrafen.

Dieses Auftreten als jüdischer „Münchhausen“ ließ Salme nichtsdestoweniger sehr beliebt bei der gegenwärtigen Gesellschaft erscheinen, die Bochurim, welche sich manchen „Stuff“ mit ihm erlaubten, wußten dennoch sein gutes Gemüth zu schätzen, das ihnen in allerlei Drangsal des menschlichen Lebens oft hilfreich beistand, besonders, wenn es galt, kleine „Deficite“ in dem Monatsbudget eines Bochurs, bis zum Eintreffen der elterlichen Subsidien zu beseitigen, dann erwies sich unser Salme als ein wahres „Finanzgenie.“

Trotz all' dieser Eigenschaften oder vielleicht dieserhalben besaß er einen argen Feind im Rabbinershause, welcher wirklich zu fürchten war; denn er verkörperte nichts Geringeres, als die hochnothpeinliche Justiz der Kehila in seiner Person — es war dies der Lector des Ghetto, der Bethdinschames Juda Koppelmann. Dieser mochte keine Größe neben sich, das heißt in der Umgebung des Rabbi dulden und Salme, der als privilegirter „Juxmacher“ der Gunst aller, selbst der Gewogenheit des ernsten Rabbi sich erfreute, fing bereits an, ihm fürchterlich zu werden.“ Juda Koppelmann verstand es aber auch seinen Haß fühlbar zu machen, wenn er im Auftrage des Rabbinates, Salmes Mazos, Eßrogim und Weine untersuchte, da gab es des Prüfens, Kostens und der Chikanen so viel, daß wie Salme auf „Treu und Glauben“ versicherte, ihm dabei einmal ein Eimer Wein ausgeronnen sei.

Traf Salme aber den Bethdinschammes am Erew Jomkipur in der Gasse, wie dieser mit madonnenhaft gesenkten Augen, als ob er nicht „Zwei zählen“ könne, seine Strohschuhe nach Hause trug, dann seufzte er bange auf, denn ach! er wußte es zu gut, wie derb Juda ihn Nachmittags Malkes[1]) schlagen werde, und daß er dabei mehr als „Zwei zählen“ könne.

Wir haben in der Schilderung der hervorragenden Mitglieder der Versammlung so die Zeit verplaudert, daß unmerkbar die Essensstunde nahte und der Rabbi am Eingang der Stube erschien, was die Eröffnung der Tafel bedeutete.

Rabbi Pinchas[1]) war eine hohe Gestalt mit den scharf ausgeprägten

---

[1]) übertreibend [2]) Lügner

1) Als Bußeart ließ man damals sich am Vorabende des Versöhnungstages geißeln.

[1]) מהר״ר פנחס בן הקדוש ר׳ יהונתן

Gesichtszügen eines Asketen, die uns so unwillkürlich imponiren und an die „Helden des Talmuds“ erinnern, welche die „Leidenschaft“ zu besiegen wußten. Der Sohn des Märtyrers R. Jonathan war er von frühester Jugend zu jener düstern Weltanschauung, die das irdische Leben nur als „Vorhof“ zum Jenseits betrachtet, gelenkt worden. In seiner zarten Kindheit wurde er wie durch ein Wunder aus jenem Gemetzel im Jahre 1398 gerettet, das uns Avigdor Karo so ergreifend in seiner Seliche schildert, aber die kindliche Seele hatte den entsetzlichen Anblick des Hinschlachtens seines greisen Vaters und der Ermordung des Rosch hakohols, welcher vor seinen Augen geschah, in allen den furchtbaren Eindrücken durch sein ganzes weiteres Leben bewahrt und sein Denken und Verkehr war fortan von der außerhalb des Judenthums stehenden Menschheit für immer geschieden. Gegen seine Schüler und Gemeindeglieder war er milde und sanft, in so lange sie nicht gegen seine Ansichten und Lehren verstießen.

Von den Sitzen erhoben sich Alle um ihren „Lehrer und Führer“ zu begrüßern, der gemessenen Schrittes seinem großen Lehnstuhle am oberen Ende der Tafel zuschritt. Ein Wink, der Meschores brachte Wasser zum Waschen, alle setzten sich und Hanna gebot den Mägden die Suppe aufzutragen. Ein Platz war aber leer geblieben, der Rabbi bemerkte es und wußte gleich, wer noch fehle.

Warum ist Joseph Imre nicht an seinem Platze? frug er streng, Hannah.

Dieser schoß das Blut in die Wangen und verlegen wie Auskunft suchend, blickte sie auf die sitzenden Gäste nieder.

Es gibt Fragen, die kurz und überraschend gestellt wie eine Sonde, die Gedanken des Gefragten bloslegen, selbe so zu sagen auf frischer That ertappen. Wirklich sann Hanna schon längst über die Abwesenheit Imres nach, der ein unerhörter Frevel den Rabbi und die Gesellschaft auf sich warten ließ.

Ich weiß es nicht, erwiederte sie nach einer kleinen Pause, seit früh' fehlt er vom Hause.

Und ich, rief Salme vorlaut, habe ihn „nach Schul“ gleich zum Wasser gehen, gesehen.

Seine Wege, sprach der Rabbi ernst darauf, sind nicht die meinigen, der Bachur gefällt mir nicht, bei seinem hellen Verstande und offenen Kopf.“ Sein Sinn ist nicht demüthig in Erfaßung der Gotteslehre, sondern stürmisch und übermüthig, glaubt er höher als Andere zu stehen und seine Meinung dünkt ihm besser als die eines Amore.[1] Ich werde ihn nach Hause schicken er soll lieber bei seinem Vater Pferdhändler werden, als der Hirte einer „Heerde Israels“ sein; wenn einer heutigentags Raw werden will, muß er demüthig sein, um in den bösen Zeiten nicht durch seinen Stolz

[1]) Einer der späteren Gelehrten.

einen Nochri [1]) zu verletzen. Imre ist aber nicht der Mann, der sich was gefallen läßt und pocht zu sehr auf seine Körperkraft und sein Wissen — das er doch nur mir verdankt!

Hätte Jemand eben auf Hanna geblickt, die abgesondert an einem Tische mit speiste, er würde an ihr eine Unruhe bemerkt haben, sie wurde abwechselnd roth und blaß und blickte unverwandt nach den Lippen des Rabbi.

Neulichst fuhr dieser fort ist mei Hanneleben auf den Fischmarkt gegangen, schleicht ihr ein „schickerer Orel[2]) nach bis in die Jüdengasse. So schnell als sie konnte ist sie in das Haus geflüchtet aus dem grad Imre kommt, dem sie ihre Angst geklagt hat. Der Orel hat ihr doch eigentlich nichts gemacht, was thut Imre? geht hinaus grad auf den Nochri los und gibt ihm einen Hieb, daß er niederstürtzte. Gedankt haben wir alle Gott daß er ist leben geblieben, und daraus kein Bilbel[3]) entstanden ist, dann haben wir dem Orel Geld gegeben, er soll sich weiter mit Bier kräftigen.

Hier schwieg der Rabbi und als ob er das Signal zur Ablieferung von „Gutachten" gegeben hätte, fing nun jeder aus der Gesellschaft, Das und Jenes an Imre zu tadeln an und man verbreitete sich des Weitern über seinen Charakter.

Alle übertönte die Stimme des Bethdinschames, der die vom Rabbi erwähnte Züchtigung des Nochri einen Eingriff Imres in seiner Gerichtsbarkeit nannte, denn er hätte klüger gehandelt und den Besoffenen wieder aus dem Ghetto geführt, auch müße er beipflichten das Imre seine Ansichten über alles stelle, neulichst habe jener zu ihm gesagt:

Unsere Chachomim [4]) die doch alles traditionell empfangen hätten, haben doch alles erprüft und erforscht, besonders in „Hilches Trefes[5]), warum sollen wir das was sie unbegründet ließen nicht außer Sofek[6]) stellen können.

Allgemeine Entrüstung erregte das Gehörte und die Rufe. Welch' ein Apikores[7]), das ist ein Chozuf[8]) wurden vernehmbar.

Sicherlich wäre nun über Imre ein Verdikt gefällt worden, welches das consilium abeundi des Rabbi per majora, in Ausführung gebracht hätte, wäre nicht durch Salme, der edelmüthig genug, die Vertheidigung Imres gegen so viele Ankläger übernahm, das Ernste der Situation ins Komische verwandelt worden.

Verzeiht Rabose, begann er gegen die Versammlung gewendet, aber zugestehen muß Jeder, daß Reb Imre ein guter herzlicher Mensch ist, der seine Gedanken offen wieder gibt und nicht wie Andere, (dabei schielte Salme in ostensibler Weise nach seinem Feinde, Juda Koppelmann, der seit er die

---

[1]) Fremder. [2]) besoffener Nichtjude. [3]) falsche Beschuldigung. [4]) Weisen. [5]) Lehre von verbotenem Vieh. [6]) Zweifel. [7]) Epikuräer. [8]) Frecher.

furchtbare Anklage gegen Imre geschleudert mit gesenkten Augen dasaß) die eifrig scheinen wollen wie „Pinchas und ärger sind als Simri“ Für sein Naturell kann kein Mensch, und ich selber hätte mich nicht zurückhalten können, wie der „Schegez“ [1]) unser schön Hanneleben nachgeloffen ist, — ich ich hätt' ihn halb todt geschlagen! —

Schallendes Gelächter lohnte das Plaidoyer Salmes, der wie männiglich bekannt war, an Muthe eher dem feigen Trasythes, als dem rasenden Ajax glich. Salme hatte gleichsam den gedachten Sieg pantomimisch darstellend ganz vergessen, daß eine Schüssel warmer Brühe vor ihm stand, seine kühne Handbewegung stieß diese vom Tische herunter und die Suppe überströmte die liebwerthesten Sammtbeinkleider des heldenmüthigen Vertheidigers gekränkter Unschuld.

Eine neue noch stärkere Lachsalve folgte der ersten und der arme Begoßene wurde den Händen des Meschores überantwortet, der mit vielen Tüchern ihn ins Trockene bringen half.

In diesem Momente öffnete sich die Thüre und hereintrat Joseph Imre, der jetzt erst von seinem Ausfluge, auf dem wir ihn zuerst kennen gelernt, zurückkam.

Verzeiht Rabbi, sprach er vor diesem sich ehrbietig verneigend und auch Euch Rabose bitte ich um Vergebung, ich habe einen Landsmann getroffen und der hat mich durch sein Gespräch aufgehalten, seine Mittheilungen waren aber so wichtiger Natur, daß ich das Gespräch nicht abbrechen konnte.

Ich bin es euch mochel [2]) wenn es nicht wieder vorkommt, sprach der Rabbi, den Nachsatz schärfer betonend, doch sind es nicht Verstöße gegen den Kowed [3]) des Rebbe allein, dessen ihr schuldig seid, was ist des Menschen Ehre gegen Gottes Kowed. Ihr maßet euch aber auch an Sfeke de Rabonim aufklären zu wollen und glaubt diejenigen meistern zu können, welche ihr ganzes Leben in Talmud Thora zubrachten, darüber haben wir uns noch zu sprechen, aber hier ist nicht der geeignete Ort, jetzt schweigt und geht auf euern Platz.

In Imres Gesichte war nicht die mindeste Veränderung beim Anhören dieser Strafpredigt zu bemerken, um seine Mundwinkel zuckte es nur, als wollte er antworten, doch kannte er den Rabbi zu gut um nicht seinem Befehle sich zu fügen. Im Fortschreiten sah er Hannah, die ihm einen vorwurfsvollen Blick aus ihren schönen Augen zusandte, den er mit einer bittenden Pantomime beantwortete. Dann setzte er sich an den Tisch, zu dem auch Salme nach glücklich vollzogener Abtrocknung rückgekehrt war.

Das Diner nahm nun seinen ungestörten Gang, bis die Mahlzeit mit dem üblichen Tischgebete geschlossen werden sollte.

---

[1]) Abscheuliche. [2]) vergeben. [3]) Ehre.

Es herrscht ein schöner Brauch in Israel, daß keine Tafel beendigt werden darf, ohne der Gotteslehre zu gedenken; gewöhnlich forderte dann der Balbos [1]) den würdigsten der Gäste auf einen Vortrag zu halten und Reb Juda Koppelmann und Reb Eljokim, das bemoste Haupt legten schon die Stirne in Falten, über ein geeignetes Thema sinnend, da sie vermutheten, daß einem von ihnen diese Ehre zu Theil würde. Es sollte aber anders kommen.

Der Rebbe bezeichnete Joseph Imre, welcher als der Jüngste noch nie einen derartigen Vortrag im Rabbiners Hause gehalten hatte, als den Auserkorenen des heutigen Tages, damit wie er leichthin schloß, das Staunen der Anwesenden bemerkend, Joseph Imre öffentlich zeige, ob er denn wirklich im Stande sei, die harten Nüsse des Talmuds zu knacken, ohne den edlen Kern zu gefährden.

Du aber, rief er an Imre sich wendend, spreche ein Dowor Beitoh[2]) etwas zur Weltlage passendes, damit wir ersehen, wie du in der Auffassung des Gelernten, die Lehre mit dem Leben verbindest.

In der That war das Geforderte eine schwierige Aufgabe für den Unvorbereiteten. Er sollte eine Art Improvisation zu den Lehrsprüchen der Alten bilden, und daraus eine Nutzanwendung für die Wechselfälle des menschlichen Lebens oder eine Anspielung auf Ereignisse der Gegenwart folgern, was als die eigentliche Würze eines derartigen „Pschetls“ betrachtet wurde.

Joseph Imre erhob sich jedoch ohne verlegen zu werden, verbeugte sich dankend vor dem Rabbi und ließ ein einziges Mal sinnend den Blick über die Versammlung gleiten.

Einen Moment lang ruhete der Blick seiner leuchtenden Augen auf Hannah, die neugierig von ihrem Tischchen augestanden war, und gleich den Andern in gespannter Erwartung zu ihm aufschaute.

Rabose! begann Imre nach dieser kleinen Pause, mein hochverehrter Lehrer hat eben gegen mich eine schwere Anklage erhoben, die nur durch eine Mißdeutung meiner Worte entstanden sein kann. Ich muß es fest betonen, daß nur absichtliches oder unabsichtliches Mißverständniß solcher Deutung Raum gegeben hat, denn wäre meine Meinung in ihrem ganzen Inhalte nach aufgefaßt worden, aus dem Kategor [3]) wäre ein Sanegor [4]) geworden.

Ich will nun meine Denkungsart bekräftigen, um darzuthun, daß ich nicht von den mindesten Zweifeln über die Lehrsätze unserer Weisen gefoltert bin, einen derselben hervorheben, er lautet:

„Kohen scheeno moode beawoda een looh chelek kohuna“ [4])

Es ist nicht unsere Absicht, die Rede Imres, welche mit allem Aufwande von Scharfsinn und Beredsamkeit diese These verfocht, widerzugeben,

---

[1]) Hausherr. [2]) Ein Wort zur Zeit. [3]) Abhandlung. [4]) Ankläger. [5]) Vertheidiger. [6]) Ein Priester, der nicht durchdrungen von dem Glauben an den Gottesdienst ist, hat keinen Antheil an der Priesterschaft.

wir wollen nur das herausheben, was Imre von edler Begeisterung getragen, hieraus für das Leben folgerte.

„Er nannte den Rabbi Priester, ihm sei heute die Vermittlung zwischen Israel und seinem Gotte zu Theil geworden, wenn sie auch nicht in Formeln und Ceremoniell wie damals im Heiligthume geschehen könne doch dürfe dieser Dienst nicht im Verborgenen, für Wenige, sondern solle ebenso vor dem „ganzen Volke geübt werden, und so wie der Priester auch die Gaben der Heiden dem Gotte Israels darbrachte, so solle er auch die außerhalb des Judenthums stehende Menge nicht stillschweigend verachten, was diese auch in ihrer Verblendung gegen Israel Böses denke und verübe denn dieser Wahn wurde und werde nur durch die Absperrung das Ausgeschlossensein von ihnen verschuldet.

Nur durch das Verbreiten der Gotteserkenntniß vor dem ganzen Volke könne das Wort des Propheten erfüllt werden, daß dereinst „des Ewigen Name und Herrlichkeit einzig über die Welt verbreitet sein werde. Dies führtet ihn zu Vergleichen über die Kämpfe innerhalb der verschiedenen Confessionen, welche durch Nacht zum Licht durch Finsterniß zur Aufklärung führten; er gedachte Böhmens, wo so viele Secten die grausigsten blutigsten Fehden gegeneinander geführt hätten, die schließlich doch zur Versöhnung führen müssen! Gerade in dieser stürmischen Zeit müßte Israel hervortreten und sein Banner wenn auch nur in passivem Sinne entfallen, wenn es in der Achtung der Partheien steigen wolle! Lautlos hatte alles dem Vortrage Imres gehorcht und wiewohl der Anflng seines Geistes ein so kühner war, daß di darin ausgesprochene Idee, obwohl wahr und gerechtfertigt, doch an die Macht der wirklich bestehenden Verhältnisse bei versuchter Ausführung gescheitert wäre, so fühlte sich doch alles hingerissen überwältigt von dem Eindrucke der mit Feuer und Gefühl gesprochenen Worte, geschmeichelt von der Stellung, die Imre selbst dem leidenden Israel im Rathe der Völker zusprach. Ausrufe des Beifalls und Jejascher Koach ertönten von allen Seiten gegen Imre.

Nur zwei waren still und unbewegt geblieben, der Bethdinschames welcher still vor sich hinblickte, als wären seine Gedanken durch Imres Vortrag nicht abgeleitet worden — und der Rabbi.

Was der Letztere hörte war ganz das Widerspiel seiner Meinungen der stricte Gegensatz seiner Ideen. Er wollte das Judenthum durch das Getriebe der Partheien durch Stürme und Kämpfe, neutral laviren lassen, und Imre verlangte ein kühnes Hinaustreten in die feindliche Welt, er sah den Goi, der seinen Vater und die Edelsten der Gemeinde in Mordlust erschlagen hatte fürchtend und hassend an, und Imre sein Schüler wollte diesen Goi belehren sich mit ihm verständigen.

Imres Rede und Verhältnisse, deren wir später noch gedenken werden, hatten das ihm dünkende Sündenmaß Imres nunmehr zum Ueberströmen gefüllt, doch hielt der Rabbi in sich wohl wissend, daß Heftigkeit nicht

am Platze sei, er ergriff das Wort und wie selten stark ertönte es aus seinem Munde.

Imre du gleichst jenem falschen Propheten in der Bibel, welcher zum Könige Israels sprach: „Hier ist das Horn, nun stoße, Euer ist der Sieg,“ dann aber kam der wahre Mann des Herrn und zeihte ihn der Lüge. Jung wie du bist mit unbefangenem Gemüthe, mit Augen, die nur in den Himmel zu sehen vermeinen, aber dadurch den Körper in die nächste Erdgrube fallen lassen, vermagst du die Welt nicht zu fassen wie sie ist, und gerade deßhalb solltest du aus der Vergangenheit lernen.

Blicke hinaus aus dem Fenster und laß' dir von den Grabsteinen des Beth Chaims Geschichte erzählen. Viele unter diesen werden dir verkünden, daß die unter ihnen Ruhenden und ihre Vorfahren den mörderischen Streichen deren erlegen sind — denen du Achtung abringen willst. — Unschuldig starben sie und das Schema Israel, das im letzten Athemzuge den einigen Gott Israels verkündete, haben ihre Mörder hohnlachend angehört!

Jeder Hingemetzelte schien ihnen ein angenehmes Brandopfer ihrem Gotte dargebracht —

Und trittst du hinaus du Wahnverblendeter und zeigst ihnen, „das Gesetz das wir von Mose empfangen, das Erbtheil der Söhne Jakobs“ so werden sie mit Feuer und Schwert dich bedrohen. —

Solche Wahnsinnige die Kaiser und König belehren wollten, zeugte auch unser Jahrhundert aber sie endeten mit Schimpf, Schande und Tod.

Auf meiner Jeschiwa dulde ich keine Schwärmer solche Naturen schaffen nur Unheil, daher bereite dich vor, unsere Jeschiwa bald verlassen zu können; nicht meine Jeschiwa ist es die dich zum Manne und Rabbi bilden kann, nur das Leben, die prüfende Anschauung, vermag dies. —

Des Rabbi weitere Rede ward durch den Eintritt des Meschores unterbrochen, der den Besuch eines Reb Phaibisch Schadchen anmeldete.

Sagt ihm, daß ich für ihn zu sprechen bin, sprach der Rabbi, stand vom Sitze auf und zog sich in das andere Zimmer zurück, von der Gesellschaft mit einem gnädigen Nicken sich verabschiedend. —

Imre war bleich und vernichtet auf seinen Sessel zurückgefallen; die in noch so milder Form ihm ertheilte Verweisung traf ihn hart, trug etwas Unerklärliches an sich. Lange war ihm schon das räthselhafte kalte Benehmen des Rabbi gegen ihn, befremdend, aber daß es zu einem förmlichen Lossagen kommen werde, das ahnte er nicht!

Seine Gedanken wurden durch den Eintritt eines kleinen ältlichen Mannes einer Hogarthischen Carrikatur nicht unähnlich aufgeschreckt.

Hannah hatte inzwischen das Fenster geöffnet und blickte hinaus, während das trauliche Laubgeräusch der Fliederbäume des Friedhofs und der würzige Duft der Hollunderblüthen in das Zimmer drangen. — —

Warum wandte sie nicht jetzt ihr Antlitz, dessen Blick während des ganzen Vorganges nicht von Imre gewichen war, diesem zu?

Wollte sie ihm ihr feuchtes Auge, die Wirkung tiefinnerster Gemüthserschütterung verbergen, oder mochte sie Phaibisch nicht sehen, der gravitätisch durch die Gruppen der kichernden und zischelnden Bachurim, schritt?

Wir wissen es nicht! Und als das Kichern in lautes Lachen überschlug und gewisse Worte bis zu ihr drangen, schloß sie das Fenster und flüchtete in ihr Kämmerlein. —

III.

Herz und Jichus. [2])

Wir schilderten in dem vorigen Kapitel einzelne Personen des Ghetto und die kleinen Ereignisse am Tische des Rabbi, sind aber dem Leser die Aufklärung über das Verhältniß der Rabbinertochter zu Joseph und der Feindseligkeit des Rabbi gegen den Letztern schuldig geblieben.

Indem wir dieses Kapitel der Abtragung dieser Pflicht widmen, verbinden wir mit demselben einen tiefern Einblick in das Ghetto, neue Figuren tauchen auf, bizarr und intressant, und auch für diese nehmen wir die Geduld und Aufmerksamkeit des Lesers in Anspruch.

Diese Gestalten sind in unserer Erzählung so unvermeidlich, wie die im Hintergrunde eines Gemäldes in schwächern Conturen gezeichneten Figürchen, welche doch so wesentlich zum Verständniß zur bessern Auffassung des Ganzen beitragen. —

Siehe da, es erschien eine solche neue Figur vor uns, der erwähnte Phaibisch Schadchen.

Seine Gestalt hatte trotzdem an Phöbus Apollo gemahnenden Namen, auch nicht das Mindeste, dem Apoll vom Belvedere Ähnliche aufzuweisen, nur seine Macht war größer als die des Sonnengottes, denn er schlug sogar Cupido aus dem Felde.

Zu allen Zeiten wie heute noch gab es in den israelitischen Gemeinden Personen, welche den, um die Erlangung der Haube, für ihre Töchter besorgten Eltern, in der Auffindung geeigneter Individuen behilfig waren, welche in Auslegung des Spruches: „Und er soll dein Herr sein" den Heirathskandidatinnen vorgestellt wurden. Die Aufgabe der erwähnten „Vermittler" war es

„Zu prüfen was sich auf ewig bindet
Ob sich auch „Geld zum Gelde" findet."

Das nannte man dann eine „passende Parthie" und überließ das Weitere der sogenannten „Bestimmung" id est dem Fatum, und der Macht der Gewohnheit. Doch wurde noch ein anderer Factor, welcher damals

[2]) Geburtsadel.

eine mächtige Geltung hatte in Betracht gezogen es war dies der Geburtsadel — Jichus — Du wunderst dich lieber Leser, da doch die Juden damaliger Zeit — selbst Finanzcapazitäten — weder „Exzellenzen" noch Freiherrn und wenn auch noch so oft geschlagen, keineswegs zu „Rittern" wurden.

Der jüdische Geburtsadel, wiewohl erblicher Natur wurzelte aber nicht im dem „Wappen und Diplome," sondern in dem „Namen," den sich ein Ahne, durch sein Martyrium oder durch seine Gelehrsamkeit, in der Judenheit erworben hatte.

Dazumal wurde noch auf „Jichus" gesehen und der Vorname des Großvaters, den der Enkel annahm, erhielt das Andenken an diesen wach und ließ ein Wenig Nimbus des Enkels Haupt umstrahlen.

Heute war auch Phaibisch, als der Bevollmächtigte einer Geldgroßmacht erschienen, um mit dem Rabbi Pinchas, dem Vertreter einer Dynastie welche bis zum großen Raschi in grader Linie aufragte, die diplomatischen Verhandlungen anzuknüpfen, welche wie zwischen zwei Staaten den „Frieden" durch eheliche Verbindung zweier Sprößlinge sichern sollte.

Es handelte sich auch in diesem Falle um den Frieden, der durch ein feindseliges Verhältniß zwischen Rebbe und Rosch hakohol[1]) arg gefährdet war und das die Gemeinde selbst in Spaltung und Zwietracht zu bringen drohte.

Die Feindschaft des geistlichen und weltlichen Oberhauptes der Gemeinde bestand seit längerer Zeit.

Irgend ein Theiding, durch welche die enggezogene Grenzlinie zwischen „Kirche und Staat" verletzt wurde, gab die Veranlassung zu einem Zerwürfnisse, das nach und nach solche Dimension gewann, daß der einsichtsvolle Rosch hakohol die bedauerlichen Folgen desselben einsehend, selbst den ersten Schritt zur Versöhnung anbahnen wollte.

Verwandschaftliche Bande sollten das Zerwürfniß beseitigen die neue Freundschaft unauflösbar festigen und die eheliche Verbindung seines mit so und soviel tausend Schock böhmischer Groschen ausgestatteten Sohnes mit der schönsten Perle des Ghetto mit Hannah sollte und mußte dies bewirken.

Mit dieser wahrhaft diplomatischen Mission wurde der gewiegte „Schadchen Phaibisch" betraut, die Verhandlungen waren noch immer so zu sagen in Schwebe und der heutige Besuch unseres Diplomaten, der in seiner Toga „Krieg und Frieden" hielt, forderte ein Ultimatum seitens des Rabbi. Dieser war sowohl der „glänzenden Parthie" als auch des lieben Friedens willen geneigt die „Mechuttenschaft[2])zu begünstigen, es wäre daher der „Schidduch" auf „beiden Seiten" fertig gewesen, wenn nicht ein kleiner Umstand, den Rabbi Pinchas gar nicht in den Kreis seiner Berechnungen gezogen hatte, das Project vorläufig scheitern ließ.

Hanna nämlich hatte bestimmt und fest erklärt, daß sie nie und nimmer

---

[1]) Gemeindevorsteher. [2]) Verschwägerung.

von Rosch hakohols Meier was wissen wolle, der, wie sie meinte, trotz seines Geldes auch nicht der Aermsten des Ghetto würdig sei. —

Sie könne und wolle nur die Frau eines schönen thatkräftigen Mannes sein, der Thora[1]) mit Derech Erez[2]) verbinde, der, setzte sie verschämt und erröthend hinzu, Joseph Imre, gleiche. —

Mit diesem etwas verhüllt erklärten Geständnisse ihrer Liebe zu Imre, das der kluge Vater, nicht als solches sondern mehr in der Vergleichsform aufnahm, legte sie den Grund zu dem Widerwillen desselben gegen Imre, den dieser, durch seine freisinnige Auffassung des Gelehrten, seinen von Kindheit her überkommenen Hang nach Unabhängigkeit des Denkens und Empfänglichkeit für Naturgenüße, noch vermehrte. Er glich aber ganz und gar nicht dem Ideale eines Talmudjüngers, wie ihn Rabbi Pinchas sich vorstellte.

Nicht abgehärmt und blaß sondern frisch und geröthet strahlte sein Antlitz voll Jugendluft und Feuer; seine Augen nicht matt und erloschen wie die der Andern, verkündeten den lebhaften empfänglichen Geist, der durch die Gesundheit und Frische des Körpers unterstützt schneller und gründlicher die schwierigsten Thesen erfaßte und bewältigte. Für R. Pinchas war es eine willkommene Gelegenheit in den freimüthigen Aeußerungen Imres, in seinen Ansichten über die Lehre und das Verhältniß des Judenthums zu den andern Confessionen, Grund zu finden ihn von seiner Jeschiwa zu entfernen, dann wird, dachte er, meine Tochter ihre kindische Neigung zu Imre vergessen, und zur Einsicht gelangen, daß der Sohn eines Pferdehändlers, in ein Nichts verschwinde gegen den Sohn eines Rosch hakohols. —

Das alles schlau berechnend, beschränkte sich R. Pinchas darauf, dem Schadchen zu sagen, daß seine Tochter Hannah, wohl in kindischer Marotte, erklärt habe, vor Vollendung ihres achtzehnten Jahres etwa in zwei Monaten, nicht zu heirathen, und er könne seine Tochter nicht zwingen, doch bitte er den Rosch hakohol bis zu dieser Frist zu gedulden, da er selbst nichts gegen die Parthie einzuwenden habe.

R. Phaibisch hatte mit süßlich saurer Miene diesen Bescheid vernommen, der das noch ungewiße „Schadchones“ etwas höher hing, er zählte nochmals alle Vorzüge der Parthie auf, die in Jichus, Cheschiwes[3]) und Eschirus[4]) nichts zu wünschen übrig lasse — und verabschiedete sich dann vom Rebbe.

Aus dem Erzählten wird der Leser wohl ersehen haben, daß in Hannah und Imre, sich Herz zum Herzen fanden, die dem Calküle des Schadchen Phaibisch, von Jichus und Geld gradezu entgegenstanden; nur wird sich der Leser wundern, wie ein solches Verhältniß im Hause und unter den Augen des Rabbi gedeihen konnte. Wir müssen gestehen, daß, in Berücksichtigung der damaligen Erziehungsmethode, des noch patriarchalischen Verhältnisses

---

[1]) Lehre. [2]) Weltsitte. [3]) Biedersinn. [4]) Reichthum.

zwischen Eltern und Kind, dies uns selbst unerklärlich ist, wir glauben nur, daß die Neigung der Beiden, von der sie selbst sich nicht Rechenschaft geben konnten in dem Momente entstand, als sie sich gegenseitig in Herz und Gemüth erkannten, als sie ersahen, daß sie „für einander geschaffen" seien; da wurden sie selbst so kühn, wie jener Prometheus der Alten, sie holten sich das Feuer vom Himmel, jene Gluth der Leidenschaft beseligte sie, die das menschliche Gemüth verklärt und läutert, so lange es dieses Feuer, als ein himmlisches bewahrt und hütet, auf daß es nicht zum riesigen Adler der Reue sich gestalte, der an dem Herzen nagt.

Diese Gefühle wurden aber so mächtig, daß sie zum Ausbruche kommen mußten.

An jenem Abende, wo Imre die geängstigte Hannah beschützend, den Trunkenen mit nerviger Faust niederschlug, hatten sie, während sämmtliche Hausbewohner um den Niedergestürzten beschäftigt waren, erst in den Augen, dann auf den Lippen die Flammenzüge ihrer Liebe erkannt, gelesen und besiegelt — und ein Bund zweier Herzen so kindlich rein und lauter wie dieser, war noch nie im Ghetto geschlossen worden. —

Was Hannah heute litt, als von allen Seiten der „Freund ihrer Seele" angefeindet wurde, als ihr Vater sich von ihm lossagte und seinen Fortgang von der Jeschiwa bestimmte, läßt sich nicht in Worten sagen, des Grames war ihr Herz übervoll, daß es dann in Thränen überfloß, als sie in ihrer Kammer der Anwesenheit des Schadchens und des Zweckes derselben gedachte.

Ihre Thränen waren nicht ohne Zeugen geblieben, Zipora, die alte Magd des Hauses war unbemerkt herangeschlichen und den Gram ihrer jugendlichen Gebieterin gewahrend, zupfte sie diese leicht am Kleide. Die Alte durfte sich schon etwas Vertraulichkeit gegen Hannah erlauben; sie hatte seit langer Zeit, noch als die selige Rebezin lebte in diesem Hause gedient, die keine Hannah war auf ihrem Schooße groß gezogen, sie war kurz gesagt eine „alte Maad" in den Traditionen des Rabinershauses grau geworden.

Hanneleben mein Gold, frug sie theilnehmend, was ist passirt, wer hat dir so wehe gethan.

Niemand, rief Hanna abwehrend und brach neuerdings in lautes Schluchzen aus, das gesprochene Wort Lügen strafend.

Um Gotteswillen, meinte Zipora, laß doch mit dir reden, sei nicht eigensinnig — hier geht etwas vor.

Es währte geraume Zeit bis Zipora von Hanna die Ursache ihres Trübsinnes erfuhr.

Längst war jene mit dem Herzensgeheimnisse Hanna's, ihrer Liebe zu Imre betraut worden, denn wo gäbe es ein Geheimniß, das weibliche Naturen nicht an Theilnehmende verrathen hätten. Erst als Zipora hin und her rathend Imre verdächtigte, das „Kind" betrübt zu haben, beichtete Hanna, diesen

in Schutz nehmend, Alles, Imre's bevorstehenden Fortgang und Phaibisch Schadchens Bemühungen die „Parthie mit Rosch hakohols Meier zu reden.“

Was, schrie die alte Zipora entrüstet und stemmte die schwieligen Hände in die Seite, Rosch hakohols Meier, der aussieht wie die sieben „hungrige Jahr“ den sollst du nehmen. —

Ich schau ihn nicht an, wenn er auch mich selber „unter die Chuppe[1]) nehmen will, bei meine fünfzig Jahr“ — Ach, wenn die selige Rebezin noch lebte, die möcht' das nimmer dulden. Nein Hannaleben, laß dich nicht zwingen und wenn auch Reb Phaibisch sich seine Säbelbeine abläuft — Gezwungene Lieb' thut Gott leid. —

Und jetzt verstör' den Jontof nicht mit deinem Weinen und Grämen, es ist schon spät geworden und wir müssen doch die Jontofstube„ anrichten.“ — Sprachs und zog die weinende Hanna mit sich fort in Küche und Kammer, holte das weiße Barcheslinnen, die Dochte zur Lampe, und Ziporas Thätigkeit ließ auch Hanna nicht länger dem nachdenklichen Trübsinne sich hingeben.

Es war dunkler geworden, in der großen Schiur Stube war noch Imre allein sitzen geblieben, nur seinen Gedanken nachhängend. Da ward mit einemmale die Thüre geöffnet und herein trat Zipora, hinter ihr Hanna.—

Da der morgige Tag des Schebuothfestes auf Samstag fiel, so mußten sie zeitlicher die nöthigen Vorbereitungen des Tisches treffen —

Imre, klang es wehmüthig gedämpft von Hannas Lippen als sie ihn gewahrte, warum hast du den Rabbi so erzürnt, warum beschwor deine Zunge so viel des Unheils über mein Haupt.

Das Unheil trifft auch mich, gab Imre zur Antwort, als ich offen meine Grundsätze darlegte, als meine Seele in den Gedanken eines äußern und innern Aufbaues Israels schwelgte, hat sie vergessen, daß das Herz warm und innig für die Tochter des Gegners schlägt. — Meine Überzeugung verbot mir das Heucheln — und so wahr und unauslöschlich nur dein Bild in meinem Herzen thront, so sicher und unvergänglich hat mein Geist nur diese Idee geborgen. — Es ist vorbei, nicht lasse ich von Dir und nicht von dem Geiste, der in mir redet, und muß ich auch fortziehen von hier, Hanna das Scheiden von dir, es thut mir wehe sehr wehe, aber doch müßte eher meine Seele ihrer Fessel dem Körper entrinnen, als der Überzeugung, die sie aufgenommen, untreu werden.

Imre hatte sich aufgerichtet und begeistert flammte sein Auge nach Oben, als ob er vor einer höheren Macht es beschwören wollte.

Der letzte Abendsonnenstrahl durchzog in röthlicher Färbung das Gemach, Hanna aber, welche bewegt seiner Rede gelauscht hatte, hatte die Hand auf Imre's Schulter gelegt und es durchzuckte sie wie Fiebergluth und Schauern.

[1]) Brauthimmel.

Nein, rief sie mit mächtig ergreifender Stimme, sollen wir auch getrennt sein, treu wollen wir uns bleiben, unsere Seelen sollen aneinanderhangen bis in Ewigkeit!

Imre hatte sich umgewendet, um ihr fest in das reine leuchtende Auge zu schauen, dann fielen sie, von ihren Gefühlen überwältigt, einander in die Arme. —

Zipora die Alte hatte unterdeß die achtzackige Lampe angezündet und der Strahl jedes Flämmchens huschte über ihr breites gutmüthiges Gesicht.

Die Hände gegen das Licht breitend, betete sie den üblichen Segensspruch. —

Dann blickte sie auf die Gruppe nieder und sprach: Kinder mir ist's so wohl um das alte närrische Herz, als ob jetzt die Friedensboten des Jomtof einziehn und rufen: „Friede, Friede mit den Fernen und Nahen, spricht der Herr, der Heilende." Seid getrost und sprecht nicht von Trennung bis die Stunde derselben schlägt, vielleicht wird es sich doch noch besser wenden. So sprach tröstend die Alte und Imre und Hanna blickten sich tief in die Augen und das Genießen der beseligenden Gegenwart verscheuchte jeden herben Gedanken an die Zukunft.

Es war ein merkwürdiger „Erew Schewues."

IV.

In der Burg.

Jener Tag der Woche war wiedergekehrt, welchen Corvin unserem Bachur zur zweiten Zusammenkunft bestimmt hatte und dieser hatte sich auch auf den Weg zu Ihm begeben; wir aber folgen ihm nicht, sondern bitten den Leser, Imre allein ziehen zu lassen, da wir vorerst „in der Burg" Umschau halten wollen. —

Es war schon in vorgerückter Vormittagsstunde und die Frühlingssonne sandte wärmere Strahlen in das Conferenzzimmer des Landesverwesers Böhmens, Georgs von Podiebrads, der mit seinem vertrauten Freunde Johann Rokyzana, an einem großen eichenen Tische saß, auf dem kleine Bündel Actenstücke und Sendschreiben, mit großen Siegeln versehen, zerstreut herumlagen.

Dürftig war auch der andere Hausrath des eben nicht großen Zimmers zu nennen; einige zum massiven Tische passende Stühle, ein gewöhnlicher Heerd bildeten die sonstige Ausfüllung des kahlen Gemaches, nur von einer Fronte der Wand hingen sorgfältig nebeneinander gereiht, die Portraite der christlichen Herrscher Böhmens, von denen das letzte besonders hervorstach, weil es ganz mit schwarzem Tuche umhüllt war. Johann Rokyzana saß mit dem Gesichte über einen Brief gebeugt, den er eifrig zu lesen schien, während „Herr Georg" wie er allgemein im Lande genannt wurde, sinnend zu ihm aufschaute.

Wir haben Muße dieses Antlitz zu beobachten. Wohlgerundet wie es war, ließ es nicht ahnen, wie viel Sorgen und Stürme dieses Haupt umrauscht haben mögen; wenn wir nicht aus den Falten der Stirne, aus den blitzenden Augen auf jene Energie und Klugheit gerathen, die sie alle überwunden hatte. Eine keineswegs dem slavischen Typus entsprechende Nase verdeckte nahe zu den Blick auf eine ebenmäßig schön gebildete Stirne, denn sie bildete gleich bei der Nasenwurzel einen kleinen Höcker der fortlaufend bis an der Nasenspitze sich abgrenzte; doch verunzierte dieser Höcker das Gesicht nicht, welches einen feinen weißen Teint besaß. Der Körperbau war gedrungen und klein. —

Rokyzana brach die Pause, als er mit dem Lesen des Briefes zu Ende gekommen war, indem er zu Georg gewendet sprach:

Ihr könnt euch nun überzeugen mein edler Freund, daß die Briefe Corvins einen unbändigen kühnen Ehrgeiz verrathen, der sich auch im Gespräche mit ihm mir kundgab, überdies sind die Nachrichten aus Ungarn derart, daß sie bald zur Entscheidung zwingen. — Ich kann euch nur rathen so schleunigst als möglich in Ungarn einzurücken, unter dem Vorwande es für Mathias zu besetzen und gegen die, seit der Schlacht von Varna übermüthig gewordenen Türken vorzugehen. Gelingt es diese aus dem schönen Lande bis nach Bulgarien zurückzutreiben, so werden die Herzen Ungarns, Euch dem tapfern Feldherrn entgegenschlagen und Nichts von dem unmündigen Jünglinge Mathias wissen wollen.

Der Sieg über den Erbfeind der Christenheit und die Besetzung des großen Ungarreiches, werden den Pabst Calixt schon zur Nachgiebigkeit bewegen, daß er die Comptackacten bestätigt, dann wird unsere heilige Lehre bald in dem neuen Lande die Gemüther gewinnen und Wurzel faßen! Zögert ihr aber noch länger, so wird Elisabeth, Mathias Mutter, indessen durch Szillagh den Belgrader Hauptmann und mit Hilfe seiner 20000 Bewaffneten vielleicht gewaltsam die Wahl auf Mathias lenken, den wir ihnen dann herauszugeben gezwungen sind. —

Kühn und weise mag der Plan sein, erwiederte Georg, den ihr mein trauter Fremd mit aller Ueberredungskraft mir ausmalt, aber wie könnt ihr daran denken, daß ich jetzt das von religiösen nnd politischen Partheien zerklüftete Böhmen auf längere Dauer verlassen soll, um einem, nicht durch gewissen Erfolg gesicherten Ziele nachzujagen; habt ihr vergessen, an das für Machthaber so beherzigenswerthe Gleichniß von der Kuhhaut, die nur dann flach und ruhig liegt, wenn man auf ihrer Mitte steht, so bald man diese aber verläßt, bald an diesem bald an jenem Ende sich auflehnt! —

Auf die Nachgiebigkeit des Pabstes könntet ihr in diesem Falle schon durchaus nicht rechnen, im Gegentheile dieser würde alles aufbieten, uns von der gewonnenen Macht zu stürzen.

Meine Aufgabe ist und bleibt es jetzt, die letzten Worte meines hochse-

ligen Königs Ladislaus, die er sterbend an mich richtete, in Erfüllung zu bringen.

Zwei Dinge hat der sterbende königliche Jüngling mir dringend an's Herz gelegt.

Bei diesen Worten nahm die hart klingende Stimme Georgs einen weichen wehmüthigen Ton an und das blitzende Auge schien umflort und feucht glänzend.

[1]) „Erstens, daß ich den Frieden zwischen den Völkern zu erhalten suche, dem Königreiche ein redlicher Verwalter, den Waisen, Wittwen und Armen ein gerechter Richter sei.

„Zweitens, daß ich Diejenigen, welche mit ihm aus Oesterreich und andern Landen gekommen unbeschädigt und ungefährdet wieder in die Heimath entlasse."

Dieser Mahnung will und muß ich treu bleiben, Rokyzana, was auch da kommen möge. Ihr erinnert mich nun an den unsäglichen Verlust, der uns alle durch des Königs plötzlichen Tod so jäh und herbe traf, und ich taste selbst an einer Wunde, die noch langer Heilung bedarf.

Ja, rief Georg leidenschaftlich erregt aus, und schritt auf das umhangene Bild zu, riß das Trauertuch weg und zeigte, auf Rokyzana blickend, diesem das Bild. Könnt auch Ihr die schönen Züge des edlen Ladislaus, obwohl er euch im Leben beleidigte, nicht ohne Schmerz und Rührung betrachten, wie soll ich, den er „Vater" nannte, seines letzten Willens, seiner von sterbender Lippe hingehauchten Wünsche nicht eingedenk sein!

Eine peinliche Stille herrschte nach diesen Worten im Saale, der Gubernator war wieder auf seinen Platz rückgekehrt und stützte das Haupt, die Hand an die heiße Stirne legend.

Der Priester aber, dessen Gesichtszüge, während der letzt gesprochenen Worte Podiebrads eine lebhafte Unruhe ja Unmuth verriethen, wie die zusammengekneiften Lippen und die zuckenden Mundwinkel deutlich kundgaben, nahm endlich in salbungsvollem Tone das Wort:

Ich achte Euern Schmerz, Herr Gubernator, in solange die Trauer, um die vom Tode so jählings geknickte Menschenblüthe nicht euere Thatkraft hemmt, nicht dem Wohle des Landes verderblich wird; aber fern sei es, daß ihr den Gang euerer Politik fortan dem Todten noch unterordnet. Vergebt es mir, wenn ich offen und freimüthig, wie ich denke mein Urtheil über Ladislans spreche, wenn es auch dem Spruche: De mortuis nil nisi bene zuwiderläuft, aber ich muß Euch die Denk und Handlungsweise des Hochseligen in's Gedächtniß rufen, damit ihr nicht stets die Vorsehung anklagt, die vielleicht das Land von einem Religionsunterdrücker bewahren wollte.

Das lebhafte Mienenspiel in Rokyzanas Gesichte hörte jetzt auf, sein Antlitz wurde bleich und starr, nur durch seltsam blitzende Augen belebt.

---

[1]) historisch vgl. Palacky 4. Bd.

Vergessen will ich der Beleidigungen, die der Hochselige mir, dem vom Lande erwählten Erzbischofe zufügte, daß er mich keines Blickes würdigte und sich durchaus von mir nicht krönen ließ, dafür (und Rokyzanas Gestalt reckte sich und wurde drohend) wurde mir die Ehre zu Theil seinen Leichenconduct führen zu dürfen; nicht will ich gedenken der feindseligen Haltung, die er in letzter Zeit gegen Euch selbst, dem er so verpflichtet war, annahm, das mochte Schmeichler, und Schmarotzergift verschuldet haben, welches sein leichtgläubiges Gemüth gegen uns erbitterte, aber unverzeihlich und die größte Gefährdung für unsere mit der Väter und eigenem Blute theuer bewahrte Religion verkündend, waren jene denkwürdigen Worte, mit denen er uns Heiden und Ketzern gleichstellte.

[1]) „Wollen die Böhmen mich zum König," äußerte er auf unsere kirchlichen Forderungen, „so mögen sie Christen sein und sich zu demselben Glauben bekennen wie ich!" Diese frevelhaften Worte forderten des Himmels Strafe herab.

Alles dessen, entgegnete Georg, konnte ich gedenken — und vergeben, ich werfe darob keinen Stein auf sein Grab; aber Ihr Priester und Herold der Liebe des Herrn könnt und wollt nicht verzeihen und daran thut Ihr unrecht, unklug, denn dieser über dem grünen Rasen seines Grabes noch lauernde Haß schadet Euerer Popularität beim Volke und gibt den giftigen niederträchtigen Gerüchten, welche unsere Feinde und die katholische Parthei gegen uns zischeln [2]), neue Nahrung. Bemerktet ihr nicht, die feindlichen mißtrauischen Blicke, die das Volk auf Euch richtete, weil Ihr und grade Ihr den Leichenconduct führtet, so habt ihr doch vernehmlich genug, die Stimme des Dechanten der Veitskirche gehört, der euere Leichenrede mit den Worten unterbrach: Ihr möchtet lieber aufhören zu predigen!

Ladislaus Sterbestunde hat jeden Groll gegen ihn in mir verlöscht; da fand der „Vater" seinen „Sohn." der „Sohn" den „Vater."[3]) Meinem Gelöbniße bleibe ich treu, ich werde den Frieden nicht brechen und die Ungarn in der Königswahl nicht beeinflußen; ja erwünscht wäre es mir wenn sie meinen Gefangenen den Corvin wählen würden; tadelt immerhin sein Aufbrausen, sein unbändiges Gebahren, er ist rechtschaffen und edel, ein Freundschaftsbündniß mit ihm — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — —

Ein mächtiges Getöse von einem schrillen Schrei begleitet, störte die Conferenz der Beiden.

---

[1]) Aus Aeneas Sylvius Bericht (in vitae Friderici.) [2]) Allgemein wurden die Calixtiner, Georg von Podiebrad und Rokycana der Vergiftung des Königs beschuldigt [3]) Palacky erzählt ohne Quellenangabe, daß ein solches idyllisches Verhältniß zwischen Georg und Ladislaus bestanden habe.

Der Gubernator selbst sprang auf und öffnete das Erkerfenster, um nach der Ursache des Lärmens zu spähen. Der Anblick, der sich ihm darbot war ein entsetzlicher — — — — — — — — — —

Auf einer Tragbahre befand sich in halbliegender Stellung seine einzige, von ihm zärtlich geliebte Tochter Katharina.

Das etwa vierzehnjährige Mädchen hatte den Kopf schlaff seitwärts hängen. Reiches blondes Haar fiel in aufgelösten Flechten um das bleiche anscheinend leblose Antlitz, stellenweise verdickt durch geronnenes Blut. Vor ihr stand händeringend die Mutter, Podiebrads Gemahlin Johanna, von ihr rührte jener gellende Angstschrei, den die arme Mutter bei diesem Anblicke ausgestoßen hatte.

Weiter abwärts standen zwei Männer und verbanden mit einem Tuche eine Wunde an Mathias Corvins Schläfe. In dem Einen dieser Männer erkennen wir Joseph Imre.

Zu seinen Füßen lag Mathias Kalpák, und das wirre blutbedeckte Haar Corvins flatterte frei im Winde. Doch schien er die Wunde nicht zu achten und eilte mit dem nothdürftig verbundenen Haupte zur Tragbahre, um die Gemahlin Podiebrads in ihren Bemühungen die Leblose in's Bewußtsein rückzurufen, zu unterstützen. Nicht fern davon lag zu Boden eine Leiche in Dienerkleidung mit zerschmettertem Schädel. —

Der Gubernator hatte dies im Nu überblickt und eilte so schnell er konnte die Treppe hinab, Rokyzana folgte ihm auf dem Fuße nach. So schnell als man dem geängsteten Vater diese bedauerliche Katastrophe erklärte, wollen wir sie dem Leser genauer mittheilen.

Katharina war auf ihrem Zelter einem sonst sanften Pferde in den Hirschgraben spazieren geritten, nur von einem Reitknechte begleitet, da sie trotz ihrer Jugend eine gewandte Reiterin war.

Unbegreiflicherweise, wahrscheinlich durch den Leichtsinn des hinter dem Pferde gehenden Reitknechtes ward das Roß scheu, schlug aus und traf den Knecht so unglücklich, daß er mit zerschmettertem Kopfe zu Boden sank. Der Stoß hatte aber auch Katharina vom Sattelkorbe geschleudert, wobei leider ihre Füße in den Steigbügeln hängen blieben und das scheue Pferd schleifte nun die nach Hilfe rufende Arme über Stein und Rasen, bis sie vor Schmerz und Qual das Bewußtsein verlor und einem elenden Tode bestimmt schien

Mathias Corvin und Imre hatten in einiger Entfernung von dem Unglücksorte von einander Abschied genommen, für immer wie sie meinten. Imre erklärte in den nächsten Tagen in die Heimath zu reisen, diesen Entschluß aus der Erzählung aller der Vorgänge im Rabbinershause, die der Leser schon kennt, motivirend. Mathias bedauerte innigst seinen jungen Freund, der aus dem Paradiese seiner Liebe vertrieben ward, ohne daß Er, der Gefangene, ihm Hilfe leisten konnte. Dann betraute er Imre mit ei-

ner mündlichen Mission an seine Mutter Elisabeth, die auf die politische Verhältniße Bezug hatte. — —

Damit du vor ihr beglaubigt seist, sprach er und zog einen Dolch aus dem Stiefel, zeige ihr diesen Stahl, den ich seit meiner Gefangenschaft bei mir trage, das mir überaus theuere Erbstück meines Vaters, des Wohlthäters Deiner Familie. Und jetzt schwöre mir, daß du an Niemanden etwas von diesem Berichte verrathen wirst. Als Imre die Hand zum Schwure erhoben hatte, ward in diesem Momente ein Hilferuf von der Ferne hörbar.

Beide eilten sofort nach dem Orte woher die Rufe schollen.

Durch Gestrüppe ward ein scheues Pferd sichtbar, das einen menschlichen Körper nach sich schleifend einer felsigen Schlucht zueilte.

Hier galt es rasch und entschlossen handeln. Der starke Imre fiel mit nerviger, kundiger Faust dem scheuen Pferde in die Zügel, seine ganze Körperschwere daran nachschleifen lassend, wodurch das Thier zum Stehen gebracht wurde. Nicht so glücklich war der schwächere Mathias, welcher von der andern Seite die Zügel fassend, stehen blieb, dadurch von der Wucht des Anpralles niedergerissen wurde und an einem Steine sich den Kopf verletzte; doch erhob er sich bald und, nachdem sie die ohnmächtige Katharina aus den Steigbügeln befreit und bei dem nahen Quell ihr das Antlitz mit Wasser netzten, trugen sie die noch immer Bewußtlose dem Schloße zu, wobei Corvin öfter ins Jagdhorn stieß, um Leute herbeizurufen, was auch endlich gelang.

Eine Tragbahre ward von dem Förster herbeigeschafft, die nun statt getödteten Wildes eine edlere Bürde trug. So wurde sie zum Schloße gebracht, während die Andern das unglückstiftende Roß und die Leiche des Dieners zum Schlosse schafften.

Ein Arzt wurde geholt, der mit Hilfe kräftiger Essenzen Katharina wieder ins Bewußtsein rief und nach sorgfältiger Untersuchung den Eltern die tröstliche Versicherung ertheilte, daß nach dem überstandenen Schreck und nach Heilung einiger Wunden des Hinterhauptes, nichts für das Leben ihrer Tochter zu fürchten sei.

Als Georg sich von Rokyzana empfahl, der den Leichnam des Reitknechtes besichtigte, wandte er sich an Mathias, um ihm für die Rettung Katharinens zu danken.

Nicht mir allein gebührt Euer Dank, Herr Gubernator, entgegnete dieser ablehnend, mir dem Schwachen allein war es nicht möglich. Ihr seid hiefür noch einem Andern verpflichtet, doch dieser ist — — ein Jude.

Er blickte sich bei diesen Worten nach Imre um; der aber war verschwunden . . . .

V.

Des Gubernators Dank.

Von den Eindrücken des heute Erlebten überwältigt, suchte Mathias, nur von einem Diener begleitet, der eine Schüssel Wassers und Leinwand zur Bereitung von Compressen trug, sein Gemach auf. —

Seine Gedanken trugen die Seele in die Vergangenheit zurück, deren Bilder sein ganzes Fühlen so fesselten, daß er unbewußt und träumerisch den Verband, welchen der Diener ihm neuerdings um den Kopf festigte, nicht zu verspüren schien. —

Nur ein so starker Geist wie Corvins, welcher ein einziges Ziel unverrückbar verfolgte, vermochte in solchen Erinnerungen sich zu ergehen, ohne verzagt und niedergedrückt an seiner weitern Zukunft zu verzweifeln, ohne sich loszusagen von dem gesteckten Ziele, das schwere Schicksalsschläge, die Erniedrigung in frühzeitiger Gefangenschaft inmitten einer ihm völlig fremden, ja feindlichen Welt, nur um so unerreichbarer erscheinen ließen. — —

Und dennoch gedachte der achtzehnjährige Mathias, — trotz der auftauchenden traurigen Erinnerungen an das Sterbebett des Vaters, an das von seines Bruders Blut befleckte Schaffot, an die düstern Tage seiner Gefangenschaft in Wien — die ungarische Königskrone zu erlangen, und der geträumte Glanz dieser Krone scheuchte alle diese trüben Bilder wieder in den Hintergrund; glaubte er doch ein, durch die Verdienste seines Vaters und das Martyrium seines Bruders, fest begründetes Anrecht auf diesen Thron zu haben! Auf was jedoch stützte er die Hoffnung auf Befreiung, nachdem es ihm aus der Rede Rokyzanas zur Gewißheit wurde, daß man darauf bedacht sei ihn nicht aus einer Gefangenschaft in vergoldetem Käfige zu entlassen; daß man sogar den Weg der Vermittlung mit den Seinen ihm abgeschnitten hatte? —

Er gedachte des einzigen Menschen, der ihm hier Freund war, zu dem er, dessen ergebenes Gemüth erkennend, eine wahrhafte Zuneigung empfand; er gedachte Joseph Imres, seiner heutigen Unterredung mit ihm in welcher sie Beide ihren Herzenskummer, ihre Pläne und Wünsche ausgetauscht hatten, und glaubte auf seine Ergebenheit in der Ausführung seines Auftrages rechnen zu können.

In richtiger Folge führte ihn die Vorstellung Imres auf das heutige Begebniß, wie Imre und er das Leben der Tochter des Gubernators retteten, wodurch er den Dank ihres Vaters und man möchte sagen ein Anrecht auf das Leben Katharinens sich erworben hatte. —

Könnte der so rechtschaffene Podiebrad ihn schnöde zurückweisen, wenn er vor ihn hinträte sprechend: „Georg von Podiebrad, ich gab Dir Deine Tochter wieder, gebe mich mir selbst zurück, schenke mir die Freiheit, hat doch der unschuldige Jüngling nichts gegen Dich und Dein Land verschul-

det!“ — Soll ich, ein Hunyad, um Gnade bittend vor den Emporkömmling hintreten? mahnte wieder eine andere Stimme in seinem Innern. —

Nein! rief er laut diesen Gedanken Ausdruck gebend, ich will nicht Lohn für eine That der Menschlichkeit empfangen, um welche nicht einmal ich, sondern der Jude Imre das Hauptverdienst hatte —

An der Thüre ward ein leises Klopfen vernehmbar, und der Diener eilte diese zu öffnen. —

Eine hagere alte Mannesgestalt trat, sich mehrmals verneigend, in das Zimmer; dem Aussehen nach durfte dieser Mann nahe den achtziger Jahren sein, das Gesicht war schon anämisch und mager, nur die Augen schienen noch ein Leben zu verkünden, wenn unter den stark gewölbten aber buschigen weißen Augenbraunen hervor ihr stechender Blick einen Gegenstand traf — das imponirende Bild eines alten, dem Grabe nahestehenden Mannes vervollständigend, wallte ein langer weißer Bart bis zur Mitte der schmächtigen Brust herab.

Mathias schien den Eintretenden zu kennen nnd rief ihm zu: Seid willkommen alter Benesch, was bringt ihr für Botschaft?

Vom Gubernator, erwiederte kurz Benesch. Er läßt dem jungen Herrn Gruß entbieten und ersucht ihn morgen in der dritten Vormittagsstunde zu ihm in das Familienzimmer zu kommen.

Ich werde kommen, erklärte Mathias, jetzt sagt mir auch, wie geht es Katharinen?

Sie schläft, der Arzt hatte dies für gut befunden und meinte, daß die Heilung der Hinterhauptwunden nur wenige Tage beanspruchen würde.

Das freut mich, guter Alter, sprach Mathias, nun geht und bringet dem „Herrn Georg“ meinen ehrerbietigsten Gruß. —

Vergebt junger Herr die Freiheit eines alten Dieners, sprach hierauf Benesch in demüthig bittendem Tone, ich möchte an euch einige Fragen richten. —

Fragt zu, erwiederte Mathias milde, ich steh' euch gerne Rede.

Ist es wahr, frug der Alte geheimnißvoll wispernd, und sein hagerer Rücken krümmte sich, daß ein Jude Euch bei der Rettung *Katharinens* behilfig war? Draußen sagten es die Träger der Bahre, ich aber *mochte* es nicht glauben.

Was ist Unglaubliches daran. Es ist wahr, Benesch, kann doch einem Menschen allein die Bändigung eines scheuen Pferdes nicht gelingen, — der Jude aber stärker als ich, konnte mit mir vereint es bewerkstelligen, so wollte es die Fügung Gottes. —

Und ein Jude, sprach bewegt der Greis, war dies Werkzeug göttlicher Fürsehung und setzt sein Leben für das eines fremden Menschen ein; so ist dieses Volk nicht gottverflucht und lasterhaft, wie sie mir damals vor sechzig Jahren sagten, als ich — — o Gott —

Der alte Mann brach in heftiges Weinen aus. —

Der andere Diener war näher getreten Mathias Staunen gewahrend und bemerkte: Der alte Benesch treibt wieder seine Narrenspossen, er ist eben alt und kindisch worden. —

Schweige, junger Laffe, herrschte Benesch ihn an, weißt du nicht, was seit Jahren in meinem Innern brennt und wühlt? Das sind nicht lustige Narrenspossen, sondern die jammervollen Qualen des Verdammten — Alle von „damals" sind in Schimpf und Elend gestorben, nur ich bleibe da auf der schmerzensvollen Folter des Gewissens gespannt — —

O wäre dieser starke Jude mir damals entgegengetreten und hätte mich zertreten wie einen Wurm, bevor ich ihn sah jenen milden Greis mit dem großen Buche, jenes Lamm das vor mir, dem blutdürstigen Tiger stand. — —

Heftiger jammerte der Greis und wankte zur Thüre hinaus — —

Mathias, in der Meinung, der alte Benesch wäre verrückt worden, ward von dieser Szene mächtig erschüttert und befahl dem zurückgebliebenen Diener: Lauft dem Verrückten nach, daß er sich kein Leides anthue. —

Seid ohne Sorge, gnädiger Herr, meinte der Diener, er ist nicht verrückt, es überkömmt ihn nur zeitweilig die Erinnerung an ein Erlebniß vor sechzig Jahren; besonders wenn er einen Juden sieht, dann klagt er sich selbst an und in solchen Zeiten gelang es uns, die Geschichte jenes Ereignisses ihm zu entlocken, eine eigene Geschichte wirklich. —

Ihr macht mich neugierig sie kennen zu lernen, sprach Mathias und forderte den redseligen Diener auf, sie zu erzählen. — — —

Im Jahre 1398, begann der Diener seine Erzählung, waren einige Ritter gegen die Juden erbittert und dangen und beredeten eine Anzahl Männer, mit denen sie die wehrlosen Juden in der Synagoge am Osterfeiertage überfielen, Alle niedermachten und plünderten. Benesch war auch Einer dieser Plünderer und hat sogar, wie wir aus seinen Reden entnahmen einen alten Greis gemordet. Diese Frevelthat blieb ohne Bestrafung, aber Benesch fand in seinem Gewissen keine Ruhe, unaufhörlich folgte ihm das grauenvolle Bild jenes Gemetzels, nicht Kirche und Beichtstuhl vermochten es zu bannen, unstät trieb er sich im Lande herum, dann wurde er Hussit, im Kampfgewühl Aufregung oder Tod suchend. Dieser ward von ihm nicht gefürchtet und seltsam, obwohl alle Genossen jener schändlichen That in den Greueln des Krieges einen unnatürlichen, martervollen Tod fanden, blieb er der Einzige verschont und galt als der Tapferste des Heeres.

Eine Heldenthat verübte er, als des Gubernators Vater, sein Hauptmann im Heere Žižka's, von fünf Kaiserlichen gefangen weggeschleppt wurde, er warf sich ihnen in den Weg, befreite den Hauptmann und nur zwei der Feinde entkamen. Der alte Podiebrad nahm ihn deshalb zu sich, und Herr Georg hat diesen Diener von ihm ererbt. Seit der alte Herr gestorben

ist, ist sein Treiben noch seltsamer worden. Er selbst traut sich nicht in das Ghetto, aber jedes Jahr schickt er hinein fragen, wann die jüdischen Ostern beginnen. Zu dieser Zeit verläßt er das Schloß und treibt sich ohne aller andern Nahrung, als was die Natur ihm beut, in der Wildniß herum.

Herr Georg für das Leben eines so alten Dieners, dem sein Vater das Leben verdankte, besorgt, ließ ihn einst zu jener Zeit in ein Gemach sperren, wohin man ihm die erlesensten Getränke und Speisen brachte; er aber rührte nichts an und bat und beschwor den „Herrn Georg" ihn hinaus zu lassen, hier könne er nichts trinken; wie er den Becher an den Mund setze, käme ein Greis und — — in dem Becher wäre Blut. —

Seitdem läßt man den Alten alle Jahre zu dieser Frist fort und nach acht Tagen kömmt er verwildert und erschöpft heim. — Einst fühlte sich der Schloßvogt von den Launen des alten Benesch gekränkt und beschloß sich zu rächen. Er ließ einen jüdischen Handelsmann in Benesch Zimmer treten unter der Vorgabe etwas einzuhandeln und glaubte ihn damit recht zu kränken. Was zwischen den Beiden darin vorging, weiß Keiner, nur sah man nach geraumer Zeit den Juden jubelnd hinausgehn. in der Hand zwei funkelnde Dukaten, die ihm der Benesch geschenkt hatte, welcher feuchten Auges und mit gesenktem Haupte eine Strecke Weges ihm das Geleit gab.

Mathias wußte genug und gab dem Diener ein Zeichen innezuhalten. Dieser besichtigte nochmals Mathias kleine Kopfwunde und äußerte, daß von derselben nichts als eine leichte Schramme zurückbleiben werde. — Auf einen Wink Corvins verließ dann der Diener das Gemach. —

Mathias aber begab sich zeitiger denn sonst zur Ruhe, die ihm zum Bedürfnisse ward. Wüste Träume hatte diese Nacht ihm gebracht, die Bilder Imres, Katharinens, Benesch, Rokyzanas, tauchten vor der im Traumleben befangenen Seele in merkwürdigem wechselseitigen Rapporte auf und als der Tag graute, erhob er sich früher denn sonst vom Lager, in welchem es ihm diesmahl nicht behaglich ward. Er erwartete mit Ungeduld die zur Audienz im Familienzimmer des Gubernators bestimmte Zeit und pünktlich fand er sich in der dritten Vormittagsstunde dort ein. —

Der Empfang beim Gubernator war ein herzlicher.

Vielen Dank schulde ich Euch, rief ihm Georg gleich beim Eintreten entgegen und drückte ihm die dargebotene Rechte, für die Rettung meiner einzigen Tochter, und ich sinne und sinne, wie ich meine Schuld bei euch wett mache.

Mathias wollte eine jeden Dank ablehnende Antwort geben aber der Gubernator ließ ihn nicht zu Worte kommen.

Mathias Hunyadi, sprach Georg weiter, ich schwanke zwischen der Verpflichtung gegen einen Lebenden und gegen den Todten, der des Vaters und der des Statthalters. — Der Vater kann unmöglich dem Retter seines Kindes noch ferner die Freiheit vorenthalten, und der Landesverweser darf den Eid nicht brechen, der ihn an Ladislaus verpflichtete, Euch frei-

willig nie der Gefangenschaft zu entlassen! Da steht ihr nun vor mir mit so trotziger Miene, als wollet ihr sprechen „Nicht wahr, Du bist nun mein Schuldner und kannst die Schuld nicht abtragen!“ Ist es nicht so, stolzer Jüngling? —

Mathias blickte schweigend zur Erde, der Gubernator mochte so ziemlich seine Gedanken errathen haben. Nach einer kleinen Pause fuhr dieser fort:

Aber ich habe doch den Ausweg gefunden, der ohne Pflichtverletzung mich aus diesem Dilemma führt. — Nur gezwungen, darf ich dich der Freiheit wiedergeben. — Was meinst du, wenn die Ungarn dich von mir zum Könige erbäten, ja mich zwängen, Ihnen den zum Monarchen gewählten Mathias Corvin auszuliefern? Und wenn ich, der mächtige Gubernator Böhmens dies bewerkstellige und meinen jungen Freund zum Könige Ungarns wählen ließe — würdest Du alsdann noch trotzig und stolz vor mir stehn, junger Hunyad? —

Welche Gefühle Mathias, bei diesen Worten Podiebrads in seinem Innern bestürmten, kann man sich kaum vorstellen, diese Worte wirkten wahrhaft überraschend. — Es kam ihm vor, als würde er urplötzlich, an der Hand Georgs aus einem finstern Kerker tretend in einen Pallast zu einem herrlich schimmernden Throne gelangen, die für ihn so grauenvolle Vergangenheit schien geschieden hinter ihm zu liegen, und der vor ihm stehende Podiebrad sei es, der ihn einer bessern schönern Zukunft entgegenführe. — In seinem Herzen kämpfte es, während der Gubernator fragend auf ihn schaute, einen schweren Kampf — und sein widerstrebender Stolz unterlag. —

O! Herr, rief er auf die Knie stürzend, Ihr vergeltet tausendfach das Geringe, was ich gethan. — — Gerne lege ich in die Hände, unter den Schutz des weisen gerechten Podiebrad, mein Geschick, meine Zukunft. — Befehlet über mein Leben!

Stehe auf, mein junger Freund, sprach Georg in sanftem Tone und umarmte den Jüngling, diese Stunde hat mir wieder einen Sohn zum Ersatze gegeben für den verlorenen Ladislaus und will's Gott wird auch dich die Königskrone schmücken. Jetzt komme mit mir hinein, meine Tochter hat schon nach dir gefragt, und auch die Mutter Johanna will dir danken. —

Sträube dich nicht und folge mir.

Mathias wurzelte an der Stelle wie betäubt, das Versprechen des Gubernators, der auch der Mann war, sein Wort halten zu können, übertraf seine kühnsten Erwartungen. — Im selben Momente fiel ihm Imre ein, der jüdische Bachur, dem er gestern unter Anderm den Auftrag ertheilt hatte, seiner Mutter zu berichten, daß von Podiebrad eine freiwillige Entlassüng nicht zu gewärtigen sei; und heute war Podiebrad sogar bereit, ihm

die Bahn zur Königskrone zu ebnen! Welcher Umschwung der Verhältniße! heute bedurfte er auch der Sendung Imres nicht mehr, der so bescheiden, ohne einen Dank abzuwarten, sich von der Burg entfernt hatte, und Mathias allein all' den Lohn für die glückliche Rettung Katharinens ernten ließ. — Imre erschien in seinen Augen, gleich dem Joseph der Bibel, ein Werkzeug göttlicher Vorsehung, der auch ihm, wie dieser dem ägyptischen Mundschenke ein Sendbote des Glückes, der Bringer einer schöneren Zukunft war. — Durfte er sich gleich dem pharaonischen Diener undankbar beweisen? —

Unter diesen Gedanken war er dem Gubernator willenlos in das anstoßende Zimmer gefolgt. —

Vor einem Bette, das von in der Höhe befestigten Vorhängen umhüllt war, saß Georgs Gemahlin, Johanna von Rozmital, eine schon in den Vierzigen stehende Matrone. Als sie hinter dem eintretenden Manne Corvin gewahrte, eilte sie rasch auf ihn zu und duldete es nicht, daß er, die Knie beugend, ihr die Hände küßte, sondern drückte ihre Lippen an seine Stirne und führte ihn dem Bette näher, rufend: Katharina, da ist unser Mathias!

Alsbald öffneten sich die Vorhänge des Bettes, und es kam erst eine niedlich kleine Hand zum Vorscheine, dann das vollendet schöne Antlitz eines blonden Mädchens, welches, in der Phase zwischen Kind und Jungfrau stehend, die kindlich reinen Gesichtszüge des erstern mit dem sinnig verschämten Blicke der Jungfrau vereinte. Mathias hatte das kleine Sammthändchen gefaßt, drückte es sanft und presste es an seine Lippen, glühend flammte sein Blick und verkündete der verschämt erröthenden Katharina, daß er aufs Neue bereit wäre, sein Leben für das ihre einzusetzen. — Während Johannas Mund von Dankesbetheuerungen überfloß, vermochte Katharina nur die wenigen Worte zu sprechen: Edler Mathias, es drängte mich, Euch mündlich den Dank eines Mädchens auszusprechen, welches Euch ihr Leben verdankt. — Ich werde Euerer Niemals vergessen! —

Der Blick ihrer schönen blauen Augen blieb innig auf Mathias haften, der verlegen erröthend, erwiederte:

Mein Leben, ich gäbe es willig hin, um euern Eltern ein so holdes Kind zu erhalten. Der Dank, den mir euere Lippen gespendet, lohnt reichlich eine Pflicht, welche jeder Christ — hier stockte Mathias verlegen — gegen seinen Nebenmenschen, wenn dieser in Gefahr ist, ausüben soll . . . Der Gubernator war näher getreten und klopfte dem Sprechenden leise auf die Achsel.

Mathias, bemerkte er, setzt euch . . . Ihr seid mir noch die Schilderung der vollzogenen Rettung schuldig geblieben. — Ihr sagtet gestern, ein Jude wäre dabei betheiligt gewesen, ich ließ nach ihm spähen, Niemand konnte über ihn Auskunft ertheilen, nur die Träger der Bahre sprachen

von einem jungen Juden, der in Gemeinschaft mit Euch Katharina getragen haben soll.

Katharina hatte sich bei diesen Worten aus dem Bette vorgebeugt und die Hand der aufmerksam horchenden Johanna fassend rief sie: Mutter ich entsinne mich — Als ich unten wie aus einem schweren Traume erwachte, traf mein erster Blick einen jungen Mann mit engelsmildem Antlitz, dessen Augen theilnahmsvoll auf mich gerichtet waren, ach sein Blick war so sanft und gut — als ich dann zur Treppe hinaufgetragen ward und nochmals hinschaute nach jener Seite wo er gestanden, war er nicht mehr zu sehen.

Merkwürdig ist es nur, meinte der Gubernator, wie ihr mit dem Juden zusammengekommen sein möget, Mathias — und daß dieser auch den Muth besaß, das scheue Thier aufzuhalten — ein Jude! — wie seltsam! —

Es ist so Herr Georg, entgegnete Corvin, und wundert euch nicht, daß Juden der Regungen edler Gefühle fähig sind. In der Beurtheilung dieser Menschen herrscht ein Vorurtheil, wie es zwischen Nationen, zum Beispiele Deutsche und Böhmen, zu bestehen pflegt, nur tritt es den unterdrückten Juden gegenüber schärfer und gehässiger hervor. — Ihr wundert euch, daß ich in diesem Sinne die von aller Welt Angegriffenen und Beschimpften in Schutz nehme, aber mein gottseliger Vater hat es mich nicht anders gelehrt. Auch mein Vater verdankte einem Juden das Leben und hatte seither eine Achtung vor dem Charakter und Edelsinn dieses Juden bewahrt, daß er ihn höher denn manchen Christen schätzte, und wunderbar fügt es sich daß der würdige Sohn dieses Braven auch der Retter Euerer Tochter ward. — Erstaunen spiegelte sich auf den Mienen aller Anwesenden. —

Ich muß Euch nun erklären, auf welche Weise ich die Bekanntschaft des jungen Joseph Imre, so heißt dieser Jude, machte.

Mathias erzählte nun in Kürze sein dem Leser schon bekanntes Zusammentreffen mit Imre, für den er schon als Sohn des ihm bekannten Isak Imre die wärmste Zuneigung empfand, er verhehlte auch nicht das Verhältniß Imres zur Rabbinerstochter und die hiedurch veranlaßte Entfernung. Ich habe, schloß Mathias, nachdem ich mein ferneres Geschick freiwillig euerer Leitung übergeben kein Hehl mehr vor Euch Herr Gubernator und deshalb gestehe ich, daß ich auch dem jungen Juden unter strengster Geheimhaltung einen mündlichen Auftrag an meine Mutter übergeben habe, in welchem ich wahnbefangen, Euch als einen, streng dem überkommenen Befehle huldigenden Mann schilderte aus dessen Gewalt kein Entrinnen möglich sei. Wie übereilt habe ich da gehandelt, und wie glänzend habt ihr meinen unbesonnenen Auftrag Lügen gestraft!

Der Gubernator, welcher gleich den Andern aufmerksam der Erzählung Corvins gehorcht hatte, wurde bei dem Letztgehörten sehr ernst. Eine Pause

war eingetreten, während welcher der Gubernator im Zimmer nachdenklich auf und abschritt. Dann wandte er sich an Mathias, sprechend: Ihr nennt das rechte Wort, unbesonnen habt ihr gehandelt, denn wenn euer Bote sich bald seines Auftrages bei euerer Mutter entledigt, so sind alle meine gütlichen Bemühungen auf Euch die Königswahl zu lenken fruchtlos, dann ist mein Einfluß auf die Gegenparthei vollständig gescheitert; doch vielleicht wird euere Mutter dem Abgesandten keinen Glauben schenken?

Sie wird dem Sohne des alten Isak glauben, sagte Mathias mit gedrückter Stimme und schuldbewußt gesenkten Augen, außerdem habe ich ihm zur Beglaubigung den bei mir verborgen gebliebenen Dolch meines seligen Vaters mitgegeben.

Georg fixirte bei diesen Worten Mathias scharf, er las erst jetzt in des Jünglings Mienen, daß dieser, so wie er heute offen alles erzählte, früher argwöhnisch und mißtrauend gegen ihn gewesen sei und dies verdroß ihn. — —

Glaubt Ihr, fragte er Mathias streng, daß dieser Jude schon von Prag gezogen ist?

Ich weiß es nicht, meinte Mathias kleinlaut.

Dann gilt es dem vorzubeugen, sagte Georg in scharfem Tone.

Er zog die Glocke, und eine Minute später trat der alte Benesch ein. Lasse augenblicklich zwei Mann der Schloßwache heraufkommen, befahl er diesem.

Dem Befehle ward in größter Schnelligkeit gehorcht, und in kürzester Zeit standen zwei stämmige böhmische Krieger ehrerbietig vor ihrem Gebieter.

Eilt, sprach dieser, sogleich in das Judenviertel und forschet nach dem ungarischen Juden Joseph Imre, durchsuchet seine Wohnung, ob er einen Dolch oder Schriften besitzt, die ihr mir sämmtlich bringen sollt und schaffet schleunigst den Juden selbst, hieher auf's Schloß, — sobald er anlangt, verständigt mich davon.

Vergebt, sprach Mathias und sein Gesicht glühte vor innerer Aufregung, vergeßt nicht, Herr Gubernator, daß der Jude Imre mein Freund ist und mit mir der Retter euerer Tochter war. — Der Gubernator zuckte mit den Achseln als wollte er andeuten, daß er es nicht ändern könne, doch wandte er sich schnell zu den beiden Männern: Sorget, daß dem jungen Juden kein Leides geschehe, auch Niemandem der übrigen Juden ein Haar gekrümmt werde, rief er den auf seinen Wink Fortgehenden nach. Hierauf sprach er in milderem Tone zu Mathias:

Mein junger Freund, ich konnte nicht anders, folge mir, ich will dir die Berichte aus Ungarn vorlegen und die Schritte erklären, welche ich in deiner Angelegenheit thun werde; du wirst daraus ersehen, wie nothwendig eine kluge Neutralität dir geboten ist, damit Andere mit besserem Erfolge für dich handeln können.

Ich werde deinen Freund, dem ich immerhin für seinen Muth und seine Aufopferung dankbar sein will, kennen lernen und ihn prüfen, ob er deines Vertrauens würdig war. — Jetzt müssen wir uns ohne Zeugen sprechen, darum komme ins erste Zimmer. —

Der Gubernator wollte das Gemach verlassen, als Katharina rief: Bist du böse Väterchen, daß du mich ohne Kuß verlassest . . . Der zärtliche Vater eilte auf diese Mahnung zum Bette und willfahrte ihr. Ich bitte, sprach die kleine Schmeichlerin, schicke dann den guten Mathias wieder herein, er soll mir noch mehr von seinem Freunde und dessen Liebe erzählen, und sie klatschte dabei freudig in die Hände. — Es soll geschehn, sprach lächelnd der Vater und blickte bedeutsam auf seine Gemahlin, die in stiller Freude bald Mathias, bald Katharinen betrachtete.

Die Eltern waren seit gestern im Einverständniße, daß dereinst die Beiden ein Paar bilden sollen und die Zuneigung der jungen Leute freute sie deshalb. Mathias aber folgte, gespannt auf die Kunde aus dem fernen Heimathlande und die Berichte seines väterlichen Freundes Georg, diesem in das Arbeitszimmer.

VI.

Ein Schreckschuß im Ghetto.

Imre hatte sogleich, nachdem Katharina unter ärztlicher Pflege in das Schloß gebracht wurde, sich auf den Rückweg begeben; ihm genügte das Bewußtsein, ein Menschenleben gerettet zu haben, und er wollte nicht erst einen Dank abwarten, der ihm gegenüber in Geld oder Geschenken geleistet worden wäre, womit man sich mit dem Juden abgefunden geglaubt hätte. Wäre aber in diesem Augenblicke Jemand vor unseren Bachur hingetreten und hätte ihm Tonnen Goldes als Bezahlung für die Rettung Katharinens angeboten, er hätte sie zurückgewiesen. —

Heute habe ich, dachte er, gezeigt, daß ein Jude auch Muth besitzt, daß er auch sein Leben für den Nebenmenschen zu opfern bereit ist, ich habe dadurch „Mekadesch haschem“ [1]) gewesen, und Keiner in der Welt kann mir dieses bezahlen. — — — —

Wie aber, wenn meine Kraft versagt hätte, und das scheue, wüthig starke Thier uns Alle in die Felsschlucht hinabgeschleudert hätte?

Großer Gott! rief er und streckte beide Hände gegen den Himmel „Mees Haschomajim hoissoh soos hi nifloos beenenu“ [2]) In diesem Augenblicke hing meine Zukunft, mein Leben, und — meine Liebe in der Hand des Allmächtigen, in welcher der „Odem alles Lebenden“ ist.

---

[1]) Den Namen unseres Gottes verherrlicht. [2]) Vom Himmel war dies bestimmt wundervoll ist es in unsern Augen. (Psalmen.)

Jetzt stand er stille in feierlicher Andacht, seine Lippen regten sich nicht und doch betete er. Die Seele konnte das Lob und den Dank für ihren Schöpfer nur denken, empfinden, aber nicht aussprechen, das Herz wallte höher und in solchen erhabenen Momenten versagt die Sprache; es ist eine Verzückung, die der Mund nicht wiederzugeben weiß. —

Und als dieser Tribut seinem Schöpfer dargebracht war, eilte er mit schnellem elastischem Schritte der Ueberfahrt und seiner Wohnung zu.

Heute noch wollte er sich reisebereit stellen, obwohl seine eigentliche Abreise erst übermorgen stattfinden konnte, denn er hatte noch heute Nacht und am morgigen Tage die „Jahrzeit" seiner Mutter zu feiern, für ihn ein Tag der Trauer und beschaulicher Rast.

Jahrzeit ist die stille Feier der Erinnerung an ein durch den Tod entrissenes Familienglied, da ruft der gläubige und selbst der ungläubige Jude in sein Gedächtniß das Wirken und Leben des Verstorbenen, und ein neuer Jahresring bildet sich an der Trauerweide, die er in geistigem Sinne seinem Angedenken gepflanzt hat. — —

Daß besonders der Jude mit Pietät diesen Gedenktag begeht, dessen Feier ihm weder durch schriftliches noch durch mündliches Gesetz geboten wurde, liegt in dem Grundzuge, der in dem Familienleben des Israeliten vorherrscht und in den ethischen Anschauungen desselben wurzelt. —

Der Gott Israels, der in dem Namen der „Väter" sich den Patriarchen offenbarte, hat in seiner erhabenen Lehre das Gebot kindlicher Ehrfurcht verkündigt und seitdem betet der Israelit zu dem Gott der „Väter und Ahnmütter" und segnet mit dem Angedenken an diese sein Kind, er wünscht diesem, wenn es hinauszieht aus dem Vatershause, daß ihm das „Sechüs [1]) seiner Ahnen" beistehe und wird es aus Gefahren errettet, so dankt dieses Kind Gott und dem „Sechus" — das ihm beigestanden.

Eine ostensive Feier gibt es an diesem Tage nicht in der Synagoge; der Jahrzeiter pflegt nur vorzubeten und verherrlicht in dem „Kaddisch" [2]) den allgütigen und allmächtigen Hüter Israels. — Von der Synagoge heimgekehrt, beginnt die wahre Feier, die Herzenstrauer daheim; jeden Gedanken an irdische Lust bannend, zündet er das „Neschomalicht" [3]) an, welches fortbrennt bis Jahrzeit und Licht erloschen ist. —

Die alten Weisen haben allegorisch die Seele und die Lehre dem Lichte verglichen. Wie sinnreich und zutreffend! Die „Seele" empfängt von der „Lehre" die Gluth, und jene beleuchtet diese. Was wäre die „Lehre" ohne die „feuerige" Begeisterung der „Seele" und wohin geräthe Letztere, wenn die „Lehre" nicht die „Feuersäule" in der Wanderung im Leben bilden würde. —

— — — — — — — — — —

[1]) Verdienst. [2]) Seelengebet. [3]) Seelenlicht.

Imre war aus der Altneusynagoge nach Hause gegangen. Auf dem Wege überkam ihn das Gefühl unbeschreiblicher Wehmuth, er fühlte sich heute verwaister denn je — was in der Welt kann uns eine Mutter ersetzen!

Noch heute, seit vierzehn Jahren konnte er sich ihrer geliebten Züge erinnern, er sah sie vor sich wie damals, als sie von dem Krankenbette sich erhoben hatte und ihren zehnjährigen Knaben küßte, dann wieder hüstelnd auf das Lager zurückfiel. — Wie manches scheinbar Unbedeutende bleibt aus der Jugendzeit so unvergeßlich und vibrirt noch in spätesten Zeiten, gleich der Aeolsharfe in sanftem Nachhalle, wenn der Hauch der Erinnerung darüber gleitet. —

Der zehnjährige Knabe Imre weinte und wurde entfernt, und als er Abend wieder in das Zimmer durfte, sah er den Vater blaß und abgehärmt neben den andern Männern um den Tisch sitzen und in den Büchern lesen. In der Ecke dort war eine Umzäunung aus weißen Linnen gebildet, und aus derselben flammte es feenhaft und unheimlich. —

Neugierig schlich er unbemerkt unter die Umgürtung, und da lag sein Mütterchen in so tiefem Schlafe; ein Lämpchen zu ihrem Haupte, das einen gar seltsamen Schein verbreitete, ließ den starren aber friedlichen Ausdruck ihrer Gesichtszüge schärfer hervortreten, und doch erschrack er mächtig da er das Händchen auf ihre Stirne legte, die war so kalt — eisig kalt, daß aus seiner gepreßten Brust ein Schrei sich losrang — — dann kam der Vater herbeigestürzt und nahm ihn auf die Arme, ach eine heiße Zähre rollte aus des Mannes Auge auf das bleiche Gesicht seines Sohnes. —

Er war dem Vater allein geblieben, sein Liebling, seine Hoffnung — in einigen Wochen hoffte er ihn wiederzusehn; nicht als Rabbi kam er zurück — des Vaters Hoffnung ward nicht erfüllt, denn sein Lehrer hieß ihn scheiden, er wußte es wohl weshalb — weil er seine Tochter liebte und ob seiner Anschauungen dem Vater verhaßt war; die Liebe zu Hanna konnte er nicht aus seinem Herzen reißen das fühlte er wohl, aber die Ansichten des Rabbi, warum vermochte er nicht selbe aufzunehmen, hatte der alte Mann etwa Unrecht? Nein — antwortete es in ihm.

Welcher G o i hat sich heute um den J u d e n gekümmert, der die Tochter des ersten Mannes in Böhmen gerettet, wie verächtlich haben ihn selbst die gemeinsten Diener im Schloße angesehen, als ob seine Berührung den Leib der Bewußtlosen entweiht hätte. —

Darin konnte er seinem Meister nicht Unrecht geben — aber er entschuldigte den Haß des Goi. — —

Hörte und sah es dieser jemals anders von seinen Eltern, seinen Lehrern, ja selbst von seinen Priestern? —

Wegen einiger Glaubenssätze hatten dieselben Gojim erst vor wenigen Jahren einander bis aufs Blut verfolgt — und gegen den Juden sollten sie liebreicher sein? — —

Es thut noth, daß Einer aus unserer Mitte ihnen entgegenträte: Seht, ich bin ein Jude, und fühle und denke ein menschlich Fühlen und Denken gleich dem Euern — Euere Eltern sprachen wahnbefangen, euere Lehrer lehrten falsch und euere Priester — haßen uns. — Gelänge es durch Wort und That dieses zur Geltung und Ueberzeugung zu bringen, so wäre ein geistiges Erlösungswerk im Sinne jenes Propheten vollbracht, welcher sprach: „Ist nicht ein Vater über uns Allen, hat nicht Ein Gott uns geschaffen? Warum streitet Bruder gegen Bruder?" —

Diese Idee, das erhabene Idol eines begeisterten Gemüthes, für das er sein Herzblut hingegeben hätte, vermochte er nicht zu opfern. — Lieber fort in die Heimath! In der Stille, im kleinen Kreise dafür wirken, nicht als Rabbi, aber als Jude, mit dem Glauben an eine dereinstige Erlösung der Menschheit im Innern! —

Und Hanna, die ihn so rein und unschuldig liebte; er wollte starken Gemüthes ihr entsagen, sie bitten an ihn zu vergessen, da ihre Pfade von nun an schieden. — —

Unter diesen Gedanken hatte Imre die Wohnung und sein Gemach erreicht, aus einer Nische holte er eine Wachskerze, schrieb auf einen schmalen Papierstreifen in zierlicher Quadratschrift den Namen seiner verewigten Mutter, wickelte ihn um das untere Ende der Wachskerze und zündete diese an. — Ein anderes Licht — das Jahrzeitlicht darf man nicht benützen — hatte er auf den Tisch gestellt, zu welchem er sich setzte und in dem Mischnajoth zu lernen begann. —

So brachte er den größern Theil der Nacht zu, erst nach Mitternacht der Ruhe pflegend. —

Zeitig des Morgens erwachte er und ging zur Morgenandacht. Nach derselben nahm er keinen Imbiß zu sich, er fastete heute, wie es zur Jahrzeit Sitte ist.

Durch das geöffnete Fenster ward das trauliche Rauschen der Fliederbäume des Beth Chaims vernehmbar und gemahnte ihn an das Grab der Mutter, das er heute besucht haben würde, wäre er daheim gewesen. —

Ich will auf das Beth Chaim gehen, sprach er leise vor sich hin, es liegen auch Mütter unten, die früh ihren Kindern durch den Tod entrißen wurden, es liegt ja die selige Rebezin, Hannas Mutter, auch dort. —

Die Trauer hat auch ihren geheimnißvollen Reiz, und gerne versenkt sich das menschliche Gemüth, während solcher Stunden in die Gedanken des Todes und der Verwesung des Leibes, um erhebenden Trost in der Erinnerung an ein Jenseits zu gewinnen. —

Imre folgte diesem Zuge, er ging hinunter, öffnete die Pforte und schritt hinaus auf die Gräberstätte.

Wie still war es dort, so recht wohlthuend für ein trauerndes mit der Welt unzufriedenes Gemüth . . . .

Alle die Schläfer unter seinen Füßen hatten auf der großen Wahlstätte des Lebens gekämpft, gerungen und gelitten, bis ein höheres Geschick sie abrief und friedlich in der Mutter Erde Schooß bettete . . . .

Gleicht der Mensch nicht der Lerche, die in der Ackerfurche mühselig nistet, von dem Staube der Erde befleckt wird, bis sie sich erhebt und in den weiten Himmelsraum fliegt — empor zum schöneren Morgenroth! —

Gelobt seist Du gerechter Richter, so schloß Imre jenes Gebet, das der gläubige Jude beim Eintritte in den Friedhof sprechen soll und zog sinnend weiter, bis er an eine Grabsteingruppe gelangte, die gegen die andern, ohne Symmetrie und vereinzelt stehenden Denkmäler schon deshalb abstach, weil eine absichtliche Aneinanderreihung nicht zu verkennen war. — Imre kannte diese Gräber wohl, das waren jene stummen und doch so beredten Zeugen, an welche der Rabbi, gegen seinen Vortrag, den er an der Tafel gehalten, apellirt hatte.

Da lag unter den mächtigen viereckigen Steinen der Vater des Rabbi Pinchas, Rabbi Jonathan und der damalige Roschhakohol; unter den kleinern angereihten Steinen die andern Opfer jenes unglückseligen Passahtages. — —

Hat wirklich, frug sich Imre bei diesem Anblicke, ihr Schma Jisroel, ihr letzter Todeskampf keine Wirkung auf ihre Mörder gemacht, konnten diese sich weiden an ihrer grausigen Missethat, wie mein Rabbi meinte? —

Nein, tönte es als Antwort in seinem Innern, der Mensch hat nicht die Natur des Wolfes und der Hyäne; in dem niedrigsten Auswurfe dieses wüthenden Pöbels, mußte nach den Stunden der Wuth die nagende Reue, das anklagende Gewissen laut geworden sein — ein wildes reißendes Thier ist noch kein Mensch geworden. — Wer weiß, ob dieses Gewissen nicht so manchen Kain unter ihnen, der seinen Bruder erschlagen, unstät und flüchtig, ohne innere und äußere Ruhe in die Welt hinausstieß. —

Mein Rabbi hieß mich die Mazewes;[1]) die kalten Steine lesen — ich aber lese in dem fühlenden menschlichen Herzen. —

Eine silberklare Stimme rief seinen Namen und weckte ihn aus seinem Nachdenken; sie tönte von der Höhe. Er blickte aufwärts. Aus einem Fenster blickten zwei wohlbekannte Frauengestalten auf ihn nieder — die alte Magd Zipora und Hanna — — letztere war es, die ihn beim Namen gerufen. —

Guten Morgen! rief er ihr zu. Nur dieser und der nächste Tag verleiht mir einen guten Morgen in deiner Nähe, Hanna, dann wird es

[1]) Grabsteine.

Nacht in meinem Herzen, weil darin die Hoffnung auf deinen Besitz erlöschen muß. —

Warum, Geliebter, entgegnete Hanna, und leichte Blässe überflog ihr Antlitz, gibst du diese Hoffnung auf, haben wir uns nicht Treue angelobt? — und eher ist noch meines Vaters starrer Sinn zu ändern, als daß je meine Neigung zu dir wankend würde — Heute noch, will ich mich zu den Füßen meines Vaters werfen, will zum letztenmale meine Bitten an ihn wenden, will —

Ein die Aufmerksamkeit der Frauen ablenkender Vorgang ließ die Beiden im Zimmer sich von dem Fenster zurückziehen —

Der horchende Imre blieb noch eine kleine Weile unten stehn, bis Hanna wieder an dem Fenster erschien. Ihr ganzes Wesen schien unter ungemein heftiger Aufregung zu zittern, eine fieberhafte Anspannung aller Gefühlsnerven erschütterte sie. —

Imre! — Krieger — man sucht dich — rief sie stoßweise mit angstgepreßter Stimme. — —

Dieser war einen Augenblick ganz erstaunt, er wollte hinaufeilen in die Rabinerswohnung und lief dem Ausgange des Beth Chajims zu. — Als er die Thüre geöffnet, sah er kleinere Gruppen Menschen vor derselben stehen, welche, als sie ihn erblickten, ein „da ist er, da ist Imre“ riefen und auf den betroffen vor ihnen Stehenden zueilten. —

Wir wollen dem Leser erzählen, was während der Zeit, in welcher Imre auf dem Friedhofe weilte, außerhalb desselben im Ghetto vorging.

Unser alter Bekannte Salme Klineberg, stand beim Ghettothore neben seinem guten Freunde dem Meschores und erging sich, der redseligen Zunge die Zügel schießen lassend, in allerhand Biographien und Charakterskizzen einzelner Ghettobewohner, aber nicht immer, wie es gewöhnlich bei Biographien zu sein pflegt, von der „guten Seite“ schildernd. —

Was ich euch sagen muß, Feiwel, redete er diesen an, mit Roschhakohols Meier geht etwas vor, der Alte will doch den Powel [1]) los werden und läßt ihn antragen — meint ihr wem? — des Rebbes Tochter Hanna, der schönsten Maad der Kehille.

Muß solch ein Schofel so großes Masel haben, meinte Feiwel, unwillig mit der Hellebarde auf die Erde schlagend.

Nun er hat das Masel noch nit, warf Salme dazwischen ein, ihr wißt daß ich eine gute Rieh [2]) und Schmieh [3]) hab' und so hab' ich richtig herausgetippelt, was für Larmes beim Rebbe vorgefallen sein. — Der Rebbe wär für den Schidduch, nur die Tochter will durchaus nit, nit allein, weil Meier so eine miße Brie [4]) ist, sondern auch weil ihr ein ganz anderer und ich muß sagen, schöner und braver Mensch gefällt. —

---

[1]) schlechte Waare. [2]) Gesicht. [3]) Gehör. [4]) häßliches Geschöpf.

He was sagt ihr, was ich für ein Chochem bin, wie ich das herausgebracht hab' „Venowi lewaw chochmoh“ [1]).

Wenn Salme zu Leuten von dem Kaliber Feiwels kam, liebte er es mit aufgeschnappten Bibelcitaten um sich zu werfen, um dadurch zu imponiren. — Diesmal hatte er gedachten Zweck nicht erreicht, Feiwel brannte vor Neugier den Namen jenes Glücklichen zu kennen, und ward durch dieses davon abschweifende Selbstlob und Citat Salmes ärgerlich. —

Was wollt' ihr damit sagen, brummte er, in dem Posek [2]) steckt doch der schöne brave Mann nicht, den Hanna will.

Nu Feiwel, ich hab' dir nur sagen wollen, daß ich mekoach sechel [3]) rathe, wer es ist — — — aber halt, was ist das, rief plötzlich Salme, schob das Barret in die Höhe und legte eine Hand flach vor die Stirne, um das weitausspähende Auge vor den Sonnenstrahlen zu schützen. — Der Meschores, hiedurch aufmerksam geworden, lehnte eine Leiter an die Mauer und kletterte hinauf, um besser jenes merkwürdige Object zu erspähen, dessen Anblick einen Salme zum Schweigen bringen konnte.

Immer näher schritten zwei Männer dem Ghetto zu, in den Sonnenstrahlen funkelten ihre Picken, hinter ihnen sah man noch einen baumstarken Menschen, ein mächtiges Ruder quer über die Achsel tragend. Als die Umrisse der Nahenden ihren Augen kennbarer wurden, rief Salme seinem Freunde zu:

Feiwel, das ist nit umsonst, wie kommen die Balmilchomes [4]) zu uns und noch dazu Jossel Schiffer hinter sie, das muß was bedeuten. — Ich werde Lärm schlagen, und es drin melden. —

Spornstreichs lief Salme fort, den Freund Feiwel, der inzwischen von der Leiter herabstieg und mit der Hellebarde in respectvoller Position sich aufstellte, allein auf seinem Posten lassend. —

Salme that wirklich alles Mögliche, um Allarm zu schlagen, die Zahl der gemeldeten Bewaffneten war, weil Salme sie nicht bestimmt angab, lavinenartig angewachsen und Legion geworden; Neugierige in großer Menge umstanden die Altneuschule, und einzelne Fleischhauergesellen mit geschliffenen Äxten unter der blutigen Schürze, hatten sich bei dem gegenüber befindlichen Friedhofe postirt. —

Man war freudig enttäuscht als blos zwei bewaffnete Söldner in Begleitung des jüdischen Fährmanns, den sie als Wegweiser mitgenommen, sichtbar wurden.

Mosche der Roschhakohol ging diesen muthig entgegen, durch die Gegenwart des starken Jossel Schiffer sichtlich beruhigter. — Was wünschen die Herren? frug er, leicht das Barret lüftend.

---

[1]) Das kluge Herz ist ein Prophet. [2]) Sprache. [3]) Mit Hilfe der Vernunft. [4]) Soldaten.

Wir kommen im Auftrage des Gubernators, sagte Einer hervortretend, und sollen schleunigst den ungarischen Juden Joseph Imre in Gewahr nehmen.

Der Roschhakohol schaute etwas verdutzt drein; „was hat Imre verbrochen, daß man ihn gefangen nimmt?“ frug er sich, und sein Staunen verwandelte sich in Neugierde.

Wir haben auch den strengen Auftrag, nahm der Söldner das Wort als er sah, daß der Roschhakohol eine Weile sprachlos blieb, die Wohnung des Imre durchzusuchen und Verdächtiges mitzunehmen und es bleibt uns keine Zeit zu warten.

Der Sohn des Roschhakohols, Meier hatte sich inzwischen durch die Menge wie ein Aal durchgewunden und rief mit schwacher piepender Stimme: Ich weiß — wo Imre wohnt und werde die Herren führen. — Den zornig funkelnden Blick des Vaters, der ihn jetzt traf, wenig beachtend, stellte er sich den Bewaffneten voran und führte sie zu dem Rabbinershause. — Jossel Schiffer aber schrie so laut, daß es der Roschhakohol hören konnte: Halt's mich zurück Leut, daß ich nit dem Mosserer [1]) einen Schlag mit mein Ruder geb', daß er liegen bleibt, wie ein Hund. Meinetwegen hätten sie den ganzen Tag nach Imre suchen gekönnt, und man hätt' ihn inzwischen mazil [2]) gewesen, wenn der Schofel [3]) Meier nicht gekommen wäre.

Es verbreitete sich ein Gemurmel des Unwillens über Meiers Benehmen unter dem Volke, und der Roschhakohol hielt es für angezeigt, um seiner Würde nichts zu vergeben, nach Hause zu gehn, innerlich tief betrübt über die Charakterlosigkeit seines Sohnes.

Meier, ein Ausbund raffinirter Bosheit, schwelgte in Wonne, wenn ihm Gelegenheit zur Ausübung derselben gegeben wurde, und heute, wo der rechtschaffene Imre — der im Ghetto ebenso beliebt als Meier verhaßt war, und gegen den Letzterer schon deshalb Haß empfand, — wie es schien in die Tfise [4]) geführt werden sollte, war er freudig bereit, den Soldaten in Aufsuchung des Opfers behilflich zu sein. — —

Wir sehen wie Recht Hanna hatte, als sie sagte, daß Meier auch nicht der Ärmsten des Ghettos würdig sei. —

Wider Erwarten traf man Imre nicht in der Wohnung, der Rabbi ward geholt, und wir müßen gestehen, daß er sehr erschrack, als er vernahm, Imre solle weggeführt werden; er bot den Kriegern ein bedeutendes Geldgeschenk an mit der Bitte Imre schonend zu behandeln, doch diese verweigerten die Annahme. Sie beschloßen in Imres Wohnung, bis zu dessen Heimkunft zu warten und begannen unterdeß mit der Durchsuchung des Zimmers. — Meier ging noch nicht, sondern hatte sich ungenirt auf einen Sessel gesetzt, den Verlauf der Durchsuchung neugierig verfolgend. Der

[1]) Denunzianten. [2]) gerettet. [3]) Bösewicht. [4]) Gefängniß.

Rabbi eilte bestürzt zu Hanna in das Zimmer, setzte sie von dem Vorfalle in Kenntniß, und sie theilte es auf der berichteten Weise, vom Fenster aus, Imre mit.

Als dieser aus dem Beth Chaim heraustrat und die Rufe der Umstehenden vernahm, welche erstaunt waren, ihn hier zu finden, stand er einige Augenblicke betroffen. — Jossel Schiffer und Salme eilten auf ihn zu und riefen: Lemaan Haschem [1]) geht plete [2]), versteckt euch, wir werden schon sorgen, daß euch die Balmilchomes nicht finden.

Es wirbelte in Imres Kopfe, und fahle Blässe überflog sein Antlitz; nach einer Pause sprach er gefaßt und mit leiser, bewegter Stimme: Beruhigt euch Freunde, ich bin mich keiner Schuld bewußt, es wird ein Mißverständniß sein, das sich bald aufklären wird. —

Halt Imre, rief Salme, mir ist eingefallen, es wird vielleicht eine Messire [3]) sein von dem schickrn Orel, den ihr vor einem Chodesch [4]) niedergeschlagen habt, der Rebbe hat sich immer gefürchtet —

Nein, guter Salme, unterbrach ihn Imre kopfschüttelnd, ich bin gewiß, daß meine Verhaftung nur auf einem Irrthume beruhet; ich gehe ruhig hinauf.

Festen Schrittes ging er in das Haus, und seine Wohnung erreichend, sah er gleich beim Eintritte Meier, der aus einer Schublade des Tisches einen Dolch herausgezogen und lange, das auf goldenem Knaufe befindliche Wappen, einen Raben, der in seinem Schnabel einen goldenen Ring trug, betrachtet hatte. —

Da ist er, sprach Meier aufblickend und auf den Eintretenden deutend zu den Söldnern, die ein ganzes Bündel Schriften zusammengestöbert hatten.

Imre schritt auf Meier zu, in der Absicht, ihm den Dolch wegzunehmen, wurde aber hieran durch die Söldner gehindert, welche ihm in den Weg traten und ihm erklärten, daß er ihr Gefangener sei.

Ich gehe mit euch, ihr braucht keine Gewalt anzuwenden, sprach Imre — eine Ruhe erkünstelnd, die gewiß nicht in seinem Wesen lag — nur lasset mich zuvor diesen Dolch, der weder mein noch dieses Mannes Eigenthum ist, in Verwahrung bringen.

Einen Dolch, rief der Eine, wir erhielten auch Befehl, diesen mitzunehmen, und schnell ging er auf Meier zu, nahm ihm den Dolch aus der Hand, und steckte ihn in seinen Gürtel. — —

Ich und Mathias sind verrathen oder belauscht worden, dieser aufhellende Gedanke schoß durch Imres Hirn; einen Augenblick dachte er an Flucht, dann den Kopf gegen die Brust neigend, schien er über sein ferneres Verhalten nachzusinnen. —

In diesem Augenblicke ward die Thüre geöffnet, und der Rabbi trat herein, an seiner Hand Hanna, die blaß und feuchten Auges bei der Thüre stehen blieb. —

---

[1]) Um des Himmelswillen. [2]) auf die Flucht. [3]) Denuziation. [4]) Monat.

Wie mächtig mußte ihre Liebe zu Imre sein, daß sie ihrem schreckdurchtobten Innern gebieten konnte und ihre Gefühle bei dem ergreifenden Anblicke eines Geliebten, der wie ein Verbrecher gefangen genommen wird, zu bezwingen vermochte, um seinem Scheiden, vielleicht für immer, beizuwohnen. — Wie unergründlich und stark sind die Gefühle eines liebenden weiblichen Wesens! — —

Imre, sprach feierlich Rabbi Pinchas auf diesen zuschreitend, „Dine malchusse dine" [1]). Ich kann dir nicht schildern, wie leid es mir thut dich in der Tfise zu wissen. „Kol Jisroel orovim seh baseh" [2]), obwohl ich dich als rechtschaffenen guten Menschen kenne, ist es doch dein schwärmerisches Wesen, deine Heißblütigkeit, die mich nicht allein für dich, sondern sogar für die ganze Gemeinde zittern lassen. —

Bekenne offen, frei, wenn du derart gefehlt hast, vielleicht droht ein Unglück der Gesammtheit der Gemeinde und wir sind durch dein Bekenntniß im Stande, es noch bei Zeiten abzuwenden. — —

Rabbi, klang es zitternd von Imres Lippen, seid unbesorgt, die Gemeinde hat nichts zu fürchten — wie ich vermuthe, ist meine Gefangennahme im Zusammenhange mit der Weise, wie ich in den Besitz dieses Dolches gelangte, der in dem Gürtel jenes Kriegers steckt, doch seid versichert, daß ich zu keiner sträflichen That verleitet wurde, seid von meiner Unschuld überzeugt. — Und jetzt bitte ich euch mein Lehrer und Meister benscht mich, ich wollte um euern Segen auf meine morgige Abreise bitten — und heute gehe ich einem andern Verhängniße entgegen — doch über uns Alle waltet Gott! —

Er neigte sein Haupt vor dem Rabbi, der gerührt den Segen des sterbenden Patriarchen Jakob über ihn sprach: „Der Engel, der mich behütet vor allem Bösen" etc.

Einen wehmutsvollen Abschiedsblick tauschte noch Imre mit Hanna aus, deren thränenumflorte Augen nur auf ihn gerichtet waren, worauf er sich an die Krieger wandte und mit den Worten „Gehen wir" in ihrer Mitte festen Schrittes das Gemach verließ. — —

Meier, der während des ganzen Vorganges stille dagesessen, erhob sich und schlich den Abgehenden nach. —

Der Rabbi aber mochte wohl in seinem Innern einen Vergleich zwischen dem freien Meier und dem gefangenen Imre angestellt haben, der nicht zu Meiers Gunsten ausgefallen sein konnte, denn der Rabbi würdigte ihn weder eines Blickes, noch eines Wortes. —

Bleich und erschöpft kehrte Hanna in ihr Stübchen zurück. Bis hieher hatten ihre Kräfte sie noch getragen, bewußtlos fiel sie nun in die Arme der guten Zipora, welche die Ohnmächtige zu Bette brachte, und sie nach

[1]) des Herrschers Wille ist Gesetz. [2]) Ganz Israel ist Bürge Einer für den Andern.

langer Bemühung durch kalte Waschungen die Lebensgeister in den zarten Körper zurück rief. —

Eine Viertelstunde später, Hanna hatte das Bett verlassen und saß ausruhend bei Tische, ward an die Thüre gepocht, und herein trat — Salme Klineberg.

Nicht verstört soll weiter Euer Haus werden, rief er beim Eintritte. Ist das ein Zaar,[1]) so ein feiner choschuwer Mensch wird weggeführt, die ganze Jüdengass' trauert darüber! Indessen hoff ich zu Gott, es wird ihm nicht schlimm gehn, ich weiß schon wo er hinkömmt. —

Sagt, redet! tönte es hastig aus beider Frauen Munde.

Er kömmt aufs Schloß auf ausdrücklichen Befehl des Gubernators. Wie die Balmilchomes vor meiner Schenk' gegangen sein, hab ich sie gebeten ein Glas Wein auf die Gesundheit unseres Gubernators zu trinken, und hab es gleich eingeschenkt, darauf hab' ich dem Einen schön gethan, hat er mir es gesagt, und auch daß Befehl ist, ihn schonend zu behandeln und Imre gleich vor den Gubernator zu führen. —

Gott sei gelobt und gedankt, rief Hanna, einen Verbrecher führt man nicht vor dem Statthalter — wie dank ich euch, guter Salme. —

Ihr seid ein großer Baldower[2]) rief Zipora.

Salmes Wesen bähte sich vor Freude über die ihm gewordene Anerkennung, dann rückte er das Barret zur Seite und nahm behäbig auf einem Sessel Platz, sprechend:

Jetzt wißt ihr noch nicht alles, was Salme Klineberg im Stande ist, Kinder! Morgen gehe ich ins Schloß, ich habe dort große Kundschaft, erstens den Schloßvogt und dann einen alten Orel, einen großen Ohew Jisroel[3]), das ist ein feiner Mensch, der hat mich gefragt, ob noch Abkömmlinge von denen, welche bei der große Harige[4]) vor sechzig Jahren umgekommen seien, existiren, die arm sind und hat mir 2 Dukaten zur Vertheilung an sie mitgegeben, die ich dem Roschhakohol richtig gebracht hab. —

Der Orel gilt viel beim Herrn Georg, da werd' ich alles gewahr werden, und gleich Morgen. —

Salme, rief Hanna entzückt, ihr seid ein Malech[5]) an Güte, und die kann euch deswegen nur Gott bezahlen — wenn ihr mir gute Nachricht von Imre bringt, und Purpurröthe überflog ihr — vor kurzem noch blasses, Antlitz — dann will ich euch ein schönes neues Barret machen lassen und selbst eine prachtvolle Stickerei daran anbringen. — Wenn ich hinaufgehe, thue ich es leschem Mizwe[6]) antwortete Salme, es betrifft doch eine jüdische Neschome, dann werd' ich von euch auch Grüße an Imre ausrichten, nicht wahr, mein schönes Kind? und um sein häßliches Gesicht zog ein schelmisches Grinsen. — —

---

[1]) Kummer. [2]) Genie. [3]) Judenfreund. [4]) Gemetzel. [5]) Engel. [6]) eine Ausübung edler Pflicht.

Ja, hauchte Hanna, thut dies, und sie reichte ihr Händchen Salme, das dieser herzlich drückte und sich empfahl.

VII. Das Verhör.

Mathias Corvin ward von seinem neugewonnenen väterlichen Freunde über die Verhältniße in seinem Heimathlande genügend aufgeklärt. — Georg ließ ihn erkennen, daß eine ehrgeizige Gegenparthei in Ungarn sich gebildet habe, welche den Bestrebungen Elisabeth Hunyadis, die Krone ihrem Sohne zu gewinnen, entgegenarbeitete, und die sogar nicht davor zurückscheute, die Hilfe des fremden Georg von Podiebrad für ihre Zwecke anzurufen. — „Es gilt," sprach dieser zu Mathias, „jene Parthei in der Meinung zu belassen, daß ich ihren selbstsüchtigen Plänen förderlich sein werde; es dürfen daher nicht im Mindesten die innigen Beziehungen, in denen wir zu einander stehen, offenkundig werden, die Staatsklugheit verbietet dies; ich muß euere Gegner bis zum letzten entscheidenden Momente hinhalten, bis sie zu spät enttäuscht, euerer Parthei werden weichen müßen. Aus diesem Grunde könnet ihr leicht ermeßen, wie sehr es euerm eigenen Interesse zuwiderläuft, wenn euere Botschaft nach der Heimath gelangte; denn selbst euere Verwandten, wie ihr euch aus den vorliegenden Schreiben überzeugt habt, denken so niedrig, daß sie euern Ansprüchen entgegentreten.

Wie klein erscheine ich mir selbst in meinen Augen, rief Mathias begeistert aus, neben solcher Größe und Weisheit wie die Euere, hoher Herr, wie unwürdig fühle ich mich der Großmuth des Mannes, der mein Geschick in Händen haltend, so edelmüthig die eigenen Vortheile verstößt, um den Gefangenen aus dem Staube zu erheben! —

Wahr und warm gefühlt, waren die Worte so aus Mathias Munde kamen — und Podiebrad, der Menschenkenner, entgegnete, den Jüngling in seine Arme schließend:

Wenn ich einen Dank von dir verlange, lieber Mathias, so ist es der, daß du mich nicht mehr „hoher Herr" nennen sollst, — zwischen uns höre jeder Rangesunterschied auf — vergesse, daß ich der Machthaber in Böhmen und du mein Gefangener bist, — sei das Kind, dem ich väterlich rathe noch bei mir zu weilen, bis die Bahn geebnet ist, auf welcher es ohne Gefahr vorwärtsschreiten kann, und — sei dann mein Freund!

Georgs Auge blickte mit unwiderstehlicher Güte auf Mathias, der sich überschwänglich beglückt fühlend, nur die Worte stammeln konnte: „Mein Vater, — Freund" — und lange in der Umarmung Georgs ausharrte. —

Die Thüre des Zimmers öffnete sich jetzt, und Rokyzana, welcher freien Eintritt bei Georg hatte, blieb an der Schwelle vor Staunen wie angewurzelt haften, zwei Menschen in freundschaftlichster Umarmung gewahrend

von denen er vermeinte, daß sie nur als Gegner einander gegenüber treten könnten. — —

Sein kluger Geist ließ ihn gleich das Entstehen und die Wirkung der gegenwärtigen Situation erfassen und mit freundselig lächelnder Miene auf die Beiden zugehend, welche seinen Gruß erwiedernd, ihm entgegenschritten, rief er: Ei schaut, da schließt Ungarn und Böhmen ein Bündniß, welches das Beste für die Zukunft hoffen läßt; wahrlich, wenn ich nicht schon die Ehre genöße euer Freund zu sein, Herr Georg, ich würde euer Feind werden, ihr nähmet mich gefangen, und als Gefangener würde ich sodann auch euerer Freundschaft theilhaftig werden. —

Da ziehe ich es denn doch vor, meinte Georg auf den Scherz eingehend, daß ihr stets mein bewährter Freund bleibet und auch nicht einen Augenblick mein Feind werdet. — Diesen, fuhr er lächelnd fort auf Mathias deutend, mußte ich mir freilich erst in der von euch angedeuteten Weise, gewinnen. —

Und nunmehr, an der Seite eines alten weisen und eines jungen thatkräftigen Freundes, fürchte ich keinen Feind in der Welt mehr. —

Immerhin gratulire ich Euch zu dem Neugewonnenen, entgegnete der Priester, der weiseste Rath bedarf stets eines energischen Armes, der ihn ausführt, und der muthige Mathias, welcher gestern erst euere Tochter vom Tode rettete, besitzt einen solchen. — Euer Freund sei auch der meinige. —

Rokyzana reichte dem Jünglinge die Hand, welche dieser mit dankender Verneigung warm drückte. —

Jetzt meine Lieben, nahm Rokyzana das Wort, will ich euch mit dem eigentlichen Zwecke meines Hierseins bekannt machen. Ich kam her, um euch eine große Neuigkeit, eine Erfindung des menschlichen Geistes zu zeigen, welche bestimmt ist großen Einfluß auf den geistigen Entwicklungsgang der Nationen und Confessionen auszuüben, welche dem Arme, der für eine Idee das Schwert erhebt, ein Halt gebietet, damit der Geist den Wettkampf entscheide! —

Neugierig blickten die Beiden auf Rokyzana, welcher seinen Mantel auseinanderschlug und unter seinem linken Arme ein dickes Buch hervorzog, dieses auf den Tisch legte und dann abermals das Wort ergriff:

Ihr staunt mich an, Freunde und glaubt vielleicht, ich übertreibe . . Überzeugt euch selbst, öffnet dieses Buch — und ihr werdet den grübelnden Forschergeist eines Deutschen kennen und — fürchten lernen. —

Die Beiden eilten staunend wie neugierig auf das Buch zu und öffneten es. —

Ein Ruf der Uberraschung tönte von beider Lippen. —

Vor ihren Augen lag ein Exemplar der ersten, etwa im Jahre 1457 gedruckten lateinischen Bibel. —

Ohne daß sie sich es zu enträthseln vermochten, wie die Gleichheit

und Deutlichkeit der Buchstaben bewirkt worden, erkannten sie doch, daß es nicht reines Händewerk sei, daß sie wirklich eine Erfindung menschlichen Geistes von unberechenbarer Wichtigkeit vor sich hätten. —

Wenn man zurückblickt in jene grauen Zeiten, wo nur die allernothwendigsten Bücher, durch Mönchshandschrift zumeist, in den allerwenigsten Exemplaren verbreitet waren, und daher auch nur die kleinste Zahl Menschen sich Kenntniße anzueignen vermochte, ja selbst die Bibel unter der Menge fast gar nicht bekannt war — und bedenkt, wie mit einemmale die Möglichkeit ja das Gewisse einer Verbreitung der Erkenntniß, der Wissenschaft, der Erleuchtung des menschlichen Geistes in dem ersten Druckwerke vor Augen lag, kann man sich immer nur noch eine schwache Vorstellung von dem Eindrucke bilden, den dieses auf Georg von Podiebrad und Mathias Corvin hervorbrachte.

In diesem Augenblicke fühlten sie die Überlegenheit, die Macht deutschen Geistes und deutscher Forschung, welche dadurch einen Weltsieg erfochten — glänzender und herrlicher als je Armeen errungen haben. —

Georg von Podiebrad stand nachdenklich, und wie es schien ergriffen vor diesem Buche. —

Er gedachte der Vergangenheit und sah all' ihren romantisch zauberhaften Nimbus verschwinden vor der neuen Aera, welche die Buchdruckerkunst eingeleitet hatte! —

Nicht mehr wird rohe Gewalt Dogmen verfechten und Glaubenssätze vertheidigen, sprach es in ihm, nur der Geist, der Buchstabe — so genannt weil die ersten Lettern in Stäbchen eingeschnitten waren — wird den Strauß ausfechten — Schwerterblinken und Menschenblut wird dereinst nichts vermögen gegen die Zunge, welche zu allen Menschen, in allen Sprachen zu reden vermag — gegen das „gedruckte“ Wort! —

Einst hatte der todesmuthige Hussite sein Brennusschwert dem ganzen katholischen Deutschland gegenüber in die Wagschale geworfen, daß sie wuchtig niedersank — und jetzt kam Einer, ein Einzelner aus dem deutschen Volke, Guttenberg aus Mainz, der seine Erfindung in die andere Schale legte — und das Schwert schnellte hoch empor! — —

Solchergestalt mochten bie Gedanken Georgs gewesen sein, er sah und fühlte, daß mit dem Geiste der neuen Erfindung eine andere Epoche, wiewohl erst nach und nach herandämmern müsse. —

Ihr habt durchaus nicht übertrieben Rokyzana, sprach die lange Pause brechend, ernst Georg, ich bin der Bewunderung voll, gegenüber diesem glänzenden Zeugniße deutscher Erfindungsgabe, der eine einflußreiche Zukunft bestimmt zu sein scheint! —

Auch Mathias äußerte sich in diesem Sinne und wünschte das Geheimniß dieses gleichmäßigen „Schreibens“ oder „Malens“ kennen zu lernen.

Leider, antwortete Rokyzana, wachen die Deutschen ängstlich darüber, daß Niemand das Geheimniß erfahre! *) —

Georg wollte von diesem Thema abkommen. — Die Mittagsstunde war indeß herangenaht und Podiebrad lud Rokyzana und Mathias zur Tafel. Letzterer bat, versprochenermaßen erst zu Katharinen gehen zu dürfen, was der Gubernator freundlichst gewährte.

Rokyzana und Georg blieben allein. —

Ihr habt euch gewiß gewundert, frug Georg, als ihr meinen neuen Freund in Mathias sahet?

Ich wunderte mich blos, entgegnete der Gefragte, wie schnell ihr diese Umwandlung in dem wie mir scheint felsenharten Gemüthe eines Corvin bewerkstelligen konntet und billige es gewiß daß ihr, wenn es Euch nun einmal nicht beliebt in Ungarn eine gewisse Suprematie zu erlangen, einen euch ergebenen und verpflichteten Menschen auf den ungarischen Thron setzt, das scheint der Endzweck eueres Freundschaftsbündnißes mit Mathias zu sein. Rokyzana fixirte scharf bei diesen Worten seinen Freund.

Ihr habt meinen Plan errathen, nahm dieser das Wort, und ihn klug aus der Andeutung combinirt, die ich euch gestern gab, als wir eben durch den unglücklichen Zwischenfall, der meine Tochter betraf, unterbrochen wurden. —

Daß Mathias ihr Retter wurde, schien mir ein Fingerzeig höheren Waltens, und beschleunigte diesen meinen Entschluß — noch mehr, ich bin sogar gesonnen, um das Band, welches dereinst zwei Länder, wie Ungarn und Böhmen aneinander festigen soll, unauflösbar zu schlingen, Mathias zu meinem Eidame zu machen! Ich frage euch um Euere Meinung hierüber.

Rokyzana erhob sich und sprach:

Ich schmeichle mir ein Menschenkenner zu sein und Mathias scheint mir, ein nach Unabhängigkeit strebender Charakter, der nicht gerne sich verpflichtet fühlt. — Ihr handelt daher klug und weise wie immer, wenn ihr bestrebt seid, ihn auch durch verwandschaftliche Bande zu fesseln, damit er ganz uns gehöre. —

Es freut mich, sprach der Gubernator, daß ihr mein Freund es auch für gut erachtet und nächstens will ich euch über meine Schritte zu Gunsten Mathias Erhebung auf den ungarischen Thron in Kenntniß setzen. —

Ich habe euch nun auch eine interessante Mittheilung zu machen. Denkt nur — an der Rettung meiner Tochter betheiligte sich ein junger ungarischer Jude, der, seltsam genug, früher mit Mathias ein Freundschafts-

---

*) Die Buchdruckerkunst blieb Geheimniß bis 1462.. — Die Gehilfen und Arbeiter wurden gleich Gefangenen festgehalten, bis einst im Kriege zweier Erzbischöfe Faust's Werkstätte zerstört wurde; die Arbeiter flohen nach allen Gegenden und legten überall Druckereien an.

bündniß geschlossen hat und von diesem Aufträge an seine Mutter nach Ungarn erhielt, deren Bekanntwerden ich zu fürchten habe. —

Ich lasse deshalb nach dem Juden spähen und gab Befehl ihn hieher zu bringen. —

Ich finde es in der That, äußerte Rokyzana, höchst unklug von Mathias, abgesehen davon, daß er sich mit einem solchen Menschen einließ, diesem sogar wichtige Geheimniße anzuvertrauen, welche der Jude des geringsten Gewinnes halber verräth oder mißbraucht. Es klingt fürwahr gar wunderlich an mein Ohr daß ein Fürstensohn mit einem Juden Freundschaft schließen konnte! —

Wie mir ihn Mathias schilderte, sprach Podiebrad, soll dieser Jude ebenso wohlgebildet als edeldenkend sein. — Doch was ich bisher von diesem Volke hörte, läßt es mich gar nicht glauben, eher vermuthe ich, daß der Jude schlau des Jünglings leichtgläubigen Sinn berückt habe, wie es diesem Stamme eigen; nichtsdestoweniger bin ich neugierig, den vom Oriente stammenden Retter meiner Tochter, kennen zu lernen. —

In diesem Momente trat der alte Benesch ein und meldete, daß die Abgesandten des Gubernators mit dem Juden angelangt wären. —

Lupus in fabula, rief Podiebrad zu Rokyzana gewendet, der Jude wäre da — es ist aber jetzt Essenszeit und alle meine Gäste harren schon im Speisesaal, deshalb — Benesch, lasse den Juden in das kleine Domestickenzimmer führen, sorge, ich trage es dir strenge auf, daß er schonend behandelt werde und niemand der leichtfertigen Diener ihn necke oder beleidige. Merke es wohl, Benesch, und nach einer Stunde führe den Juden hieher. — Zu Befehl, entgegnete Benesch, verneigte sich tief und verschwand. —

Wenn ihr es erlaubt, Herr Georg, möchte ich dem Verhöre des Juden beiwohnen, es hat auch für mich Interesse, bat Rokyzana. —

Recht gerne, sprach Georg mit freundlichem Nicken zusagend — und nun zur Tafel! — Beide verließen das Gemach. —

Die Sonne stand schon hoch am Firmamente, ihre glühenden Strahlen tauchten in die glitzernden Moldanwellen, einen blendenden Feuerschein zurückspiegelnd, als unser Imre düster und schweigsam inmitten seiner bewaffneten Begleiter im Kahne „Jossel Schiffers“ saß. — Dieser handhabte das Ruder kräftig und sein gebräuntes Gesicht, selbst die, unter den aufgeschürzten Ärmeln sichtbaren muskulösen Arme troffen von Schweiß. Nur manchmal hielt er mit den Rudern inne und warf seinem Glaubensbruder einen traurigen, mitleidsvollen Blick zu; er wischte dann den Schweiß, vielleicht auch eine Thräne aus dem Gesichte, welche das Befürchten eines traurigen Geschickes für den jungen Bochur in seinem Auge perlen ließ. —

In Imre war der Entschluß herangereift, sich als Dieb anzugeben, der, während Mathias um Katharinen beschäftigt war, durch den goldenen Knauf des Dolches gereizt, selben entwendet habe. — Ich werde den Gubernator bitten, dafür, daß ich zu Katharinens Rettung beitrug, mir den Diebstahl zu verzeihen, und so wird es doch möglich sein, daß ich vielleicht bald entlassen, Mathias Auftrag vollziehe, ohne daß die Entdeckung des Dolches oder der stattgefundene Verrath für Mathias schlimme Folgen haben wird. — Und warum soll man es nicht glauben, daß ein Jude auch stehlen kann? Sie denken ja noch Schlimmeres von uns! —

Schmerzlich verzog sich sein Antlitz bei diesem Gedanken.

Imre konnte nicht im Entferntesten ahnen, daß Mathias selbst sein eigener Angeber geworden sei, es war daher wirklich nichts Anderes zu vermuthen, als daß sie von Fremden belauscht und verrathen wären und dies annehmend, war der gefaßte Plan Imres ebenso schlau berechnet als in edlem Sinne entworfen.

Das jenseitige Ufer war erreicht, Jossel Schiffer stand auf, stemmte das Ruder gegen die Erde und reichte die Rechte dem Bochur: Gott behüt' Euch, Imre und soll Euch Milde und Gunst bei euern Richtern finden lassen, sprach er mit bewegter Stimme, und wenn ihr was zu bestellen habt —

Nichts, fiel Imre ein, als Grüße an meine Freunde. Ich hoffe und vertraue zu Gott dem Allmächtigen, daß ich sie alle wiedersehen werde. — Amen, sprach gerührt Jossel, noch ein Händedruck und sie schieden. —

Imre verhielt sich seither bis zur Ankunft im Schloße schweigsam, der alte Benesch kam herbei und nach einigen Worten wurde er in das vom Gubernator bestimmte Zimmer geführt. — Die Wache überlieferte Dolch und Manuscripte in die Hände eines andern Dieners, der diese forttrug, nicht lange war Imre allein geblieben, seufzend über seine gegenwärtige Lage, der alte Benesch kam bald wieder herein und brachte auf einer Tasse Brod, Confituren und Milch. Seht, sprach er, das habe ich für euch beseitigt, junger Mann, genießet und blickt nicht so traurig drein, überlasset euch nicht dem zehrenden Kummer. — In euern Jahren wird man noch des Grames Herr! Und wenn ihr auch ein Vergehen euch zu Schulden kommen ließet — was liegt daran? Ein solches Verbrechen habt ihr nicht begangen, wie ich es that! — Benesch Augen warfen unheimlichen Glanz, dann fuhr er wie mit sich selbst sprechend fort: Nur vergossenes Menschenblut kann die Ruhe rauben, aber nicht das vom Feinde — o nein! das thut wohl — sondern von Wehrlosen, Unschuldigen. Das, schrie er und schlug mit geballter Faust gegen die Brust, brennt höllisch, da schreit es in des Mörders Herz gegen den Himmel! —

Joseph blickte erstaunt auf den Alten, dessen seltsame Reden ihn peinlich berührten. — Wahnsinnig war er nicht, das merkte er wohl, aber

leiden mochte er, furchtbar leiden, vielleicht für eine blutige That, an die ein Gewissen stets mahnte. — — Dieser Greis, dachte er weiter, gleicht nicht jenen alten Weisen, die am Freudenfeste ausriefen: „Heil dem Alter, das unsere Jugend beschämt“ — sein Alter scheint niedergedrückt von dem schuldbeladenen Bewußtsein irgend einer Frevelthat. —

Er wollte den tobenden Aufruhr in des Alten Innern bannen, seine Selbstanklage ablenken und erwiederte sanften Tones: „Vergebt, guter alter Herr, ich danke euch sehr für euere Güte, doch ich darf heute nichts von dem Gebotenen genießen, weil ich den Todestag meiner Mutter in Feier und Trauer begehe. — — Mein Vergehen kann nur Reue in mir erregen, aber diese läßt mich nicht verzweifeln an Gottes Barmherzigkeit und an die Milde eines gnädigen Richters, wie der Gubernator einer ist. —

Benesch Augen blieben lange prüfend auf Imre haften, und dieser erwiederte arglos und treuherzig seinen Blick. —

Was sprecht ihr da von Todestag, Feier, und göttlicher Barmherzigkeit, begann der Alte, diese Dinge kennt der alte Benesch nicht. Ich habe als Katholischer Gottes Barmherzigkeit angefleht, dann als Hussite sie gesucht — und nirgends fand ich sie. — Die Priester sprachen freilich „verziehen und vergeben;“ sie waren aber doch nicht im Stande meine alten Tage vor diesen — furchtbaren Bildern zu schützen! — Jetzt bin ich gar Nichts, kann an nichts glauben, als an mich selbst und an jenen Qualgeist, der mich peinigt — an mein Gewissen. — Gäbe es eine göttliche Barmherzigkeit, wie ihr meint, man würde mich nicht so leiden lassen. — — Himmel, furchtbarer Himmel, fühlst du kein Erbarmen, sind meine Leiden dir noch zu gering? — rief der Alte so wehmüthig, daß es schaurig durch Mark und Bein drang. — Eine lange Pause trat ein, während welcher Imre sich ganz stille verhielt, einsehend, daß dieser Paroxysmus austoben und man den Alten ruhig gewähren lassen müße. —

Dann wandte sich Benesch wieder an Joseph und sprach:

Ihr seid Jude und könnt dies nicht begreifen, denn ihr lebet so strenge und blind in euerm alten Glauben; seid aber so glücklich dabei — so glücklich, wie jene unglücklich waren und sind, welche euch darin stören. — Ich war auch einer dieser Störefriede und bin deshalb so unglücklich. — Seht mich an, sprach er weiter zu Imre gewendet, ich bin jetzt so alt und gebrechlich, meine Hände zittern, meine Beine wanken; aber einst war ich stark, übermüthig stark, und ließ dies die Schwachen fühlen — allen Andern voran drang ich der Erste in euere alte Synagoge und schlug einen großen Alten nieder; ihn schützte nicht das große Buch, welches er mir entgegen hielt. — Das war vor sechzig Jahren, und die grause Szene steht noch heute blutig frisch vor meinem Auge. — —

Deshalb muß ich noch immer leiden. Was ist ein Jude — Pah! doch da spricht es wieder in meinem Innern: er ist ein Mensch, denkend,

fühlend, mit Schwächen und Vorzügen, wie jeder Andere, er genießt, lebt und leidet für seine Familie, für seinen Gott. — Ruchlos hast du ein solches Menschenleben hingemordet und das Glück seiner Familie für alle Zeiten zerstört. Unglückseliger, du mußt leiden! — Büße! Bereue! —

Ein erleichternder Thränenstrom schoß aus Benesch Auge, er weinte wie ein Kind. —

In Imres Gedanken begann es beim Hören dieser abgerissenen Redesätze zu tagen. —

Einem sengenden Blitzstrahle gleich, der in dunkler Nacht aus schwarzem Gewölke herabfährt und die Finsterniß für einen Moment erhellt, kam ihm schnell der Einblick in diese verdüsterte und zerrüttete Menschenseele. —

O göttlicher Fingerzeig! Da sah er einen solchen Kain vor sich, dem das Bild jener Brüder, vor deren Grab er erst heute gestanden, zur geißelnden Eumenide wurde. — Abel lag todt und Kain lebte — aber welch' ein Leben! ohne Glauben, ohne Ruhe, weil stets vor dem anklagenden Gewissen stehend. — Mein Rabbi, wärest du hier, dachte er, du würdest den Menschen selbst in jenem Goi wiedererkennen, der vielleicht deinen eigenen Vater erschlug; nicht mehr hassen könntest du ihn — mitleidig würdest du ihn trösten, ihm vergeben beim Anblicke jenes furchtbaren Strafgerichtes, welches jener droben verhängte, der da sprach: „Mein ist die Rache."

Imre war mächtig erschüttert aufgestanden und näherte sich dem weinenden Greise. —

Alter Mann, sprach er mit vor Aufregung zitternder Stimme, der Gott da droben, das unsichtbare Wesen, zu dem Christ und Jude betet, ist voll Erbarmen, „er will nicht den Untergang des Sünders, sondern daß er lebe und bereue!" — Und du bereust es ja, und wenn du auch manchmal Schutz suchend vor dem Ankläger, der in jedes Menschen Brust zu Gericht sitzt, Gott und die Ewigkeit verleugnest, so gleichst du jenen armen Kranken, die in der Fieberhitze Arzt und Heiltrank verschmähen; doch der Qual kannst du nicht entrinnen, die dich läutert, indem sie dich zum Bekenntniße deines Vergehens zwingt! — —

Der Greis hob sein thränengebadetes Gesicht gegen Imre.

Euere Zusprache, so mild und liebreich, heilt und ätzt meine Wunde gleichzeitig, sprach er in sanfterem Tone, ich hielt gleich den Andern die Juden für ein lasterhaftes, verworfenes Volk und ich fand und finde so edelmüthige und theilnehmende Menschen, wie ihr es seid unter ihnen. — Wie das wohlthut und zugleich schmerzt, ach mein Vergehen hat nun keine Entschuldigung mehr! —

Schrecklicher Wahn, rief Imre schmerzlich, du Moloch, dem die Menge huldigend so viele Menschenopfer bringt! Wann wird dein Altar zerstört werden, wann wird die Erkenntniß, daß alle Menschen, Brüder und alle diese Brüder in ihren Fehlern und Schwächen, in ihren Tugenden

und Leidenschaften nur Menschen sind, diesen blutigen Riesen niederstürzen lassen?

Ein Schellen der Glocke rief den Alten an seinen Dienst. —

Er trocknete sein Antlitz mit einem Tuche und sprach:

Dies ist das Zeichen, welches verkündet, daß die Tafel schon aufgehoben ist; ich habe Befehl, euch alsdann zum Verhöre vor den Gubernator zu bringen. — Junger Mann, es ist nicht allein Mitleid, das euere Jugend in mir erweckt, sondern wahrhaft empfundene Theilnahme; es spricht aus euerem ganzen Wesen so viel Güte und Milde, daß man für euere Unschuld schwören würde. — Aus dem Grunde meines Herzens wünsche ich euch einen guten Ausgang in euerer Sache — schuldig oder nicht schuldig könnet ihr auf meine Ergebenheit rechnen. — Bei diesen Worten reichte er dem Bochur die Hand, welche dieser warm drückte und führte ihn sodann durch eine Reihe von Zimmern, bis sie vor ein großes Gemach gelangten. Auf Imres Brust lag die zentnerschwere Last der spannendsten Erwartung; er ging eben einer Wendung in seinem Geschicke entgegen, vielleicht konnte er verurtheilt werden, und dann hatte der in den Augen der Glaubensgenossen für immer Gebrandmarkte, nichts mehr für seine Zukunft zu hoffen, oder — er wurde begnadigt — dann zog es ihn fort, hinweg in die süße theuere Heimath! Seine Brust arbeitete mächtig und drohte zu zerspringen unter der Gewalt der keuchenden tiefen Athemzüge, die er that, während Benesch in das Gemach gegangen war, ihn zu melden. —

Ein kurzer, für ihn schrecklich langer Augenblick, dann öffnete sich wieder die Thüre; „Muth! Muth!" flüsterte ihm Eingangs derselben Benesch zu und führte ihn in das zum Verhöre bestimmte Zimmer. — —

Georg von Podiebrad saß mit seinem Freunde Rokyzana vor dem Tischchen, auf welchem die Bibel liegen geblieben war. Neben derselben lag Mathias Dolch und die Manuscripte Imres, in welchen Rokyzana blätterte.

Als Imre eingetreten war, warf er sich auf die Knie, nicht vor dem Fürsten von „Fleisch und Blut", sondern in inbrünstigen Gedanken an den „König aller Könige" mit dem heißen Gebete in der Seele: „Herr öffne meine Lippen, daß sie dein Lob verkünden," sei mit mir in dieser schweren Stunde! —

Steht auf, Jude, sprach Georg in liebreichem Tone, denn das Äußere, die männliche und ausdrucksvolle Schönheit Imres sprachen sehr zu seinen Gunsten.

Ich habe euch hieher bringen lassen, um aus euerem Munde den Zweck eueres Verweilens in Prag zu erfahren; man hat mir berichtet — Podiebrads Züge wurden ernst — daß ihr, ein Jude euch in politische Umtriebe einließet, mit einem Staatsgefangenen aus Ungarn Umgang gepflogen habt und sogar von diesem mit Aufträgen nach Ungarn betraut worden seid. Der Beweis — bei diesen Worten hob der Gubernator

Mathias Dolch in die Höhe, — liegt in meiner Hand. — Es ist dies ein Hochverrath an dem Lande, welches euch gastlich ein Asyl gewährte, an Böhmen; und wiewohl ihr jener selbe Jude seid, der verfloßenen Tages sich an der Rettung meiner Tochter betheiligte, so ist doch der Dank, den ich euch hiefür schulde, nicht im Stande, eine so schwarze That, die des Hochverraths, wett zu machen.

Der erblaßte Imre stand auf, er schien durch die in so festem, überzeugtem Tone gehaltene Anklage in seinem Entschluße wankend geworden zu sein, doch einen Augenblick nur, und er gewann wieder seine Fassung.

Hoher gnädigster Herr! begann er ruhig, seit vier Jahren weile ich hier, einzig nur, um mir Kenntniße in jüdischer Wissenschaft und im Talmude zu erwerben, da in unserm Lande jüdische Schulen fehlen. Ich gestehe, daß ich zufälliger Weise einen meiner Landsleute kennen lernte, den unglücklichen Sohn jenes Mannes, für den jeder Ungar gerne sein Blut und Leben hingegeben hätte, den Sohn Johann Hunyadis — aber fern lag mir jeder Gedanke an einen Hochverrath, wie ihr, mein Gnädigster mich dessen anklagt. Zu dem Dolche, den man mir wegnahm, gelangte ich durch eine andere Missethat, die ich renig bekenne. — Josephs Stimme hatte einen klagenden, ergreifenden Klang. Nach einer kleinen Pause, während welcher ein aufmerksamer Lauscher einen schwachen Ruf des Staunens aus einer von einem Vorhange bedeckten Nische in der Nähe Rokyzanas vernehmen konnte, ergriff Imre wieder das Wort:

Ich lustwandelte in einer öden Gegend des Hirschgrabens an der Seite des edlen Mathias Hunyadi, da wurden wir plötzlich durch einen schwachen Hilferuf aufgeschreckt; wir eilten näher und gelangten zeitig genug, um ein scheues Roß, welches ein Mädchen nach sich schleifte, zu bändigen und es von einem Abhange zurückzuhalten. Dadurch bewerkstelligten wir Beide die Rettung euerer Tochter. Mathias wurde dabei ein wenig am Kopfe verletzt, nichts destoweniger bemühte er sich eifrig aus einer nahen Quelle Wasser zu schöpfen, um die Wunden der Bewußtlosen zu benetzen. In diesem Momente bemerkte ich aus seinem Gürtel einen goldenen Griff hervorragen, Habsucht und Gier verleiteten mich, zum Erstenmale in meinem Leben einen Diebstahl zu begehen — ich entwand sachte, während jener sich beugte, den Dolch. —

Hoch aufathmete Imre, das falsche Bekenntniß hatte sich mühsam seiner Brust losgerungen, dann fuhr er erleichtert fort.

Hoher gnädigster Herr! So wie ich als Mensch fühlend, meinem Nebenmenschen zu Hilfe eilte, so habe ich auch als schwacher sündiger Mensch gefrevelt — und habe gestohlen. Urtheilet milde, gnädigste Herren, nach euerer Einsicht, und lasset euch nicht von der Angabe eines Verleumders beirren! —

Erstaunen spiegelte sich auf den Gesichtern Georgs und Rokyzanas, das hätten sie nicht vermuthet — — ein Jude sollte so edelsinnig sein, sich selbst als Dieb angeben, sich einer so edlen Lüge bedienen, um durch das Opfer seiner eigenen Person, durch die Brandmarkung seiner Ehre, einen Andern, der nicht einmal sein Glaubensgenosse, zu retten; die weitere Erwägung der Bescheidenheit, mit welcher er seine muthige, edle That, die Aufopferung seines Lebens für die Rettung Katharinens in den Hintergrund stellte — all dies zusammengenommen rang ihnen mehr als bloße Bewunderung ab. —

Podiebrad flüsterte leise diese Gedanken seinem Freunde zu, er wollte des Dankes und der Bewunderung voll, den so edelsinnigen Angeklagten über die weiteren Vorgänge seit gestern aufklären und — ihn fürstlich belohnen; aber Rokyzana bat ihn sich zu gedulden, er wünsche noch des Juden Gesinnung weiter zu erproben. Aus jener Ecke vernahm man beim Tische deutlich den gepreßten Athemzug eines Horchenden. —

Imre hatte demüthig den Kopf geneigt, er schien bewältigt von der Wichtigkeit des Momentes, der über sein Geschick entscheiden sollte, da vernahm er plötzlich eine sonore Stimme, sie tönte aus Rokyzanas Munde, der von seinem Stuhle sich erhoben hatte und das Wort ergriff. Sein Antlitz gegen Imre wendend, erkannte dieser, aufblickend, in ihm den Oberpriester der Kelchner. —

Im Rabbinershause hatte man oft von dem gelehrten und bibelkundigen „hussitischen" Erzbischofe gesprochen und Salme Klineberg zeigte ihm einst diesen, als er in ihrer Nähe der Teynkirche zuschritt; und nur einmal brauchte man Rokyzanas Gestalt zu sehen, um sie wiederzuerkennen. Hoch erhob Imre das Haupt und blickte festen Auges auf den Priester.

Ihr seid schlau, Jude, begann dieser, und, um die schwere Strafe des Hochverraths von euch abzulenken, wollt ihr euch lieber der geringeren, als Dieb, unterziehen. — Gelt, die Bibel verbietet euch in den zehn Geboten das Stehlen, aber der Talmud gestattet den Christen zu betrügen und seine Macht zu untergraben! Wohl habt ihr eine Christin gerettet, aber ihr thatet dies nur, eine Belohnung hiefür gewärtigend. — Wir aber wissen mit Bestimmtheit, daß ihr den Dolch als Wahrzeichen euerer verrätherischen Mission erhieltet und diese nicht zu entdecken sogar schwuret. Welcher Lohn euch für die Ausführung dieses Auftrages zugesagt wurde, ist uns zwar unbekannt, allem Anscheine nach läßt euch aber nur die Aussicht auf diesen Lohn, zum Einhalten eueres Schwures bewegen! —

Beim Anhören dieser furchtbaren Anklage war Imre unerschütterlich stehen geblieben, er blickte unverwandt in des Priesters Auge. Nicht eine Miene verrieth das Toben in seinem Innern, nur Blässe überzog sein edles Antlitz und kalte Schweißtropfen perlten auf seiner Stirne. —

Er fühlte die Wucht dieser Anklage, welche das Judenthum und seine sittlich strenge Moral verleumdend, es für seine That verantwortlich machen wollte. Und diesen Angriff herausfühlend sah er ein, daß er den hingeschleuderten Handschuh aufheben müsse, ohne Berücksichtigung des Ortes wo er sich befand, der Anwesenden und seiner Person. —

Hochwürdiger Herr! sprach er mit volltönender Stimme, insolange nur meine Person vor euerem Richterstuhle steht, kann ich alles über mich ergehen lassen. —

Ich nannte mich Dieb, ihr nennt mich Hochverräther, streiten wir nicht darüber, was verpönter, schimpflicher ist, bestrafet mich nach Gutdünken, da ihr die volle Macht über meinen Körper habet — aber an meine „Seele“ tastet nicht, nicht an mein Volk, nicht an unsern Glauben! Diese sind verletzt, wenn ihr meine Gefühle verkennend, meint, ich wäre von niedriger Habsucht geleitet, der Retter einer Christin geworden, weil diese Christin des Gubernators Tochter war. —

Ich aber habe aus der nach Hilfe rufenden Stimme nicht herausgehört, ob sie aus christlicher oder jüdischer Kehle komme, ob ein Bettel- oder Fürstenkind rufe, und der lebt nicht, der sich rühmen könnte, daß ich ihm irgend eine Entlohnung für eine That der Nächstenliebe abgefordert habe; mir genügte das Bewußtsein, bibelgerecht und talmudgerecht gehandelt zu haben. —

Wie verkennet ihr den Talmud, wenn ihr ihn in solchem Sinne auffaßt! Dieses große Sammelwerk, das in sich die Meinungen unserer von den Heiden bald verfolgten, bald geehrten Weisen enthält, die in verschiedenen Jahrhunderten lebten, läßt nur arme Mißhandelte gegen ihre Unterdrücker so sprechen — krümmt sich doch auch der Wurm, wenn er getreten wird. Aber, übertönend die Stimme, welche nach Rache ruft, tönt die edle festgesetzte Meinung des Talmuds, welche Gesetzesgeltung hat: „Du sollst den Nichtjuden lieben, ihn nicht betrügen, wenn er krank ist, ihn besuchen, trösten, seinen Greisen Verehrung bezeugen, seinen Armen gleich den Deinigen Almosen geben!“ —

Und den regierenden Gewalten gegenüber, mahnt derselbe Talmud strenge den Juden, „sie zu achten, für ihr Wohl zu beten, damit Ordnung und Sitte nicht gefährdet werde! —

Das ist der übel beleumdete Talmud, die gerechte, weise und für alle Verhältnisse angepaßte Auslegung einer göttlichen Gesetzesgebung! — Befolgend diese weisen Lehren, trotzen wir seit Jahrhunderten der Verfolgung, die aus finsterem Wahne und giftigen Hasse entstammend, nicht eher aufhören wird, bis eine geistige Erlösung der Welt zu Theil werden wird.

Als er so kühn sprach und seinen Worten, welche nur die Verkörperung seiner Gefühle waren, ungehinderten Lauf ließ, schien aus dem An-

geklagten ein Kläger zu werden, der an einen höhern Richterstuhl sich gewendet, sein Auge blickte begeistert nach oben. —

Er hatte seine Rede geendigt und den Blick senkend, schien sein geistiges Wesen noch enthusiasmirt von der ausgesprochenen Idee, nicht in die traurige Wirklichkeit rückgekehrt zu sein.

Eine Stimme, in der er zu seinem Staunen, die Corvins erkannte, scholl aus einer Ecke hervor.

Ein Vorhang wurde zurückgeschlagen und hervortrat Mathias, rufend: „Genug der Prüfung, thut meinem Freunde nicht mehr wehe, er ist ein würdiger edler Mensch!“

Imre sah nur noch, wie Georg und Mathias mit freundlicher Geberde auf ihn zueilten und selbst Rokyzana ihm freundlich zuwinkte.

Was da vorging, konnte er nicht fassen, diese Überraschung vermochten seine durch Fasten, Trauer und die erlebten furchtbaren Aufregungen überreizten Nerven, sein angespannt thätiger Geist, nicht mehr zu ertragen — seine Sinne schwanden — und er brach bewußtlos zusammen.

VIII.

Salmes Fahrt und Abenteuer.

Der gute Salme hat redlich Wort gehalten, und rüstete sich für den Gang in das Schloß. In aller Frühe, bevor noch das Dämmerlicht ganz durch die ersten Sonnenstrahlen verdrängt worden war, stand er schon beim Fenster seines Junggesellenstübleins, angekleidet, mit den Tephilin am Kopfe und hielt seine Morgenandacht. —

Seine lange, hagere Figur nahm sich mit dem komisch keck bei Seite gestülpten Barette gar seltsam aus, etwa wie eine, auf schmalem Pfeiler angebrachte Caryatide. Heute betete er sehr inniglich, sein Geist schweifte nicht wie sonst scharfe Musterung über das Ghetto haltend, diesmal betete er wahrhaft andächtig und in seinem Herzen that er das Gelübde, sich einen kleinen Purim, einen Freudentag zu bereiten, wenn es ihm gelänge, gute und richtige Auskunft über Imre zu erhalten. Ein Gang aufs Schloß war für unsern Salme nichts Geringes. Trotz seiner Neugierde und Vorliebe für ein wenig Herumstreifen, kam er selten aus seiner kleinen Welt, dem Ghetto heraus. Er hatte so seine eigenen Begriffe von der Welt „draußen,“ es schien ihm außerhalb des Ghettos Alles eine „andere Schöpfung.“

Wiewohl Salme sich nun viel von seinen „Kundschaften“ im Schloße versprach, war er doch um das Gelingen seines Vorhabens sehr besorgt, nur sein unerschütterlicher Glaube an sein „Genie,“ an seine „Chochme“ ließ ihn etwas Muth fassen. Er schnürte daher nach beendeter Andacht ein Ränzlein zusammen, in welches er allerlei kulinarische Geschenke für seinen

mächtigen Protektor den Schloßvogt legte, obenauf kam sodann eine Flasche süßen Ungarweines für dessen Frau, welche, wie ihm wohlbekannt, den sorgenbrechenden Gaben des Bachus nicht abhold war. Salme mochte etwas von dem lateinischen in vino veritas ahnen und die Plauderhaftigkeit der Frauen in die zweite Linie seiner Berechnungen stellend, entwarf er im Geiste einen strategischen Plan, dem nichts Geringeres, als jene Flasche Weines zur Basis diente. —

Schmunzelnd und mit der Zunge schnalzend, als sehe er schon die Frau Schloßvogtin freundlich dem Weinglase zusprechen, schob er fein sachte das Ränzlein über den Rücken, küßte an der Schwelle die Mesusa und zog der Überfahrt zu. Jossel Schiffer betrachtete einen so seltenen Passagier wie Salme mit Staunen und dessen Ränzlein, das Salme behutsam zwischen seine hageren Beine gelegt hatte, mit einiger Neugierde, aber Salme kehrte sich nicht daran, sondern verhielt sich während der Dauer der Überfahrt schweigend.

Das jenseitige Ufer ward erreicht, und Salme stieg etwas beklommenen Gemüthes die Anhöhe hinauf; manchmal wandelte ihn eine gewisse Bangigkeit an und dann setzte er sich in das weiche Gras, eine Weile nachdenkend, bis er aus der Betrachtung seines Ränzleins, das ihm sicher zur Erreichung seiner Ziele verhelfen sollte, Muth faßte.

Nur nicht verzagt, sprach er vor sich hin, bin ich nicht auch das erstemal erschrocken, wie mich der Herr Schloßvogt zu dem alten Benesch geschickt hat und wie der Anfangs tobte wie ein Meschugener [1]) und dann geweint hat wie ein Kind — und doch hat es mir zu einer Mizwe [2]) verholfen und ich hab' für einige arme Leut' zwei Dukaten erhalten. Vielleicht werd' ich mit Gottes Hilfe wieder mazliach [3]) sein. —

Das wär ein Stückel, sprach er seinen Monolog fortsetzend, während der Rebbe mit dem Roschhakohol berathen werden, was sie in der Angelegenheit des guten Bochur thun sollen, werde ich Alles ausgeführt haben, werde Alles wissen so genau, als ob sie ein groß Stationes [4]) zum Gubernator geschickt hätten. Da wird alle Welt sehen, was Salme Klineberg für ein Mann ist, und daß auf ihn die Kehille stolz sein kann. Innerlich jauchzte er auf, als sehe er diesen seinen ehrgeizigen Traum schon verwirklicht.

Nach einer halben Stunde war er glücklich vor der Burg angelangt und schlich, vorsichtig spähend, um das verschlossene Gitterthor. Zu seinem großen Leidwesen war sein Gönner, der Schloßvogt nicht zu bemerken, und so beschloß er draußen auf ihn zu warten. Sein Nahen und Spähen war indessen drinnen im Schloßhofe nicht unbemerkt geblieben, und als Salme dem Thore den Rücken kehrend, geduldig in das Blaue starrte, ward plötz-

[1]) Wahnsinniger. [2]) guter That. [3]) glücklich. [4]) Gesandschaft.

lich von innen das Gitter geöffnet, eine starke Hand faßte ihn an der Schulter und eine tiefe Stimme brüllte dem Erschreckenden in das Ohr:

Was wollt' ihr hier? — Als sich Salme bleich und wie Espenlaub zitternd, nach dem ungestümen Frager umwandte, machte dieser, unsern Salme erkennend, ein freundlicheres Gesicht und rief:

Ah, ihr seid es Jude, bringt ihr mir vielleicht wieder ein Glas von dem gestrigen Labetrunke? Kommt herein. Salme erkannte augenblicklich in dem Redner jenen Söldner, den er gestern, als derselbe Imre mit sich führte, mit Wein tractirt hatte. Vielleicht wird der etwas über Imres Schicksal wissen, dachte er, und einen tiefen Bückling machend, sprach er in demüthigem Tone: Ich bin gekommen wegen einer Bestellung von dem gnädigsten Herrn Schloßvogt. —

So? rief der Krieger und schlug mit flacher Hand auf den Ranzen, und das tragt ihr alles darin? Sein Schlag, der die Flasche streifte, hatte diese ein wenig herausgedrückt, und verrätherisch lugte der Flaschenhals hervor, ohne daß Salme darum wußte. Der Söldner aber lächelte schlau vor sich hin, als er die Wirkung seines Schlages bemerkte und sprach in sehr herabgestimmtem freundlichem Tone: Ihr könnt indeß mit mir gehen und in lustiger Gesellschaft die Ankunft des Schloßvogtes erwarten.

Zuviel Ehre, mein schöner tapferer Herr, erwiederte Salme in einem Tone, aus dem man die Besorgniß um die „Bestellung" des Schloßvogtes heraushören konnte; aber schon hatte sein zuthunlicher Begleiter ihn unter dem Arme genommen und zog ihn der Wachstube zu.

Nun Zdenko, was habt ihr für einen Fang gethan? riefen dem eintretenden Söldner mehrere seiner Kameraden entgegen; als sie aber Salme erblickten, erscholl unbändiges Gelächter im Kreise. „Da seht nur, der bringt sich einen Juden!" hörte man rufen.

Zdenko, die beängstigende Wirkung dieses Empfanges auf Salme gewahrend, winkte seinen Freunden mit den Augen und bedeutsam den Finger auf Salmes Ranzen legend, sprach er pfiffig lächelnd:

Ihr irrt, Freunde, wenn ihr diesen Gast höhnt, weil er ein Jude ist; er ist ein so herzensguter Mensch, daß ich ihm seit gestern wo er mir etwas zu kosten gab — Zdenko machte die Pantomime des Trinkens — sehr gut bin, und ihr könnt überzeugt sein, daß mein jüdischer Freund wenn es ihm möglich wäre, auch euch Alle bewirthen würde. —

Gewiß, meine schöne tapfere Herren, betheuerte Salme lebhaft, wenn der arme Salme Klineberg einmal die Ehre haben kann, in seinem Hause so würdige Gäste zu empfangen, er wird das Beste aus Küche und Keller holen und vorlegen — — — aber der Herr Schloßvogt bleibt lange aus.

Salme wandte in bangem Vorgefühle unruhig werdend, seinen Blick der halbgeöffneten Thüre zu, es schien ihm etwas schwül in der „lustigen Gesellschaft" Zdenkos zu werden. — In diesem Augenblicke tauchte dieselbe

starke Hand, deren Wucht Salme schon einmal beim Gitter empfunden, in seinen Ranzen und riß mit so mächtigem Rucke die Flasche heraus, daß der Knoten des Bündels aufriß. —

Salme schaute verblüfft drein; Zdenko aber sprach: Da seht, wie mein Freund uns überraschen wollte, und sich selbst heraufbemüht, um unsere durstigen Kehlen zu erquicken. Ihr seid ein herzensguter Mensch, trotzdem ihr ein Jude seid. Bei diesen Worten umarmte er den betroffenen Salme, dem gar übel zu Muthe war; einer der ehrenwerthen Spießgesellen schlich wie auf Commando herbei und löste, während Salme fest in seines Freundes Arme gepreßt war, behende die Bänder des Ranzens, und als Salme sich von der ungestümen Umarmung Zdenkos ein wenig erholt hatte, sah er zu seiner großen innerlichen Betrübniß die ganze „Bestellung für den Schloßvogt" schon auf dem Tische ausgekramt; da lagen, eine schön goldbraun gebratene Gans, einige recht einladend aussehende Würste, mehreres, nach traditionell überkommenen Rezepten, zubereitetes Backwerk und dergleichen mehr. Salme schlich sich nun beschämt in eine Ecke und betrachtete von dort aus mit großem Mißbehagen, wie Zdenko, das Vorschneideamt verwaltend, seinen Collegen die Portionen abtheilte, und wie die Krieger tapfer zugriffen und mit sichtlichem Behagen es sich wohl schmecken ließen.

So sah er nun seinen klug ausgedachten Plan durch den abscheulichen Hinterhalt in den er gerathen war, gescheitert. Wie wird das enden? dachte Salme, und Schrecken durchrieselte sein Gebein, als er die Leistungen ihrer Kauwerkzeuge sah, zu allerletzt werden sie noch mich Bedalles [1]) essen! Im nächsten Augenblicke sah er, wie Zdenko nach der Weinflasche, die er für die Frau Schloßvogtin bestimmt hatte, griff, und aus derselben die Trinkgeräthe seiner Kameraden füllte. — Ein Seufzer entfuhr Salmes Munde, nun war alle Aussicht auf Erfolg verschwunden; denn mit leeren Händen, das sah er wohl ein, durfte er nicht vor seine Gönner hintreten. —

Der gute Wein schien der Tischgesellschaft wohl zu munden, ein Gefühl des Wohlbehagens durch den seltenen Genuß einer guten Mahlzeit erhöht, durchströmte sie, Lustigkeit herrschte im Kreise, und mancher konnte nicht umhin, dem unfreiwilligen Veranlasser dieser genußreichen Stunde eine freundlich sein sollende Grimasse zu schneiden.

Zdenko wollte seinem Dankgefühle gegen Salme lauten Ausdruck geben. Es gebührt sich, sprach er sich erhebend, daß wir auf das Wohl des herzensguten Gebers trinken: „Er soll leben und alle Juden!"

„Es leben die Juden!" brüllte der Chorus nach, daß es weithin dröhnte. — —

Die Thüre der Stube öffnete sich und am Eingange derselben stand der alte Benesch. — Er mußte den Toast der Übermüthigen gehört haben;

[1]) in Armuth.

sein Gesicht war fahler als sonst, unheimlich und drohend maß sein stechender Blick jeden Einzelnen in der Versammlung. — Diese war durch den plötzlichen Eintritt des Alten, dessen Unwillen sie zu fürchten Ursache hatte, eingeschüchtert worden; eine lautlose Stille herrschte in dem vor einer Weile noch lärmdurchtobten Zimmer. — — —

Dienst des allergnädigsten Gubernators, befahl Benesch. Es soll einer von denen, welche gestern im Judenviertel gewesen sind, wieder dorthin gehen und anordnen, daß einer der Angehörigen des Juden Joseph Imre sich aufs Schloß begebe, um dem Krankgewordenen beizustehen.

Die überraschten Zecher hatten sich von ihrer Bestürzung noch nicht erholt, als schon eine lange, wie aus der Erde geschoßene Gestalt, vor Benesch stand. Salme war es, der, nach dem Gehörten aus seiner Ecke springend, ganz an seine heikle Situation vergaß. Um Gotteswillen! gnädigster Herr Benesch! rief er in hastendem Tone, was sagt ihr! — Imre krank? Ich bin da, will ihn pflegen, will alles thun — ich bin sein einziger Freund, er hat ja sonst Niemanden: Lasset mich zu ihm! und er faltete bittend die Hände.

Benesch blickte höchst frappirt auf den vor ihm Stehenden, dessen Gesichtszüge ihm bekannt vorkamen. Besinnend fuhr er sich mit der Hand über die Stirne. Du bist es, rief er endlich, Salme erkennend. — Nun das trifft sich gut, gehe mit mir. — Und ihr, rief Benesch, sich zum Fortgehen wendend, den Söldnern zu, habt nicht mehr nöthig, in das Judenviertel zu gehn, um vielleicht dort ähnlichen Muthwillen zu treiben, wie mit diesem Juden hier. — Er sah, nach einem strafenden Blicke auf die Übrigen, fragend auf Salme, als wollte er dessen Beschwerde entgegennehmen. Dieser aber bewies einen seltenen Edelmuth.

Ich muß bitten, Herr Benesch, erklärte Salme, die Herren haben so gut und herzlich gegen mich armen Juden gehandelt, daß ich in meiner Herzensfreude ihnen freiwillig etwas aus meinem Ranzen zum Besten gegeben habe, dabei ergriff er den leeren Ranzen und hielt ihn mit komischer Geberde in der Luft. —

Ein dankbarer Blick Zdenkos fiel auf Salme, der nunmehr, dicht an Benesch Seite gehend, das Zimmer verließ, den Zufall preisend, der ihn aus dem „Rathe der Spötter" erlöste und zu Imre selbst gelangen ließ. Seinem innerlichen Frohlocken machte Wehmuth Platz, als er des armen Bochurs gedachte. —

Er bat den düster neben ihm herschreitenden Benesch um Aufklärung über Imres Geschick. —

Dieser erzählte bereitwillig, was er wußte, und Salme der ganz Ohr war, staunte nicht wenig, als er aus Benesch Munde vernahm, daß Imre der Freund Mathias Corvins sei und in Gemeinschaft mit ihm das Leben Katharinens, der Tochter des Gubernators, gerettet habe.

Salme glaubte zu träumen, räthselhaft schien es ihm, daß Imre nichts davon im Ghetto verlautbart habe, noch räthselhafter, weshalb er dennoch verhaftet worden sei. Er gestand Benesch sein Befremden.

Ich bin auch nicht klar darüber, meinte dieser beistimmend, besonders wenn ich bedenke, mit welcher Strenge der gnädigste Herr Georg die Inhaftirung und das Verhör des jungen Mannes anordnete — und mit welcher Güte und Gnade man den Armen, seit er bewußtlos geworden, von allen Seiten überhäuft; selbst unser hochwürdiger Herr Erzbischof ließ sich gestern Abend nach dem Befinden des Kranken erkundigen, und gar erst der junge Mathias und das gnädigste Fräulein, die haben himmelhoch den Herrn Georg gebeten, daß der Kranke bis zu seiner Genesung im Schloße bleiben solle. —

Salme blieb vor purer Verwunderung der Mund offen. — Aber ich alter Mann, fuhr Benesch nach einer Pause fort, so lieb ich auch den Kranken gewonnen habe, mir graust es mit ihm allein; bei seinen phantastischen wunderlichen Reden ist es mir manchmal, als ob seine Seele mich richten wollte, zu mir spräche, und unsäglich leide ich dabei! —

Deshalb bat ich auch, daß einer seiner Freunde unter den Juden, mit mir in die Pflege des Kranken sich theile, und der gnädigste Herr bewilligte es. Während ich fortging, um den Befehl in der Wachstube zu ertheilen, sind Mathias und der Arzt an seinem Bette geblieben. —

Sie waren oben angelangt, und Salme ging leise an Benesch Seite in das Zimmer. —

Da lag, umstanden von den bemeldeten Personen, Imre in einem Bette, sein Gesicht war feucht von kaltem Schweiße, bleich, die Augen geschlossen, auf der Stirne lag ein nasses Stück Linnen und der Arzt tauchte eben ein anderes in eine Schüssel Wasser. Auf einem Tischchen standen Tassen mit Milch und Essig, auf dem Boden eine Schüssel mit, durch einen Aderlaß dem Kranken entnommenen Blute gefüllt. —

Mathias und der Arzt schienen sich um die Eintretenden nicht zu kümmern, ihre Aufmerksamkeit war ganz dem Kranken zugewendet, der bald die Hände wie im Gebete faltete, bald greifend oder geballt sie in die Höhe streckte.

Das Delirium naht wieder, flüsterte der Arzt, jene furchtbaren Erschütterungen, welche seine Nerven betroffen haben mußten, ziehen ihre Ringe durch den ganzen Körper, gleich dem Steine, der immer weitere Kreise furchet, wenn er in das Wasser fällt. — Horch!

Ein weinendes Stöhnen drang aus des Kranken Munde, seine Augenwimpern hoben sich und die starr funkelnden Augensterne wurden sichtbar.

„Was steht ihr da macht- und hilflos, scholl klagend und ergreifend seine Stimme, „seht ihr nicht, wie die starke jugendliche Tochter

„die alte ehrwürdige Mutter mißhandelt, ihre Silberlocken ausrauft, „sie verhöhnt? Kömmt Niemand der Mutter zu Hilfe, welche von ihrem „eigenen Kinde von Haus und Hof vertrieben wird? — Feiglinge! Glaubt „ihr, Gott wird für euch kämpfen, wenn ihr schweigt? Nein! Kein Moses „ist da, der euch aus euerer Sklaverei führt!“

Er richtete sich bei diesen Worten hoch im Bette auf, sein früher marmorkaltes Gesicht glühte jetzt. —

„Warum lasset ihr mich nicht die Tochter warnen? Sie frevelt ja „im Irrthume — warum duldest du es nicht Rabbi — — — — — — „Auf dem Beth Chaim bin ich gewesen, da liegen sie begraben, die Er„schlagenen und Gestorbenen, leg' deinen Haß auch dazu Rabbi — sie sollen „über den Gräbern Freundschaft schließen — die Menschen, die „Brüder und Kinder!“ — — —

Hört ihr ihn, sprach Benesch mit zitternder Stimme, sein Haar sträubte sich und ängstlich schmiegte er sich an Salme. —

Welche Qual, das bringt mir den Tod! Immer spricht er von Gemordeten und will nicht hassen, sondern verzeihen. Mein Herz, mein zerrissenes blutendes Herz! Er preßte beide Hände vor das Gesicht und weinte bitterlich.

Schafft den Alten hinaus, sprach der Arzt leise zu Mathias, denn das Sprechen und Weinen wirkt auf den Kranken schädlich, dieser bedarf ungetrübter Ruhe, ungestörter Stille.

Mathias richtete seinen Blick erst jetzt auf die Eingetretenen und den ihm völlig fremden Salme gewahrend, nahte er diesem und frug nach seinem Begehr.

Ich bin der Freund Imres, gnädigster junger Herr, entgegnete Salme und vom Herrn Benesch herberufen, um den Kranken zu pflegen.

Mathias wandte sich fragend aufblickend an Benesch. Ja, meinte dieser, mühsam sein Schluchzen unterdrückend, er ist sein Freund und erbot sich, bei dem Kranken zu bleiben. —

Es ist gut, sprach hierauf Mathias, aber ihr müßt gehen, denn ihr thuet besser daran den Juden allein bei dem Kranken zu lassen, da der Arzt jetzt euer aufgeregtes Wesen nicht beim Krankenbette dulden will. — Benesch gehorchte.

Der Kranke, welcher inzwischen in sein Bett zurückgefallen war und eine kleine Weile geruht hatte, fing wieder an unruhig zu werden. Seine Stimme tönte abermals, aber in traurigerem milderem Tone:

„Hanna, meine Geliebte, ich verlasse dich, ich opfere deinem Glücke „meine Liebe, wie ich für dich auch mein Leben geopfert hätte. — In mei„nem Herzen, das für alle Menschen brüderlich fühlt, bleibt nur ein Platz „für dich als Schwester.“ — — —

Leiser und unverständlicher wurden seine Worte, man sah nur noch seine Lippen sich bewegen, und ein fieberndes Träumen umfing wieder seine Sinne.

Er spricht von seiner Liebe für ein Mädchen, das ihm ihr Vater nicht zum Weibe geben will, er hat mir alle seine Verhältnisse und Wünsche offenbart, raunte Mathias dem Arzte ins Ohr.

Auch das mag zu seiner Krankheit beigetragen haben, meinte der Arzt. — Der Kranke scheint mir ein Gemisch festen und milden Temperamentes, ein mit zart besaitetem Gemüthe begabter Mensch zu sein; auf Solche wirken derartige Erschütterungen intensiver. — Hoffen wir das Beste von der Widerstandsfähigkeit seiner Jugendkraft, fremde Hilfe vermag hier nichts weiter zu bieten als Ruhe und Aufsicht. In drei bis vier Tagen muß die entscheidende Krisis eintreten, dann wird es sich zeigen, ob wir hoffen können, oder ob wir fürchten müßen.

Der Arzt empfahl sich, Salme und Mathias blieben allein. Dieser wandte sich um, eine Thräne des Mitleids verstohlen aus dem Auge wischend, dann wies er Salme an, auf einem Stuhle Platz zu nehmen.

Als dieser sich nach demüthiger Verneigung gesetzt hatte, nahm Corvin leise sprechend das Wort:

Euer Freund ist ein edler ein wahrhaft frommer Mensch; wir können beide stolz darauf sein, ihn Freund zu nennen!

Ich wünsche von Herzen, daß der gütige Gott ihm Genesung sende, damit er Großes und Gutes vollbringe im Leben, und daß dieses Leben erhalten bleibe, Euch den Juden, seinen Brüdern, für die er kämpfen und streben, mir dem Freunde, dem er rathend und helfend zur Seite stehen würde. Wollte Gott, daß es dann meinem Einfluße gelänge, ihn zum Haupt seiner verkümmerten Brüder in unser beidem Heimathslande zu erheben! —

Er würde dereinst dem Vaterlande und der Menschheit große Dienste leisten! — — —

Ich gehe jetzt und vertraue euerer Sorgfalt einen lieben theuern Freund! Hütet ihn wie eueren Augapfel!

Seid ohne Sorge, gnädigster Herr, betheuerte Salme, und küßte Corvins Hand, ich verstehe mit Kranken umzugehn und werde ruhig bei ihm bleiben und für seine Genesung Psalmen beten; aber ich bitte zu gestatten, daß ich Abends nach Hause gehe um seinen besorgten Lehrer, der hier an ihm Vaterstelle vertritt, zu trösten. —

Das sei euch erlaubt, und der alte Benesch und ich werden euch alsdann ablösen. Mathias winkte ihm gütig zu und ging. —

Der Kranke verhielt sich ruhig, und Salme legte von Zeit zu Zeit, nach Vorschrift des Arztes kühlende Umschläge auf Imres, von perlendem Schweiße bedeckte Stirne.

Großer Gott! sprach er vor sich hin, die Sechie [1]) hat noch kein Jüdenkind gehabt, unter lauter Srores [2]) krank zu sein. — Gott soll ihm nur Refue schlemoh [3]) schicken, damit sein Streben und seine gute That ihren Sechar [4]) finden. — Dann rezitirte er leise die Verse des königlichen Sängers David, welche für Kranke gebetet werden.

Manchmal öffneten sich die Augen des Fiebernden, wenn Salme ihm behutsam einen Löffel Milch oder Essigwasser einflößte. —

Der Kranke schien die alten bekannten Laute von den Ufern des Jordans, wie sie Salme in näselndem eigenthümlichem Tone summte, zu hören, denn manchmal war es, als ob auch Imres Lippen sich mit bewegten bis er mählig in tieferen und tieferen Schlaf sank.

IX.

Sühne und Versöhnung.

Hanna zählte die ihr unendlich langsam verrinnenden Stunden jenes Tages, an welchem ihr getreuer Knappe Salme ausgezogen war, um das Geschick und den Aufenthalt ihres Amanten auszukundschaften. —

In den ersten Stunden des Tages wurde schon Zipora in Salmes Wohnung geschickt, diese war verschlossen und blieb es so den ganzen Tag. Mit ängstlicher Erwartung sah Hanna auf jedes Öffnen der Thüre, horchte auf das mindeste Geräusch — aber es ward Mittag und Abend, Salme kam nicht. Träumend und sinnend saß sie bei ihrem Tischchen und merkte gar nicht, wie ihr Vater, nachdem er lange Zeit an einem Buch geschrieben, in unwirscher Laune seinen Bart strich und das Zimmer in langen Schritten maß, bis er endlich vor ihr stehen blieb und sie lange und prüfend beobachtete. —

Sie fuhr empor wie aus bangem Traume. —

Vater, liebster Vater mein! rief sie wie aus Tiefinnerstem ihres Herzens und ihm entgegenfliegend, barg sie ihr Köpfchen an seiner Brust und sprechender als Worte bezeugte ein Thränenstrom ihren lang verhaltenen inneren Schmerz.

Der Rabbi fuhr mit der Hand streichelnd über ihre Schläfe und sprach gerührt: Du leidest mein Kind, du bist krank, dein Antlitz ist nicht von „Gestern und Vorgestern." Glaubst du ein Vaterauge täuschen zu können? dann irrst du; ich kenne dieses Leiden, das sind Jesurim schel Ahawoh [5]). — Ich kenne den, der die Wunde deinem Herzen geschlagen hat, aber ich will ihn nicht poresch beschem [6]) sein, denn zu wohl nur weiß ich, daß er deiner Liebe unwürdig, da er nicht allein ein Talmid mored ifne raboh [7]), sondern auch ein Verräther an unserem Glauben ist und deswegen mußt du dir ihn aus dem Sinne schlagen. —

[1]) Gunst. [2]) Vornehmen. [3]) vollkommene Genesung. [4]) Lohn. [5]) Leiden der Liebe in nicht wieder zugebendes Calembourg des Rabbi. [6]) mit Namen nennen. [7]) ein gegen den Meister sich auflehnender Schüler.

Während dieser Anklage des Rabbi hatte Hanna das Haupt erhoben, und an den Lippen des Rabbi hing der Blick ihres thränenfeuchten Auges.

Vater vergib', rief sie als er geendet hatte, dein Urtheil ist ein hartes, ja kaum wage ich es zu sagen, ein ungerechtes! Imre ist kein Verräther, kann kein Verräther sein! — Ja frei und offen bekenne ich es, ihn, nur ihn allein liebe ich und auch er liebt mich, nicht minder treu und wahr liebt er sein Volk, seinen Glauben. Unsere Liebe hat ein Eden in unser ganzes Sein gezaubert, in welchem wir beide schuldlos wandeln. Vater! Sei nicht du der Cherub mit dem flammenden Schwerte, der uns aus diesem Paradiese vertreibt! Ich fühle es jetzt, während Imre vielleicht im Kerker schmachtet, ja vielleicht schon verurtheilt ist, wie sehr ich ihn liebe! Und wenn auch Menschensatzung ihn verdammt, mein fühlend Herz spricht ihn frei — — frei gegenüber dem strengen Richter, frei gegenüber meinem trotz alledem geliebten Vater! Hanna war zu Boden gesunken und umschlang die Knie des Rabbi.

Kind, thörichtes Kind, sprach dieser ernst und mit bewegter Stimme lasse von der Vernunft dir rathen nud reiße das trügerische gleißende Bild aus deinem Herzen, du mußt es, Wahnverblendete! — —

Und sollte ich dein Vater mit blutendem Herzen, wie einst Jiphtach, dich die Tochter opfern — der Rabbi geht dem Vater voran und muß dieses Opfer bringen. — Wenn ich mein einziges Kind dem widerspenstigen Schüler, der durch seine verpönten Grundsätze, seinen an Schwärmerei grenzenden Glauben an eine Gemeinschaft mit dem Goi, den Zaun unserer Altvordern durchbricht, zum Gesponse gebe, wird da nicht alle Welt glauben, daß ich seinen Glauben theile, ja daß dieser eine Frucht meiner Lehren sei? Werden nicht noch Enkel und Urenkel mir fluchen als demjenigen, der diesen „Riß" im eigenem Lager geschaffen? Nein, nein! Allein taumeln lasse ich den Trunkenen, von selbst wird er fallen! er will sich in das feindliche Lager begeben um Frieden zu stiften? — dort wird er seinen Untergang finden, sein Verderbniß in dieser und jener Welt! Schon sitzt er dort in ihrer Mitte, fuhr der Rabbi fort, und seine Sprache ward schneidend höhnisch, nun möge er ihnen Achtung vor dem Judenthume abgewinnen, sein Banner soll er den Lästerern und Mördern entfalten, das Wesen des Judenthumes soll er ihnen zu erkennen geben — und sie werden ihm dann *ihren* Glauben zeigen und — fühlen lassen — ein kurzes gellendes Lachen schloß seine Rede.

Hanna hatte sich von ihren Knien erhoben, keine Thräne perlte mehr in ihrem Auge, der tief einschneidende Spott des Rabbi zeigte ihr, daß von ihrem Vater keine Gewährung zu hoffen sei, und der Schmerz, den ihr diese Erkenntniß bereitete, war so groß, daß ihr sogar die Thränen, die ihr Erleichterung bringen konnten, versagten.

Ein Gepolter ward jetzt auf der Treppe vernehmbar. Vielleicht ist es Salme der Nachricht bringt, dachte Hanna und ihr Herz schlug heftiger; die Schritte kamen näher und näher, die Thüre öffnete sich und ihre Ahnung hatte sie diesmal nicht getäuscht; es war Salme. Athemlos stürzte er ins Zimmer, etwas Unerhörtes, Unerwartetes mußte seinen Schritt beflügelt haben. —

Der Rabbi und seine Tochter beeilten sich ihm einen Sessel zum Ausruhen anzubieten. Leichtbegreiflich war Hanna in athemloser Spannung und auch des Rabbi Neugier in hohem Grade erregt.

Verzeiht Rabbi, keuchte Salme mühsam heraus, ich muß mich erst ein wenig verschnaufen. Nach einer langen Pause des Rastens, nahm er wieder das Wort: Große Dinge sind geschehen, so wunderbar, weil Gottes Hand darin nicht zu verkennen ist. Gelobt ist Haschem Jisborach [1]) Israel ist nicht verwaist und es kann und wird in den Augen der Gojim zu Ehre und Ruhm sich wieder erheben. Und wollt ihr wissen, wer das schwache Werkzeug war, wen göttliche Fügung gewürdigt hat mekadesch haschem zu sein? Es ist euer Schüler Joseph Imre!

Wäre ein Donnerschlag aus heiterem Himmel zwischen die Beiden niedergefahren, er hätte nicht überraschender wirken können.

Der Rabbi hielt sich den Kopf, er glaubte zu träumen, war das die Antwort auf den Hohn und die Verachtung mit dem er eben Joseph Imre überschüttet hatte? —

Sagt mir nur, frug Hanna die Pause des Staunens unterbrechend mit zitterndem Tone, aus dem alle ihre Gefühle herauszuhören waren, ist Imre wohl, geschieht ihm kein Leides, wurde er verurtheilt?

Nein, er wird in allen Ehren gehalten; denkt nur, ein ungarischer Prinz, der Erzbischof, der Gubernator und seine Tochter, alle sind bei ihm gewesen — doch davon ein andermal. — Liebe Hanna — jetzt muß ich euch bitten, mich mit dem Rebbe allein zu lassen. —

Hanna gehorchte wiewohl ungern, aber Jubel und Freude hielten wieder ihren Einzug in das schwergequälte Herz. — Ihr Geliebter von Ehren überhäuft, weil er das Judenthum zu Ehren brachte, kein Makel und Fleck an seinem Charakter, o Wonne und Glück! — Ein Hoffnungsstrahl schimmerte daraus auf die ihr vor Kurzem noch öde und finster dünkende Zukunft.

Salme war mit Rabbi Pinchas allein geblieben.

Seit wir Jüden in das Goles [2]) gekommen sind, nahm der Erstere das Wort, hat man immer jeden Einzelnen von uns für den Andern verantwortlich gemacht, aber auch der Kowed und die Gunst, die dem Einen wiederfuhr, ist dem ganzen Klall [3]) zu Gute gekommen. —

---

[1]) sein gepriesener Name. [2]) Exil. [3]) Gesammtheit.

Was ich heute erlebt habe, Rebbe, bleibt mir unvergesslich, ich habe gesehen einen Szoren [1]) an dem Krankenbette eines Jüden, bei dem kranken Imre, weinen. — Imre ist krank! rief erschüttert der Rabbi aus, um Gotteswillen, was ist ihm geschehen? Salme besann sich, daß er den Rabbi erst von den ihm durch Venesch bekannt gewordenen Vorgängen unterrichten müsse, und er that dies nun in aller Ausführlichkeit.

Was der in gespannter Aufmerksamkeit horchende Rabbi vernahm, ließ ihn mit einemmale Imre in ganz anderem Lichte erscheinen, er sah es nun ein, daß die ihm unüberschreitbar dünkende Kluft, welche die Annäherung des Christen und Juden zu verhindern schien, durch Liebe und Freundschaft der Bekenner beider Confessionen ausgefüllt werden könne. Es war wirklich alles so wunderbar, die durch Imre bewirkte Rettung der Tochter des Gubernators, seine Freundschaft mit dem gefangenen Mathias, der wie Salme erzählte, mit wahrer aufopfernder Liebe an ihm hing. Über das plötzliche Entstehen der Krankheit Imres äußerte Salme bedeutsam, daß Kummer über seine Verhaftung, die Allen noch ein Räthsel war, und wohl noch ein anderes Ungemach den Jüngling auf das Krankenlager geworfen haben; denn er phantasire oft von dem Rabbi und Hanna. Gott soll in seiner Hilf' sein, schloß Salme seinen Bericht, ich weiß es, wie sehr er euere Tochter und diese ihn wieder liebt — deshalb wollte ich das nicht in Hannas Gegenwart erzählen — aber ihr nehmt viel auf euer Gewissen Rebbe, wenn ihr das zu trennen vermeint, was für einander bestimmt zu sein scheint.

Dem Rabbi drangen die hellen Thränen aus den Augen, er sah es ein, wie er nur in Verblendung Imre verstoßen haben konnte und wie dieser ein Märtyrer seiner nur dem Judenthume Gewinn bringenden Gesinnungen geworden sei. —

Ribboni de kulo alma [2]) rief Rabbi Pinchas erschüttert aus, wie sehr habe ich den Besten aller Menschen verkannt, der bestimmt und würdig ist ein Godel Bejisroel [3]) zu werden! O, daß ich ihn in meine Arme schließen könnte um ihn Mechila [4]) zu bitten. — Ja, Morgen noch eile ich mit dir Salme zu ihm, ich will ihn sehen den Guten und Edlen; nun mir die Augen geöffnet sind, erkenne ich erst recht den Werth dieses Kleinods. —

Morgen, wenn du wieder hinaufgehst, hole mich ab, ich gehe mit, und rief er Salme vor dem Abgehen freundlich warnend zu, Stillschweigen — selbst vor meiner Tochter Hanna! —

Unter der abwechselnder Wartung des Arztes und Venesch hatte der Kranke die zweite Nacht im Schloße verbracht, das Fieber raste bald ab, bald zunehmend noch immer in seinem Körper, und er bedurfte große Sorg-

---

[1]) Fürsten. [2]) Herr der ganzen Welt. [3]) eine Größe in Israel. [4]) um Vergebung

falt seitens seiner Wächter. Der alte Benesch horchte aufmerksam und ängstlich lauschend, jedem seiner Athemzüge.

Wunderbare Verkettung der Umstände! Da pflegte emsig treu der alte Hussite und Judenfeind Benesch den kranken jüdischen Jüngling, keine Schlafesanwandlung senkte auch nur seine Augenwimper; denn die Selbstgespräche des Kranken, welche jede wunde Faser in dessen Gemüthe loslegten, versetzten zuweilen Benesch in die ungeheuerste Aufregung. Bald schwatzte der Kranke viel von einem Dolche, den er gestohlen und bat in flehendem Tone um seine Bestrafung als Dieb, dann wieder sprach er in Freundschaftstone zu Mathias und beschwor ihn zu fliehen. —

Diesen Phantasien horchte der Greis innig bewegt, in dem Ganzen herrschte dennoch ein Grundton der Milde und Versöhnlichkeit vor; dann schien ihm dieser leidende Jude das getreue Spiegelbild seines Stammes, gegen den sich Benesch so schuldbewußt fühlte. —

Gar oft hob' Benesch sein Auge nach oben, als wollte er des göttlichen Richters Barmherzigkeit anrufen oder er kniete zu Füßen des Kranken, und was der alte Hussite seit Jahren nicht gethan — er betete zerknirscht ein inbrünstiges Gebet für die Genesung des ihm so unerklärlich lieb gewordenen kranken Juden! —

Der Morgen war längst herangebrochen und der alte Benesch saß bleich und erschöpft in einem Stuhle bei dem Kranken, der Arzt war mittlerweile in das Zimmer zum Bette getreten, er beobachtete mit dem scharfen Blicke eines Kenners die Physiognomie Imres. — Er fand in seinen freier leuchtenden Augen und den leichter gehobenen Athemzügen die ersten Kennzeichen einer beginnenden Genesung und sichtlich erfreut darüber, glitt ein befriedigtes Lächeln über des Arztes Züge.

Freundlich klopfte er dann dem Greise auf die Schulter, sprechend: Ihr habt brav ausgehalten, mein lieber Alter, ein Vater hätte den kranken Sohn nicht sorgsamer pflegen können, und euch zumeist kann, nach Gott, der Kranke danken, der nun schon auf dem Wege der Genesung sich befindet. —

Der Herr im Himmel sei gelobt, rief der Alte aus und eine Thräne fiel langsam aus seiner Wimper, möge er mir es dort am Tage des Gerichtes als gute sühnende That anrechnen!

Ihr bedürft jedoch sehr der Ruhe, guter Alter, meinte der Arzt, es wäre deshalb gut, wenn euch jemand in der Pflege des Kranken ablösen würde. —

Des Arztes Rede unterbrach das Eintreten Corvins, welcher um den Freund besorgt, den Arzt nach dem Befinden des Kranken frug. Dieser ertheilte die beruhigende Zusicherung, daß die Kräfte des Kranken über den bösen Feind, die Krankheit, bald die Oberhand bekommen würden. Ich will

fuhr der Arzt fort, den alten Benesch bitten, sein Lager jetzt aufzusuchen, er darf und soll sich Ruhe gönnen.

Nein, fiel Benesch in die Rede, was ich thue ist alles zu gering, mein gnädigster junger Herr, mir ist's jetzt als müßte ich bei dem Kranken bleiben, denn in Gegenwart dieses kranken Jünglings treten die mich peinigenden furchtbaren Bilder zurück — er verhüllte jetzt sein Antlitz mit beiden Händen. —

Da wurde leise an die Thüre gepocht, und hereintrat Salme, neben ihm leisen Schrittes doch in würdiger Haltung — Rabbi Pinchas. Der Arzt und Mathias waren, als sie den Rabbi erblickten, überrascht und stille geworden.

Salme schlich näher, im Begriffe den neuen Ankömmling, als den Lehrer und Rabbi des Kranken vorzuführen. —

Da tönte ein furchtbar gellender Schrei im Zimmer, daß Alle vor Schreck, wie erstarrt schienen. —

Benesch, der sein Gesicht erhebend, bei der Thüre Rabbi Pinchas gewahrte, hatte diesen Schrei ausgestoßen, seine Augen schienen aus ihren Höhlen hervorgetreten zu sein, und am ganzen Leibe zitternd, streckte er die Hände tastend vor sich hin, als wollte er ein Phantom ergreifen. — —

Der Kranke hatte von dem furchtbaren Schrei geweckt, sich hoch aufgerichtet und ließ sein brennend Auge nach allen Seiten schweifen, Mathias und der Arzt hielten ihn in seinem Bette zurück, sonst wäre er hinausgesprungen. — Salme blieb wie versteinert an der Stelle haften, nur der Rabbi stand gefaßt und ruhig bei der Thüre, dem ihm gegenüber stehenden Benesch, fest in das Auge blickend.

Dieser regte seine Lippen als wollte er sprechen, er arbeitete sichtlich mit allen Sehnen und Nerven seines Körpers, die stieren Augen waren blutig unterlaufen und heiße Gluth überfärbte sein Antlitz.

Schneller und keuchender wurden seine Athemzüge, endlich rang es sich von seinem Munde los, aber es schien nicht die Sprache eines Menschen, sondern ein dämonisches Geheul zu sein.

„Bist du jetzt erschienen, Alter, — um mich — mit dir zu nehmen „— aber — ohne Buch — ohne Blut! — Nein, nein — ich gehe nicht „— noch ist der alte Benesch stark!“ Bei diesen Worten duckte er sich, und als ob seine Muskeln von Stahl, eine übermenschliche Kraft in seinem Körper walten würde, that er einen mächtigen Satz nach dem Fensterflügel, dieser brach, und in einem zweiten Sprunge in das freie war Benesch verschwunden.

In einer kurzen Spanne Zeit hatte sich diese entsetzliche Szene abgespielt.

Der augenblicklichen Erstarrung der Anwesenden folgte ein wirres Durcheinander, Mathias und der Arzt waren die Ersten, welche Fassung

gewannen. Sie stürmten die Treppen hinab, um in den Felsgründen nach dem Unglücklichen zu spähen.

Bebend wie Espenlaub, in den bleichen Zügen Angst und Entsetzen, blieben Salme und Rabbi Pinchas allein, bei dem matt auf das Lager hingesunkenen Kranken. — —

X.

Ein Sieg des Lichtes.

Seit jener erschütternden Katastrophe waren acht Tage verflossen. — In der Nacht, welche den kranken Imre umgeben, leuchtete ein funkelnder Stern, der immer größer und lichtverbreitender wurde, bis es völlig um ihn helle ward. — Allmählig machte seine Genesung Fortschritte, und sein Geist regte wieder die Fittige, noch ehe der Körper die frühere Kraft gewonnen hatte. Uber Alles, was seit seiner Bewußtlosigkeit vorgegangen und über das neue Verhältniß seines Freundes Mathias zu Podiebrad aufgeklärt, pries er zunächst den Herrn der Heerschaaren, welcher die Herzen der Fürsten der guten Sache zulenkt; er jubelte und dankte seinem Schöpfer laut, nicht allein für die Genesung seines Leibes, sondern auch für den geistigen Sieg, den er über seinen Meister errungen, welcher nun durch das unwiderstehliche Argument der Thatsachen von seiner Abneigung gegen den Goi bekehrt war. Zu dieser Bekehrung hatte am meisten das traurige Ende des Hussiten Benesch beigetragen, der nur als Leiche in der Tiefe aufgefunden wurde. Imre und Mathias ahnten wohl die Ursache dieses, den andern unerklärlich gebliebenen Selbstmordes, und diese Ahnung täuschte sie nicht.

Ein furchtbares Gericht hatte den alten Hussiten ereilt, als er den Sohn des von ihm Gemordeten erblickend, ihn für das Gespenst seines Opfers hielt. Diese Enthüllung, welche dem Rabbi gegeben wurde, ergriff ihn so, daß er Thränen vergoß. Seit Salmes Bericht an dem, selbst von den Bitten seines Kindes unerweicht gebliebenen Starrsinn des Rabbi gerüttelt hatte, folgte Schlag auf Schlag die Vernichtung der ihn beherrschenden Anschauungen, seiner Scheu vor einem Hinaustreten in die Welt.

Der alte Rabbi hatte Merkwürdiges erlebt, die Sühne eines grauenvollen Verbrechens und dessen Bestrafung an dem Mörder seines Vaters und — die Gelöbnißablegung des Gubernators, den Juden Böhmens wieder alle die Freiheiten und Privilegien, welche ihnen etwa hundert Jahre zuvor Carl IV. ertheilt hatte, zu erneuern und rechtskräftig zu machen.

Die Wirkung aller dieser Thatsachen auf Rabbi Pinchas war eine mächtige, und bei dem Danke, den er für den Hüter Israels empfand, lebte auch in ihm ein Gefühl der wärmsten Zuneigung, man möchte sagen Verehrung für seinen Schüler Imre, das völlige Gegentheil seiner frühern Gesinnungen gegen ihn. —

Wir wollen nun erzählen, wie es kam, daß Georg von Podiebrad das erwähnte Gelöbniß ablegte.

Georg von Podiebrad wußte von dem innern Seelenleiden, welches seinen alten Diener Benesch gequält hatte, und er ward durch Mathias von den höchst wahrscheinlichen Motiven jenes Selbstmordes unterrichtet, was auf den Gubernator tiefen Eindruck machte. Als man die Wohnung und die hinterbliebenen Sachen des alten Benesch durchforschte, fand man einen Beutel mit 200 Dukaten, an dem ein Zettel befestigt war, auf welchem geschrieben stand: „Nach meinem Tode an arme Juden zu vertheilen,“ weiter standen darauf die Worte, welche offenbar an den Gubernator gerichtet waren: „Allergnädigster Herr! Erweise den Juden Gutes und Liebreiches um die Qual der Verdammten zu hindern, welche die an den Juden begangene Verbrechen zu büßen haben.“ —

Der alte Benesch glaubte und nicht mit Unrecht, daß die nach seinem Tode, wie eine Mahnung aus der andern Welt an den Gubernator gerichtete Bitte, Erhörung finden würde. — —

Georg von Podiebrad beschloß, bei nächster Anwesenheit des Rabbi im Schlosse, diesem das zur Vertheilung bestimmte Geld zu übergeben.

In dem, dem Kranken im Schloße angewiesenen Zimmer hatte sich ein kleiner Kreis versammelt, um den Genesenen zu beglückwünschen. Mathias und Katharina, welch' letztere täglich, seit sie das Bett verlaßen durfte, den Kranken besuchte, und hiebei öfter mit Mathias zusammen kommend, diesen täglich inniger liebgewann, saßen vor dem in einem Lehnsessel ruhenden Bachur. Das Gesicht Imres trug schon, obwohl der Körper noch schwach war, das Inkarnat der wiederkehrenden Gesundheit auf den Wangen. — Rabbi Pinchas saß zu seiner Rechten und Salme Klineberg war in einem Winkel beschäftigt, die täglich für seinen jungen Freund gebrachte koschere Kost, aus seinem Ranzen, der seither von Zdenko's raubritterlichen Gelüsten verschont geblieben war, hervorzuholen. —

Der heutige Tag war der letzte, welchen Imre im Schlosse verbringen sollte, um Tags darauf völlig genesen, in die Rabbinerswohnung rückzukehren. —

Rabbi Pinchas hatte den Entschluß gefaßt, heute noch ein an seinem Schüler verübtes Unrecht gut zu machen und das Glück seiner Tochter zu begründen. Dieser hatte der Rabbi erst jetzt, bevor er auf das Schloß ging, mitgetheilt, daß Imre krank gewesen und nicht seines Freundes Mathias wegen, wie es anfangs hieß, im Schloße festgehalten sei. Hanna wäre auf diese Mittheilung gerne selbst auf das Schloß geeilt, hätte nicht der Vater ihr lächelnd die beruhigende Versicherung ertheilt, daß, mit gött-

licher Hilfe, Imre schon Morgen völlig genesen, vielleicht als ihr Chosen [1]) seinen Einzug in die Rabbinerswohnung halten werde. —

Die liebliche Jungfrau, reizend verschämt ihr Lockenhaupt an des Vaters Brust pressend, vermochte kein Wort zum Ausdrucke ihrer Freude zu finden; der Vater ging aber bald fort, Imre zu besuchen und ließ Hanna zurück, welche ausgelassen lustig, Zipora umhalste und küßte, bis die alte Magd nach der Ursache des an der Gebieterin ungewohnten Jubels fragend, die freudebringende Nachricht erfuhr. — Seit die Trauer um die hingeschiedene Rebezin einen düstern Schatten in das „Rabbinershaus" geworfen, hatte dieses keinen so freudigen Tag erlebt. — —

Als der Rabbi eintrat, erging sich die Gesellschaft in Gesprächen heitern und ernsten Inhalts, um dem Rekonvaleszenten die Zeit zu verkürzen. Sie standen alle beim Eintritte des Rabbi ehrerbietig auf, und man wies ihm den ersten Platz bei seinem Schüler an.

Eine Buße, nahm Rabbi Pinchas feierlich das Wort und seine Stimme klang gerührt, muß öffentlich vor allen geleistet werden.

Ich klage mich an, durch Kränkungen und Schimpf in Verkennung deiner edlen Absichten, dich verletzt, dir sehr wehe gethan zu haben. — Ich bitte dich, vergib alles dies deinem in Verblendung und Irrthume befangen gewesenen Rabbi. — —

Imre erhob sich bei dieser Anrede und faßte die Hände des Rabbi, welche dieser ihm bittend entgegengestreckt hatte. —

Wozu, entgegnete er bewegt, bedarf es der Bitte und Demüthigung des Meisters vor dem Schüler. — Ich habe längst verziehen und vergeben, wußte ich doch, daß du mein Rabbi dich nicht plötzlich von Grundsätzen lossagen könnest, die mit blutigen Zügen aus einer alten schrecklichen Zeit stammend, in dein Herz geschrieben waren, die nur der Anblick einer neuen und friedlichen Gegenwart dich vergessen lassen konnte. — Wir sind ja ein Am kscheh oref [2])! Lasse mich nun wieder deine weisen Lehren in mein Herz aufnehmen, laß' mich wieder dein Schüler sein, und zu deinen Füßen der Auslegung des Gesetzes horchen!

Ich werde glücklich sein, dich ferner als meinen Schüler preisen zu können, rief der greise Rabbi und stürzte in die Arme Imres, du bist ja meinem Herzen so theuer geworden wie ein Sohn — o daß ich dich so nennen könnte! — —

Nichts leichter, rief Salme, der, während Mathias und Katharina in einem Gemisch von Theilnahme und Bewegung, bei diesem Versöhnungsacte sich schweigend verhielten, näher getreten war. Gebt ihm euere Tochter Hanna, die er längst im Stillen liebt! — dann wird er doch euer Sohn.

[1]) Bräutigam. [2]) hartnäckiges Volk.

Diese so dreist ein zartes Thema berührende Einmischung Salmes löste wie mit einem Schwerthiebe den Knoten, welchen noch Keiner der Beiden zu betasten wagte. — — —

Imre hatte, außer vor Mathias dem Freunde, sein Herzensgeheimniß verborgen gehalten; hoffnungslos, wie ihm bisher seine Liebe geschienen, hatte er als Mann gegen diese Leidenschaft angekämpft und die Wunde seines Herzens den Blicken Anderer zu entziehen gesucht; er war daher nicht wenig erstaunt, aus Salmes Munde sein Geheimniß verrathen zu hören.

Purpurröthe überflog bei diesen Worten Salmes des Bochurs Antlitz, er senkte verlegen die Augen, in gespanntester Erwartung dessen, was der Rabbi auf Salmes Verdolmetschung seiner Gefühle antworten werde.

Dieser war aber jetzt von Mathias und Katharina umringt. Seid nicht hart Rabbi gegen euere Tochter, gegen das liebende Paar, bat Mathias, und selbst Katharina sah mit flehend emporgehaltenen Händen und innigem Gesichtsausdrucke zum Rabbi auf, und eine Thräne der Rührung rollte über ihre lieblichen Wangen.

In Gottes Namen denn, mögen sie glücklich sein! rief jubelnd Rabbi Pinchas, und feierlich auf Imre zugehend, sagte er zu diesem: Imre, mein Schüler, willst du auch mein Sohn sein und die Hand meiner Tochter zu einem Bunde für das ganze Leben annehmen?

Statt aller Antwort fiel der Bochur in seinem Freudetaumel dem Rabbi um den Hals, sie küßten sich die ehemaligen Antagonisten, der Meister und sein Schüler. Mathias und Katharina freudig bewegt, wurden im selben Augenblicke durch ein prasselndes Geklirr aufgeschreckt.

Salme, der ein feines Thongeschirr ergriffen und als Zeichen des Verlöbnißes nach alt jüdischer Sitte Masel tow [1]) rufend, es zu Boden geworfen, daß es zerbrach, hatte dieses verursacht.

Der erste Freudenrausch war noch nicht verflogen, auf den Mienen der Anwesenden war unverkennbar der Ausdruck innerer Befriedigung der Freude und des Glückes gelagert, als in dieser fröhlichen Stimmung der Gubernator, begleitet von einem Diener, welcher einen kleinen Beutel, das Legat des alten Hussiten enthaltend, trug, die Versammelten überraschte. Der Diener stellte den Beutel auf einen Schrank und entfernte sich nach tiefem Bückling. —

Georg von Podiebrad schritt, des Rabbis ehrbietige Verbeugung mit fast unmerkbarem Kopfesneigen erwiedernd, auf Imre zu, der ehrfurchtsvoll gesenkten Hauptes stehen blieb. Eine feierliche erwartungsvolle Stille herrschte jetzt im Kreise, der Gubernator unterbrach diese, indem er mild, aber doch würdevoll und festen Tones das Wort ergriff:

Junger Jude! Georg von Podiebrad ist nicht der Mann, welcher eine Schuld ungetilgt, einen erwiesenen großen Dienst unbelohnt läßt! Du

[1]) Glück auf.

warst es vornehmlich, welcher mit Mathias vereint, mir die Tochter rettete, und ich habe deinen Edelsinn, deine Aufopferung hart und schwer geprüft, aber du bestandest diese Probe glänzend, und wir Alle lernten deinen reinen, lautern Charakter achten und schätzen. Leider hatte diese Prüfung einen schmerzlichen Eindruck auf dein weiches Gemüth gemacht und warf dich auf das Krankenlager; ich machte mir selbst und meinem Freunde Rokyzana die heftigsten Vorwürfe darob, und wir sagten dem Himmel Dank, als er dich wieder dem Leben schenkte. —

Meine Verpflichtung dir gegenüber ist daher um so größer. — Ich stelle es dir frei, eine Gunstbezeigung von mir zu verlangen, welche ich erfüllen kann; nichts sei mir zu hoch, wenn es nur möglich, nur erreichbar ist. — —

Imre war während dieser, den Dank und die Erkenntlichkeit des Gubernators zeigenden Anrede, vor diesem auf die Knie gesunken und ergriff dann das Wort:

Allergnädigster Herr und Gebieter! Nicht für Menschenlohn, sondern des Gotteslohnes halber, habe ich das Leben euerer Tochter gerettet, und es ist mir als müßte ich auch auf diesen Verzicht leisten und jedes freudige erhebende Bewußtsein ob dieser guten That aus meiner Brust tilgen, wollte ich für diese, auch von meiner Religion mir gebotenen Pflichterfüllung, eine Gunst, einen Lohn bestimmen und annehmen. —

Hoher Herr! die Güte und Milde, mit der man hier mich den Juden aufnahm und pflegte, in einer Krankheit, welche nicht Menschen, sondern Gott mir auferlegte, hat mir unaussprechlich wohl gethan; was als leiser Wunsch, wie ein unerreichbares Idol, kaum über meine Lippen zu treten wagte, ich sah es erfüllt, sichtbar vor meinen Augen, ich sah wie meinethalben edle Christen bei dem Grundpfeiler aller Religionen, in Ausübung aufopfernder Menschenliebe wetteiferten, und das war viel, übergenug, Gott lob, daß ich es erlebt und überlebt! — Rührung übermannte Imre, er hielt einen Augenblick inne. — Dieser mein edler Freund, sprach er wieder, auf Mathias deutend, der so treu und gut mir beigestanden kennt meine Wünsche und Pläne, doch nichts für mich wünschte und hoffte ich, sondern für meine Brüder! Ich dachte, wenn man so oft alle Juden, ob des kleinsten Vergehens des Einzelnen aus unserer Mitte, zu Verbrechern stempelt, uns alle für die Sünde des Einen verantwortlich macht, alle beschuldigt und alle bestraft, sollte man auch das Gute und Nützliche, welches der Eine vollbringt, der Gesammtheit zum Lobe und Lohne anrechnen; — aber hierin gab es leider stets zweierlei Maß und Gewicht!

Hoher Herr! Gott hat euch an die Spitze eines großen Landes gestellt, welches in zwei großen Gemeinden in Prag und Eger, jüdische, dem Lande Böhmen treu ergebene Unterthanen bewohnen. Für diese bin ich so kühn gleiches Unterthanenrecht zu verlangen, nehmet sie auf als Diener und nicht als von Jedem geknechtete Sklaven eueres Staates! — Gerech-

tigkeit, Gerechtigkeit, Herr! Dies sei mein erbetener Lohn! die Erneuerung der vor hundert Jahren durch den erhabenen König Karolus ihnen gewährleisteten Rechte, welche in den Schrecknissen des Krieges und der Bürgerfehde nicht beachtet wurden und untergingen — um dies bitte ich euch! — — —

Gott verlieh dem schwachen Imre die Kraft und Ausdauer seinen Gefühlen Ausdruck, seinen, sein ganzes Denken und Empfinden beherrschenden Ideen, die Wortesgestaltung geben zu können. — —

Das Feuer, die Wärme und Innigkeit, mit welcher der Bochur gottbegeistert gesprochen, rißen die Anwesenden hin, Mathias nahte sich dem Knienden, um neben ihm niederkniend, seine Bitte mit der des Bochurs, zu vereinen, Salme schluchzte vor Rührung, und der Rabbi trat an das Fenster und hob die gefalteten Hände bittend in die Höhe, als wollte er Gottes Beistand in diesem entscheidenden Momente erflehen.

Katharina, ihrem Vater sich anschmiegend, flüsterte diesem auf die Knienden deutend, einige Worte zu.

Stehet auf, herrschte der Gubernator die Knienden an, das ist nicht Mannesart kniend zu verlangen, was rechtmäßige Gebühr und Forderung ist. Bei mir ist es schon längst beschloßen, ein altes Unrecht zu sühnen und den Juden seiner gedrückten Stellung zu entreißen, ich habe es bei der Bahre des alten Benesch angelobt, der durch sein ganzes Leben, ein an den Juden begangenes Verbrechen bereuend, das gräßliche Jammerbild eines von Gott gerichteten Sünders bot! —

Ihr ehrwürdiger Rabbi hört es! rief Georg von Podiebrad, dem nun gebückt vor ihm stehenden Rabbi Pinchas zu:

Die Buße meines alten Dieners Benesch war eine aufrichtige, und ging noch über seinen Tod hinaus.

Sein Vermächtniß — der Gubernator deutete auf den goldgefüllten Beutel — gehört den armen Juden, nehmt es hin um das Gold zu vertheilen, ein zweites Vermächtniß ließ er mir, das ich den Juden zu erfüllen gelobe; sie sollen, wie unter König Karl hochseligen Andenkens, meinen andern Unterthanen in Allem gleichgeschützt, gleichgeachtet sein, ich schwöre es — so wahr mir Gott helfe!

Angelobend hob er die Hand in die Höhe, dann fuhr er fort, an Imre sich wendend: Und du seltener uneigennütziger Mensch sei stets meiner Huld gewiß, ich will deinem Verlangen eingedenk, allen deinen Brüdern deine gute That lohnen. —

Georg von Podiebrad ging gefolgt von Katharinen und Mathias, welche vor ihrem Abgehen die Hand des wie stumm und betäubt in seiner Freude dastehenden Bochurs herzlich drückten. Eine Gruppe glücklicher beseligter Menschen blieb in dem Zimmer zurück. Mit dankbar gegen Himmel

gerichteten Blick, sprach der Rabbi den Segensspruch beim Hören einer freudigen Kunde, die Zähren der Freude drangen dem Greise aus den Augen und mit dem Gefühle der Verehrung und Bewunderung blickte er auf Imre, beide waren umtanzt und umjauchzt von Salme Klineberg, der den goldgefüllten Beutel in der Hand, sich zeitweilig bückte, um bald des Rabbis bald Imres Hand zu küßen. — —

Der letzte Schlag auf das alte verwitterte Gebäude der Anschauungen des Rabbi Pinchas war gefallen.

XI.

Ein altjüdisches Hochzeitsfest.

(Schluß.)

Laubhüttenfest kam über das Land und brachte für das Grau in Grau in dem Jahrcyklus des Juden erquickendes Grün, in das eingepferchte Ghetto frische Zweige aus dem freien Walde draußen, dann die Palme des Südens, den herrlichen wohlduftenden Ethrog und die bräutliche Myrthe. Es kamen die Bauern von weitester Umgegend, und auf den plumpen selbstgeschnitzten Karren führten sie den Schmuck ihrer Wälder die Flora ihrer Gärten. Der Jude zimmerte seine Laube, seine Kinder schmückten sie aus, darin sollte er auf acht Tage sein Elend vergessen, sich des Lebens, des Schutzes seines Gottes freuen.

Heute am Rüsttage des Laubhüttenfestes, gab es großen Jubel unter der Prager Judenschaft, denn am selben Tage feierte der Bachur Imre seine Hochzeit mit Hanna, des Rabbi Pinchas Tochter. — Das jugendliche Paar sah seiner glücklichen Vereinigung entgegen, Alt und Jung priesen die Beiden, die populärsten Lieblinge des Ghettos glücklich, der sprach von dem „großen gelehrten" Reb Joseph Imre, welcher eine solche große Geule [1]) über die Kehille gebracht habe, wiederum die Alte, welche beim Kezowes [2]) mit ihrer Base zusammengetroffen, sprach lange und begeistert von Hannas Malchusponem [3]), Zedikus [4]) und sonstigen herrlichen Eigenschaften, die behäbige Frau Kaziwte [5]), vor deren Fleischbank oder eigentlich Obertribunal des Ghettos, das Gespräch geführt wurde, gab nickend und mitschwatzend ihre Zustimmung, kurz die öffentliche Meinung hatte sich eclatant zu Gunsten des Chosen und der Kalle ausgesprochen. Im Rabbinershause, dem Zentralpunkte des Festes, herrschte ein fröhliches Treiben, ein buntes Gewoge. Der Vater des Bräutigams, der alte Isak Imre, war aus der Ferne gekommen, dem Ehrentage seines Sohnes beizuwohnen, und seine stattliche, würdige Gestalt, das edelgeformte Antlitz, vom silberlockigen Barte umrahmt, stellte selbst die imponirende Gestalt des neben ihm sitzenden

[1]) Erlösung. [2]) Fleischbank. [3]) königliches Antlitz. [4]) Frömmigkeit. [5]) Fleischhauerin.

Rabbi Pinchas in den Hintergrund. Da saßen die beiden Greise Hand in Hand, und ihre alten Herzen schlugen rascher und freudiger, während sie von dem Glücke ihrer Kinder sprachen; sie erzählten einander, wie sie selbst einst diesen Freudentag begangen und ein ergreifend schönes Bild aus seliger Jugendzeit rollte in der Erinnerung neuerdings ihrem Geiste vorüber. Überlassen wir die Alten dem heitern Geplauder, wir wollen den Glücklichsten nachspüren, den Brautleuten. Die saßen oben in der Sukke allein, und sie athmeten den würzigen Duft des Nadelholzes, des Dachwerkes der Hütte, und der Blätter und Blumen, welche auf dem Boden und Tische lagen. Imre hatte unter den heilsamsten Arzneien, des Glückes, der Liebe und der Zufriedenheit, rasch seine blühende Gesundheit und Kraft erlangt, nicht minder war Hanna wieder die strahlend schöne Jungfrau, die Wiederkehr der schönen Tage der Liebe hatte die reizenden Grübchen, den rosigen Teint wieder hergestellt. Fest umschlungen sich haltend, träumten die Beiden von der ihnen fröhlich entgegenwinkenden Zukunft — die schönsten herrlichsten Träume der Brautleute. — In grellstem Contraste zu den beiden schönen Menschengestalten tauchte so eben eine zwerghaft verwachsene häßliche Figur auf, es war Süßmille, der offiziöse Schalks- und Hochzeitsnarr des Ghettos, zugleich der Ceremonienmeister bei jeder größern Feier; er kam, um dem Brautpaare die Anzeige zu erstatten, daß die Trauung sogleich vor sich gehen werde und unten schon die jungen Leute und die „Unterführer" auf den Chosen warten. — Imre preßte noch einen Kuß auf Hannas Stirne und ging hinab auf die Gasse. — Unten harrten sein die Collegen, die Bochurim, und der Roschhakohol, welcher sich mit dem Rabbi völlig ausgesöhnt, als dieser ihm das Vermächtniß des Hussiten, die 200 Dukaten zur Vertheilung an die Armen übergeben hatte, wodurch des Roschhakohol etwas wankend gewordene Popularität, besonders bei der blos nach panes und nicht nach circenses rufenden Menge hergestellt war. — Dieser und der Vater des Bräutigams hatten das „Unterführen" bei dem Chosen, sie nahmen ihn in die Mitte und gefolgt von den Freunden des Bräutigams begab sich der Zug auf den großen Platz vor der Altneusynagoge. Damals war es noch Usus die Trauung unter freiem Himmel vorzunehmen; Alt und Jung aus dem Ghetto war herbeigeströmt, die meisten schaarten sich um den großen reichgestickten Baldachin, unter welchem sich der Chosen mit den Unterführern aufstellten, während Fanfaren und Paukenschläge ertönten.

Inzwischen ging im großen Zimmer des Rabbinershauses das „Bedecken" vor sich, der Rabbi Pinchas zog Hanna „die goldene Haube" an, was zugleich den zahlreich anwesenden Frauen das Signal zum Beginn eines allgemeinen Weinens und Schluchzens gab, worin besonders Zipora, die alte Maad, Großes leistete, vermuthlich weil sie sich jeder Hoffnung auf diese Haube begeben mußte; auch auf Hannas Thränendrüsen verfehlte die-

ser Rühract seine Wirkung nicht, und Süßmille Narr sah sich genöthigt, ein oft gebrauchtes, sehr energisches Mittel wieder anzuwenden, um der sentimentalen Stimmung ein Ende zu machen. — Auf einen Wink seiner Hand fiel die Musik, wenn man sie so nennen konnte, mit aller ihr zu Gebote stehenden Kraft ein, das Weinen ward glücklich übertäubt, und nunmehr ordnete sich der Frauenzug und ging desselben Weges, wie früher der Chosen, hinab, nur zog diesmal die Musik mit, voran Süßmille, der das „Kallelied" singend, Purzelbäume schoß' und durch allerhand Späße und Schnurren nicht wenig zur Kurzweil der gaffenden Menge beitrug. Dann kamen die sogenannten „Ruthenträgerinnen," sie hatten jede in einem Silbergefäß einen Blumenstrauß, aus welchem buntfärbige, brennende Habdalahs hervorragten, dann folgte Hanna, der die goldene Haube vortrefflich paßte, was ihr auch oben Zipora unter Thränen und Schluchzen gestanden hatte. Der Zug gelangte so bis zu dem Baldachine, die Braut stellte sich dem Bräutigam gegenüber auf, es erfolgte der übliche Ringwechsel, der Rabbi Pinchas verlas mit bewegter Stimme die „Kethuba" [1]), worauf der alte Imre die sieben Segenssprüche rezitirte, denen die rings umherstehende Menge, mit weithin durch die Lüfte dröhnenden Amen antwortete. Der Weiheact war geschlossen, und in derselben Ordnung, mit dem einzigen Unterschiede, daß die Brautleute mit den „Unterführern" vereint, unter Fanfaren und Musikklängen den Zug eröffneten, begab man sich auf den Rückweg. Die Menge strömte nach. Der Festzug war nahe der Synagoge angelangt, als unter der Masse erst Stockung, dann ein Hin- und Rückströmen bemerkbar wurde.

Stehn bleiben, rief eine schallende Stimme.

Der Ruf kam von Feiwel Meschores, der keuchend und in stürmischem Laufe dem Zuge entgegenkam. In fliegenden Worten meldete er, daß „allergnädigste Herrschaften" zu Pferde das Ghettothor passirt und ihm auf dem Fuße folgten.

Der Bestätigung aus anderm Munde über diese im Ghetto noch nie gehörte Kunde, welche deshalb fast ungläubig angehört wurde, bedurfte es nicht, denn gleich darauf ward Pferdegetrappel hörbar, und um die Ecke bogen, zu nicht geringer Verwunderung der lautlos und Kopf an Kopf gedrängten Menge, zwei Edelknaben in herrlicher Tracht und fast gleichzeitig mit ihnen erschienen die Reitenden. In dem Einen, welcher über den vorgebeugten Croup eines edlen Rappen sichtbar ward, erkennen wir Mathias Corvin, mit der Linken griff er sorglich in den reichgeschmückten Zügel eines milchweißen Zelters, der seine jugendliche und schöne Braut, Katharina von Podiebrad im Sattelkorbe trug. —

---

[1]) Morgengabsurkunde.

Wir müßen, wenn auch nur flüchtig in den Gang der Ereigniße zurückgreifen, um dem Leser über die weitern Erlebniße des Freundes Imres, Mathias Corvin, Aufklärung zu geben.

Georg von Podiebrad hatte sein Wort erfüllend, allen ihm zu Gebote stehenden Einfluß angewandt, um in Ungarn die Königswahl auf seinen Schützling zu lenken, und diese Bemühungen wurden vom Erfolge gekrönt.

Insgeheim hatte er den ungarischen Magnaten seinen Gefangenen Mathias als den Tauglichsten zum Könige vorgeschlagen, und so gelang es dem Belgrader Hauptmann Szillagh leicht, in der einberufenen Ständeversammlung die einstimmige Erhebung Corvins auf den ungarischen Königsthron zu bewerkstelligen und die anderen Mitbewerber, Gara und Uilak aus dem Felde zu schlagen.

Aus der Rede, welche Szillagh zu Gunsten Corvins hielt, wollen wir eine Stelle hervorheben, welche einzig und allein aus des Letztern Charakterschilderung, ihm die beste Empfehlung für den Königstitel gab:

„Machet euch kein Bedenken, des vortrefflichen Helden und Statthal„ters Johann von Hunyad Sohn Mathias auf den Königsthron zu setzen. „Seine Kriegserfahrenheit, die er vom Vater erlernt, seine Unerschrocken„heit jeden Feind anzugreifen, seine Unverdroßenheit, Hunger, Durst, Kälte „und Hitze zu ertragen, seine Leutseligkeit, sein wahrer Religionseifer, end„lich seine eigene Liebe gegen sein Vaterland und seine Nation spräche ihm „das Wort.“

Als das Volk hörte, daß Mathias zur Königswürde gelangen sollte, äußerte es ungemeinen Jubel und Freude. Zu gleicher Zeit wurden einige vornehme Ungarn an Georg von Podiebrad abgeschickt, mit dem Auftrag, diesem, die so glücklich auf den jungen Corvin gefallene Wahl zu eröffnen und um die Befreiung ihres nunmehrigen Königs zu bitten.

Bevor noch diese Botschaft anlangte, nahm der Gubernator die Werbung Corvins um Katharinens Hand gnädig an und gab ihr, in der feierlichst stattfindenden Verlobung der Liebenden Folge.

Diese Erhebung Corvins that seinen freundschaftlichen Gefühlen für Imre nicht den mindesten Eintrag, und als der um Mathias Vater so vielfach verdiente alte Isak dem fürstlichen Paare die Einladung brachte, dem Hochzeitsfeste seines Sohnes beizuwohnen, empfingen sie ihn höchst freundschaftlich und sagten ihr Erscheinen zu. Wie wir nun sehen, hatten sie diese Zusage erfüllt. —

Der Bräutigam und sein Vater, von diesem Zeichen der Huld überaus erfreut, traten aus dem Zuge hervor und blieben in ehrfurchtsvoller Stellung vor den Ankommenden stehen. Corvin schwang sich behende vom Rosse und reichte hilfreich Katharinen die Rechte, welche darauf gestützt gewandt aus dem Sattel sprang, während die Pagen den Zaum des Zel-

ters hielten. Beide begrüßten und beglückwünschten den alten und jungen Imre auf das Herzlichste, Mathias bat, die verursachte Störung entschuldigend, sich mit seiner Braut dem Zuge anschließen zu dürfen und als dies geschehen, setzte sich dieser wieder in Bewegung, nur blieb die Menge ruhig und ernst und ließ sich selbst durch Süßmilles Capriolen und Schwänke nicht erschüttern. Die Menge zerstreute sich vor dem Rabbinershause, und der Bräutigam führte die hohen Gäste hinauf in die Wohnung, wo er ihnen seine Braut Hanna vorstellte. Mathias und Katharina fühlten sich von dem Reize dieser anmuthigen Gestalt bezaubert, letztere küßte die Stirne der Lieblichen und brachte ihr nochmals in ungekünstelten Worten ihren Glückwunsch dar, in welchem sie ihres Lebensretters Imre lobend erwähnte. Hanna fühlte ihre anfängliche Verlegenheit bald behoben, sie gab sich ungezwungen dem heitersten Geplauder hin, an welchem nach und nach auch die übrige Gesellschaft, Rabbi Pinchas und der alte Imre theilnahmen.

Es mochte etwa eine Stunde verfloßen sein, als Mathias sich zu Imre hinbeugte und in gedämpftem Tone zu ihm sprach: Euere Verschwiegenheit ist hinlänglich erprobt, so daß ich euch getrost als Beweis meiner Freundschaft und besondern Gewogenheit dieses hier als Hochzeitsgeschenk überreichen kann. Er zog bei diesen Worten eine Pergamentrolle, an welcher mehrere Siegel befestigt waren, aus dem Wammse und sprach fortfahrend: Wiewohl es noch geraume Zeit währen wird, bis ihr, die, in dieser Urkunde euch gewährte Stellung, einnehmen werdet, so wollte ich euer Freund, euere Zukunft schon jetzt sicher stellen. Zur Frist; da ich als euer und der übrigen Ungarn König von hier fortziehe, erfüllet sich diese euch hiemit gegebene Installation als Rabbiner einer der größten Israelitengemeinde Ungarns, und dann ziehet ihr mit mir. — Bis dahin haltet es geheim

Imre war in sprachlos freudigem Staunen und Dankgefühle vor Mathias auf die Knie gesunken und küßte die Hand seines Freundes und nunmehrigen Königs. Er hatte an sich zu halten, um diese freudige Kunde nicht aller Welt zu verkünden. Mathias aber rief nunmehr laut: „Nun folgen die Geschenke meiner Braut!“ Er öffnete das Fenster und that einen gellenden Pfiff hinab, und nicht lange währte es, da kamen die Edelknaben mit mehrern Dienern und brachten den freudig und dankfühlend dastehenden Brautleuten funkelnde Geschmeide, feine Linnen und andere, wahrhaft fürstliche Geschenke.

Mathias und Katharina entzogen sich, freundlichen Abschied nehmend, dem Danke der Vermählten, und bald verkündete der Hufschlag ihrer Pferde ihren Abzug aus dem Ghetto.

Im großen Chassenehause, einer eigens zur Abhaltung der Hochzeitsfeier von der Gemeinde bestimmten Localität, hatten sich indeß die zahlreichen Gäste der Neuvermählten eingefunden und harrten auf das Erscheinen des

jungen Paares. Unter diesen Gästen überragte alle andere wie Saul, um Schulterhöhe, unser ehrenwerthe Salme Klineberg. Diesmal trug er schon ein neues, schönes Barret, das ihm Hanna versprochener Maßen geschenkt, desgleichen einen schönen Mantel, der an den Achseln befestigt, rückwärts flatternd die lange Gestalt bis hinab zu den Füßen bedeckte. Dieser Mantel war das „Chosengeschenk" Imres für seine liebevolle Pflege und Freundschaft. Salme hatte einen kleinen Kreis seiner Intimen um sich versammelt, denen er wohl zum hundertsten Male, nur daß er immer etwas „zusetzte," seine merkwürdigen Erlebnisse im Schlosse erzählte. In diesem Kreise, aus welchem zuweilen eine laute Lache über eine drastisch angebrachte Schnurre Salmes aufschlug, finden wir auch andere bekannte Gesichter, Feiwel Meschores, Jossel Schiffer und Schadchen Phaibisch sammt seiner kugelrunden Frau. Seltsamerweise hatte Phaibisch Schadchen, der aller ledigen Welt die „schönsten und besten" Parthien antrug, sich selbst den größten „Mennwel" [1]) auserlesen, doch unbeschadet dessen, war sie zu seinem Metier wie geschaffen und leistete ihrem Manne hiebei vortreffliche Dienste, sie hatte sogar zuweilen einen guten Einfall für etwas „Passendes."

In einer andern Gruppe, welche die Bachurim unter Senior Eljakim und Bethdinschames Reb Koppelman, bildeten, war der Gesprächsstoff mehr ernsten Inhaltes und bewegte sich wohl um „Hilches Sukke" [2]) was gerade á jour war; denn der bekannte Pilpulton ward in lebhaft angeregter Debatte bald vernehmbar. Der Bethdinschames, bekannt als großer „Gassen" [3]) hielt sich stolz der Debatte fern und stand dabei anscheinend theilnahmlos mit gesenkten Augen, deren Wimpern sich nur dann hoben, wenn eine der hübschen drallen Mägde, welche die Tafel deckten, an ihm vorüber huschte. Die Conversation nahm ein Ende, als die durch den hohen Besuch sich verspätenden Brautleute endlich anlangten. Nun begann man erst sich zur Tafel zu setzen an derem obern Ende Rabbi Pinchas präsidirte, neben ihm sein „Mechuten" der alte Imre und das junge Paar. Die fröhliche heitere Stimmung der Gesellschaft hatte bald ihren Zenith erreicht, als „Süßmille Narr" in schlecht und recht gelungenen Reimen jeden im Kreise portraitirte und hin und wieder Glückwünsche und Apotheosen für die Neuvermählten einflocht.

Auch die Geister des Weines „erfreuten manches Herz" in der Gesellschaft, namentlich zwei waren es, welche im Genuße desselben ein wenig gesündigt, Salme und der Bethdinschames Koppelman und als sie die Welt in überseliger Stimmung wie durch ein rosenfarbiges Glas betrachteten, schmolz ihre alte starre Feindschaft, sie lagen einander in den Armen. Reb Juda Koppelman gelobte, nicht mehr Salme beim Prüfen des Weines und

[1]) Häßliche. [2]) Gesetze über das Laubhüttenfest. [3]) Hochmuthsnarr.

der Mazes zu chikaniren, dieser hingegen versprach sich hinfür jeder boshaften, bissigen Anspielung auf den Bethdinschames zu enthalten. —

In der allerglücklichsten und wonnigsten Stimmung, in Empfindungen, welchen die Sprache nicht Ausdruck zu geben vermöchte, saßen die Beiden durch den Bund der Ehe Vereinten da und Hanna schoß gar oft das Blut in die Wangen, wenn ein in seltsamen Feuer strahlender Blick Imres sie traf.

Unsere Geschichte neigt dem Ende zu, wir haben einen Kampf in den Gegensätzen der Confessionen und der Machthaber mit dem Judenthume, und aus diesem Letztern wieder Charaktere, wie sie durch diesen Kampf nothgedrungenerweise hervorgerufen werden mußten, geschildert. Diese Gegensätze, der geschilderte Kampf, wiewohl in andern Dimensionen, und mit andern Waffen geführt, besteht noch heute, er ist noch nicht ausgekämpft und wird fortgeführt werden, so lange nicht die noch gegenwärtig, gleich manchen in dieser Erzählung auftretenden Personen, gegen Fortschritt und Menschenrechte Ankämpfenden, eines Bessern belehrt sind.

Diese Bemerkung schicken wir dem Ende dieser Erzählung voraus, weil wir das Tendenziöse derselben, welches uns zum Vorwurfe gemacht wurde, damit entschuldigen wollen.

Gehen wir nun an die Vollendung des Zeitgemäldes, das wir entworfen, und berichten wir dem Leser die weitern Schicksale unseres Helden

Imre folgte begleitet von seiner jungen Frau seinem Könige Mathias Corvin, nachdem dieser auf dem Rakoser Felde mit seinem künftigen Schwiegervater Georg von Podiebrad einen, den Ländern Böhmen und Ungarn zum Heil gereichenden Frieden geschlossen. Georg von Podiebrad, später ebenfalls von den Ständen einstimmig zum Könige von Böhmen erwählt, wahrte auch als solcher die Gerechtsame der Juden, sein Freund und Rathgeber Rokyzana sprach jetzt eben so eifrig zu Gunsten der Juden, als er früher sich gegen sie ausgesprochen hatte. Imres edles Benehmen allein hatte diese Wandlung geschaffen. Rabbi Pinchas hatte gleichfalls seinen Vorurtheilen gegen den „Goi" vollständig entsagt, er zog sogar mit der Thorarolle und vereint mit dem Roschhakohol und der Elite der Judengemeinde dem Könige Georg entgegen, als dieser gleich nach seiner Krönung in den „Königshof" (in der heutigen Königshofer Gasse) übersiedelte, und begrüßte und segnete ihn auf dem Ringplatze. —

Imre waltete als Oberhirte einer großen Gemeinde in Ungarn wahrhaft segensvoll, nicht nach der starren Schule Schamais, sondern dem Grundsatze des großen Hillel treu, der in dem einen Satze: „Du sollst deinen Nebenmenschen lieben" das ganze Wesen des Judenthums und seiner Lehre darstellte. Die Freundschaft zwischen ihm König Mathias und seiner Gemahlin, erlosch nie, und seine Stimme galt viel im Rathe der ungarischen Krone.

Jakob W. Pascheles.

Schluß der fünften Sammlung.



Inhaltsverzeichniß

der fünften Sammlung.

Erste Abtheilung.

Zweite Abtheilung.















